Digitized by Google

Philol. 225

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).

MAR 19 1884

Digitized by Google

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

SECHSUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

KARLSRUHE

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1882.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1883.

Digitized by Google

MAR 19 1884

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder	1—7
Vertheilung der Mitglieder nach den Landschaften	7
Festschriften und Geschenke	8
Erste allgemeine Sitzung	9—32
Eröffnungsrede des Präsidenten Direktor Dr. *Wendt* (Karlsruhe)	9—15
Begrüssungen durch den Präsidenten des Grossh. Ministeriums der Justiz, des Cultus und des Unterrichts *Nokk* und Bürgermeister *Schnetzler* (Karlsruhe)	15—16
Vortrag des Direktor Dr. *Genthe* (Hamburg) über die Beziehungen der Griechen und Römer zum Balticum	17—31
Zweite allgemeine Sitzung	32—75
Vortrag des Prof. Dr. *Studemund* (Strassburg) über zwei Parallel-Komödien des Diphilus	33—42
Anhang: Die Fragmente der Plautinischen Vidularia von *W. Studemund* (Strassburg)	43—65
Vortrag des Geheimrath Prof. Dr. *E. Curtius* (Berlin) über die Ausgrabungen in Olympia	66—75
Dritte allgemeine Sitzung	75—135
Vortrag des Direktor Dr. *Hettner* (Trier): Zur Kultur von Germanien und Gallia Belgica	75—92
Geschäftliche Mittheilungen des Prof. Dr. *Eckstein* (Leipzig)	92—95
Vortrag des Privatdocent Dr. *Koch* (Marburg) über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert	95—117
Vortrag des Prof. Dr. *Böckel* (Karlsruhe) über Hermann Köchly	117—135
Vierte allgemeine Sitzung	135—172
Vortrag des Prof. Dr. *Ziegler* (bisher in Baden, jetzt in Strassburg) über die Entstehung der alexandrinischen Philosophie	136—145
Vortrag des Oberlehrer Dr. *Soltau* (Zabern) über den Ursprung von Census und Censur in Rom	146—170
Berichte über die Verhandlungen der Sektionen	170
Schlussworte des Präsidenten Geh. Hofrath Dr. *Wachsmuth*	170—172
Verhandlungen der pädagogischen Sektion	173—227
Erste (konstituierende) Sitzung	174—175
Zweite Sitzung	176—200
Vortrag des Direktor *Schmalz* (Tauberbischofsheim) über den mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache im Gymnasium sowie Verhandlungen darüber	176—187
Vortrag des Prof. Dr. *Schiller* (Giessen) über die Stellung des Griechischen in der preussischen Gymnasial-Reform und das griechische Scriptum in der Maturitätsprüfung	187—200
Dritte Sitzung	201—204
Verhandlungen über den Vortrag von Prof. Dr. *Schiller*	201—204
Vierte Sitzung	204—218
Vortrag des Prof. *Bruno Meyer* (Karlsruhe) über die Kunstwissenschaft und die Mittelschule	204—206
Vortrag des Prof. Dr. *Bihler* (Karlsruhe) über die Methode des französischen Sprachunterrichtes auf den badischen Gymnasien sowie Verhandlungen darüber	206—218
Fünfte Sitzung	219—227
Vortrag des Direktor *Pähler* (Wiesbaden): Zur Begründung einer Resolution sowie Verhandlungen darüber	219—227
Verhandlungen der orientalischen Sektion (Bericht des Sektionsvorstandes Prof. Dr. *Merx*)	228—232
Vortrag des Dr. *Cornill* (Marburg) über die kritische Methode, welche bei Bearbeitung schwieriger, ev. verdorbener alttestamentlicher Texte, speziell des Ezechiel angewendet werden müsse	229—230
Vortrag des Dr. *Teufel* (Karlsruhe) über Schah Tamasp I.	230—231
Vortrag des Prof. Dr. *Schlottmann* (Halle) über den Zusammenhang der altsemitischen mit der ägyptischen und der Runenschrift	231
Vortrag des Prof. *Lefmann* (Heidelberg) über die Stellung der Dynastie der Bharata in dem Veda	231—232

Digitized by Google

	Seite
Verhandlungen der deutsch-romanischen Sektion	233—255
Erste (konstituierende) Sitzung	233—236
Zweite Sitzung	237—247
Vortrag des Vorsitzenden Geh. Hofrath Prof. Dr. *Bartsch* (Heidelberg) über die Gründung germanischer und romanischer Seminare und die Methode kritischer Übungen	237—245
Vortrag des Prof. *Bechstein* (Rostock) über die Floia, das älteste makkaronische Gedicht der deutschen Literatur	245—247
Vortrag des Herrn *F. Armitage* (Heidelberg) über die Deklination der parisyllabica masculina mit drei Endungen im Provenzalischen	247
Dritte Sitzung	247—248
Vortrag des Archivrath *Wülcker* (Weimar) über Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzlei	247—248
Vierte Sitzung	248—255
Vortrag des Dr. *Rieger* (Darmstadt) über Klingers goldenen Hahn	248—250
Vortrag des Prof. *Fischer* (Stuttgart) über den Vokalismus des schwäbischen Dialekts	250—253
Vortrag des Dr. *Kluge* (Strassburg) über deutsche Etymologie	253—255
Verhandlungen der archäologischen Sektion	256—272
Erste (konstituierende) Sitzung	256—262
Vortrag des Hofrath Prof. Dr. *von Urlichs* (Würzburg) über Phidias in Rom	256
Vortrag des Prof. Dr. *Blümner* (Zürich) über den angeblichen „nudus talo incessens“ des Polyklet	257—262
Zweite Sitzung	262—271
Vortrag des Professor Dr. *Holm* (Palermo): Zur Topographie des Rückzuges der Athener von Syrakus 413 v. Chr.	262—271
Dritte Sitzung	271—272
Vortrag des Geheimrath Prof. Dr. *Curtius* (Berlin) über die Rekonstruktion der Giebelfelder des olympischen Zeustempels	271—272
Verhandlungen der philologischen (kritisch-exegetischen) Sektion	273—299
Erste (konstituierende) Sitzung	273—274
Geschäftliches	274
Zweite Sitzung	274—293
Vortrag des Prof. *A. Hug* (Zürich) über Handschriften und Texteskritik in Xenophons Kyropaedie	274—284
Vortrag des Dr. *Hanssen* (Strassburg) über die Gliederung der im Codex Palatinus erhaltenen Sammlung der Anakreontea	284—293
Dritte Sitzung	293—299
Vortrag des Prof. *May* (Offenburg) über Benutzung altklassischer Autoren durch einige Chronisten des Mittelalters	294
Vortrag des Dr. *Galland* (Strassburg) über die Quantitätslehre Herodians	294—299
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion	300—328
Erste (konstituierende) Sitzung	301—307
Vortrag des Prof. *Helmes* (Freiburg) über die Behandlung der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten der Schüler; die Unerlässlichkeit solcher Arbeiten und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur. Eine Mitteilung aus alter Erfahrung	301—307
Vortrag des Prof. Dr. *Bauer* (Karlsruhe): Vorführung einiger physikalischer Apparate	307
Zweite Sitzung	308—328
Vortrag des Prof. *Rebmann* (Karlsruhe) über den naturgeschichtlichen Unterricht im Gymnasium sowie Verhandlungen darüber	308—319
Vortrag des Prof. Dr. *Sachse* (Strassburg) über einige Eigenschaften des ebenen Vierecks und damit verwandter ebener Figuren und von Ebenen begrenzter Körper	319—326
Vortrag des Prof. *Strack* (Karlsruhe) über mathematische Terminologie sowie Verhandlungen darüber	326—328
Verhandlungen der neusprachlichen Sektion	329—334
Vortrag des Prof. *Gutersohn* (Karlsruhe) über den gegenwärtigen Stand der englischen Schulgrammatik sowie Verhandlungen darüber	330—334

Berichtigung.

Seite 15, Zeile 7 und 11 ist zu lesen Stocker statt Stockert.
Seite 135, Zeile 5 v. u. ist zu lesen Sonnabend, den 30. September statt Sonntag, den 30. September.

Verzeichniss der Mitglieder.

Präsidium.

1. *Wendt, Dr., Gymnasialdirector und Oberschulrath. Karlsruhe.
2. Wachsmuth, Dr., Geh. Hofrath und Professor. Heidelberg.

Secretariat.

3. *Bissinger, Professor. Karlsruhe.
4. Brandt, Dr., Privatdocent. Heidelberg
5. Kägi, Dr., Professor. Zürich.
6. Stocker, Professor. Karlsruhe.

Vorsitzende der Sectionen.

7. v. Sallwürk, Dr., Oberschulrath. Karlsruhe. (Pädagogische Section.)
8. Merx, Dr., Professor. Heidelberg. (Orientalische Section.)
9. Bartsch, Dr., Geh. Hofrath und Professor. Heidelberg. (Deutsch-romanische Section.)
10. v. Duhn, Dr., Professor. Heidelberg. (Archäologische Section.)
11. Hartel, Dr., Professor. Wien. (Philologische Section.)
12. Helmes, Dr., Professor. Freiburg i. B. (Mathemat.-naturwissenschaftliche Section.)
13. Lambeck, Dr., Oberlehrer. Köthen. (Neusprachliche Section.)

Mitglieder.

14. Ahleiter, Dr., Professor. Ulm.
15. Ackermann, Alfr., Buchhändler. (B.G. Teubner.) Leipzig.
16. *Adam, Professor. Karlsruhe.
17. Adam, Professor. Urach.
18. Albracht, Dr., Oberlehrer. Pforte o. S.
19. Albrecht, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
20. Albrecht, Dr., Oberschulrath. Strassburg i. E.
21. Amersbach, Professor. Konstanz.
22. Ammann, Gymn.-Dir. Bruchsal.
23. Armbruster, Oberschulrath. Karlsruhe.
24. Armbruster, geistl. Lehrer. Karlsruhe.
25. Armitage. Oxford.
26. Arnold, Professor. Mannheim.

*) Die Mitglieder des Karlsruher Ortsausschosses sind mit * bezeichnet. Es sind folgende: Director Dr. Wendt, Vorsitzender. Bürgermeister Schnetzler. Professor Bissinger, Secretär. Finanzausschuss: Konsul Bielefeld, Vorsitzender, Bankier Kölle, Stabsapotheker a. D. Ziegler. Wohnungsausschuss: Stadtrath Leichtlin, Vorsitzender, Stadträthe Römhildt und Schwindt. Vergnügungsausschuss: Realgymnasiumsdirector Kappes, Vorsitzender, Stadträthe Glaser und Hoffmann; speciell für das Festessen: Professor Lentz; für die Festfahrt: Professor Dr. Büchle; für den Commers: Professoren Dr. Goldschmit, Keim und Rehmann. Empfangsausschuss: Professor Dr. Firnhaber, Vorsitzender, Professoren Adam, Funck, Gutersohn, Hammes, Heim, Dr. Mangelsdorf, Möller, Dr. Stock, Zutt; Dr. Luckenbach, Lehramtsprakt. Fleochaus; Reallehrer Baader, Bender, Bergmann, Bopp, Kemmer, Klumpp, Konrad, Specht, Tritscheler.

Digitized by Google

27. Arnsperger, Ministerialrath. Karlsruhe.
28. Ascherson, Dr., Custos. Berlin.
29. Autenrieth, Dr., Gymn.-Dir. Zweibrücken.

30. Bächle, Professor. Offenburg.
31. Bächtold, Dr., Professor. Zürich.
32. Barack, Dr., Oberbibliothekar. Strassburg i. E.
33. Barack, M. Stuttgart.
34. Barthold, Stadtrath. Karlsruhe.
35. Bartholdy, Realschuldirector. Strassburg i. E.
36. Bartholomä, Dr., Privatdocent. Halle a. S.
37. Bartning, Rentner. Karlsruhe.
Bartsch, Dr., Geh. Hofrath und Professor; s. Sectionsvorstände.
38. Bauer, Dr., Professor. Karlsruhe.
39. Baumann, Lehramtspraktikant. Mannheim.
40. Baur, Director. Kolmar.
41. Bech, Dr., Professor. Zeitz.
42. Becherer, Oberschulrath. Karlsruhe.
43. Bechstein, Dr., Professor. Rostock.
44. Bechstein, Dr., Oberlehrer. Strassburg.
45. Beck, Generalarzt. Karlsruhe.
46. Becker, cand. phil. Heidelberg.
47. Behaghel, Otto, Dr., Professor. Heidelberg.
48. Behaghel, Wilhelm, Dr., Professor. Heidelberg.
49. Behrle, Professor. Offenburg.
50. Behrle, Professor. Rastatt.
51. Bender, Gymn.-Dir. Offenburg.
52. Bender, Dr., Gymn.-Rector. Ulm.
53. *Bender, Lehrer. Karlsruhe.
54. Benecke, Director. Berlin.
55. Benguerel, Director. Strassburg i. E.
56. Berger, Seminardirector. Karlsruhe.
57. *Bergmann, Reallehrer. Karlsruhe.
58. Bernhard, Professor. Hall.
59. Bernouilli, Professor. Basel.
60. Bertram, Dr., Professor. Pforte a. S.
61. Besse, Professor. Kolmar.
62. *Bielefeld, Konsul. Karlsruhe.
63. Bielefeld, Stadtrath. Karlsruhe.
64. Bibler, Professor. Karlsruhe.
Bissinger, Professor. Karlsruhe. S. Secretariat.
65. Blase, Gymn.-Lehrer. Darmstadt.
66. Blatz, Oberschulrath. Karlsruhe.
67. Blaum, Dr, Oberlehrer. Strassburg i. E.
68. Bloch, Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
69. Blümner, Dr., Professor. Hottingen b. Zürich.
70. Böckel, Dr., Professor. Karlsruhe.
71. Böckh, Stadtrath. Karlsruhe.
72. Boldt, Professor. Mannheim.
73. Bolza, Volontär. Freiburg i. B.
74. Bösche, Dr. Frankfurt a. M.
75. Bossler, Dr., Director. Darmstadt.
76. Brambach, Dr., Oberbibliothekar. Karlsruhe.
77. Brandl, Professor. Sinsheim.
78. Brandt, Professor. Baltimore.
Brandt, Dr., Privatdocent. Heidelberg. S. Secretariat.
79. Brünnow, cand. phil. Vevey.
80. Buebenau, Dr., Gymn.-Dir. Rinteln.
81. *Büchle, Dr., Professor. Karlsruhe.
82. Bünger, Professor. Baden.

83. Caspari, Professor. Mannheim.
84. Cathiau, Dr., Gewerbeschulvorstand. Karlsruhe.
85. Christ, Dr., Professor. München.
86. Claasen, Professor. Mannheim.
87. Clemm, Dr., Professor. Giessen.
88. Cornill, Dr., Privatdocent. Marburg.
89. Cramer, Dr., Oberlehrer. Gebweiler.
90. Cramer, Dr., Director. Mülheim a. Rh.
91. Cuers, Dr., Gymn.-Lehrer. Frankfurt a. M.
92. Curtius, Dr., Geh. Rath u. Professor. Berlin.

93. Dammert, Gymn.-Dir. Freiburg i. B.
94. Dammert, Director. Hagenau.
95. Danner, Professor. Mannheim.
96. Dauber, Dr., Professor. Karlsruhe.
97. Deimling, Dr., Professor. Karlsruhe.
98. Demoll, Professor. Kenzingen.
99. Deriehsweiler, Gymn.-Dir. Saargemünd.
100. Desepte, Stadtrath. Karlsruhe.
101. Dewitz, Professor. Offenburg.
102. Dieck, Dr., Oberlehrer. Pforte a. S.
103. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
104. Döhle, Dr., Strassburg i. E.
105. Doll, Prälat. Karlsruhe.
106. Döring, Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
107. Dorn, Oberstudienrath. Stuttgart.
108. Dorn, W., cand. phil. Heidelberg.
109. Dreikorn, Professor. Mannheim.
v. Duhn, Dr., Professor. Heidelberg. S. Sectionsvorstände.
110. Durler, Professor. Achern.
111. Durler, Lehramtspraktikant. Freiburg i. B.
112. Dürr, Dr., Professor. Heilbronn.
113. Dürr, Stadtrath. Karlsruhe.

114. Ebeling, Dr. Berlin.
115. Eckstein, Dr, Geh. Rath u. Rector. Leipzig.
116. Egelhaaf, Dr., Professor. Heilbronn.
117. Eichrodt, Oberamtsrichter. Lahr.
118. Eiselein, Professor. Konstanz.
119. Eisenlohr, Professor. Durlach.

Digitized by Google

120. Eisinger, Director. Mülhausen i. E.
121. Emlein, Professor. Lörrach.
122. Engelhardt, Stadtrath. Karlsruhe.
123. Enthofen, Dr., Strassburg i. E.
124. Erdmann, Dr., Strassburg i. E.
125. Erbardt, cand. phil. Heidelberg.
126. Eymann, Gymn.-Assistent. Zweibrücken.

127. Faltin, Dr., Professor. Barmen.
128. Fecht, Prem.-Lieutenant a. D. Karlsruhe.
129. Fehleisen, Präceptor. Weinsberg.
130. Fell, Dr. Köln.
131. Fertsch, Oberlehrer. Weissenburg i. E.
132. Fink, Professor. Baden.
133. Finzer, Professor. Tauberbischofsheim.
134. *Firnhaber, Dr., Professor. Vorstand der Höh. Bürgerschule. Karlsruhe.
135. Fischer, Dr., Director. Bernburg.
136. Fischer, Dr., Professor. Stuttgart.
137. Flach, Dr., Professor. Tübingen.
138. Fleischer, Gymn.-Oberlehrer. Mülhausen i. E.
139. *Flennhaus, Lehramtspraktikant. Karlsruhe.
140. Föhlisch, Dr., Lehramtspraktikant. Pforzheim.
141. Forschner, stud. phil. Heidelberg.
142. Förstemann, Dr., Hofrath und Professor. Dresden.
143. Forster, Gymn.-Dir. Konstanz.
144. Forstmann, Dr. Strassburg i. E.
145. v. Freyhold, Dr., Professor. Pforzheim.
146. Friedberg, Dr., Rechtsanwalt. Karlsruhe.
147. Friedrich, Professor. Freiburg.
148. Friedrich, W., Gymn.-Lehrer. Mühlhausen i. Thüringen.
149. Frühe, Gymn.-Dir. Baden.
150. Fulda, cand. phil. Frankfurt a. M.
151. *Funck, Professor. Karlsruhe.

152. Galland, Dr. Strassburg i. E.
153. Gantrelle, Professor. Gent.
154. Garlipp, Dr., Professor. Freiburg i. B.
155. Garrecht, Professor. Wertheim.
156. Gehrke, Gymn.-Lehrer. Gebweiler.
157. Geiser, Präceptor. Ellwangen.
158. Genthe, Dr., Gymn.-Dir. Hamburg.
159. Geyer, Dr. Saarburg.
160. Gildemeister, Dr, Professor. Bonn.
161. Glaser, Dr., Reallehrer. Giessen.
162. *Glaser, Stadtrath. Karlsruhe.
163. Goldammer, Gymn.-Lehrer. Karlsruhe.
164. *Goldschmit, Dr., Professor. Karlsruhe.
165. Gons, Gymn.-Lehrer. Durlach.
166. Gossweiler, Dr. Basel.
167. Grimm, Dr., Präsident. Karlsruhe.
168. Greher, Dr., Gewerbeschulnberlehrer. Mülhausen i. E.
169. Grube, Dr., Professor. Pforzheim.
170. Grotz, Präceptor. Stuttgart.
171. Grumbacher, Rechtsanwalt. Karlsruhe.
172. Gruno, Dr., Rector. Biedenkopf.
173. Günther, Professor. Ansbach.
174. Günther, Dr., Bürgermeister. Karlsruhe.
175. *Gutersohn, Professor. Karlsruhe.
176. v. Gutschmid, Dr., Professor. Tübingen.

177. Haas, Lehramtspraktikant. Durlach.
178. Hachtmann, Dr., Professor. Dessau.
179. Hägele, Director. Buchsweiler.
180. Hahn, Professor. Zweibrücken.
181. *Hammes, Professor. Karlsruhe.
182. Hanssen, Dr. Strassburg i. E.
183. Hardeck, Dr., Geh. Legationsrath. Karlsruhe.
184. Hart, Dr., Oberlehrer. Zabern i. E.
Hartel, Dr., Professor. Wien. S. Sectionsvorstände.
185. Hartmann, Dr., Professor. Heilbronn.
186. Hasselbaum, Dr., Professor. Kassel.
187. Hauber, Professor. Stuttgart.
188. Haug, Gymn.-Dir. Mannheim.
189. Häussner, Dr., Professor. Bruchsal.
190. Hehle, Dr., Professor. Ehingen.
191. *Heim, Professor. Karlsruhe.
192. Heinsheimer, Secretär. Karlsruhe.
193. Heintzeler, Präceptor. Böblingen.
194. Heldmann, Dr.. Gymn.-Oberlehrer. Kassel.
Helmes, Professor. Freiburg i. B. S. Sectionsvorstände.
195. Hermann, Dr., Professor. Mannheim.
196. Herrmann, Director. Metz.
197. Herzog, Professor. Stuttgart.
198. Herzog, Dr., Professor. Tübingen.
199. Hettner, Dr., Museumsdirector. Trier.
200. Heuser, Professor. Kassel.
201. Heyer, Dr., Director. Bischweiler.
202. Hilgard, Dr., Lehramtspraktikant. Heidelberg.
203. Himmelreich, Reallehrer. Weimar.
204. Himmelstern, Dr., Professor. Durlach.
205. Höchstetter, Professor. Karlsruhe.
206. Höcker, Lehramtspraktikant. Freiburg i. B.
207. Höfer, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
208. Hoffmann, Lyceallehrer. Strassburg i. E.
209. *Hoffmann, Stadtrath. Karlsruhe.
210. Hoffmann, Lehramtspraktikant. Offenburg.
211. Höhler, Professor. Karlsruhe.
212. Holder, Dr., Hofbibliothekar. Karlsruhe.

Digitized by Google

213. Holdermann, Professor. Karlsruhe.
214. Holländer, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.
215. Holm, Professor. Palermo.
216. Holtzmann, Dr., Professor. Freiburg i. B.
217. Holtzmann, Lehramtspraktikt. Freiburg i. B.
218. Hornburg, Dr., Oberlehrer. Metz.
219. Hoyer, Stadtrath. Karlsruhe.
220. Hug, A., Professor. Zürich.
221. Hug, Th., Dr., Professor. Zürich.
222. Hüttemann, Oberlehrer. Strassburg i. E.

223. Ihne, Dr., Professor. Heidelberg.
224. Imhoof-Blumer, Dr. Winterthur.

225. Jäger, Professor. Mannheim.
226. v. Jan, Oberlehrer. Saargemünd.
227. John, Dr., Professor. Hall i. W.
228. Jolly, Dr., Exc., Staatsminister a. D. Karlsruhe.
229. Joos, Geh. Referendär. Karlsruhe.
230. Jülg, Dr., Professor. Innsbruck.

Kägi, Dr., Professor. Zürich. S. Secretariat.
231. Kaiser, Dr., Oberlehrer. Elberfeld.
232. Kannengiesser, Dr. Strassburg i. E.
233. *Kappes, Realgymnasiumsdirector. Karlsruhe.
234. Kaufmann, Dr. Strassburg i. E.
235. Kautt, Stadtrath. Karlsruhe.
236. Kautzmann, Lehramtspraktikt. Heidelberg.
237. Keim, Bahninspector a. D. Karlsruhe.
238. *Keim, Professor. Karlsruhe.
239. Keiper, Dr., Gymn.-Lehrer. Zweibrücken.
240. v. Keller, Professor. Tübingen.
241. Keller, Professor. Ettlingen.
242. Keller, Professor. Freiburg i. B.
243. Kiefer, Professor. Karlsruhe.
244. Kienitz, Dr., Professor. Karlsruhe.
245. Kilian, stud. phil. Karlsruhe.
246. Kinkel, Dr. Zürich.
247. Klein, Dr., Lehramtspraktikant Karlsruhe.
248. Kluge, Dr., Privatdocent. Strassburg i. E.
249. Knapp, Dr., Professor. Ulm.
250. Kneis, Dr., Reallehrer. Freiburg i. B.
251. Koch, Professor. Freiburg i. B.
252. Koch, Dr., Privatdocent. Marburg.
253. Köhler, Professor. Tauberbischofsheim.
254. Kölbing, Dr., Professor. Breslau.
255. Kölitz, Assistent. Karlsruhe.
256. *Kölle, Bankier. Karlsruhe.
257. Kösch, Professor. Heilbronn.
258. Kossmann, Hofrath. Karlsruhe.
259. Kossmann, stud. phil. Karlsruhe.
260. Kramer, Secretär. Karlsruhe.
261. Kränkel, Gymn.-Dir. Donaueschingen.
262. Krempp, Professor. Rastatt.
263. Krohn, H. Paris.
264. Krohmayer, Gymn.-Dir. Weissenburg i. E.
265. Krüger, Dr., Schulrath. Dessau.
266. Krüger, Lyceallehrer. Metz.
267. Krummacher, Dr., Director. Kassel.
268. Kuhn, Dr., Professor. München.
269. Kuhn, Gymn.-Dir. Rastatt.
270. Kühne, Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.
271. Kuntze, Professor. Karlsruhe.

Lambeck, Dr., Oberlehrer. Köthen. S. Sectionsvorstände.
272. Lang, Professor. Offenburg.
273. Lange, Dr., Gymn.-Lehrer. Kassel.
274. Langenbeck, Dr., Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
275. Lauter, Oberbürgermeister. Karlsruhe.
276. Lechner, Professor. Ansbach.
277. Lefmann, Dr., Professor. Heidelberg.
278. *Leichtlin, Stadtrath. Karlsruhe.
279. Lempfried, Gymn.-Lehrer. Saargemünd.
280. *Lentz, Professor. Karlsruhe.
281. Levis, Kaufmann. Karlsruhe.
282. Lindner, Dr. Leipzig.
283. Löblein, Dr., Rector. Karlsruhe.
284. Lohmeyer, Dr., Bibliothekar. Kassel.
285. *Luckenbach, Dr. Karlsruhe.
286. Ludwig, Dr., Gymn.-Lehrer. Bremen.
287. Luthmer, Oberlehrer. Zabern. i. E.
288. Lüttgert, Dr., Director. Lingen.

289. Maier, Professor. Tübingen.
290. Maier, A., Professor. Karlsruhe.
291. Maier, Lehramtspraktikant. Bruchsal.
292. Maisch, cand. phil. Tübingen.
293. *Mangelsdorf, Dr., Professor. Karlsruhe.
294. Mathy, Professor. Mannheim.
295. Maurer, Diaconus. Emmendingen.
296. May, Professor. Offenburg.
297. Mayer, Stadtrath. Karlsruhe.
298. Mayer, K. A., Director a. D. Karlsruhe.
299. Meess, Stadtrath. Karlsruhe.
300. Meichelt, Professor. Offenburg.
301. Merker, stud. phil. Wittenberg.
Merx, Dr., Professor. Heidelberg. S. Sect.-Vorstände.
302. Meyer, Bruno, Dr., Professor. Karlsruhe.
303. Meyer, Robert, Dr., Professor. Karlsruhe.
304. Meyer v. Waldeck, Collegienrath Heidelberg.
305. Michel, Dr., Gymn.-Lehrer. Hagenau.
306. Milinovsky, Oberlehrer. Weissenburg i. E.
307. Mohl, Praceptor. Stuttgart.

Digitized by Google

308. Mohr, Professor. Lahr.
309. Möller, Oberlehrer. Metz.
310. Möry, Professor. Karlsruhe.
311. Möhlhäuser, Lehramtspraktikt. Mannheim.
312. Müller, Professor. Bruchsal.
313. Müller, Dr., Professor. Halle a. S.
314. *Müller, Professor. Karlsruhe.
315. Möller, Professor. Metz.
316. Müller, K. K. Assistent a. d. Universitäts-Bibliothek. Würzburg.
317. Möller-Strübing. London.

318. Neff, Progymn.-Dir. Durlach.
319. Neff, Professor. Freiburg i. B.
320. Neitzert, Dr., Gymn.-Lehrer. Weimar.
321. Nerlinger, Stadtrath. Karlsruhe.
322. Nestle, Dr., Diaconus. Münsingen.
323. Neumann, Professor. Freiburg i. B.
324. Nick, Dr. Darmstadt.
325. Niemann, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
326. Nissen, Dr., Professor. Strassburg i. E.
327. Nokk, Präsident des Ministeriums der Justiz, des Kultus u. des Unterrichts. Karlsruhe.
328. Nöldecke, Th., Professor. Strassburg i. E.
329. Nusch, Professor. Speier.
330. Nusshaum, Dr., Gymn.-Lehrer. Mülh. i. E.

331. Obertimpfler, Stadtpfarrer. Karlsruhe.
332. Oehler, Lehrer. Strassburg i. E.
333. Ortmann, Dr., Conrector. Schleusingen.
334. Oezer, Dr., Professor. Karlsruhe.
335. Oster, Dr., Seminardirector. Ettlingen.
336. Oesterlen, Rector. Stuttgart.

337. Pähler, Dr., Gymn.-Dir. Wiesbaden.
338. Palm, Professor. Mannheim.
339. Pauli, Dr., Gymn.-Rector. Uelzen.
340. Pax, Dr., Professor. Konstanz.
341. v. Pezold, Privatier. Karlsruhe.
342. Pfaff, Dr., Professor. Karlsruhe.
343. Pielmann, Professor. Pforzheim.
344. Planck, Dr., Oberstudienrath. Stuttgart.
345. Plattner. Königshofen bei Strassburg i. E.
346. Platz, Professor. Karlsruhe.
347. Platz, Professor. Pforzheim.
348. Plew, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.
349. Prächter, Gymn.-Lehrer. Durlach.
350. Prezsel, Dr., Gymn.-Rector. Heilbronn.
351. Prien, Dr., Professor. Lübeck.
352. zu Putlitz, Exc., Generalintendant. Karlsruhe.
353. Rauch, Dr., Hofrath u. Professor. Wertheim.
354. *Rehmann, Professor. Karlsruhe.
355. Reimer, Buchhändler. Berlin.
356. Reinhardt, Gymn.-Oberlehrer. Frankfurt a. M.
357. Rettinger, Professor. Bruchsal.
358. Renes, Dr., Prof. Neuhof bei Strassburg i. E.
359. Reuss, Dr., Professor. Pforzheim.
360. Renss, Pianist. Karlsruhe.
361. Rheinhard, Professor. Stuttgart.
362. Richter, Professor. Zweibrücken.
363. Rieger, Dr. Alsbach.
364. Riese, Dr., Professor. Frankfurt a. M.
365. Riester, E., Lehrer. Mutterstadt.
366. Riester, G., Studienlehrer. Winnweiler.
367. Rietelhuber, Professor. Strassburg.
368. Ritter, Professor. Heidelberg.
369. v. Rohden, Dr. Hagenau.
370. *Römhildt, Stadtrath. Karlsruhe.
371. Rösch, Professor. Heilbronn.
372. Röiger, Dr., Professor. Konstanz.
373. Rosshirt. Kolmar.
374. Rothmund, Professor. Karlsruhe.

375. Sachse, Dr., Professor. Strassburg.
376. Sadée, Professor. Freiburg i. B.
v. Sallwörk, Dr., Oberschulrath. Karlsruhe. S. Sectionsvorstände.
377. Sarrazin, Dr., Lehramtspraktikant. Baden.
378. Schady, Dr., Univ.-Bibliothek. a. D. Heidelberg.
379. Schäfer, Gymn.-Lehrer. Linden b. Hannover.
380. Schäfer, Gymn.-Lehrer. Kolmar.
381. Schambach, Professor. Altenburg.
382. Schanzenbach, Professor. Stuttgart.
383. Schauenburg, Dr., Gymn.-Dir. Crefeld.
384. Schauenburg, Verlagsbuchhändler. Lahr.
385. Scheffer-Boichorst, Dr., Professor. Strassburg i. E.
386. Schiller, Dr., Gymn.-Dir. Giessen.
387. Schindler, Kreisschulrath. Baden.
388. Schirmer, Oberlehrer. Metz.
389. Schlegel, Dr., Gymn.-Dir. Wertheim.
390. Schlottmann, Professor. Halle a. S.
391. Schmalz, Progymn.-Dir. Tauberbischofsheim.
392. Schmezer, Professor. Mannheim.
393. Schmidt, Subrector. Pirmasenz.
394. Schmidt, Dr., Professor. Wien.
395. Schmitt, Professor. Freiburg.
396. Schmitt, Dr., Buchhändler (B. G. Teubner). Leipzig.
397. Schneider, Dr., Gymn.-Dir. Pforzheim.
398. *Schnetzler, Bürgermeister. Karlsruhe.
399. Schöll, F., Dr., Professor. Heidelberg.
400. Schöll, R., Dr., Professor. Strassburg i. E.
401. Schönfliez, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
402. Schrader, Dr., Gymn.-Lehrer. Mülhausen i. E.
403. Schröder, Dr. Strassburg i. E.
404. Schuler, Dr., Professor. Rastatt.

Digitized by Google

405. Schulteee, Dr., Professer. Strassburg i. E.
406. Schumacher, Professor. Karlsruhe.
407. Schumann, Dr., Strassburg i. E.
408. *Schwindt, Stadtrath. Karlsruhe.
409. Schwindt, Fabrikant. Karlsruhe.
410. Seeberg, Pastor. Karlsruhe.
411. Seidenadel, Dr., Professor. Rastatt.
412. Seitz, Professor. Donaueschingen.
413. Seldner, Dr., Professer. Mannheim.
414. Settegast, Dr., Professor. Riesbach b. Zürich.
415. Seyhold, cand. theol. Tübingen.
416. Siekel, Reallehrer. Strassburg i. E.
417. Siekinger, cand. phil. Heidelberg.
418. Siebeck, Professer. Basel.
419. Silbereisen, Professer. Lahr.
420. Simon, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.
421. Simon, G. H. Berlin.
422. Sittl, Dr. München.
423. Sitzler, Dr., Professor. Tauberbischofsheim.
424. Sixt, Gymn.-Lehrer. Stuttgart.
425. Slavyk, Dr. Strassburg i. E.
426. Smend, Professor. Basel.
427. Socin, Dr., Professor. Basel.
428. v. Seden, Dr., Professor. Reutlingen.
429. Sohnke, Dr., Professor. Karlsruhe.
430. Soldan, Dr., Professor. Basel.
431. Soltau, Dr., Oberlehrer. Zabern i. E.
432. Specht, Rector. Karlsruhe.
433. Speck, Gymn.-Lehrer. Echternach.
434. Spemann, Dr., Bürgermeister.
435. Stadtmüller, Professor. Heidelberg.
436. Steiert, Professor. Rastatt.
437. Steinhauer, Gymn.-Lehrer. Rastatt.
438. Stelzner, Professor. Pforzheim.
439. Stern, Professer. Pforzheim.
440. Stiehter, Professer. Zweibrücken.
441. Stjernström, Bibliotheksassistent. Upsala.
442. *Stock, Dr., Professor. Karlsruhe.
Stecker, Professor. Karlsruhe. S. Secretariat.
443. Stösser, Professor. Baden.
444. Stoy, Professor. Jena.
445. Strack, Dr., Professer. Karlsruhe.
446. Studemund, Dr., Professor. Strassburg i. E.
447. Stutzer, Gymn.-Lehrer. Barmen.
448. Suhle, Dr., Gymn.-Lehrer. Dessau.
449. Süpfle, Dr., Professor. Metz.
450. Surher, Dr., Gymn.-Lehrer. Zürich.
451. Süsskind, Gymn.-Lehrer. Stuttgart.

452. Tauher, Oberlehrer. Bischweiler.
453. Teufel, Dr. Karlsruhe.
454. Thilo, Professor. Heidelberg.
455. Thoma, Professor. Gent.
456. Thorbecke, Dr., Professor. Heidelberg.
457. Thurneysen, Dr. Basel.
458. Tomaszewski, Dr., Gymn.-Dir. Konitz.
459. Trautz, Kreisschulrath. Karlsruhe.
460. Treiber, Professor. Heidelberg.
461. Treutlein, Professor. Karlsruhe.
462. Tröbst, Dr. Hameln.
463. Trübner, Buchhändler. Strassburg i. E.
464. Trück, Professor. Karlsruhe.
465. Trunk, Professer. Offenburg.
466. Turhan, Exc., Staatsminister. Karlsruhe.

467. Uhlig, Dr., Gymn.-Dir. Heidelberg.
468. Ullmann, Professor. Baden.
469. v. Ungern-Sternberg, Geh. Rath. Karlsruhe.
470. v. Urliche, Dr., Hofrath u. Prof. Würzburg.

471. Veil, Dr., Professor. Stuttgart.
472. Vierordt, Stadtrath. Karlsruhe.
473. Vierordt, Dr. Karlsruhe.
474. Vogel, Dr., Professer. Leipzig.
475. Vogel, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
476. Vogelgesang, Realgymn.-Dir. Mannheim.
477. Vogt, Dr., Gymn.-Dir. Kassel.
478. Vorländer, Dr., Oberlehrer. Saarburg.

479. Waag, stud. phil. Karlsruhe.
Wachsmuth, Dr., Geh. Hofrath u. Professor. Heidelberg. S. Präsidium.
480. Waeker, Professor. Durlach.
481. Wackernagel, Professor. Basel.
482. Wagner, Dr., Geh. Hofrath u. Oberschulrath. Karlsruhe.
483. Wagner, Dr., Privatdocent. Erlangen.
484. Wallraff, Oberschulrath. Karlsruhe.
485. Weher, Dr., Professer. Heidelberg.
486. Weber, Stadtrath. Karlsruhe.
487. Wegehaupt, Gymn.-Dir. Neuwied.
488. Weiland, Gymn.-Dir. Lahr.
489. Weissenborn, Dr., Professor. Mühlhausen i. Thüringen.
490. Weizsäcker, Dr. Ludwigsburg.
Wendt, Dr., Gymn.-Dir. u. Oberschulrath. Karlsruhe. S. Präsidium.
491. Westerburg, Gymn.-Lehrer. Barmen.
492. Wichmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Mülhausen i. E.
493. Widmann, Stadtrath. Karlsruhe.
494. Wiener, Dr., Lehramtspraktikant. Karlsruhe.
495. Wilckens, Professer. Lahr.
496. v. Wildenradt. Pforzheim.
497. Wildermann, Dr., Gymn.-Oberl. Saargemünd.
498. Wilser, Dr., prakt. Arzt. Karlsruhe.
499. Windeck, stud. phil. Hirschberg.

Digitized by Google

500. **Windhane**, Dr. Darmstadt.
501. **Windisch**, Dr., Professor. Leipzig.
502. **Wingerath**, Dr., Realschuldir. Strassburg i. E.
503. **Winnefeld**, stud. phil. Karlsruhe.
504. **Winterling**, Dr., Professor. Erlangen.
505. **Winttorlin**, Professor. Stuttgart.
506. **Winzer**, Dr., Professor. Mannheim.
507. **Wirz**, Dr., Professor. Zürich.
508. **Wissmann**, Gymn.-Lehrer. Weissenburg.
509. **Witte**, Dr. Strassburg i. E.
510. **Wizemann**, Dr., Professor. Stuttgart.
511. **Wolpert**, Studienlehrer. Augsburg.
512. **Wülcker**, Dr., Archivar. Weimar.
513. **Wunder**, Stadtrath. Karlsruhe.
514. **Wundt**, Stadtrath. Karlsruhe.
515. **Zangemeister**, Dr., Professor. Heidelberg.
516. **Zelle**, Dr., Oberlehrer. Berlin.
517. **Zepf**, Lehramtspraktikant. Pforzheim.
518. **Ziegler**, Dr., Professor. Strassburg.
519. ***Ziegler**, Stabsapotheker a. D. Karlsruhe.
520. **Ziemer**, Dr., Oberlehrer. Kolberg.
521. **Zimmermann**, Dr, Gymn.-Rector. Basel.
522. **Zöller**, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
523. **Zürn**, Professor. Rastatt.
524. ***Zutt**, Professor. Karlsruhe.

Vertheilung der Mitglieder nach den Landschaften.

Es nahmen Theil

aus	**Karlsruhe**	126
„	Baden excl. Karlsruhe	134
	Baden überhaupt	**260**
„	Elsass-Lothringen	85
„	Württemberg	43
„	Bayern	21
„	Grossh. Hessen	7
„	Preussen, Prov. Hessen-Nassau	17
„	„ „ Rheinland	10
„	„ „ Sachsen	11
„	„ „ Brandenburg (sämmtlich aus Berlin)	7
„	„ „ Hannover	4
„	„ „ Schlesien	2
„	„ „ Pommern	1
„	„ „ Westpreussen	1
	(aus Preussen insgesammt 53.)	
„	Königreich Sachsen	8
„	den sächs. Herzogthümern	6
„	Anhalt	6
„	Mecklenburg	1
„	Hamburg, Bremen, Lübeck je 1	3
	Aus dem deutschen Reich	**493**
„	der Schweiz	19
„	Oesterreich	3
„	Belgien	2
„	Luxemburg	1
„	Frankreich	1
„	Italien	1
„	Schweden	1
„	England	2
„	Amerika	1
	Im Ganzen	**524**

Aus Karlsruhe 24 pCt.

Digitized by Google

Festschriften und Geschenke.

Festschrift zur XXXVI. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner zu Karlsruhe in den Tagen vom 27.—30. September 1882. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. Karlsruhe 1882. 121 S. 4°. Vom Grossh. Oberschulrate.

Inhalt: Prof. Funck in Karlsruhe: Die badische societas latina. — Prof. Baumann in Mannheim: Die antiken Marmorskulpturen des Grossh. Antiquariums zu Mannheim. — Prof. Schmitt in Freiburg: Qua ratione veteres et quot inter actores Terentii fabularum in scena edendarum partes distribuerint. — Prof. Stadtmüller in Heidelberg: Emendationes in poetis graecis. — Dir. Schmalz in Tauberbischofsheim: Ueber den Sprachgebrauch des Asinius Pollio. — Prof. Schellhammer in Wertheim: Ueber aequivalente Abbildungen räumlicher Gebilde.

Festschrift zur Begrüssung der in Karlsruhe vom 27.—30. September 1882 tagenden XXXVI. Philologen-Versammlung, verfasst von den philologischen Collegen an der Heidelberger Universität. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 124 S. 8°.

Inhalt: C. Wachsmuth: Die Wiener Apophthegmensammlung. — F. Schöll: Zu den sogenannten Proverbia Alexandrina des Pseudo-Plutarch (cod. Laur. pl. 80, 13). — G. Uhlig: Zur Wiederherstellung des ältesten occidentalischen Compendiums der Grammatik. — K. Zangemeister: Die Periochae des Livius. — F. von Duhn: Bemerkungen zur Würzburger Phineusschale. Mit 2 Abbildungen.

Festlieder, den Mitgliedern der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet. Karlsruhe, 27.—30. September 1882. 32 S. 12°.

Illustrierter Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. VIII u. 87 S. 8°. mit 2 Karten. (Von der Stadt Karlsruhe gegeben.)

Wegweiser durch das Grossh. Sammlungsgebäude, herausg. von der Verwaltung desselben. 4 S. 8°.

Führer durch die Grossh. vereinigten Sammlungen zu Karlsruhe, herausg. von dem Grossh. Conservator der Alterthümer. Karlsruhe 1881. IV. und 99 S. 8°.

Der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Karlsruhe überreicht von der Redaction und dem Verlag der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Trier 1882. 32 S. 8°.

Inhalt: W. Harster, Broncegeräthe aus Rheinzabern nebst 2 Tafeln. Dazu Nr. 10 des Correspondenzblattes dieser Zeitschrift.

Philologische Rundschau, herausg. von C. Wagener und E. Ludwig. Bremen 1882. II. Jahrg. Nr. 40., überreicht von der Verlagshandlung von M. Heinsius in Bremen.

Philologische Wochenschrift, herausg. von W. Hirschfelder. II. Jahrg. Nr. 14. 8. April 1882.

Das System der deutschen Sprache. Von K. Kärcher. Karlsruhe 1882. 31 S. 8°. (50 Exemplare für die pädagogische Section.)

Beiträge zur Wielandbiographie. Aus ungedruckten Papieren, herausg. von H. Funck. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 55 S. 8°. (20 Exempl. für die germ.-romanische Section.)

Eumenius von Augustodunum und die ihm zugeschriebenen Reden. Der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet von S. Brandt. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 46 S. 8°. (25 Exempl. für die philologische Section.)

La lumière électrique, journal universel d'électricité par M. Th. du Moncel. 1881. Nr. 2. (50 Exempl. für die mathem.-naturw. Section.)

Zur Geschichte und Theorie der Abbildungsmethoden. Von W. Fiedler. 51 S. (10 Exempl. für die mathem.-naturw. Section.)

Die Saadjanische Uebersetzung des Hohen Liedes ins Arabische von A. Merx. — *Ibn Duraid's kitâb Almalâhin* von H. Thorbecke. Festschrift für die orientalische Section der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Karlsruhe am 26. bis 29. September 1882. Heidelberg 1882. 76 S. 4°.

The Madras journal of literature and science for the year 1881. ed. by G. Oppert. Madras and London 1882. 337 S. 8°. (1 Exempl.)

Zur Reform des höheren Unterrichtswesens. Von P. W. Forchhammer. Kiel 1882. 24 S. 8°. (50 Exempl.)

Tageblatt der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Karlsruhe 1882. Redigirt von Prof. Bissinger und Dr. Brandt. Nr. 1—5. Dinstag 26. bis Samstag 30. September.

Digitized by Google

Erste allgemeine Sitzung

am Mittwoch den 27. September 1882, Vormittags 9 Uhr im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Die Sitzung wird von dem Präsidenten, Herrn Director Dr. Wendt, mit folgender Ansprache eröffnet:

Hochgeehrte Herren!

Ein Jahr später, als auf der 35. Stettiner Versammlung beschlossen wurde, vereinigt Karlsruhe in diesen Tagen die deutschen Philologen und Schulmänner. Auch wenn die damals abgegebene Erklärung nicht schon der Hindernisse erwähnt hätte, welche für 1881 obwalteten, hätte die Verschiebung erfolgen müssen. Gerade in den Herbsttagen des vorigen Jahres war unsere Stadt der Schauplatz anderer Festlichkeiten, welche auf die ausschliessliche Teilnahme der Bevölkerung ein volles Recht hatten. Nicht einmal die äusseren Schwierigkeiten der Beschaffung des Lokals, der Einquartierung u. a. wären zu überwinden gewesen. Vor allem hätten wir auf diejenige Beteiligung unserer Mitbürger verzichten müssen, ohne welche solchen festlichen Tagen der eigentliche Reiz und der gemüterfreuende Hintergrund fehlt.

Freilich setzt uns die Verzögerung der Gefahr aus, dass Sie nach der längeren Unterbrechung mit allzu gesteigerten Erwartungen zu uns kommen. Und doch werden Sie manches, was frühere Philologentage auszeichnete, hier nicht finden. Das badische Land wird ja den meisten von Ihnen längst bekannt sein. Wenn auch viele nur im Hindurcheilen einen flüchtigen Blick darauf geworfen haben, so werden Sie doch die grosse Heimatsliebe der Einwohner verstehn. In der That ist die Zahl derjenigen Badener nicht ganz gering, welche es kaum begreifen können, dass Deutsche auch im Norden und vollends im Nordosten des Vaterlands ein menschenwürdiges Dasein zu führen glauben. Dieselben aber, welche die Vorzüge ihres „Ländles“ so gut kennen, halten von ihrer Hauptstadt eigentlich nicht viel. Und es ist wahr, schöner wäre es, wenn sich jener Markgraf Karl von Baden-Durlach vor 167 Jahren seine neue Residenz lieber etwas näher dem Schwarzwald oder dem Rhein gegründet hätte. Zudem entwarf er den bekannten Plan von geradezu erschreckender Regelmässigkeit, und die einzelnen Strassen sahen einander so gar verzweifelt ähnlich. Wie kann man sich wundern, wenn Goethe 1779 bei der Abreise von hier klagt: „Die Langeweile hat sich (dort) von Stund zu Stund verstärkt.“ Reichte doch das „holde Karlsruhe“ — so nennt es Frl. v. Klettenberg einmal — nur vom Schlosse bis an den jetzigen Marktplatz. Nach dem Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts kamen nun die Zeiten einer höchst eigentümlichen Renaissance. Aber nicht glücklich wetteiferte die Säulenfaçade der Marktkirche mit dem griechischen Parthenon, und niemand wird behaupten, dass die Pyramide des Marktes oder der genau

Digitized by Google

ebenso imposante nahe Obelisk den Eindruck des Erhabenen machen. Ausser diesen aber erinnerte in der ganz modernen Stadt nichts an die Vorzeit, es müssten denn die alten Stämme sein, die im Innern und der Umgegend noch vom ursprünglichen Walde stehen geblieben sind. Kein malerisches altes Gemäuer, keine romanische oder gotische Kirche mahnt an das Mittelalter; an der Geschichte des Humanismus, zu welcher der Vorsitzende der Philologenversammlung 1865 in seiner Eröffnungsrede Beiträge aus der Vergangenheit Heidelbergs brachte, hat Karlsruhe noch nicht teilnehmen können. Auch sonst vermag des letzteren Umgebung mit der Lieblichkeit des Neckarthals, mit dem köstlichen Bergpanorama von Freiburg nicht zu wetteifern.

Und dennoch hoffen wir, dass Sie die Wahl Ihres Festortes nicht bereuen werden; dass es unserer Stadt gelingen werde, manch ungerechtes Vorurteil zu widerlegen.

Reizlos ist die Natur in unserer Umgebung keineswegs; kräftiger Baumwuchs und ausgedehnter Waldschatten erfreuen den Wanderer; auch im Innern ist die anmutige Unterbrechung der Steinmassen durch grüne Wipfel und Gartenanlagen noch nicht geschwunden. So kurz die Geschichte unserer Stadt sein mag — wir haben uns derselben nicht zu schämen. Der Fürst, dessen ehernes Bild vor dem Schlosse steht, Karl Friedrich, war einer der edelsten seiner Zeit und nahm auch an der Entwickelung unserer Litteratur lebendigen Anteil. Allmählich erweiterte nun die badische Hauptstadt ihren Umfang, sie ward stattlicher und ist namentlich in den letzten Jahrzehnten offenbar in ein ganz neues Stadium getreten. In der Hauptsache blieb sie freilich immer noch was sie war, eine kleine deutsche Residenz; sie wurde kein Stapelplatz des Handels, kein Centrum der Wissenschaft oder Vorort deutscher Kunst. Aber ebenso wenig blieb ihr von dem etwas fern, was die Blüte einer Stadt ausmacht. Auffallend hat sich ihr Aeusseres verschönt, stattliche Gebäude beweisen gesteigerten Wohlstand. Reichhaltige, wohlgeordnete Sammlungen bekunden sorgsame Pflege der Kunst und Wissenschaft. In so manchem Staatsbau wie in den geräumigen Parkanlagen verrät sich geläuterter Kunstgeschmack, und unter den Gelehrten und Künstlern, die in unsrer Stadt gewohnt haben und wohnen, ist so mancher weit gefeierte Name. So erfreut, meinen wir, Karlsruhe durch den unverkennbaren Eindruck eines kräftigen Fortschreitens. Aber auch in der inneren Entwickelung waren die letzten Decennien für das ganze Land eine Zeit reichen Segens. Hatte sich schon vorher in Baden ein freieres politisches Leben geregt, so verband sich damit nun die entschieden nationale Richtung. Schon ehe das neue Reich begründet war, erklärte unser Grossherzog, sein Entschluss stehe fest, der nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben. Das ist geschehen, und damit verband sich eine ebenso planvolle als gemässigte Gesetzgebung. Von jener echten Freimütigkeit eingegeben, welche alle schlummernden Kräfte zur selbstthätigen Entwickelung ruft, entsprach diese ganz dem mild humanen Wesen eines Fürsten, dem jeder Fortschritt der geistigen Bildung ebenso Herzenssache ist, als das materielle Gedeihen seines Volkes.

Auch dem Unterrichtswesen des Landes hat sich die ganze Richtung der gegenwärtigen Regierung förderlich erwiesen. Vor nunmehr etwa 15 Jahren begann auf diesem Gebiete eine Neugestaltung, welche seitdem im Wesentlichen stehen geblieben ist. Es war dabei nicht die Absicht, alle Schuleinrichtungen in genaue Uebereinstimmung mit denen anderer Länder zu bringen. Einförmigkeit ist vielleicht auf keinem Gebiete so wenig wünschenswert als auf diesem. Aber im Wesentlichen lenkte man doch mit voller Entschiedenheit in die Bahnen, auf denen sich anderweit das deutsche Schulwesen

Digitized by Google

bewegte. An den humanistischen Anstalten wurde der altklassische, namentlich der griechische Unterricht verstärkt, an Stelle der früher drohenden Verflachung grössere Gründlichkeit gefordert, den philologischen Studien überhaupt diejenige Geltung und Ausdehnung beigelegt, ohne welche im Grunde doch alle den alten Sprachen zugewandte Mühe eine verlorene ist. Wurde selbst im Volksschulwesen das Princip der gemischten Schule durchgeführt, so verstand es sich fast von selbst, dass an den höheren Unterrichtsanstalten die Stellung der Lehrer gesetzlich für unabhängig von der Confession erklärt wurde; und dieser Zustand ist bei uns längst der selbstverständliche. — Ueber den Erfolg aller dieser Massnahmen zu urteilen, ziemt niemand weniger als uns selbst. Hoffentlich aber spricht der lebendige Eifer der Fachgenossen so wie das Interesse und die Freudigkeit, mit welcher diese Versammlung in unseren Mauern aufgenommen wird, dafür, dass wir an wissenschaftlichem Sinn nicht hinter dem übrigen Deutschland zurückgeblieben sind. Wir sind stolz darauf, so manchen Meister unsrer Wissenschaft und eine so grosse Zahl mitstrebender Genossen in unsrer Mitte zu sehen. Wir dürfen versichern, dass auch unsre Mitbürger diese Versammlung als eine Ehre empfinden, und wie bereits eine nicht geringe Anzahl derselben mit freundlichster Bereitwilligkeit unsre Vorbereitungen unterstützt hat, so kommt auch unseren Verhandlungen belebende und erfreuliche Teilnahme entgegen.

Gegen frühere Zeiten dürfte sich allerdings die Bedeutung der Philologenversammlungen allmählich etwas geändert haben. Mit frohem Danke empfinden wir, dass es nicht mehr solcher Anlässe bedarf, um an des Vaterlands Einheit zu erinnern. Andrerseits hat die zunehmende Leichtigkeit des Verkehrs die Zahl ähnlicher Congresse ausserordentlich vermehrt, und es ist wohl möglich, dass solche Erwägungen auch auf die äussere Einrichtung der Versammlung einwirken werden. Im Wesentlichen wird ihre Aufgabe bleiben, die sie war. In der Vereinigung der Männer der Wissenschaft soll ans Licht treten, was diese selbst errungen hat und was sie erstrebt, allen Mitarbeitern zur Anregung und Förderung. Aber auch weiteren Kreisen möchten wir darthun, dass die Bedeutung der Philologie nicht bloss in der Schulung des heranwachsenden Geschlechtes besteht. Sie hat aller historischen Forschung das Gewissen geschärft und in den verschiedensten Wissenszweigen die ursprüngliche Ueberlieferung von der unvermeidlichen späteren Verderbnis, den wirklichen Thatbestand von der anrankenden Mythe unterscheiden gelehrt. Aus dem Bau der Sprache erschliesst sie die Zustände, die Denk- und Sinnesweise entschwundener Geschlechter und trachtet als treueste Helferin aller geschichtlichen Forschung die Gegenwart aus der Vorzeit zu begreifen. Vor allem sucht sie die Meisterwerke der Kunst und Litteratur auszudeuten und sorgt dadurch an ihrem Teil, dass die edelsten Geistesschöpfungen in der Menschheit fortleben und fortwirken. Auf beiden Gebieten, auf dem der Forschung und dem der Interpretation, ist freilich, wie in allen menschlichen Dingen, die Aufgabe eine unendliche. Wer da meinen wollte, endlich sei doch des Suchens genug, da des Wissenswerten so viel gefunden sei, dem mögen auch unsere Verhandlungen zeigen, wie sehr die Studien sich im Laufe der Zeiten erweitert haben. Da ist denn wohl die Frage der Beherzigung wert, in wie weit die Bewältigung des Stoffes dem Gelehrten zu überlassen, der Unterricht der Jugend aber damit zu verschonen sei. Auch die Vertreter der Wissenschaft dürfen nie vergessen, dass bei aller Erweiterung der Studien doch das Verständnis der eigentlichen Klassiker die Hauptaufgabe bleibt. — Allerdings ertönt der Ruf nach einer Reform unserer Schulen jetzt lauter als je.

Digitized by Google

Soll er bedeuten, dass wir unablässig nach vernünftiger Concentration und Vervollkommnung unserer Methode streben sollen, so versteht sich solche Forderung ganz von selbst. Verlangt man, dass wir uns nach ganz neuen Grundlagen für den Unterricht umsehen sollen, so hiesse das, die Axt an den stolzen, noch in voller Kraft prangenden Baum legen. Eine ganz eigentümliche Erscheinung ist es, dass in demselben Masse, wie einerseits die Klagen erschallen, zugleich der Zudrang gerade zu den humanistischen Schulen in fast beunruhigender Weise wächst. Es ist das kein Zeichen gesunder Zustände. Hier tritt eine bedenkliche Seite des soweit greifenden Berechtigungswesens mehr und mehr zu Tage; es führt in immer steigender Zahl den höheren Unterrichtsanstalten Zöglinge zu, denen es um altklassische Bildung gar nicht zu thun ist, in deren Interesse es vielmehr liegt, nur einen vorgeschriebenen Teil der ganzen Bahn mit möglichster Bequemlichkeit zurückzulegen. Nach dieser Seite thut Abhülfe in der That not. Man sollte sich entschliessen, alle und jede Berechtigung an die Bedingung zu knüpfen, dass der ganze Lehrcurs irgend einer Lehranstalt, sei sie eine humanistische oder realistische, vollständig durchlaufen werde. Unsere Gymnasien haben jedenfalls keinen andern Zweck als für die Universität vorzubereiten; danach bestimmt sich ihr Ziel und ihr Lehrgang. Welche Kenntnisse aber und welche Vorbildung zu den höheren Studien erforderlich ist, das kann nur die Wissenschaft selbst entscheiden. Und so führen alle Erwägungen immer wieder auf das Eine zurück, dass die Philologie selbst die Stellung behaupte, welche ihr gebührt. — Nun soll heut nicht aufs neue dargethan werden, weshalb die Beschäftigung mit antiker Sprache und Litteratur für formelle und ideale Bildung unersetzlich ist. Nur der eine Gesichtspunkt sei hervorgehoben, dass wir unserer Nationallitteratur ohne Kenntnis des Altertums nicht volles Verständnis entgegenbringen können. Immer mehr dringt die Ueberzeugung durch, dass überall der tiefere Zusammenhang der Dinge nicht aus allgemeiner philosophischer Construction, sondern auf dem Wege historischer Entwickelung begriffen werden muss. Wer aber das deutsche Geistesleben, wie es sich in der Litteratur spiegelt, bis zu seinen Quellen verfolgt, der sieht sich hauptsächlich auf die Schriften der Alten gewiesen. Es war kein inhaltleeres Wort, wenn Klopstock, also der Dichter, der sonst unter allen am wenigsten hellenischen Geist in sich trug, sich doch selbst als Lehrling der Griechen bezeichnete. In der Erkenntnis der „edeln Einfalt und stillen Grösse“ der alten Werke gingen unsern Dichtern die Augen auf für das wahre Wesen der Kunst. Wer kann Lessing, wer Herder und Goethe würdigen, ohne zu wissen, was ihnen das Altertum war? Aber auch er, der für die sittliche Hebung der Nation das meiste von allen gethan hat, auch Schiller war unablässig darauf bedacht, hellenische und germanische Bildung zu vermitteln. Allerdings muss gerade er oft genug als Beispiel dafür dienen, dass doch auch ohne Kenntnis der griechischen Sprache Grosses zu erreichen sei, da einem Manne wie ihm die Uebersetzungen genügt hätten. Genau mit ebenso viel Recht könnte man daraus, dass er die Schweiz aufs treueste zu schildern wusste, ohne sie je gesehn zu haben, folgern, dass zur Kenntnis des Landes jede Schweizerreise entbehrlich sei. Er selbst hat wenigstens sein mangelhaftes Verständnis des Griechischen aufs tiefste beklagt, und noch im Mannesalter war er nah daran, seiner ohnehin allzufrüh sich verzehrenden Kraft noch die Aufgabe aufzubürden, gründlicher Griechisch zu lernen. Freilich meinen die Gegner humanistischer Bildung, für ihn sei überhaupt die Beschäftigung mit dem Hellenentume kein Glück gewesen; durch die Einwirkung dieser allzu fremden Welt

Digitized by Google

sei die elementarische Kraft, die seine Jugendwerke zeigen, gelähmt worden. Genau das Gegenteil ist die Wahrheit, und es ist Zeit, dass eine Beurteilung des Dichters wieder aufgegeben werde, welche den Gang seiner Entwickelung gründlich verkennt. Von allen den Einflüssen, welche auf ihn eingewirkt, hat doch wohl das klassische Altertum den stärksten geübt. Schon der Knabe und Jüngling begeistert sich für die grossen Männer des Plutarch; ihn fesselt das Pathetische und Heroische, zu einfach ist ihm Homer, den er damals in der Ursprache gelesen zu haben scheint. Ueberhaupt zieht ihn seine entschieden rhetorische Begabung zu den Römern. Er übersetzt Virgil, der republikanisch gesinnte Jüngling schwärmt für den Tyrannenmörder Brutus und lässt Hektor und Andromache mit pathetischer Sentimentalität reden. Wie ganz anders steht er dem Altertum einige Jahre später gegenüber. Da ist ihm der Adel und die Formvollendung der griechischen Werke aufgegangen. Ihn erhebt der Gedanke, dass es dereinst — wie er sagt — solch Volk gab, „das an Wahrheit und Schönheit glaubte“, dass „der Mensch dort etwas zu stande brachte, was mehr ist als er selbst“. Das hat er zuerst ausgesprochen, als er die Mannheimer Antikensammlung kennen gelernt hatte, dieselbe, die auch auf Goethe so bedeutsam gewirkt hatte. Da war ihm zu Mute, als werde er „empfangen von dem allmächtigen Wesen des griechischen Genius“, und er nennt den Tag, wo er in diesen Tempel der Kunst trat, einen der seligsten, die er durchlebt habe. Von jetzt an sucht seine Phantasie das Bild der edeln Humanität, welche die moderne Menschheit sich wieder gewinnen müsse, in Hellas, und in immer neuer, sich unablässig vertiefender Darstellung, in Gedichten und Prosa, verfolgt er diesen Gedankengang. Gerade dadurch gelingt es ihm, sich aus der trüben Gährung der Jugend in die reinere Sphäre geläuterter Kunstform zu erheben. Wie hat man ihn missverstanden, wenn man ihn tadelt, dass er bei seiner Forderung einer ästhetischen Erziehung den Ernst des Lebens durch das ästhetische Spiel habe verdrängen wollen?, er, der nach Goethes schönem Wort das Leben selbst an dieses Spiel setzte. Denn gerade darin geht er ja über die Lehre hinaus, welche ihm die Philosophie des Jahrhunderts bot, dass ihm die Freude am Schönen nicht bloss das interesselose Wohlgefallen an der Form, sondern eine den ganzen Menschen emporhebende Kraft war. Den höchsten der sittlichen Begriffe zieht er heran, um sich das Wesen der Schönheit klar zu machen, indem er sie als Freiheit in der Erscheinung auffasst, und nun weist er nach, wie Verständnis und Pflege des Schönen nichts geringeres bedeutet, als Versöhnung der sinnlichen und sittlichen Seite der menschlichen Natur. So durchbricht er den allzustarren Pflichtbegriff seines grossen Zeitgenossen, ohne doch je an der Majestät seiner sittlichen Grundanschauung zu rütteln. Aber an die Stelle des zwingenden Imperativs tritt die freie Neigung, an die des Gesetzes die Liebe. Mit prophetischem Blick erkannte er, wie aus solcher Weltanschauung eine edlere Gestaltung des geselligen und staatlichen Lebens hervorgehn müsse. Jetzt ist ihm auch der Sinn erschlossen für die Einfalt und Natürlichkeit der Antike gegenüber der sentimentalischen Poesie seiner Zeit; nicht müde wird er sie zu rühmen, jene Bilder der Schönheit, die „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen“ vor dem entzückten Blick stehn und ausgestossen haben „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“. Wenn aber die moderne Menschheit sich vielfach der Natur entfremdet und dadurch ihren sittlichen Adel gefährdet hat, so tröstet ihn, dass auch uns noch die Sonne Homers lächle. Dass durch die Poesie der Ernst des Lebens verflüchtigt werden solle, war erst die Lehre der Romantiker, welche sich dadurch

Digitized by Google

in den schärfsten Gegensatz zu Schiller setzten. Man kann der Kritik nicht immer Unrecht geben, wenn sie in seinen Dichtungen ein allzustarkes Hervortreten des rhetorischen Elements tadelt. Aber gerade dadurch ist er der Lehrer seines Volkes geworden, welches er aus der niederen Alltäglichkeit herausgerissen hat. Zunächst wollte er ihm zum Bewusstsein bringen, dass der Einzelne sich als einen Theil der ganzen Menschheit fühlen müsse; es wollte ihm nicht genügen, damals ein Deutscher zu sein. Aus der alten Welt wurde ihm die Hoheit des Wortes Vaterland klar. — Hatte der Jüngling einst für schrankenlose Freiheit geschwärmt, der Mann wusste, dass für seine Zeitgenossen die republikanische Staatsform nicht passte; er wollte sie frei machen im Geiste, damit sie sich die politische Freiheit erwerben könnten.

Am deutlichsten liegt die Einwirkung des klassischen Altertums in Schillers dramatischer Poesie zu Tage. Längst ist nachgewiesen, was er sich von den griechischen Tragikern angeeignet hat. Nur darauf sei hingewiesen, wie er von ihnen vor allem den weihevollen Ernst herübergenommen hat, vermöge dessen er es vermochte, der dramatischen Kunst eine neue Aera zu eröffnen. Die Scene war ihm ein heiliger Bezirk, wie sie es den Hellenen gewesen war, und auch wenn er den Schicksalsbegriff der alten Tragödie erneuert, thut er es nur, um die furchtbare Allmacht einer höheren Weltordnung zur Anschauung zu bringen, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt. — So wurde er an der Hand der Griechen der grösste Tragiker der modernen Welt. —

Die deutsche Nation ist Schiller in seinem Entwickelungsgange gefolgt. Gar zu weit liegt die Zeit noch nicht hinter uns, wo man noch zweifelte, ob denn wirklich Homer dem Virgil, Demosthenes dem Cicero, Thukydides dem Tacitus überlegen sei. Fast hatte man in den Tagen des nationalen Elends und der philiströsen Beschränktheit vergessen, dass denn doch 300 Jahre früher die Wiedergeburt des geistigen Lebens durch die wiedergewonnene Kenntnis der Griechen möglich geworden war. Wohl ziemt es, dessen in unseren Tagen eingedenk zu sein. Immer lauter werden die Stimmen, welche zur Zeitersparnis und um Raum für nützlichere Studien zu gewinnen, unserem Unterricht seine eigentliche Krone mit dem Griechischen nehmen wollen. Aber so gewiss bisher erhöhtes Interesse für die hellenische Litteratur immer die Zeiten kräftiger Erhebung bezeichnete, eben so sicher würde heute die Vernachlässigung derselben ein Beweis trauriger Erschlaffung sein. Erscheint es doch als ein Gesetz unserer Entwickelung, dass aus den Gedanken und Empfindungen bei uns die That geboren wird und dass der nationale Aufschwung erst innerlich erfolgt, um dann in oft langsamem, doch unaufhaltsamem Prozesse auch die äusseren Zustände umzugestalten. Unsere Zeit hat wirklich erlebt, was Schiller im Geist sah; er vor allen hat der Nation die Ziele gesteckt, nach denen sie gestrebt hat. Wo seitdem die herrlichsten Kämpfe gefochten, die teuersten Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gebracht wurden: wenn die Nation um einig zu werden, alles Kleine hinter sich warf, überall war es sein Geist, der in ihr fortlebte. — Unser Stolz aber ist es, dass wir der Jugend zu vermitteln haben, was unseren grössten Männern das Höchste war. Möge denn unsere Wissenschaft nie zu toter Gelehrsamkeit und eitler Vielwisserei herabsinken, überall durch Begeisterung den Geist wecken, und solchem Ziele auch unsere Versammlung geweiht sein.

Und damit erkläre ich die 36. Versammlung der Philologen und Schulmänner für eröffnet. Unser erstes Geschäft ist, derer zu gedenken, welche seit 2 Jahren durch den Tod abgerufen wurden und nun von ihrer Arbeit ruhen. Es sind grosse Namen darunter;

Digitized by Google

die Mehrzahl wird mehr im Geist und Gedächtnis derer fortleben, auf welche sie zu wirken berufen waren. (Verlesung der Namen.)

Die Versammlung fordere ich auf, ihr Andenken zu ehren, indem sie sich von ihren Sitzen erhebt.

Nunmehr haben wir das Bureau der Versammlung zu bilden. Ich schlage Ihnen vor, folgende Herren als Schriftführer zu wählen: Prof. Bissinger vom Gymnasium zu Karlsruhe, Dr. Brandt von Heidelberg, Prof. Dr. Kägi aus Zürich und Prof. Stockert vom hiesigen Realgymnasium.

Zu Schriftführern werden demgemäss ernannt die Herren Prof. Bissinger aus Karlsruhe, Privatdocent Dr. Brandt aus Heidelberg, Prof. Dr. Kägi aus Zürich, Prof. Stockert aus Karlsruhe.

Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen ergreift dann der Präsident des Grossh. Ministeriums der Justiz, des Cultus und des Unterrichts Nokk das Wort, um die Versammlung als Vertreter der Grossh. Regierung zu begrüssen:

Hochgeehrte Herren!

Von allerhöchster Seite ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Namens des Landesherren freundlichst zu begrüssen. Seine Königl. Hoheit der Grossherzog bedauern aufrichtig, dem hohen und warmen Interesse, das Höchstderselbe den idealen Bestrebungen dieses Vereins stets entgegengebracht, nicht durch persönliches Erscheinen Ausdruck geben zu können. Höchstderselbe sendet aber seine herzlichsten, besten Wünsche für ein recht anregendes, der Wissenschaft und Schule gleich förderliches Zusammensein dieser Versammlung in der Residenz Karlsruhe.

Gestatten Sie mir, hochgeehrte Herren, auch ein grüssendes Wort Namens der Grossh. Staatsregierung beizufügen. Unter der feinsinnigen Initiative und kraftvollen Förderung unseres gnädigen Fürsten und Herren wird die Pflege der Wissenschaft und die Erziehung der heranwachsenden Generationen in unserem Lande mit dem vollen Ernste erfasst, der diesen grossen Aufgaben gebührt. Wir begrüssen es daher freudig, dass eine Versammlung hier tagt, die es zu ihrer Aufgabe gemacht hat, in schönster Weise das sich immer mehr vertiefende und stets breiter gestaltende philologische Fachwissen auf die gemeinsamen Grundlagen und Ziele hinzuweisen und zugleich mit den grossen Interessen der Schule in lebendiger Verbindung zu erhalten. Karlsruhe, als die Geburtsstätte von August Böckh, ist gewiss ein Versammlungsort bester Vorbedeutung. Möge dem guten Omen die reichste Erfüllung werden und Ihre Arbeit eine fruchtbare und segensvolle sein. Seien Sie uns von ganzem Herzen willkommen!

Präsident: Im Namen der Versammlung spreche ich den ehrerbietigsten und wärmsten Dank aus für diese freundliche Begrüssung.

Namens der Stadt Karlsruhe begrüsst Herr Bürgermeister Schnetzler die Versammlung mit folgenden Worten:

Hochgeehrte Herren!

Es ist mir durch die Gemeindebehörde der erfreuliche Auftrag zu teil geworden, der 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, ehe sie in die Erledigung ihrer mannigfaltigen wissenschaftlich und praktisch bedeutungsvollen Aufgaben eintritt, den herzlichen Willkommgruss der Stadt entgegenzubringen.

Digitized by Google

Nachdem vor nicht vielen Monden die Vertreter der deutschen Volksschule in diesem Saale getagt haben, muss es uns Bürgern von Karlsruhe als eine ganz besondere Ehre erscheinen, nun zum zweiten Male eine grosse Anzahl von Männern aus den verschiedensten Gauen des deutschen Vaterlandes hier vereinigt zu sehen, deren schöner und edler Beruf in der Pflege der nationalen Bildung besteht. Darf doch die Stadt in diesem Umstande ein ermunterndes Zeugnis dafür erblicken, dass ihr Name keinen so üblen Klang hat in den Kreisen der Lehrenden, sowohl jener, welche in den breiten Massen der werdenden Staatsbürgerschaft die Fundamente würdigen Geisteslebens zu legen haben, als auch der anderen, denen es obliegt, fortbauend auf dieser Grundlage Stein über Stein bis zu den lichtumstrahlten Höhen wahrer und echter Wissenschaftlichkeit zu fügen. — Hochgeehrte Herren! Durch das öffentliche Leben unserer Tage, dem vorzugsweise die Lösung wirtschaftlicher und socialer Probleme als schwere Aufgabe zugefallen ist, zieht die naturgemässe Folge eben dieses Umstandes, ein mächtiger Strom, welcher mit reissendem Gefälle an den stillen Blumengärten reingeistigen Besitztums vorbeibraust oder diese gar unter schäumenden Wellen zerstörend begräbt. Wer von diesem Strome fortgerissen ist, der legt an jede Erkenntnis, die ihm geboten, und an jede Bestrebung, zu der er aufgefordert wird, den einzigen Massstab: was nutzt mir das? wozu kann ich das gebrauchen? d. h. wie viel trägt's mir ein? und man möchte im Hinblick auf solches Getriebe schier zu der pessimistischen Ansicht gelangen, dass nichts mehr etwas gilt, als das Geld, dass nichts mehr etwas vermag, als das Vermögen, und dass das Zeitalter keine Schätze mehr sein eigen nennt, als welche sich in Mark und Pfennig einschätzen lassen. Nun, meine Herren, Mark und Pfennige, irdisch Geld und Gut, eine gesicherte physische Existenz gehören ja mit zu den notwendigen Grundlagen auch des geistigen und sittlichen Gedeihens, und ich möchte nicht so blind sein, dies zu verkennen und das Ringen der Zeit auf den wirtschaftlichen Gebieten für eine Barbarei zu erklären. Der Mensch lebt nicht allein vom Worte, sondern auch vom Brote, und kein Bankier ist es, sondern ein Dichter, der uns gesagt hat: „Not ist das Grab der Poesie“. Aber, meine Herren, das Eine thun und das Andere nicht lassen, dürfte auch hier der richtige Wahlspruch sein, und von diesem Standpunkte aus ist es erfreulich, das Programm der heutigen Versammlung zu durchlesen und daraus zu erkennen, dass die deutschen Philologen und Schulmänner unentwegt durch den realistischen Zug der Gegenwart fortfahren, das Wissen um des Wissens willen hoch zu halten und mit unermüdlichem Eifer aus dem Schutte vergangener Jahrhunderte und entlegener Länder die Schätze zu heben, welche das geistige Leben unseres Volkes bereichern und darum in vielfältig gegliedertem Zusammenhange demselben auch praktische Zinsen tragen.

Hochgeehrte Herren! Möge Ihre heute beginnende Tagung fruchtbringend sein für die deutsche Wissenschaft, dass in zahlreichen stillen Studierstuben sich neue Lichter mit klärendem Scheine entzünden, und möge sie auch fruchtbringend sein für die Ihnen anvertraute deutsche Jugend, für welche so viel von der Wesensidentität des Philologen mit dem Schulmanne abhängt.

Dies wünscht Ihnen nebst einer freundlichen Herbstsonne, angenehmer Geselligkeit und — man muss es ja leider beifügen — nebst gefeitem Vergnügungszuge gewiss recht herzlich die Einwohnerschaft von Karlsruhe.

Nachdem der Präsident auch für diese Begrüssung den aufrichtigen Dank der Ver-

Digitized by Google

sammlung ausgesprochen, ertheilt er Herrn Director Dr. Genthe aus Hamburg das Wort, da der ursprünglich für die erste Sitzung bestimmte Vortrag des Herrn Geh. Raths Dr. Curtius wegen verspäteten Eintreffens der Gypsmodelle verschoben werden muss.

Es spricht Herr Director Dr. Genthe:

Ueber die Beziehungen der Griechen und Römer zum Balticum.

Hochansehnliche Versammlung!

Vor eine schwierige Aufgabe sehe ich mich durch die Aufforderung des Präsidiums unserer Versammlung, hereits heute meinen Vortrag vor Ihnen zu halten, gestellt. Statt nach Olympia, wo die griechische Kunst ihre herrlichsten Auferstehungsfeste feiert, und wohin sich das begeisterte Interesse der gebildeten Welt richtet, sollen Sie in die wenig gekannten und wenig bedeutenden Küstenländer der Ostsee geführt werden, um dürftigen Spuren eines Verkehres nachzugehen, welcher einst nach diesen Ländern vom klassischen Süden aus gereicht hat. Um so mehr Veranlassung habe ich, freundliches Gehör zu erbitten, zumal da die Entwickelung des Gegenstandes nicht immer mühelos sich für den Hörer gestalten wird.

Die Vorgeschichte des europäischen Nordens ist bekanntlich ein schwieriges Gebiet. Spät in die Geschichte eingetreten entbehren die Länder desselben dennoch des Lichtes hellerer geschichtlicher Kunde, welches die ältesten Kulturländer des Orients und das Mittelmeerbecken umleuchtet. Wohl haben griechische und römische Schriftsteller eine Anzahl Namen von Völkern, Inseln, Flüssen und Bergen des Ostseegebietes überliefert, aber wir vermögen wenig damit anzufangen. Die Namen bleiben uns Namen. Wir vermögen sie nicht geographisch zu bestimmen. Was ist Baunonia des Timaios für eine Insel? Was Balcia oder Basilia des Xenophon von Lampsakos? Was ist Thastris bei Ptolemaios? Wir wissen es nicht zu sagen. Nur das wissen wir, dass die Namen dem Ostseegebiete angehören. So bedauerlich diese Thatsache an sich ist, so ist sie doch vergleichsweise keine befremdliche, wenn man bedenkt, wie schwer es für die geographisch-historische Forschung ist, selbst in den Teilen Deutschlands, welche eine Zeit lang im Machthereich der römischen Waffen lagen und der Schauplatz bestimmter geschichtlicher Ereignisse gewesen sind, mit Sicherheit Völkergebiete abzugrenzen oder auch nur geographische Bezeichnungen wie „silva Hercynia“ oder „saltus Teutoburgiensis“ auf die heutige Geographie zu übertragen.

Und doch scheint es manchmal, wenn man die antiken Quellenschriftsteller im Zusammenhang durchforscht, selbst bei diesen dunkeln Ländern, als schimmerte zwischen den Zeilen der Berichte ein helleres Licht; vor das Auge des Lesenden treten für Augenblicke Länder, Zeiten und Völker in festerer, klarerer Gestalt, aber sowie ruhige Kritik sich ihnen naht, zerflattern sie wieder in Nebel. Es geht dem Forscher wie Odysseus mit dem nichtigen Schemen seiner Mutter in der Unterwelt; wie jener kann er sagen:

> Dreimal strebt' ich hinan voll heisser Begier der Umarmung;
> Dreimal hinweg aus den Händen wie nichtiger Schatten und Traumbild,
> Flog sie, und heftiger ward in meinem Herzen die Wehmut.

Auch die Wissenschaft, deren Zauberstab sonst schon so manche Thür der Erkenntnis in Zeiträumen, die weit vor den geschriebenen Quellen geschichtlicher Ueberlieferung liegen, geöffnet hat, die vergleichende Sprachkunde, ist für die älteste Geschichte der Ostseeländer machtlos. Die jetzigen Anwohner sind an Stelle der ursprünglichen

Digitized by Google

getreten, ohne dass diese schriftliche Reste ihrer Sprache hinterlassen hätten. Noch seit Beginn christlicher Zeitrechnung haben grosse Wanderungen dort stattgefunden, aber keine Denkmäler gestatten uns wie in Aegypten, Assyrien, Indien, Persien einen Einblick in den Kulturstand der einzelnen ausgewanderten oder eingewanderten Völker. Der jetzige Zustand zeigt Uraltes neben verhältnismässig Jungem; dem an Altertümlichkeit dem Sanskrit oft noch näher als das Griechische stehenden Litauischen und Altpreussischen gegenüber finden wir die neugermanischen Sprachbildungen der skandinavischen Halbinsel. So ist es in der That ein merkwürdiger Gegensatz. Ueber den Mittelmeerländern im Süden Europas helles Licht der Geschichte, welches dem Gange des Tagesgestirnes entsprechend im Osten am hellsten aufstrahlt, im Westen allmählich an Britanniens Küste in Dämmerung versinkt; über den Ländern des nordeuropäischen Mittelmeeres — so kann man ja die Ostsee nennen — eine nur an den Rändern gelichtete Nacht der Geschichtslosigkeit. Und doch lebten zur Zeit, wo Griechenland in Olympia seine Feste feierte und wo Rom im Kampfe mit den Nachbarvölkern die ersten kraftvollen Schritte zu seiner späteren Weltherrschaft that, an den Gestaden der Ostsee deutsche Völker, an deren Grenzen der Wellenschlag der klassischen Kultur bereits heranreichte. Deutschlands Geschichte wird künftig nicht mehr mit dem Auftreten der Cimbern und Teutonen begonnen werden dürfen, sondern mit der Entrollung des Kulturbildes eines halbtausendjährigen Zeitraumes, welcher, uns heute erkennbar, vor jenem Zeitpunkte lag. Und wenn es uns auch versagt bleiben wird, bestimmte Thaten aus diesem Zeitraume zu ermitteln, so ist doch Aussicht, Abgrenzungen der Zeiträume im allgemeinen und ein Bild ihres Kulturganges in seinen Grundzügen zu gewinnen.

Dieses Bild allmählich durch mosaikähnliches Zusammenfügen von hundert und aber hundert Lokalforschungen zu entwerfen, ist die mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommene Aufgabe der deutschen prähistorischen Forschung. Das ist das Gebiet, auf welchem die deutsche Prähistorie als jüngste Wissenschaft — sie ist eigentlich erst zwölf Jahre alt — ihren älteren Schwestern, den historisch-philologischen Disciplinen, helfend und ergänzend zur Seite tritt. Was ich Ihnen heute hier vorzutragen beabsichtige, soll im Wesentlichen die Verwertung dessen sein, was die rührige anthropologische Forschung in den letzten fünfzehn Jahren für die Ermittelung der Beziehungen des klassischen Südeuropas zu den Ostseeländern an neuen Gesichtspunkten oder neuem interessanten Materiale zu Tage gefördert hat. Nur in dieser hypothetischen Verbindung der klassischen Völker mit dem baltischen Völkerkreis und der zu ihrer Besprechung erforderlichen Verbindung moderner Prähistorie mit klassischer Philologie sehe ich einen Rechtstitel, vor dieser hochansehnlichen Versammlung an dieser Stelle zu sprechen. Ich unternehme diese Aufgabe nicht ohne gewisse Bedenken. Einerseits weiss ich sehr wohl, dass die Prähistorie in den Kreisen meiner eigentlichsten Fachgenossen, der klassischen Philologen, bisher nur wenig Anhänger gefunden hat, und bin sehr wohl der Thatsache eingedenk, dass ein so treffliches und bedeutendes Buch, wie das von Wolfgang Helbig über die Italiker in der Poebene, bei weitem nicht die Beachtung in Deutschland findet, die es verdient, nur weil es den Philologen zu prähistorisch und den Prähistorikern zu philologisch ist. Andererseits aber würde, was das Interesse des Gegenstandes anlangt, mich eine Bemerkung Alexander v. Humboldt's bedenklich machen können. Dieser hat sicher Recht, wenn er sagt, die Bedeutung der Kultur der antiken Mittelmeervölker verhalte sich zu

Digitized by Google

der unserer Tage wie die Quadrate der Axen des mittelländischen Meeres zu den Quadraten der Axen des atlantischen Oceans. Ebenso verhält sich unzweifelhaft die Bedeutung der Ostseeländer zu der Bedeutung der Mittelmeerländer. Aber, meine Herren, der Gegenstand hat ein eminent vaterländisches Interesse. Die Ostsee bespült unsere deutschen Küsten, und so möge mir dieser Gesichtspunkt bei denen unter Ihnen freundliches Gehör verschaffen, welche gewohnt sind, den grossen Bahnen universalhistorischer Entwickelungen nachzugehen.

Der Ausgangspunkt der litterarischen Erörterung unseres Gegenstandes in neuester Zeit liegt in dem 1867 erschienenen verdienstvollen kleinen Buche des Schweden C. F. Wiberg „der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr" (übersetzt von J. Mestorf), in welchem auf S. 26—67 die Reise des Pytheas, der Bernsteinhandel, die Verbindung der pontischen Griechen mit dem Samlande, sowie der römische Handel auf der adriatisch-baltischen Strasse auf Grund der bis damals bekannt gewordenen Funde, nicht ohne mannigfache Irrtümer und empfindliche Lücken, aber doch methodisch richtig und, was die Ergebnisse betrifft, in bahnbrechender Weise behandelt sind. Drei Jahre darnach erschien der erste Band von Karl Müllenhoff's deutscher Altertumskunde. In diesem Werke solidester Gelehrsamkeit (Moriz Haupt sagte gelegentlich, es sei wohl das gelehrteste Buch, welches in neuerer Zeit geschrieben sei) sind dem Bernsteinhandel der Alten, der Reise des Massalioten Pytheas c. 325 v. Chr. nach dem europäischen Norden, der Kunde der Griechen vom Norden, besonders vom Nordwesten Europas, den Teutonen, Kelten und Skythen mehrere besondere Abschnitte gewidmet. Die Quintessenz derselben bezeichnet Müllenhoff selbst im Vorworte mit einem gewissen kritischen Frohgefühle zu charakteristisch, als dass ich es mir versagen möchte, sie im Wortlaute anzuführen. Er sagt: „Ich glaube es doch erreicht zu haben, dass hinfort im Ernst unter einigermassen verständigen Leuten nicht mehr davon die Rede sein kann, ob die Phönizier oder Griechen den Bernstein aus der Ostsee geholt haben, oder dass seinethalben ein stätiger, direkter Verkehr vom Pontus oder Adria aus dahin vor dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestand. Dieser glänzende Zopf und Kometenschweif, der schon so lange dem preussischen Namen anhängt, ist ihm, wie ich meine, für immer abgeschnitten, und allein die im Gebiete der Ostsee gefundenen griechischen Münzen und Werke geben die Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit, dass hier auch, aber, soviel wir sehen, ohne den Bernstein, ein Verkehr mit dem Süden nicht ganz fehlte, wie er erweislich wegen desselben im Westen zwischen den Mündungen des Rheins und der Rhone unterhalten wurde. Und dies Ergebnis, wenn auch zum Teil ein negatives, war immerhin einiger Mühe wert." Für dieses Ergebnis konnte es Müllenhoff nur erwünscht sein, dass ich in meinem 1874 erschienenen Buche „über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden" und in einer zwei Jahre darnach veröffentlichten Abhandlung „über den Anteil der Rheinlande an dem Bernsteinhandel" den Nachweis führte, dass vom Altertume bis in die neueste Zeit die Bernsteinfischerei in der Nordsee eine ziemlich beträchtliche gewesen ist und dass der Nordseebernstein auf der Rheinstrasse schon im sechsten und fünften Jahrhundert vor Chr. im Austausche gegen italische, besonders etruskische Industrie-Erzeugnisse eine der wichtigsten Rimessen bildete. — Die kleine Schrift Oskar Brenner's „Nord- und Mitteleuropa in den Schriften der Alten bis zum Auftreten der Cimbern und Teutonen" (München, 1877) bringt zwar eine kritische Musterung der auf

das gesamte Gebiet bezüglichen antiken Quellenstellen mit hinzugefügten geographisch-geschichtlichen Erläuterungen, ist aber für unseren Gegenstand ohne Belang. — Dagegen ist die mit weit weniger Kritik und weniger philologischen Kenntnissen geschriebene Schrift I. N. v. Sadowski, „die Handelsstrassen der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dnjepr und Niemen an die Gestade des baltischen Meeres“, eine von der Akademie der Wissenschaften zu Krakau gekrönte Preisschrift, welche Albin Kohn aus dem Polnischen übersetzt hat, wertvoll durch neues Material, welches der Verfasser besonders für die oro-hydrographischen Bedingungen der Handelswege im Weichsel- und Odergebiet, sowie für die geschichtliche Nachweisung der ehedem bestehenden Heerwege, Furten, Pässe und Thore durch jene weitgedehnten Sumpf- und Waldlandschaften aus den Akten der polnischen Reichstage beigebracht hat; auch die ausführliche Einleitung des Uebersetzers, eines Kenners der prähistorischen Funde in der Provinz Posen und des polnischen Ostens, gibt dem Buche mehr Wert, als einige Kritiken glauben lassen. — Schliesslich muss ich als hierher gehörig noch eine Arbeit erwähnen, die sehr wenig bekannt geworden ist, nämlich die Abhandlung des Regierungsrats G. v. Hirschfeld in Marienwerder „über die im Gebiete der Ostsee, unteren Weichsel und Netze nachgewiesenen vorrömischen Geräte und Gefässe aus Erz, deren Stellung zum alten Handel, Ursprung und Herkunft.“ Dieselbe ist im ersten Jahrgang der Zeitschrift des historischen Vereines in Marienwerder 1876 erschienen und behandelt auf nahezu 200 Seiten auf breitester Grundlage die gesamten commerciellen und industriellen Beziehungen der Mittelmeervölker zu dem Norden, dann spezieller die „aus Münzen, Kauris, Inschriften, Bronzen und bemalten Thongefässen nachweisbaren Spuren der alten Kulturvölker in den östlichen Provinzen des preussischen Staates“, sowie die örtliche Richtung und Bewegung des vorchristlichen Handelsverkehres, welcher diese Spuren hinterlassen hat. — Die sehr fleissige Arbeit schiesst oft über das Ziel hinaus und ist nicht kritisch genug, aber sie ist ein nennenswerter Versuch, die in den Provinzen Preussen und Posen gefundenen Bronzen durch eingehende Vergleichung mit sicheren griechischen und vorrömischen Fundstücken zu einem wirklichen Beweismateriale für urzeitlichen Handel zu machen. Denn das muss man einräumen, dass völlig identische Geräte, wenn sie im Süden und im Norden gefunden werden, Verbindungslinien darstellen, mit welchen die Wissenschaft zu rechnen hat. Wenn z. B., um Material zu dem hinzuzufügen, welches in den oben genannten Werken noch nicht behandelt ist, Virchow bei Zaborowo im Posenschen eine archaische Ciste aus gehämmertem, nur genietetem Bronzebleche fand, welche bis auf die geringste Einzelnheit ganz mit den Gefässen übereinstimmt, welche wir über Hallstatt bis nach Bologna verfolgen können, wo sie in dem grossen Gräberfelde der Certosa in Menge gefunden worden sind, und wenn gleiche Gefässe bei Hannover und eins bei Lübeck gefunden sind, so sind das sichere, geschlossene Verkehrslinien, die wir convergierend von Lübeck, Hannover und Zaborowo nach Bologna ziehen können, und es wäre für ihre Bestätigung nicht einmal der Umstand nötig, dass die Lübecker Ciste eine etruskische Inschrift trägt. — Ein anderes Beispiel. Professor Henning erläuterte 1880 auf dem anthropologischen Kongresse in Berlin unter den dort zum ersten Male vereinigten Denkmälern deutscher Runen zwei eiserne Lanzenspitzen. Die eine war 1858 bei Kowel in Wolynien, die andere 1865 bei Müncheberg (Provinz Brandenburg) gefunden. So genau und so ähnlich sind sie einander, so genau stimmen die Ornamente und die Methode der

Digitized by Google

Ornamentierung — es ist s. g. Silbertauschierung —, dass man sagen muss, sie stammen aus derselben Fabrik, oder vielmehr derselbe Mann hat sie gemacht. Dazu tragen beide gotische Inschriften, die eine den Namen Tilarids = geschickter Reiter, die andere Ranga oder Raniga (?). Beide geben für eine Zeit, die reichlich so früh wie Ulfilas Bibelübersetzung ist, eine Verkehrslinie von Wolynien nach Brandenburg, und Prof. Henning hatte Recht zu sagen, dass diese Lanzenspitzen im dritten oder vierten Jahrhundert sehr gut auf dem Zuge verloren gegangen sein können, als die Goten von der Weichsel nach dem Schwarzen Meere zogen.

Doch zurück zur Sache. Es gilt zunächst das in den genannten Schriften angeführte Beweismaterial kritisch zu sichten und durch das zu vervollständigen, was in den letzten fünf Jahren neu hinzugekommen ist. Lassen Sie mich diese Übersicht mit einer allgemeinen Bemerkung beginnen. Wenn Sie die geschichtliche Speziallitteratur unserer Ostseeländer aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert mustern, so tritt Ihnen ein unverkennbares Streben entgegen, Spuren einer direkten Verbindung der klassischen Welt mit unserem Norden nachzuweisen. Ich möchte sagen, in jener Zeit politischer Zerrissenheit ist es eine Äusserung gemeinsamen deutschen Stammgefühles, dass man den romanischen Völkern an Adel nicht nachstehen will. Man empfindet es als einen Mangel edler Herkunft, dass man weltgeschichtlich mit den Griechen nichts, mit den Römern nur vorübergehend und nur im Süden und Westen zu thun gehabt hat. Man sucht die geschichtlichen Ahnen weiter zurückzuverfolgen, um auf dem Turnierplatze ahnenstolzer Völker als ebenbürtig zu gelten. Und so stark ist das Streben, in grauer Vorzeit einen Zusammenhang der Heimat mit dem klassischen Süden zu entdecken, dass es am Ende des 17. Jahrhunderts zu einer grossartigen Fälschung führt, die bis zu dieser Stunde erst einen Teil des Glaubens eingebüsst hat, den sie in weitesten Kreisen der Gelehrten gefunden hatte. Zwischen 1687—1697 kamen bei Prillwitz in Mecklenburg-Strelitz eine grosse Zahl von Götzenbildern und sonstigen Altertümern zu Tage, welche man mit dem Hauptheiligtum der slavischen Obotriten, dem von Otto I. 955 verbrannten Rethra an der Tollense, in Verbindung brachte. Einen Teil derselben gaben erst 1771 Masch u. Woge auf 50 Tafeln heraus, eine weit grössere Zahl der als Slavophile bekannte polnische Graf Potocki (*Voyage dans quelques parties de la basse Saxe.* Hamburg) 1795; eine ganze Partie ist bis heute noch nicht publiciert. Unter diesen Figuren waren einige mit griechischen Inschriften versehen, andere trugen ein antikes Gepräge, welches sie auch ohne Inschriften zu beglaubigen schien. Infolgedessen vertrat Mone 1823 in seiner Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa geradezu die Ansicht, Griechen seien durch den Bernsteinhandel in so lebhaften Verkehr mit der südlichen Ostseeküste getreten, dass sie in Rethra zur Gottesverehrung zugelassen, dort durch Künstler ihrer Heimat gefertigte Götterbilder aufgestellt und so bewirkt hätten, dass die wendische Religion neben eingedrungenen Gottheiten der Nachbarvölker auch solche griechischen Ursprungs zeige. Denn die Gottheiten Opora und Nemisa = Nemesis seien durch Inschriften beglaubigt. Der Götze Schwayxstyx sei zwar ein altpreussischer, aber seine Erzfigur verrate griechische Künstlerhand. Ferner sei Aphrodite in einer weiblichen Figur, die auf einer Muschel stehe, sehr wohl erkennbar, und ebenso Eroten in Knabengestalten mit Tauben auf dem Kopfe. Während der Streit über diese s. g. Prillwitzer Idole noch hin- und herwogte — es hatte doch eine Anzahl Zweifler mehr oder weniger starke Bedenken geäussert — wurde ein anderer Fund hoch oben aus

Digitized by Google

dem NO. bekannt, welcher mittelbar sehr für die Echtheit der Prillwitzer Antiken zu sprechen schien und der geschichtlichen Forschung einen ungeahnten weiten Ausblick versprach. Bei Koltzen in Livland wurde an der Küste ein Grabfund gemeldet, welcher eine Urne enthielt, deren bleierne Deckelplatte eine griechische Inschrift trug, dazu einen Bronzeschild oder grosse Flachschüssel mit getriebenen Figuren, mehrere Bronzestatuetten und einige Münzen von Syrakus, von Thasos und dem Demetrios Poliorketes, also aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. Man glaubte das Grab eines griechischen Seefahrers gefunden zu haben, der nach Bernstein ausgezogen war und an der baltischen Küste sein Ende gefunden hatte. Die Fahrt des Massilioten Pytheas schien plötzlich aus ihrer früheren Vereinzelung in einen bestimmten Kulturzusammenhang gebracht zu sein. In Grabaltertümern Livlands wie in der Nationaltracht der Eingeborenen fand man direkte Einwirkungen und Nachklänge altgriechischen Handelsverkehrs mit den Liven. Die Danziger Lokalsage, dass griechische Kolonisten dort einst gewohnt hätten und im Jahre 270 von da weiter nach Westen gezogen wären, wurde wieder lebendig. Kurz, Sie finden seitdem in prähistorischen Schriften, ja selbst in des argwöhnischen Müllenhoffs Altertumskunde jenen merkwürdigen livischen Fund als eine wissenschaftliche Thatsache verzeichnet, mit der man zu rechnen habe. Leider beruht auch dieser Fund auf einer Fälschung. Hören Sie in der Kürze den Sachverhalt. Für die Prillwitzer Idole musste es jeden Sachkenner mit dem tiefsten Argwohn erfüllen, dass jeder Götze in Runenschrift seinen Namen und die Bezeichnung 'Rethra' als dorthin gehörig trug. Ja selbst die einzelnen Geräte, z. B. die Opfermesser, trugen gleiche Bezeichnungen. Nie hat ein heidnisches Volk den Namen seiner Götter so gemissbraucht. Dennoch gieng aus der vom Grossherzog 1824 veranlassten Untersuchung die Masch'sche Sammlung in ihrem wesentlichen Bestande als zuverlässig echt hervor. Die Potockische dagegen fiel. Man ermittelte den Töpfer, der mit Benutzung vorhandener Figuren Gussformen und Modelle gemacht hatte, den Goldschmied, der mit einem Schrotpunzen Runen nach einem Buche hatte einschlagen müssen u. s. w. Dass auch die Sammlung Masch auf Fälschungen beruhe, wissen wir erst durch Lisch, und viele wissen es noch heute nicht. Noch auf der prähistorischen Ausstellung in Berlin 1880 wurde Percunust vielfach als echt betrachtet, aber er wie Voda und Sieba und Nemisa sind aus schnödem, citronengelbem Messing; die beiden Radegaste, welche selbst von starken Zweiflern als echt angesehen waren, erwiesen sich als vervollständigte Kopien verstümmelter Bronzefiguren, anscheinend spätrömischer Bacchusbilder; die Originale fand Lisch in einer zurückgestellten Schachtel des Museums. Ebenso erwies sich die Figur 107 bei Potocki als echt römische Figur eines Kämpfers, der Zernebog als echt byzantinisch, aber die Runeninschriften als gefälscht und zwar nach dem in Clüvers Mecklenburg mitgeteilten ungenauen Alphabete. — Was den livländischen Fund anlangte, so war die Bleiplatte mit griechischer Inschrift angeblich von dem Finder zu Flintenkugeln verbraucht, der Bronzeschild aber zu landwirtschaftlichen Zwecken. Das Übrige kam durch den Grafen Mellin, auf dessen Grund und Boden der Fund gemacht worden war, in das Museum zu Mitau. Dort hat nun eine genauere Prüfung der Gegenstände (besonders durch Berkholtz) neuerdings ergeben, dass die Ketten, Ringe u. s. w. der heidnisch-livischen Zeit des neunten oder zehnten Jahrhunderts angehören und unmöglich mit jenen Antiken zusammen in ein Grab gelegt sein konnten. Schliesslich erkannte der Direktor des Berliner Münzkabinets, dass die Tetradrachmen von Syrakus und die Bronzemünze des Demetrios Poliorketes moderne

Digitized by Google

Abgüsse des 17. oder 18. Jahrhunderts seien. Nur die Statuette erwies sich als echt römisch und nur die Münze von Thasos als echt griechisch, aber als ein gewöhnlicher Typus, der bei Sammlern und Händlern leicht zu haben ist. Möglich, dass diese beiden Antiken in Wirklichkeit dort gefunden sind und den Anlass gegeben haben, alle jene Fundstücke mit ihnen am Strande zu vergraben, um durch die anscheinend zufällige Auffindung den als leichtgläubig bekannten Grafen zu täuschen. Aber man wird gut thun, unter so verdächtigen Umständen lieber auf die Beweiskraft dieser Gegenstände zu verzichten.

Damit sind die beiden Hauptstützen, auf welchen bisher der antiquarische Beweis für urzeitliche Handelsbeziehungen der Griechen zum Balticum beruhte, gefallen. Und doch fehlt es nicht an sicheren anderweitigen Spuren. Beginnen wir im NO. Bei Dreimannsdorf in Livland ist eine Bronzemünze von Kyrene gefunden, bei Dorpat eine Münze von Neapolis, eine ähnliche 1707 im Samlande bei Fischhausen, bei Gr. Hubnicken in demselben Gebiete eine jüngere athenische aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., nicht weit davon vor 1770 eine Münze von Rhodus, bei Königsberg eine altathenische. Auch auf den Inseln des Balticums treten dergleichen Funde auf. Auf der Insel Gottland fand man eine Kupfermünze von Panormos und zwei makedonische Silbermünzen von Philipp II. Nach Westen zu nehmen die Münzfunde ab. Doch bestätigt O. Montelius in seinen *Remains from the Iron age of Scandinavia.* 2 Parts. (Stockholm 1869.) das Vorkommen griechischer Münzen in der Landschaft Schonen. Bei Husum, also schon ausserhalb unseres Gebietes, an der holsteinischen Westküste eine Bronzemünze des Phillippus Arridaeus (326—317), bei Sct. Albrecht, dem Messplatze von anderthalb Jahrtausenden, eine barbarische Nachbildung eines makedonischen Goldstaters des vierten Jahrhunderts. Nicht in Betracht kommen eine bei Stettin angeblich an einer Chaussee, und eine auf Rügen gefundene Münze, gegenwärtig im Besitz des Hrn. Dr. v. Sallet in Berlin: beide sind im höchsten Grade verdächtig (Dr. Kühne in den Balt. Stud. XXVII. S. 203). Wohl aber darf ich noch zwei Funde hinzufügen, welche, obwohl sie keine Münzen betreffen, doch ebenso gute Beweiskraft haben wie Münzen. Bei Kopenhagen wurde vor einigen Jahren eine blaue Glasschale in schöner silberner Fassung mit griechischer Inschrift gefunden, und in diesem Frühjahre kam in einem Hünengrabe im Innern Jütlands (Amt Viborg, d. h. NW.-Spitze) ein $3^3/_4$" hohes, trichterförmiges Trinkglas mit griechischer Inschrift zu Tage. Nach den Zeitungen bedeutete die Inschrift „Presse den Wein gut aus". Leider ist es mir bis jetzt nicht gelungen, brieflich Näheres zu erfahren.

Nun fragt es sich: Rühren diese Funde von direktem Seeverkehr der Griechen im Balticum her oder nicht? Darf man unter Anerkennung von Müllenhoffs, meines Erachtens sicher erbrachtem Beweise, dass Pytheas nur bis zur Westküste Holsteins gekommen ist, darf man, sage ich, annehmen, wie C. Grewingk, der bekannte Spezialforscher für das Ostbalticum, es thut, dass seit der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. griechische, bez. massaliotische Seefahrer an die Ostküste der Nordsee (Holstein, Schleswig, Dänemark und Norwegen) kamen und von da ihren Einfluss landeinwärts bemerkbar machten, bis im dritten oder zu Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. grossgriechische, bez. von Sicilien ausgehende Seefahrt durch Kattegat und Sund über Schonen, Oeland, Gottland und Oesel zur Kenntnis des Rigaischen Meerbusens führte? Die Sache scheint möglich. Betrachten wir das Fundgebiet näher, so ergibt sich, dass von 12 Funden 5 auf Livland und die ostpreussische Küste, 1 auf Westpreussen, 3 auf Gottland, 2 auf Schonen

Digitized by Google

und 1 auf das westliche Holstein kommen, 1 Glasgefäss auf Jütland, 1 auf Seeland. Die grösste Dichtigkeit zeigt also der Osten, vom Rigaischen Meerbusen bis zur Weichselmündung, dann folgt Gottland, welches auch im Mittelalter der wichtigste Brückenpfeiler für den Verkehr von der Westküste nach der Ostküste des Balticums war (vgl. Wisby); alles übrige bildet einen weiten, dünnen Streuungskegel. Man könnte nun annehmen, der Umstand, dass die griechischen Münzen an der Bernsteinküste am häufigsten vorkämen, rühre davon her, dass die Bewohner der Ostseeinseln nur von dem vorübergehenden Verkehre berührt wurden, während das Fundgebiet des Bernsteins natürlich der Boden für einen stetigeren Handel gewesen sei und daher mehr Anlass für die Verbreitung griechischen Geldes geboten habe. Damit würden die Dichtigkeitsverhältnisse der Funde im Balticum an sich erklärbar sein, aber nicht der Umstand, dass im Hinterlande griechische Münzen in gleicher Dichtigkeit wie an der Küste, und im Donaugebiet sogar in steigender Zahl gefunden werden. Ein solcher Thatbestand macht es an sich unwahrscheinlich, dass griechische Seefahrt von Westen her durch den Sund sich den Weg in das Balticum bahnte. Noch unwahrscheinlicher aber wird dies bei folgender Erwägung. Wenn man jene Annahme gelten lassen will, dann wird man doch zugeben müssen, dass Pytheas der eigentliche Pionier der fraglichen Handelsrichtung gewesen sei. Jedes Schiff, welches aus dem massilischen oder sonst einem westgriechischen Hafen nach dem germanischen Meere abging, hätte Bestätigung, Berichtigung, Erweiterung der von jenem Entdeckungsreisenden zuerst vermittelten Kunde bringen müssen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was Pytheas gesehen und berichtet, findet keine Fortsetzung, so wenig, dass zwei so bedeutende Träger des geographischen und geschichtlichen Wissens der folgenden Jahrhunderte, wie Polybios (c. 213 v. Chr.) und Strabon (c. 14 n. Chr.), den Pytheas geradezu wegen seiner von keinem Seefahrer nach ihm bis zu ihrer Zeit bestätigten Angaben über das sagenhafte Nordmeer und die Bernsteinküste einen Lügner und Schwindler schelten.

Wir werden daher zu der Mutmassung geführt, dass jene Funde nicht von griechischem Seeverkehr, sondern von Landhandel herrühren, und dass die auf den Inseln und in Skandinavien ausgegrabenen griechischen Münzen durch den vorzeitlichen Seeverkehr der Ostseevölker unter sich von der Bernsteinküste nach Westen weiter verbreitet wurden. Diese Vermutung täuscht uns nicht. Von der baltischen Ostküste führen uns eine Anzahl von Funden südostwärts durch das Binnenland bis zu dem geschichtlich sicheren Handelsgebiet griechischer Städte. Ohne die prähistorische Forschung unserer Tage und das durch sie erweckte Interesse weiter Kreise würden diese Funde, weil sie unscheinbar sind, schwerlich beachtet, oder, wenn auch von den Findern aufbewahrt, wahrscheinlich nie zu wissenschaftlicher Kenntnis gekommen sein. Auch hier gilt es zunächst Kritik zu üben und einen Fund zu streichen, der von Hrn. v. Hirschfeld 1876 in seiner bereits erwähnten Schrift als ein Beweis uralter Handelsverbindungen der Ostseeküste mit den südlichen Kulturstaaten in Anspruch genommen ist (a. a. O. S. 106 f.). Bei Wapno (Rgb. Bromberg, zwischen Exin und Wongrowitz) kam eine jetzt in Berlin (Mus. Nr. 5690) befindliche Goldmünze zum Vorschein, welche in roher Zeichnung einen Reiter und daneben eine Umschrift zeigt. Von Hirschfeld und Baurat Crüger, dem eine besondere Schrift über die im Rgbz. Bromberg gefundenen Altertümer verdankt wird, hielten die Münze für uralt, weil sie in einer nur mit der Hand geformten Urne gefunden sei, die notwendig viel älter sein müsse, als die in derselben Gegend gefundenen, auf der Drehscheibe ge-

Digitized by Google

formten und gut gebrannten, z. T. gemalten Grabgefässe, von denen manche ohenein römische Beigaben enthielten. Dieser Grund ist gar nicht zwingend. In vielen Gegenden sind derartige verschiedene Gefässe in ziemlicher Nähe bei einander gefunden worden und mit solchen Beigahen, dass ihre ungefähre Gleichzeitigkeit zugegeben werden muss. Nun hatte Müllenhoff schon 1874 richtig gesehen, dass die Umschrift nicht etruskisch ist, sondern eine Runeninschrift. Eine 1880 während der Ausstellung in Berlin ermöglichte genaue Prüfung hat statt des ursprünglich angegebenen φόβος die sichere Lesung Sahar ergeben, mit welchem Worte wir zunächst allerdings nichts anzufangen wissen, und dazu die unzweifelhafte Gewissheit, dass wir es mit einem germanischen s. g. Goldbrakteaten zu thun hahen. Das Zeichen, welches von Crüger abenteuerlicherweise als Münzzeichen von Damaskus angesehen war, ist nichts anderes als das auf zahllosen Altertümern des Südens wie des Nordens und u. a. auch auf den oben hesprochenen gotischen Lanzenspitzen vorkommende Hakenkreuz. Diese Münze darf also nicht mehr, wie es z. B. v. Sadowski getban hat, unter griechischen Fundstücken angeführt werden. Dagegen hleiben als Beweismaterial folgende Funde: aus der Provinz Posen mehrere bei Gnesen gefundene makedonische Goldmünzen; aus Ost-Schlesien (Öls) ein Goldstater Alexanders d. Gr., bei Tlukomic (am Wege von Bromberg nach dem Lahsonka-Ufer) eine Tetradrachme von Thasos, bei Lahsens eine barbarische Nachbildung einer solchen, die aber wahrscheinlich späterer Zeit angehört als das Original; aus Mähren bei Seheč (Szasz Sebes) ein Schatzfund von 50 Münzen der Städte Apollonia, Dyrrhachium und Thasos; aus Siebenbürgen erstens ein bei Klausenburg gemachter Fund von 10 Tetradrachmen von Thasos und 2 makedonischen Münzen, sodann weiter südlich im Marosthale bei Körös-Banya über 70 Silbermünzen von Apollonia, endlich am linken Ufer der Maros bei Szasváros ein Schatz von mehreren Tausend Goldstateren des Lysimachos. In Ungarn kommen makedonische Münzen so häufig vor, sowohl echte als barbarische Nachprägungen (die übrigens an Metallwert nicht geringer sind als die echten), dass es unnötig ist die einzelnen Fundorte aufzuzählen. Ebenso sind auf dem rechten Donau-Ufer, wie die Sammlungen des Belgrader Museums beweisen, Münzen von Athen, Thasos, Apollonia und Dyrrhachium, den Städten der Propontis und des Pontus gefunden.

Das älteste und daher wichtigste Verbindungsglied in der Kette dieser Funde, die uns von der baltischen Küste in zunehmender Dichtigkeit nach dem Süden führen, habe ich noch nicht genannt. Es ist der 1824 bei Schubin (Rgbz. Bromberg) gemachte Fund, welchen v. Levezow 1833 in den Abhh. der Berliner Akademie eingehend besprochen hat. Derselbe umfasste 36 Silbermünzen mit Rad und Gorgonenkopf auf der Vorderseite, und einem Quadratum incusum auf der Rückseite, einem Stempel, von welchem man jetzt annimmt, dass alle mit ihm versehenen Münzen in Athen geprägt worden sind, dazu 1 Münze von Erythrä oder Orchomenos und 2 andere Münzen. Dieser Münzfund erregte mit Recht das grösste Aufsehen. Er ist auf das argwöhnischste geprüft worden, namentlich von Direktor Dr. Friedländer in Berlin. Derselbe stiess sich mit Recht daran, dass mit jenen altatheuischen Münzen, deren jüngste dem Jahre 358 angehört, unmöglich eine späte milesische Münze und ein jüngerer athenischer Triobolos, welche mit jenen 36 zusammen eingeliefert waren, zugleich hätten verloren sein können. Doch hat er, da sich alle anderen Verdachtsmomente als hinfällig erwiesen, die Möglichkeit zugegeben, dass diese 2 Münzen, die wahrscheinlich anderweitig in der Umgegend von Bromberg gefunden sind, von dem

Digitized by Google

Geldwechsler, der den ersten Fund aufkaufte, irrtümlich hinzugefügt seien. Und so hat denn auch Th. Mommsen diesen Fund ausdrücklich als einen für urgeschichtlichen Völkerverkehr zwischen Nord und Süd bedeutsamen anerkannt. Besondere Bestätigung hat denselben überdies eine weitere altathenische Münze gebracht, die ebenfalls das Gorgoneion und das Quadratum incusum zeigt, und neuerdings im östlichen Teile der Provinz Posen gefunden ist. Zu diesen Münzfunden, die wir natürlich nur als einen kleinen Bruchteil dessen betrachten dürfen, was an solchen Zeugnissen der Erde bisher schon entnommen worden, aber leider unbeachtet in alle Winde zerstreut oder eingeschmolzen ist, hat man sich in neuester Zeit besonders bemüht noch anderweitige Zeugnisse aufzufinden. Man hat aufmerksam nach Gerätschaften, Waffen und Schmucksachen griechischen Stiles sowohl unter den Altertümern der Ostseeländer wie unter denen der zwischen dem Balticum und dem Pontus gelegenen Länder geforscht. Unter anderen hat Albin Kohn mehrere derartige Funde ausdrücklich geltend gemacht, besonders den reichen Bronzefund von Floth bei Czarnikau. In der That enthält dieser Fund einige sehr merkwürdige Stücke, u. a. eine sogenannte Mitra (Brustpanzerstück) von 12" Länge, welche einer von Bröndsted auf Euböa erworbenen sehr ähnlich sieht. Aber ich möchte trotzdem auf diese Ähnlichkeit kein entscheidendes Gewicht legen. Es fehlt durchaus noch an einem genügend umfangreichen und zuverlässigen Vergleichsmateriale für griechisches Kleingerät. Griechenland hat erst angefangen Sammlungen von den bisher misachteten Gegenständen anzulegen. Es dürfte z. Z. noch schwer halten, einen Weg einzuschlagen, wie ihn für Gegenstände etruskischer Herkunft z. B. der Vorstand des Breslauer Provinzialmuseums eingeschlagen hat. Derselbe hat nämlich alle charakteristischen in Schlesiens Grabaltertümern vorkommenden Bronzegegenstände archaischeren Charakters abbilden lassen und diese Tafeln darauf an Hrn. Prof. W. Helbig in Rom gesandt mit der Bitte, wo in italischen, besonders etruskischen Funden sich Parallelen fänden, diese zu sammeln. Er hat die Genugthuung gehabt, eine reiche Sammlung etruskischer Grabaltertümer zu erhalten, welche zu den schlesischen Fundstücken die schlagendsten Parallelen bilden. In Griechenland wäre es z. Z. noch unmöglich, einen solchen Auftrag ohne weite Reisen und langjähriges Sammeln auszuführen. Wenn daher in neueren anthropologischen Werken, z. B. bei v. Bonstetten, Wiberg, Worsaae, v. Sadowski u. a., auch ziemlich viel von dem griechischen Charakter gewisser transalpinischer, besonders nordischer Bronzen gesprochen wird, so muss ich das doch als ein noch sehr unsicheres Gebiet bezeichnen. Wir befinden uns nämlich der Schwierigkeit gegenüber, Griechisches von Etruskischem zu unterscheiden, und das ist für den ganzen Zeitraum, während dessen griechische oder italische Bronzen allmählich nach dem Norden gelangt sein können, um so schwieriger, als in demselben das etruskische Kunstgewerbe unter griechischem Einflusse stand. Dazu kommt, dass Griechenland nach Etrurien, Etrurien nach Griechenland exportierte. Wenn ich daher auch angesichts der Funde an bronzenem Kleingerät in Dodona und Olympia die Möglichkeit zugebe, dass ein Teil der Fundstücke, welche ich bisher als etruskisch in Anspruch genommen habe, griechischen Ursprungs sei, so liegt doch auch wieder die Möglichkeit vor, dass von jenen Funden in Griechenland manches etruskisch ist. — Ich habe diese Bemerkung einschalten zu sollen geglaubt, um mich vor denjenigen unter Ihnen zu rechtfertigen, welche vielleicht erwartet haben, von mir auch derartige Altertümer in den Kreis der Beweisführung gezogen zu sehen, weil gerade ich seiner Zeit meine Untersuchung über die Ausdehnung etruskischen Handels nach dem Norden wesentlich auf solche Vergleichungen gegründet habe.

Digitized by Google

Nehmen wir nun den verlassenen Faden der Untersuchung wieder auf, so sehen wir nicht ohne eine gewisse Ueberraschung, dass die Münzfunde im Binnenlande sämtlich auf die griechische Handelsstrasse hinweisen, welche von der Donau aus, die Karpathen zur Rechten lassend, durch Siebenbürgen und Ungarn nach dem Weichselgebiet gieng und auf dem linken Weichselufer die baltische Küste erreichte. Tlukomic, Labsens, Schubin, Gnesen in der Provinz Posen, Öls in Schlesien, führen uns hinab zu dem grossen Völkerthore zwischen den Quellen der Oder und Weichsel, von diesem durch Mähren, Ungarn und Siebenbürgen zur Donau. Die auf dem rechten Ufer derselben in Serbien sich gleichmässig fortsetzenden Funde von Münzen derselben Städte (Athen, Thasos, Apollonia und Neapolis) weisen uns auf die im Gebiet der Morawa entlang nach dem des Wardar (Axius) und Struma (Strymon) sich ziehenden Strassen, welche rechts und links von der Halbinsel Chalkidike bei Thessalonike und Amphipolis mündeten. Da haben wir an der makedonischen Küste auf einer Strecke von 10 Meilen die Städte Apollonia und Neapolis, ihnen kaum 5 Meilen gegenüber gelagert die Insel Thasos, und als Verbreitungsherd der attischen Münzen nach dem Norden an der Einfahrt in die Propontis den thrakischen Chersones, jene attische Provinz, welche von dem älteren Miltiades in der Mitte des 6. Jahrhunderts kolonisiert wurde und erst ca. 350 vor Chr. dem Mutterlande endgiltig verloren gieng.

Die von den meisten heutigen Forschern gehegte Hoffnung, welche besonders seit Wiberg als völlig sicher betrachtet wurde, von der Bernsteinküste und der Weichsel her ähnliche Spuren eines griechischen Handels den Dnjepr entlang zum Pontus zu finden, erweist sich als trügerisch. An dem oberen Laufe der Düna und des Njemen ist kein Fund zu verzeichnen, keiner auf dem rechten Weichselufer, keiner aus dem für den Völkerverkehr seit alter Zeit so wichtigen Quellgebiet des San und des Dnjestr. Von den griechischen Handelsplätzen am Pontus aber reichen die Funde nordwärts nicht wesentlich über Kiew hinauf, und was sich dort findet, ist jüngeren Datums. Die herkömmlichen Vorstellungen von einem sehr alten griechischen Handel, der vom Pontus aus direkt sich nach dem Norden weit hinauf bewegt habe, sind daher sehr zu beschränken. In der Stelle des 4. Buches des Herodot, wo die handschriftliche Überlieferung angibt, dass Griechen 40 Tagereisen aufwärts den Borysthenes (Dnjepr) zu befahren pflegten, muss 40 in 14 geändert werden. Dafür gibt es einen positiven und einen negativen Beweis. Der negative Beweis ist folgender. Herodot, der doch die Ströme Skythiens der Reihe nach ausdrücklich nach ihrer physikalischen Beschaffenheit wie nach ihrer Brauchbarkeit für den Handel beschreibt, weiss für den Dnjepr noch nichts von den gewaltigen Stromschnellen, welche von Alexandrowsk bis Jekaterinoslaw den Strom für Schiffahrt ganz unbrauchbar machten. Ein Weg von 40 Tagereisen würde aber fast die Hälfte des ganzen Dnjeprlaufes ergeben und hätte mehr als 50 Meilen über die Stromschnellen hinaus führen müssen. Dass Herodot sie aus Flüchtigkeit nicht erwähnt habe, ist eine geradezu ausgeschlossene Annahme. Er hat sich persönlich längere Zeit in Olbia (Cherson) aufgehalten, um Land und Leute kennen zu lernen, und hat uns in nahezu 67 Kapiteln des 4. Buches eine ethnographische Schilderung Skythiens gegeben, welcher aus der gesamten antiken Litteratur nur die in 95 Kapiteln des 2. Buches Herodots enthaltene Schilderung Ägyptens und die Germania des Tacitus an die Seite gesetzt werden können. — Der positive Grund ist aber der, dass Herodot selbst sagt, man kenne den Lauf des Stromes bis zu den skythischen Königsgräbern im Lande Gerrhos; durch was für Völker er aber

Digitized by Google

nördlich davon fliesst, könne niemand angehen. Nun sind aber diese Königsgräber in den gewaltigen Kurganen, welche südlich der Stromschnellen, kleine 14 Tagereisen landeinwärts liegen, wiedererkannt, während 100—120 Meilen von der Mündung dergleichen nicht vorkommen.

Dazu kommt, dass meine Ansicht auch durch die Altertümer unterstützt wird, welche die kaiserlich russische Kommission aus jenen Gegenden gesammelt hat. Von der Küste nämlich zwischen Dnjepr und Bug sehen wir einen breiten Streifen skythisch-hellenischer Mischkultur, der aber nach den Stromschnellen zu bedeutend abnimmt, während er nach Westen nach dem Bug stärker wird und namentlich im Quellgebiet des unter 48° 10′ nördl. Br. von W. in den Dnjepr mündenden Nebenflusses Tjasmin (Teasmina, Tasmina) zahlreiche griechische Münzen vom 4. Jahrhundert ab bis in späte Zeit aufweist, welche von Czáki gesammelt sind und jetzt in der Fürstl. Czartoryskischen Sammlung zu Kurnik sich befinden. Auch griechische Vasen und schöne Bronzen fehlen nicht. Iwan Funduklej hat in seiner leider russischen Revue der Grabhügel und Wälle des Kijewer Gouvernements eine Anzahl veröffentlicht. Mit Kijew selbst hören die griechischen Fundgegenstände im wesentlichen auf. An dem von da bis Smolensk bequem schiffbaren Strome kommen nur versprengte Stücke vor.

Wir gewinnen also den Eindruck, dass von den 3 grossen Systemen der Wasserwege zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meere das östlichste, die Dnjepr-Beresina-Düna-Linie, welche in den Rigaischen Meerbusen führt, gar nicht in Betracht kommt, wenn es sich um griechisch-baltischen Handel handelt; das mittlere, das sogen. Oginski-System, welches auf Dnjepr-Pripeč-Schtschara-Njemen in das Samland führen konnte, bleibt fragwürdig, und nur das 3., welches durch Dnjepr-Bug-Narew und Weichsel gebildet wird, zeigt deutliche Spuren eines Handels, der bis zum Breitengrad von Alexandrowsk wohl direkt von Griechen betrieben wurde, dann aber ganz in die Hände skythischer Kaufleute übergieng.

Für diesen skythischen Handel hat v. Sadowski einiges interessante Material neu beigebracht. Der Handel mit dem Salz der Limane an der Küste des Schwarzen Meeres von Bessarabien bis an die Krim, welchen Herodot schon als einen sich nordwärts bewegenden kannte, hat noch heute seinen Mittelpunkt zwar tief unten in Krementzuck auf der Mitte zwischen Kijew und Alexandrowsk, dehnt aber seine Sphäre über ganz Litauen bis an das jetzige Ostpreussen aus. Diese vielleicht vielen befremdliche Thatsache wird Ihnen in anderem Lichte erscheinen, wenn ich erwähne, dass die russischen Ostseeprovinzen bis vor einem Jahrzehnte fast nur englisches und spanisches Salz verbrauchten, welches ihnen über Memel zugeführt wurde, und dass die russischen Kaufleute der Stadt Pinsk an der Pina (Gouvernement Minsk) sich vor wenig Jahren eigens um Verbesserung der Oginski-Kanal-Schiffahrt bemüht haben, weil sie sonst die Konkurrenz des von Preussen versendeten Salzes nicht aushalten könnten und ihr nordwestlichstes Absatzgebiet verlieren würden.

Dieser Salzhandel, welcher von Süden begann und allmählich weiter nach Norden reichte, hat wahrscheinlich auch zuerst zur Kenntnis des Bernsteins geführt, nicht gleich des baltischen, sondern des binnenlitauischen. v. Sadowski teilt nämlich mit, dass am Narew, dem Nebenflusse der Weichsel, durch Raczynski ein seit uralter Zeit betriebenes Graben von Bernstein festgestellt worden ist. Die dortigen Bewohner, z. B. die Kurpjen in der Gegend von Myszeniec verstehen mit Hilfe des gewöhnlichen Spinnrades sehr geschickt Pfeifenteile, Korallen, Tassen u. dergl. aus den gegrabenen Bernsteinstücken zu verfertigen. Damit ist ein sehr wichtiges Verbindungsglied für den Bernsteinhandel

Digitized by Google

gegeben. Da der Handel mit Limansalz auf dem Dnjepr und Pripeč entschieden bis in jene Gegenden gereicht hat, so war das gerüchtweise Bekanntwerden fossilen Bernsteins bei den pontischen Griechen sehr wohl möglich. Durch diese erklärt sich nun auch eine bisher nicht unterzubringende Angabe des Philemon bei Plinius (*sucinum fossile esse et in Scythia erui duobus locis*). An dem Narew wird nämlich der Bernstein seit alters an 2 Orten, in der Gegend von Prasnysz und Ostrolenka, gegraben und zwar in solcher Menge, dass die Verpachtung der Bernsteingruben noch 1834, für welches Jahr Gawazecki aus den Wojewodschaftsakten von Plock Mitteilungen veröffentlicht hat, sehr einträglich war. Diese Gruben sind die einzigen älteren Datums im Binnenlande des ehemaligen Skythiens. Ihre Entfernung vom Schwarzen Meere, der von Stamm zu Stamm weithin sich bewegende Tauschhandel der Skythen, der erst bei Alexandrowsk griechische Händler erreichte, lassen es begreifen, dass er selten und erst im 3. Jahrhundert vor Chr. nach Olbia kam, zu Herodots Zeit jedenfalls noch nicht. In den reich ausgestatteten Gräbern der Krim und der Halbinsel Taman erscheint er in der That selten und nicht vor dem 3. Jahrhundert, und wo er auftritt, tritt er als Kostbarkeit unter Edelgestein auf. So ist, wie der eben veröffentlichte Compte-Rendu der Petersburger Kommission berichtet, 1879 in einem Grabe mit einer wahrhaft mykenischen Fülle goldener und silberner Gefässe und Schmucksachen ein Halsband, bestehend aus 21 Granaten, 11 Bergkrystallen, 12 Chalcedons, 1 Amethyst und 10 Bernsteinperlen gefunden, Ein ähnliches hat Dubois früher abgebildet. Alles in diesen Gräbern zeigt aber die prunkvolle griechisch-skythische Mischkultur, nicht die leiseste Spur orientalischer, speziell phönikischer Einflüsse. Man hat deshalb kein Recht, diesen Bernstein als arabischen zu vermuten oder ihn als nordischen, baltischen, der nach phönikischen Häfen kam, in Anspruch zu nehmen. Griechisch-skythischer Handel hat ihn an die Küste des Pontus gebracht und wahrscheinlicher aus dem Gebiet des Narew als von der baltischen Küste.

Wohl aber werden wir an Phönizier bei dem Funde denken müssen, welcher in neuester Zeit aller Augen auf sich gezogen und das Interesse erneut auf die Anfänge des Bernsteinhandels gerichtet hat. Ich meine Mykenä. In dem 3. und 4. Grabe fand Schliemann unter dem reichen Goldschmucke eine solche Fülle durchbohrter grösserer und kleinerer Bernsteinkugeln sorgfältiger Arbeit, welche als Gehänge gedient hatten, dass er bei zwei Leichen je an 400 Stück zählte. Dieser Bernstein weist uns also nicht auf die phönikischen Handelskolonien hin, welche bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. an der Nordküste des Schwarzen Meeres die Vorläufer der späteren milesischen waren, sondern auf phönikische Fahrten nach dem NW. Europas, auf welche ja durch eine von Oppert 1878 in Lissabon mitgeteilte assyrische Urkunde vom Jahre 950 ein neues Licht gefallen ist. Der König berichtet darin u. a., „er habe wunderbare Jagdzüge gemacht, er habe dies und jenes gesammelt, und er habe Karawanen, die fischen gehen in dem Meere, das der Polarstern beherrscht, den Safran, welcher anzieht" (= Bernstein) gefunden.

Von direktem griechischen Seeverkehre nach dem europäischen Norden bleibt für vorchristliche Zeit also nur die Entdeckungsreise des Pytheas, die ihn bis zur cimbrischen Halbinsel führte. Das Balticum ist durch sie nicht erschlossen worden. Was an griechischen Funden im Ostseegebiet zu Tage gekommen ist, weist vielmehr auf Landhandel hin. Für diesen ist die physikalische Möglichkeit eines pontisch-baltischen Weges zu direktem Handel zuzugehen, die thatsächliche Benutzung dieses Weges aber

Digitized by Google

geschichtlich unbeweisbar. Dagegen ist die Thatsache eines lebhaften westlicheren griechisch-baltischen, mehr und mehr direkten Handels nach der Bernsteinküste seit dem 4. Jahrhundert bis in das 2. v. Chr. hinab gesichert und die Strassenrichtung von Makedonien (Rumelien) durch Serbien, Ungarn, Schlesien, Posen und Westpreussen in Funden erkennbar.

Landhandel blieb auch der Handel der Römer nach dem Balticum, obwohl sie die Ostsee zuerst von Westen her zu Schiffe erreichten. Ich will, um Ihre Geduld nicht zu ermüden, nur noch weniges darüber bemerken. Die Römer lernten die Ostsee zuerst unter Augustus kennen. Ein Zeugnis ersten Ranges gibt davon Kunde. In der grossartigen, die Kundgebungen der ägyptischen und assyrischen Könige nachahmenden Urkunde über seine Herrschaft, welche uns auf den Tempelwänden von Ancyra erhalten ist, sagt Augustus ausdrücklich, dass der Befehlshaber seiner Flotte „auf sein Geheiss von der Rheinmündung ostwärts bis zu einem Punkte geschifft sei, bis zu welchem zuvor weder zu Lande noch zu Wasser irgend ein Römer gelangt sei". Der Name des geographischen Punktes ist leider im lateinischen Texte zerstört. Ob er in der griechischen Parallelübersetzung, welche jetzt durch Humans Energie zum ersten Male vollständig abgeformt ist, erhalten worden ist, steht dahin. Als Wirkung dieser Fahrt darf jedenfalls die dieser Notiz folgende Angabe gelten, dass Cimbern, Charuden, Semnonen u. a. Völker dieses Himmelsstriches durch besondere Gesandtschaften seine (des Augustus) Freundschaft gesucht hätten. Damit waren die Pforten des Balticums direktem Einflusse der Römer erschlossen. Schnell mehrt sich die geographische Kenntnis dieser nördlichsten Teile der damals bekannten Welt, und die Energie, mit welcher diese Kenntnis von dem römischen Handel ergriffen und ausgebeutet wird, hat etwas Imponierendes. Sie zeigt von einer ungemeinen Rührigkeit römischen Unternehmungsgeistes und Expansionsfähigkeit ihres Handels und Kraft der Provinzialindustrie, welche unsere Vorstellungen von dem abwelkenden Römerreich zu beschränken nötigen. Aber nicht von der See her, sondern zu Lande von der Donau her ziehen die römischen Händler nach den Südküstenländern der Ostsee. Von dort aus, von Carnuntum aus, schickt auch Nero im Jahre 64 seine Handelsexpedition durch Ungarn nach dem Bernsteinlande, um dort das kostbare und von der Mode damals begünstigte Fossil in Masse aufkaufen zu lassen. Was dieser rasch die preussische Küste erreichende, über die Inseln im Westen und Osten nach Skandinavien herübergehende Handel an deutlichen Spuren hinterlassen hat, übersteigt alle Erwartung. In Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, West- und Ostpreussen, Kurland, Livland und Finnland, dazu Oesel, Gottland, Oeland, Bornholm, Schweden, Norwegen, Dänemark wimmelt es von römischen Münzen. Römische Münzen sind in Ostpreussen häufiger als die Münzen der Hochmeister, und nicht nur um einzelne Münzen handelt es sich dabei, sondern um zahlreiche Schatzfunde, unter denen z. B. der 1089 Stück umfassende Sesterzfund von Schreitlaucken unter allen bisher bekannten der drittgrösste und diesseits der Alpen der einzige nach NO. zu gemachte ist. Während in Bayern bis 1860 nur 43 Fundorte römischer Münzen bekannt geworden waren, habe ich in der Provinz Preussen deren 108 ermittelt. Und nicht nur Münzen sind es, sondern römisches Gerät aller Art, selbst eine Anzahl Statuetten. Schon vor 10 Jahren waren römische Kasserollen und Siebe, zum Teil mit Fabrikstempeln versehen, von Lorang verzeichnet in Dänemark 93, in Norwegen 28, in Schweden 12, Glasgefässe in Dänemark 36, Norwegen 24, Schweden 9; Holzeimer mit Bronzebändern Dänemark 17, Norwegen 30, Schweden 1.

Digitized by Google

Dazu eine überreiche Fülle von Kleingerät aller Art, Löffel, Zangen, Ringe, Gürtelhaken, Beschläge, Ketten, Pferdegebisse, Sporen, Haarnadeln, Fibeln, Bronze- und Glasperlen u. s. w. Diese Gegenstände sind z. T. erst in neuester Zeit als römisch erkannt, seitdem man sie nicht mit den in den mittelitalischen Museen befindlichen verglich, sondern mit denen, welche in den deutschen Lokalsammlungen, so besonders in den ehemaligen Römerstädten an Donau und Rhein sich finden. Man erkannte, dass nicht Italien, sondern die Provinzialstädte die Träger des Exportes gewesen sind, und dass die Exportgegenstände selbst Erzeugnisse einer nach römischen Mustern arbeitenden, aber im Geschmack allmählich entartenden Provinzialindustrie waren. So gross ist die überzeugende Gewalt dieser Thatsachen gewesen, dass selbst die skandinavischen und dänischen Altertumsforscher, welche sich so sehr gegen die Annahme italischer Einwirkungen auf ihr Vaterland sträubten, gegenwärtig eingestehen, dass vor der durch das freie Germanien allmählich heranfdringenden römischen Kultur die s. g. Bronzezeit in Skandinavien gewichen ist und dass die Herrschaft des Eisens seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. im Balticum durch die Römer herbeigeführt ist. Der greise Forscher Worsaae in seiner Vorgeschichte des Nordens 1878 und Ingvald Undset, unter den Jüngeren wohl der bedeutendste, in seinem eben beendeten grossen Werke über das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa 1882, sprechen dies offen aus.

Von Augustus bis zum Untergange des Reiches dauert dieser Einfluss. Als das weströmische Reich gesunken war, setzt Byzanz den gewinnbringenden Handel allein fort, aber in rasch abnehmendem Umfange. Neu belebt wird er durch die Araber, welche im 8. bis 10. Jahrhundert auf den einst von den Griechen erschlossenen Strassen rührig nach der nordischen Küste ziehen, überall in den Münzen ihrer Kalifen, in Schmuck aus Silberfiligran und in dem für den Kleinhandel bestimmten s. g. Hacksilber Spuren hinterlassend. Es kommt eine Zeit, wo die Ostsee sozusagen ein arabisches Handels-Meer ist.

Ich bin am Ende. In die eben im Fluge gemusterten breiten Bahnen römischer und arabischer Handelsbewegungen nach dem Norden habe ich Sie auf einer von vereinzelten Spuren angedeuteten älteren griechischen Strasse geführt. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, welche Sie mir auch da geschenkt haben, wo nicht grosse Kulturbilder geboten werden konnten, sondern wo die Untersuchung vorsichtig wie der Fuss des Wanderers von Stein zu Stein in dem hinfliessenden Bache, so von Spur zu Spur in dem völkerverwischenden Strome der Vergangenheit tasten musste. Die Spuren werden sich, des bin ich gewiss, mehren. Sie haben vielleicht gelesen, wie jetzt an der samländischen Bernsteinküste ein unterseeischer Pflug, den ein Taucher unten führt und ein Dampfer oben zieht, den Boden aufreisst und das kostbare Fossil in ungeahnt grossen Stücken zu Tage fördert, so unlängst ein Stück von 8½ Pfund. — Das, dünkt mich, ist ein gutes Sinnbild für die mit den verbesserten Mitteln moderner Wissenschaft auch in ungeahnte Tiefen dringende und reichen Gewinn zu Tage fördernde geschichtliche Forschung unserer Zeit und der Zukunft.

Da niemand zur Discussion das Wort verlangt, spricht der Präsident dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und schliesst dann nach einigen geschäftlichen Mitteilungen um 11 Uhr 40 Minuten die allgemeine Sitzung.

Nachdem von 12 Uhr ab die Sectionen in den Räumen des Grossh. Gymnasiumsgebäudes sich konstituiert hatten, vereinigten sich die Mitglieder der Versammlung um

Digitized by Google

3 Uhr in dem kleinen Saale der Festhalle zum Festessen. Die Reihe der Toaste eröffnete der erste Präsident, Director Dr. Wendt, mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser Wilhelm und Seine Königliche Hoheit den Grossherzog Friedrich, in welches die Versammlung begeistert einstimmte. Zugleich wurden durch abgesendete Telegramme Seine Majestät der Kaiser und Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von der Allerhöchstdenselben dargebrachten Huldigung in Kenntnis gesetzt.

Der zweite Präsident, Geheimer Hofrat Dr. Wachsmuth toastete hierauf auf die badische Regierung und ihren anwesenden Vertreter, Herrn Präsidenten Nokk; dieser erwiederte in schwungvoller Rede mit einem Hoch auf die Philologenversammlung.

Geheimrat Dr. Curtius folgte mit einem Trinkspruche auf die Stadt Karlsruhe; ihm dankte der Vertreter der Stadt, Bürgermeister Schnetzler, und schloss seine Rede mit einem Hoch auf die Leiter der Versammlung.

Es schlossen sich daran noch Trinksprüche auf die deutsche Jugend (Geheimrat Dr. Eckstein aus Leipzig), auf den Entdecker Olympias, Curtius (Director Schauenburg aus Crefeld), die philologischen Damen (Professor Dr. Hermann aus Mannheim).

Nach dem Festmahle begab man sich Abends 7 Uhr in das Grossh. Hoftheater, dessen sämtliche Plätze die Huld Seiner Königl. Hoheit des Grossherzogs den Teilnehmern der Versammlung zur Verfügung gestellt hatte. Als Festvorstellung wurde Glucks Oper Iphigenie auf Tauris gegeben, deren in jeder Beziehung mustergiltige Aufführung den reichsten Beifall der Versammlung hervorrief.

Zweite allgemeine Sitzung

am Donnerstag den 28. September 1882, Vormittags 10 Uhr im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Präsident Director Dr. Wendt: Ich habe zunächst der Versammlung ein Telegramm Seiner Königl. Hoheit des Grossherzogs mitzuteilen, welches gestern Abend eintraf (die Versammlung erhebt sich):

„Herrn Director Dr. Wendt in Karlsruhe. Mainau, den 27. Sept. 1882. Ich ersuche Sie, den in Karlsruhe versammelten deutschen Philologen und Schulmännern Meinen wärmsten Dank für die Huldigung zu übermitteln, welche dieselben Mir so freundlich gewidmet haben. Ich bedaure, den Telegraphen benützen zu müssen, um Mich mit dieser Versammlung deutscher Männer der Wissenschaft und der Schule in Verbindung zu setzen, da Ich vorgezogen hätte, in mündlichen Verkehr mit Ihnen zu treten. So aber bitte Ich Sie, Herr Director, der Festversammlung Meine Teilnahme an ihren Bestrebungen zu übermitteln und auszusprechen, wie sehr Ich wünsche, dass alle Teilnehmer an dem Philologentag mit dem Aufenthalt in Karlsruhe zufrieden sein mögen. Friedrich, Grossherzog."

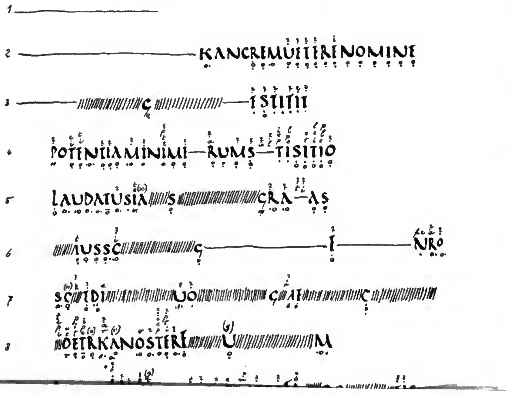
In dem Augenblicke, wo ich dieses verlesen habe, ist auch folgendes Telegramm von Seiner Majestät dem Kaiser angekommen:

„Berlin, den 28. September 1882. Seine Majestät haben sich über den Ausdruck der Huldigung gefreut und lassen verbindlichst danken. Kabinetsrath Wilmowski."

Nun übernimmt der zweite Präsident, Geh. Hofrat Dr. Wachsmuth, den Vorsitz und erteilt nach einigen geschäftlichen Mitteilungen das Wort Herrn Professor Dr. Studemund aus Strassburg zu seinem Vortrage:

Digitized by Google

Codicis Ambrosiani G.82 sup. rescripti paginae 244 apographum.



Digitized by Google

Ueber zwei Parallel-Komödien des Diphilus[1]).

Hochansehnliche Versammlung!

Unter den letzten Ausläufern der klassischen poetischen Litteratur der Griechen nimmt, namentlich seit der Zeit Alexanders des Grossen, die auf Erfindungen einer höheren Phantasie verzichtende neue Komödie die hervorragendste Stelle ein. Die zu ihr gehörenden Stücke waren zum guten Teil nicht Lustspiele im engeren heutigen Sinne dieses Wortes, sondern bürgerliche Schauspiele. Die Mehrzahl der Stoffe ist nicht an das profane oder sakrale öffentliche Leben angeschlossen, sondern bezieht sich auf Vorgänge des bürgerlichen Privatlebens, wie sie nicht nur in der griechischen Welt, sondern auch bei anderen Völkern analog vorkommen konnten. Daraus erklärt sich die Leichtigkeit, mit der gerade die neue Komödie von solchen Völkern mit Glück nachgeahmt wurde, deren Litteratur an die griechische anknüpft, also vor allen anderen von den Römern in der fabula palliata.

Stattlich sind die Zahlen von Stücken, welche für die bedeutendsten unter den griechischen Dichtern der neuen Komödie bezeugt sind: so für Menander 108[2]), für Philemon 97[3]), für Diphilus 100[4]). Die dafür notwendig vorauszusetzende Leichtigkeit der Produktion erklärt sich zum Teil dadurch, dass die gleichen oder ähnliche Motive und Verwickelungen und ähnliche gehäufte Wunderlichkeiten des Zufalls in einer grösseren Anzahl von Komödien wiederkehrten, so dass nur die Verwendung jener Motive virtuos variirt und durch Beimischung ergötzenden Scherzes und durchdachte Charakterzeichnung der auftretenden Personen dem Geschmack der Zuhörer angepasst zu werden brauchte. Zwar sind wir über den Inhalt von Stücken der νέα κωμῳδία direkt nur mangelhaft unterrichtet. Die mehr oder weniger freien Nachahmungen des Plautus und Terenz geben einen nicht ausreichenden Ersatz für die verlorenen griechischen Originale. Aber wenigstens in Einem Fall sind wir in der Lage, den griechischen Dichter Diphilus aus Sinope bei der auffallenden Verwendung eines analogen Stoffes in zwei Schauspielen derartig gleichsam in seiner Werkstatt zu beobachten, dass das Fabrikmässige der Komödiendichtung deutlich zu Tage tritt. Diesen Parallelismus zwischen zwei bürgerlichen Schauspielen des Diphilus will ich versuchen nachzuweisen.

Unter den handwerksmässig verwandten Motiven fand sich in der neuen Komödie und dementsprechend in ihren römischen Nachbildungen besonders häufig die Verwickelung durch Schiffbruch und Seeraub[5]), und die Lösung der Verwickelung durch eine ἀναγνώριcιc, welche zum Teil mechanisch mit Hilfe von Kinderschmuck- und Spielsachen (crepundia) der das Hauptinteresse in Anspruch nehmenden Person herbeigeführt wird. In die Reihe dieser Crepundien-Stücke gehört der wahrscheinlich im letzten Jahrzehnt seines Lebens von Plautus verfasste Rudens, die Nachbildung eines nicht mit seinem griechischen Titel genannten

1) Von der beifolgenden lithographirten Tafel waren Exemplare unter die Anwesenden verteilt.

2) Diese Zahl überliefern der Anonymus de comoedia bei A. Meineke, Historia critica comicorum graecorum pag. 538, 8 und Suidas; vgl. dagegen Gellius Noct. Att. XVII 4.

3) Diese Zahl überliefert der genannte Anonymus pag. 538, 2. 3; Suidas: πρὸc ἐνενήκοντα.

4) So derselbe Anonymus pag. 538, 11.

5) Vgl. Moriz Haupt, Opuscula III. pag. 18.

moralischen Schauspiels[1]) des Diphilus[2]). Der Inhalt dieses Stückes ist bekannt. Ich gebe ihn hier so wieder, dass ich diejenigen Punkte stärker hervorhebe, welche in der später zu besprechenden Parallel-Komödie wiederkehren.

Das Stück spielt an der Meeresküste von Kyrene, vor einem Tempel der Venus, an den sich Myrtengebüsch[3]) anschliesst, und vor dem Hause des Alten Daemones, der einst in Attika in behaglichem Wohlstande gelebt hatte; nachdem ihm ein Seeräuber sein einziges Töchterchen im Alter von drei Jahren geraubt und gewissenlose Freunde sein Vermögen bedenklich geschmälert hatten, war er mit dem Reste seiner Habe nach Kyrene ausgewandert, um sich dort ein neues Heim zu gründen. In der der Handlung des Rudens vorausgehenden Nacht hat ein starker Sturm an der Meeresküste gewütet. Ein Schiff, auf welchem sich in Kyrene mit einem verruchten Genossen aus Agrigent ein Kuppler eingeschifft hatte, um in seiner Gewalt befindliche Mädchen nach Sicilien zu schaffen, wird von dem Sturm vernichtet, und der Zufall will, dass sich zwei Mädchen, Palaestra und deren Freundin, an jene eben beschriebene Stelle der Küste retten. Palaestra ist, wie sich später bei der Wiedererkennung durch Crepundien erweist, eben jene dem Daemones als Kind geraubte Tochter. Der Seeräuber hatte sie an jenen Kuppler verkauft, der sie, in schnöder Hoffnung auf einstigen reichen Gewinn, in Kyrene in den für eine Hetäre wichtigen Kunstfertigkeiten unterrichten liess. Auf ihrem Wege zur Musikschule hatte ein reicher, aus Attika stammender Jüngling sie erblickt und, von Liebe zu ihr ergriffen, um den Preis von 30 Minen dem Kuppler abgekauft. Einen Teil der Summe hatte er als Aufgeld baar bezahlt. Ehe der Rest entrichtet war, hatte sich der Kuppler, durch den Agrigentinischen Parasiten auf die Möglichkeit glänzenderen Gewinnes in Sicilien aufmerksam gemacht, mit diesem Gefährten und mit seinen Mädchen dorthin eingeschifft. Dem Liebhaber hatte er, um die Vorbereitungen zur Reise zu maskiren, vorgespiegelt, er wolle mit den Mädchen im Venustempel an der Küste opfern, und ihn sogar selbst zum Festschmause eingeladen. Der vorhin erwähnte Schiffbruch bewirkt, dass Palaestra und ihre Freundin, freilich aller Mittel beraubt, aber doch scheinbar von ihrem Peiniger befreit, Zuflucht im Venustempel suchen und bei der Priesterin desselben auch finden. Trachalio, ein Sklave des Liebhabers der Palaestra, von seinem Herrn, der den flüchtigen Kuppler zu erwischen sucht, nach dem Venustempel beordert, erkennt die zufällig, um Wasser zu holen, in die Nachbarschaft geschickte Gefährtin der Palaestra und erfährt von ihr die glückliche Rettung aus dem Schiffbruch; nur eins sei zu beklagen: das Kästchen (die *cistella*), in dem sich die Crepundien der Palaestra befanden — die einzigen Gegenstände, die sie noch aus dem väterlichen Hause besass und mit deren Hilfe sie hoffen durfte, dereinst ihre Eltern wiederzufinden — sei in und mit einem Koffer (dem *vidulus*) des Kupplers in den Fluten begraben. Trachalio geht in den Tempel, um Palaestra zu trösten. Bald darnach tritt der ohne Wissen der Mädchen ebenfalls aus dem Schiffbruch gerettete Kuppler mit seinem Genossen auf. Er erfährt von einem Sklaven des Daemones auf seine Frage, dass sich zwei Mädchen in den Venustempel gerettet haben, und stürzt in den Tempel, um sich der Mädchen zu bemächtigen. Trachalio ruft um

1) Vgl. Ritschl's Opuscula II. pag. 738 f.
2) Vgl. Rud. prol. 32.
3) Vgl. Rud. 732.

Hilfe, und der in der Nähe des Tempels wohnende Daemones gewährt die Hilfe. Die Mädchen flüchten zu dem vor dem Tempel stehenden Altar. Die Leute des Daemones bändigen den Kuppler. Trachalio ruft seinen Herrn herbei, und dieser zieht den Kuppler wegen der versuchten Unterschlagung der Anzahlungssumme vor Gericht. — Nun fehlt nur noch das Kästchen mit den Crepandien der Palaestra, um der Unschuld ihr Recht und dem Bösen seine Strafe werden zu lassen.

Da kehrt Gripus, ein Sklave des Daemones, vom Fischfange zurück, hoch erfreut über einen unverhofften Fang: denn beim Fischen ist ihm der Koffer des Kupplers in sein Netz geraten, und er hofft ihn für sich behalten zu können. Trachalio aber hat das Auffischen des Koffers bemerkt, und da Gripus auf den Vorschlag Trachalio's, ihm für Verschwiegenheit die Hälfte von dem Werte des Koffers zu geben, nicht eingeht, kommen die Streitenden überein, die Sache dem Daemones als Schiedsrichter zu übertragen. Bei der Verhandlung vor diesem erklärt Trachalio sich zufrieden geben zu wollen, wenn ihm das in den Koffer eingeschlossene Kästchen mit den Erkennungszeichen der Palaestra ausgeliefert würde. Das Kästchen wird geöffnet, und an den Crepundien erkennt Daemones, dass Palaestra seine ihm einst geraubte Tochter ist. Trachalio wird abgeschickt, um seinen Herrn, den Liebhaber, aufzusuchen und ihm die frohe Nachricht zu bringen. Dieser hat inzwischen seinen Process gegen den betrügerischen Kuppler gewonnen. Der Kuppler verspricht, um möglichst viel zu retten, dem Gripus für die Rückgabe des Koffers ein Talent. Diese Summe nimmt Daemones als Herr des Gripus in Anspruch: die eine Hälfte lässt er dem Kuppler gegen Freilassung der mit Palaestra geretteten Freundin, welche der ebenfalls freigelassene treue Sklave des Liebhabers, Trachalio, zur Frau erhalten wird; die andere Hälfte des Geldes macht den glücklichen Finder des Koffers, Gripus, zum Freien. Palaestra aber und ihr Liebhaber werden ein Paar.

Der Inhalt des Rudens ist derartig, dass sich der römische Dichter von dem griechischen Originale des Diphilus nicht wohl weit entfernt haben kann[1]). Auf keinen Fall war diese Entfernung auch nur annähernd so weit gehend, wie dies in der possenartigen Casina geschehen ist, welche Plautus, nach dem Ausweise des Prologs[2]), mit Zugrundelegung der Clerumenoe des Diphilus gearbeitet hat[3]).

Eine seltsam nahe Verwandtschaft mit dem Rudens zeigen die im Ambrosianischen Palimpsest in Mailand erhaltenen grösseren und die von römischen Nationalgrammatikern citirten kleineren Fragmente der Plautinischen **Vidularia**[4]) oder Kofferkomödie. Schon der Name dieses Stückes weist auf eine ähnliche Situation wie im Rudens hin. Ja der Rudens hätte zweifellos den Namen Vidularia als Titel führen können[5]). Gerade der Umstand, dass Plautus dem Rudens keinen von *vidulus* abgeleiteten Titel gab, sondern dafür den entlegeneren Namen *rudens* „das Schiffstau“ wählte, welches hinter dem Koffer des Kupplers nachschleppt und an welchem Trachalio den mit seiner Beute davoneilenden Gripus zurückzuzerren sucht, macht es äusserst wahrscheinlich, dass der Rudens von

1) Vgl. W. A. B. Hertzberg „Des .... Plautus ausgewählte Komödien, ... übersetzt“ (Stuttgart 1861) S. 368 und 375.

2) Vgl. Cas. prol. 32.

3) Vgl. C. E. Geppert in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1863, XVII. pag. 625 f.

4) Ueber die Komödiennamen auf *—aria* vgl. Ritschl, Parerga pag. 139 ff.

5) Vgl. Ritschl, Parerga pag. 73. 167.

Digitized by Google

Plautus später gedichtet ist als die Vidularia. Dieser Titel so gut wie der Titel *Cistellaria* waren offenbar von Plautus schon präoccupirt, als er an die Abfassung des Rudens heranging[1]). — Aus der nur teilweise möglichen Lesung zweier als eine Blattlage zusammenhängender Blätter[2]) des Plautinischen Palimpsestes habe ich im Jahre 1870 versucht, eine „erste Ausgabe" der Vidularia-Reste unter Berücksichtigung der sonstigen bei Grammatikern erhaltenen Citate aus diesem Stücke herzustellen[3]). Das Wichtigste, was sich für den Inhalt der Vidularia teils direkt, teils indirekt aus den erhaltenen Resten ergiebt, ist folgendes:

Der Schauplatz der Vidularia ist (wie im Rudens) an der Meeresküste, und zwar nicht unwahrscheinlich wieder in der Nähe eines Venustempels; wenigstens wird in einem Fragment (XV.) ein Myrtengehüsch erwähnt. Wie im Rudens das Landhaus des gutmütigen Alten Daemones, des Vaters der Palaestra, nahe dem Venustempel liegt, so gehört zur Scenerie der Vidularia ein Haus des Landguts des gutmütigen Alten Dinia (Δεινίας). Dazu kommt in der Scenerie der Vidularia ferner das Haus eines Fischers, Namens Gorgo. Nicodemus, ein (gleich der Palaestra) freigeborner Jüngling aus guter Familie ist (wie Palaestra) schiffbrüchig. Er hat durch den Schiffbruch im Meere einen Koffer, den *uidulus*, verloren, der ⟨unter anderen Kostbarkeiten?⟩ auch einen Siegelring enthielt, welcher (ebenso wie die Crepundien der Palaestra, die im Koffer des Kupplers verpackt waren) später die ἀναγνώρισις des Nicodemus durch seinen Vater Dinia ermöglicht. Aehnlich wie Palaestra war Nicodemus von seinem Vater so lange Zeit getrennt gewesen, dass Vater und Sohn sich später nicht durch den Anblick wiedererkennen.

Doch ich kehre zum Gang der Vidularia selbst zurück. Nach dem Schiffbruche war Nicodemus zunächst von dem Fischer Gorgo in dessen Haus aufgenommen. Da Nicodemus mittellos ist, verdingt er sich als ländlicher Arbeiter bei dem wohlwollenden alten Nachbar des Gorgo, bei seinem ihm unbekannten Vater Dinia; der wichtigste Teil der Scene, die dies Verdingen enthielt, ist im Palimpsest erhalten. — Der Fischer Gorgo stösst beim Fischen auf einen Koffer, offenbar den *uidulus* des Nicodemus. Diesen Koffer erspäht von dem Myrtengebüsche aus ein Sklave Cacistus und sucht ihn an sich zu reissen, während Gorgo ⟨vielleicht um im Tempel der Venus für den Fang zu danken?⟩ den Koffer am Gestade hatte stehen lassen. Aehnlich wie im Rudens Gripus und Trachalio um den Besitz des Koffers streiten, streiten hier Gorgo, der den Cacistus rechtzeitig ertappt, und Cacistus um den Besitz des Koffers in einer Scene, deren Schlussverse im Palimpsest erhalten sind; am Ende dieser Scene beschliesst Cacistus, sich nach einem befreundeten Rechtsbeistande umzuschauen, während Gorgo den Koffer in seinem Hause birgt. Darauf erscheinen auf der Bühne Dinia und Nicodemus, dem der Alte die harte Sklavenarbeit aus Mitleid erlässt und eine Silbermine ohne Zinsen leiht, damit Nicodemus sich weiter helfen könne. In dieser Scene, deren Anfang im Palimpsest erhalten ist, fällt dem Dinia ähnlich der Klang der Stimme des Nicodemus, seines ihm unbekannten Sohnes, auf, wie im Rudens[4]) Daemones beim Anblick der Palaestra unwillkürlich an seine ihm einst

1) Vgl. Teuffel „Studien und Charakteristiken" pag. 276.
2) Denn die sonstigen kleineren Trümmer der Vidularia im Palimpsest sind wertlos.
3) Commentatio de Vidularia Plautina, Greifswald, 1870.
4) V. 742 ff.

Digitized by Google

geraubte Tochter erinnert wird. Aus den bei Grammatikern citirten Fragmenten der Vidularia geht hervor, dass der Koffer einem Sequester, also aller Wahrscheinlichkeit nach dem Dinia, übergeben wurde, welcher mithin eine analoge Funktion übernimmt wie Daemones im Rudens. Bei der Oeffnung des Koffers wird mit Hilfe des darin befindlichen, dem Nicodemus gehörigen Siegelrings, dessen Bild mit einem zweiten Ringe, offenbar dem des Dinia, stimmt, Nicodemus als Sohn des Dinia erkannt: ziemlich übereinstimmend mit der Art, wie im Rudens Palaestra als Tochter des Daemones erkannt wird.

Den Inhalt einiger anderer Fragmente der Vidularia, die, gleich den zuletzt berücksichtigten, bei Grammatikern erhalten sind, übergehe ich hier, da sich aus denselben zu wenig Sicheres über den sonstigen Inhalt dieses Schauspiels ermitteln lässt[1]).

Die hervorgehobenen Einzelheiten aus dem Inhalte der Vidularia zeigen eine so frappante Aehnlichkeit mit dem Rudens, dass die beiden Stücke als Parallel-Komödien bezeichnet werden können, oder, um einen hier nicht ganz zutreffenden Ausdruck der modernen Kunstsprache für Gegenstände der bildenden Künste zu wählen, als „Pendants".

Es ist fast undenkbar, dass dieser Grad von Aehnlichkeit in zwei Plautinischen Stücken erreicht wurde, wenn nicht derselbe griechische Dichter, dem Plautus den Inhalt des Rudens entlehnte, auch der Verfasser desjenigen Schauspiels gewesen ist, dem er den Stoff zur Vidularia entnahm. Da nun nach der ausdrücklichen Angabe des Rudens-Prologs[2]) Diphilus der Verfasser des griechischen Originals des Rudens war, so ist von vornherein wahrscheinlich, dass der gegen die Wiederholung derselben Motive in seinen Komödien keineswegs spröde Diphilus auch der Verfasser des der Vidularia zu Grunde liegenden Originals gewesen ist. Diese Vermutung hoffe ich mit Hilfe eines erst vor wenigen Jahren von mir gemachten Fundes zur Gewissheit erheben zu können, wenn Ihre Geduld ausreicht, um mir auf etwas schwierigerem Wege zu folgen.

Der XVII. Fasciculus des Codex Ambrosianus G 82 ord. sup. des Bibeltextes, welcher bekanntlich über die Reste einer Plautus-Handschrift geschrieben ist, enthält ausnahmsweise nicht 8 Blätter, sondern nur 7[3]). Die beiden äusseren Blattpaare des Fasciculus (d. h. die Blätter 1 und 7, und 2 und 6) enthalten Teile der Plautinischen Bacchides, das mittelste Blattpaar (d. h. die Blätter 4 und 5) enthält eben jene vorher besprochenen Hauptreste der Vidularia. Das diesem mittelsten Blattpaare vorhergehende Blatt (d. h. das 3. Blatt des Fasciculus), welches die Seitenzahlen 243 und 244 trägt, ist ein siebartig durchlöchertes und namentlich in seiner oberen Hälfte sehr stark beschädigtes Einzelblatt; ein Teil seines oberen Randes ist verloren, so dass nicht gesagt werden kann, ob der Rand einst eine den Titel des Stückes angebende Aufschrift trug oder nicht[4]). Ich habe bei wiederholtem Aufenthalt in Mailand im Ganzen wohl länger als einen Monat gebraucht, um von der verzweifelt schwer lesbaren Rückseite des Blattes (Seite 244) ein

1) Dass auch die Liebe ihre Stelle in der Vidularia hatte, scheint das bei Priscian inst. gramm. VII 36 erhaltene Fragment (XI.) zu beweisen.

2) V. 32: *Primumdum huic esse nomen urbi Diphilus Cyrenas voluit.*

3) Vgl. C. E. Geppert „Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluss auf die Plautinische Kritik", Leipzig 1847, S. 6.

4) Ueber das absichtliche Fortlassen der den Titel des Stückes angebenden Aufschriften auf den oberen Rändern gewisser Seiten des Palimpsestes vgl. meine Auseinandersetzungen in den Commentationes philologae in honorem Theodori Mommseni etc. 1877, pag. 788 fgg.

Digitized by Google

unvollkommenes Apographum herzustellen[1]. Auf der nicht mit abgebildeten Vorderseite (Seite 243), welche noch stärker als die Rückseite beschädigt ist, liessen sich keinerlei Spuren von schwarzer Tinte erkennen. Wäre die Vorderseite so weit wie die abgebildete Rückseite beschrieben gewesen, so würden sicher Buchstabenreste wahrnehmbar gewesen sein. Daraus wird äusserst wahrscheinlich, dass auf der Vorderseite weiter nichts als didaskalische Notizen standen, wie sie sonst (abwechselnd rot und schwarz[2]) geschrieben) einem auf der nächsten Seite beginnenden Plautinischen Stücke im Palimpsest vorangeschickt zu werden pflegen. Die Rückseite enthielt also wahrscheinlich den Anfang eines Plautinischen Stückes und mithin, wenn diesem ein Prolog vorangeschickt war, eben den Prolog. In meinem Apographum ist nur im allgemeinen der Charakter der Schriftzüge festgehalten; es giebt keineswegs ein ähnlich genaues Bild von den Resten, wie es etwa eine Photographie darstellen würde. Aus Zangemeisters und Wattenbachs *Exempla codicum latinorum litteris maiusculis scriptorum* (Heidelberg 1876) Tafel 6 ist das Aussehen des Plautinischen Palimpsestes genügend bekannt[3]).

Wenn ein Buchstabe genügend sicher und in fast allen seinen Teilen erkennbar war, wie z. B. die Buchstaben KOMINEM zu Anfang der letzten von den 19 Zeilen, welche jede Seite des Palimpsestes zu enthalten pflegt, so ist er im Apographum ohne weitere darüber oder darunter stehende Zeichen wiedergegeben.

Wenn ein Buchstabe zu unsicher schimmerte, als dass ich für die Richtigkeit meiner Lesung einstehen könnte, habe ich unter den Buchstaben einen Punkt gesetzt; so z. B. unter das S, welches in der fünften Zeile die achte Buchstabenstelle einnimmt. — Wenn die Lesung wegen der Verblassung der Tinte sehr unsicher ist, habe ich über den Buchstaben ein Fragezeichen gestellt; so z. B. in der 10. Zeile über das E, welches dort die 12. Buchstabenstelle einnimmt. — Wenn die Buchstabenschimmer so undeutlich sind, dass das von mir Abgeschriebene nicht viel mehr Wert hat als etwas Erratenes, dem keine erhaltene Spur zu widersprechen schien, habe ich beide Zeichen zugleich angewandt, d. h. unter den Buchstaben einen Punkt gesetzt und über den Buchstaben noch ein Fragezeichen gestellt; so z. B. in der dritten Zeile unter und über die drei Schlussbuchstaben TIT.

Zahlreiche Buchstaben sind dadurch nur bruchstücksweise erkennbar, dass ein Teil derselben durch die später aufgetragene Bibelschrift bedeckt ist. Diesen Zustand bezeichne ich durch einen wagerechten Strich unterhalb des Buchstaben; also z. B. in der 19. Zeile ist von dem an achter Stelle stehenden S der obere Teil von der Bibelschrift bedeckt, nur der untere Teil ist frei; von dem in der 19. Zeile unmittelbar darauf folgenden Buchstaben E ist der mittlere Teil von der Bibelschrift bedeckt, der oberste und unterste Teil sind frei.

Andere zahlreiche Buchstaben sind dadurch verstümmelt, dass Teile von ihnen in Löchern ausgefallen sind, welche infolge des fortschreitenden Verwesungsprocesses des Codex eingetreten sind. Diesen Zustand bezeichne ich durch einen Kreis unterhalb des

1) Vgl. die beigeheftete lithographirte Tafel.

2) Vgl. Commentationes philologae in honorem Theodori Mommseni etc. 1877, pag. 802.

3) Ein weniger treues Abbild gewährt Angelo Mai, Plauti fragmenta inedita etc., Mediolani 1815, zu pag. 34.

Digitized by Google

Buchstaben; z. B. der viertletzte Buchstabe der 19. Zeile ist jetzt durch ein Loch repräsentirt, dessen Form genau zu einem I passt; der erste Buchstabe der 17. Zeile war zwar, wie sich aus den erhaltenen Resten desselben, die den äussersten linken und den äussersten rechten Teil desselben bildeten, ersehen lässt, sicher ein U, der mittlere Teil dieses Buchstaben aber ist in einem Loch ausgefallen. Von dem in der 17. Zeile unmittelbar darauf folgenden Buchstaben ist der mittelste Teil in einem Loch ausgefallen, erhalten sind der oberste und der unterste Teil; aber die Lesung ist so unsicher, dass es zweifelhaft ist, ob gerade ein O dort geschrieben war; daher der Zusatz eines Fragezeichens oberhalb des O.

Zuweilen sind Reste der Bibelschrift und Durchlöcherungen derartig verbunden, dass eine genaue Scheidung dieser beiden Hemmnisse für die vollkommene Lesung eines Buchstaben unmöglich ist. Diesen Zustand habe ich durch mehrere schraffirte Linien bezeichnet; so ist z. B. der obere Teil der beiden Anfangsbuchstaben CR in der elften Zeile infolge von Resten der Bibelschrift und von Durchlöcherungen unlesbar; nur der untere Teil jedes dieser beiden Buchstaben ist erhalten; der auf diese beiden Buchstaben folgende (dritte) Buchstabe der elften Zeile ist ganz in dem bezeichneten Zustande, seine Lesung als E daher durch ein darüber gesetztes Fragezeichen als völlig unsicher angegeben; bei dem unmittelbar darauf folgenden (vierten) Buchstaben der elften Zeile lassen sich die Hindernisse der Lesung genauer scheiden: der äusserste Teil dieses Buchstaben nach links ist erhalten, die Mitte desselben ist von der Bibelschrift bedeckt, der äusserste Teil nach rechts ist in einem Loch ausgefallen; die Lesung des Buchstaben als D ist dadurch sehr zweifelhaft.

Wenn ich mich Angesichts des Codex überzeugt habe, dass statt des in der Zeile stehenden Buchstaben auch ein anderer gelesen werden kann, so ist dieser in Minuskelschrift darüber gesetzt; z. B. der dritte Buchstabe der vierten Zeile ist mit seinem oberen Teile in einem Loch ausgefallen, es kann daher nicht gesagt werden, ob er ein T war, wie im Texte steht, oder ob er ein I oder ein E war. — Wenn ich den darüber stehenden Minuskelbuchstaben in runde Klammern eingeschlossen habe, wie z. B. bei dem zehnten Buchstaben der fünften Zeile der Fall ist, so bezeichnet dieses, dass die in Klammern stehende Lesung etwas weniger wahrscheinlich ist als die im Texte stehende; also an der eben genannten Stelle ist die Lesung des Buchstaben als A etwas wahrscheinlicher wie die Lesung als X. — In eckige Klammern schliesse ich diejenigen Buchstaben, deren Lesung erheblich unwahrscheinlicher erschien als die im Texte stehende; z. B. der drittletzte unter den überhaupt erkennbaren Buchstaben der elften Zeile, dessen unterer Teil in einem Loch ausgefallen ist, schien viel wahrscheinlicher als O wie als I gedeutet werden zu müssen.

Wenn ganze Stücke von Zeilen in einem Loch ausgefallen sind, so habe ich die Länge des Loches durch einen wagerechten Strich in der Zeilenmitte bezeichnet; so z. B. sind die Anfänge der drei ersten Zeilen so weit in Löchern ausgefallen, als im Apographum die wagerechten Striche reichen. — Wenn ich mich Angesichts des Codex durch genaue Ausmessung der Länge eines Loches überzeugen konnte, dass der Umfang desselben ausreicht, um bestimmte, dem Wortsinne beispielsweise angemessene Buchstaben zu fassen, so sind oberhalb des das Loch bezeichnenden wagerechten Striches die einst dort möglicherweise geschrieben gewesenen Buchstaben in Minuskeln darüber gesetzt; z. B. am Schluss der fünften Zeile kann GRATIAS gestanden haben, doch ist statt des vierten und

Digitized by Google

fünften dieser Buchstaben jetzt ein ungefähr dem Umfange eines T und eines I gleichkommendes Loch vorhanden.

Wenn endlich infolge von Resten der Bibelschrift und zahlreichen Durchlöcherungen ganze Stücke von Zeilen unlesbar sind, so habe ich schraffirte Striche auf den Zeilen in der entsprechenden Ausdehnung angewandt; also z. B. hinter den drei Anfangsbuchstaben der 12. Zeile, welche als INT gedeutet werden können, ist infolge von Resten der Bibelschrift und Durchlöcherungen eine unlesbare Stelle, deren Ausdehnung ausreicht, um beispielsweise die Buchstaben ELLE zu fassen.

Nach diesen zum Verständnisse des Apographum unerlässlichen Bemerkungen wende ich mich zur Ermittelung des einstigen Inhaltes der Seite 244. Der Text ist eingerückt geschrieben, wie es bei fortlaufenden iambischen Senaren der Fall zu sein pflegt. Alle Prologe sind ausnahmslos in iambischen Senaren abgefasst. Die Zeilen 2—17 enthielten einen aus 16 iambischen Senaren bestehenden Prolog zu einer Plautinischen Komödie. Die erste Zeile der Seite war wohl bestimmt[1]), den mit roter Tinte zu schreibenden Titel PROLOGUS aufzunehmen; in der 18. Zeile, deren Anfang allem Anschein nach nicht beschrieben war, stand wohl der Name desjenigen, der den mit der 19. Zeile beginnenden, ebenfalls in iambischen Senaren verfassten Anfangs-Monolog[2]) des Stückes zu sprechen hatte[3]).

Dass die Zeilen 2—17 einen Prolog enthielten, wird nicht sowohl durch die Anrede mit *uos* in der 13. und in der 17. Zeile erwiesen, als durch die 11. Zeile, welche man geneigt ist, zu dem Senare:

credo argumentum uelle uos [cogn]os[cer]e

zu ergänzen; nur erwähne ich, dass den Resten der Züge nach nicht sowohl *[cogn]os[cer]e* als z. B. *[pern]os[cer]e* dagestanden zu haben scheint; auch die nächste Zeile, die 12., wird man nicht Anstand nehmen, zu dem Senare:

int[elle]g[etis poti]us[4]), *q[uid a]g[an]t, q[ua]nd[o a]gent*[5])

zu ergänzen. Der Prologsprecher weist also die an den PROLOGUS gewöhnlich gestellte Forderung, den Inhalt der Komödie, das *argumentum*, zu erzählen, mit dem Bemerken zurück, dass diese Erzählung überflüssig sei: es werde sich vielmehr aus der Handlung selbst ergeben, um was es sich handele.

Sieht man vom Pseudolus-Prolog ab, von welchem nur zwei Verse erhalten sind, so zerfallen diejenigen Prologe zu Plautinischen Stücken, welche von einem PROLOGUS, nicht von einer Gottheit oder von einem im Stücke auftretenden Schauspieler gesprochen werden, in drei Klassen:

1) Ebenso ist auf Seite 35 des Palimpsestes die erste Zeile von Tinte leer, und der Trinummus-Prolog beginnt mit Zeile 2. Ebenso ist auf Seite 120 die erste Zeile von Tinte leer, und der Pseudolus-Prolog beginnt mit Zeile 2.

2) Ebenso beginnen noch folgende Plautinische Stücke hinter dem Prologe mit einem in iambischen Senaren abgefassten Monolog: Truculentus, Trinummus, Menaechmi, Captivi.

3) Sicher stand in Zeile 18 nicht CACISTUS.

4) Vgl. z. B. Plaut. Merc. 17.

5) Vgl. Poen. III 1, 49: *Hos te satius est docere, ut, quando agas, quid agas, sciant.*

Digitized by Google

1) In den der Casina und dem Poenulus voraufgeschickten Prologen wird ausser der Erzählung des *argumentum* auch das *nomen* (d. h. Namen und Verfasser des griechischen Originals und des lateinischen Stückes) angeführt.

2) Bloss das *argumentum* wird erzählt, das *nomen* nicht erwähnt in den den Captivi, Menaechmi, Truculentus voranstehenden Prologen.

3) Bloss das *nomen* wird erwähnt, das *argumentum* zu erzählen abgelehnt in dem der Asinaria voraufgehenden Prologe. In dem an letzter Stelle genannten Prologe wird nach allgemeinen guten Wünschen und Aufforderungen zur Aufmerksamkeit folgendes gesagt (V. 6 fgg.):

Nunc quid processerim huc et quid mihi uoluerim,
Dicam: ut sciretis nomen huius fabulae.
Nam quod ad argumentum attinet, sane breuest.
Nunc quod me dixi uelle uobis dicere,
⟨Id⟩ dicam: huic nomen graece Onagost fabulae.
Demophilus scripsit, Maccius uortit barbare.
Asinariam uolt esse, si per uos licet.
Inest lepos ludusque in hac comoedia.
Ridicula res est: date benignam operam mihi.
Uti uos alias, pariter nunc Mars adiuuet.

Damit schliesst der Prolog zur Asinaria.

Zu dieser durch den 15 Senare umfassenden Asinaria-Prolog repräsentierten Klasse gehört offenbar auch der auf der in Rede stehenden Seite 244 vorliegende Prolog.

Nun beginnt die 7. Zeile dieser Seite mit Zügen, welche sich zu keinem lateinischen Wortkörper ergänzen lassen; wohl aber weisen dieselben mit fast zwingender Sicherheit auf das griechische Wort cχεδία [1]), d. h. „ein aus dem Stegreife gehautes Fahrzeug, das jemand zur Zeit der Not, so gut er es eben kann, verfertigt, im Gegensatz zu einem nach allen Regeln der Kunst vollständig ausgebauten Fahrzeuge“ [2]).

Im Prologe zur Casina erfolgt die Angabe des *nomen* (V. 30 fgg.) mit folgenden Worten:

Comoediai nomen dare uobis uolo.
Clerumenoe uocatur haec comoedia
Graece, latine Sortientes. Diphilus
Hanc graece scripsit, postid rursum denuo
Latine Plautus cum latranti nomine.

Ähnlich heisst es nach der Überlieferung im Prologe zum Poenulus (V. 53 fgg.).

Im Prologe zum Mercator (V. 5 fg.) lautet der betreffende Passus folgendermaassen:

Graece haec uocatur Emporos Philemonis,
Eadem latine Mercator Macci Titi.

---

1) Vgl. Festus pag. 334 (ed. Müller): *[Schedia] genus nauigii [inconditum, id est trabibus tantum inter] se connexis fac[tum, quo mercimonia circum]ferunt post amissam [nauem].* u. s. w.

2) Vgl. übrigens auch den Eigennamen Cχεδία in G. E. Benselers „Wörterbuch der griechischen Eigennamen.“

Digitized by Google

In der einem Prologe gleichkommenden Scene des Miles gloriosus (II 1) hat die analoge Stelle folgende Gestalt nach der Überlieferung (86 fg.):

Alazon graece huic nomen est comoediae:
Id nos latine gloriosum dicimus.

Endlich in dem Trinummus-Prologe lantet die (interpolierte) Stelle (V. 18 fgg.) also:

Huic graece nomen est Thensauro fabulae.
Philemo scripsit, Plautus uortit barbare.
Nomen Trinummo fecit. nunc hoc uos rogat
Ut liceat possidere hanc nomen fabulam.

Wenn man sich nicht etwas weiter von den Zügen, welche ich in der 7. und 8. Zeile der Seite 244 zn erkennen glaubte, entfernen will nnd nnr annimmt, dass das gegen den Schluss der 7. Zeile gelesene C vielmehr ein Rest des zweiten O des Wortes [COM]O[EDIA] war, so ergiebt sich als Ergänzungsmöglichkeit dieser beiden Senare z. B.:

Sc[h]edi[a haec] uo[catast a] g[r]ae[co[1]) *com]o[edia]*
[P]oeta, ha⟨nc⟩ noster f[ecit] V[idularia]m,

wobei man annehmen muss, dass in der 8. Zeile der Schreiber, statt die Schlnssbuchstaben NC des Pronomens *hanc* hinzuzufügen, mit seinen Augen gleich zn dem N, mit welchem das Pronomen *noster* anfängt, abirrte.

Also: „Ϲχεδία ward diese Komödie vom griechischen Dichter genannt, unser Dichter (d. h. Plautus) machte daraus die Vidnlaria.“ Dass nur der Titel des griechischen Stückes, nicht auch der Eigenname des griechischen Dichters erwähnt wird, darf nicht befremden; dasselbe ist der Fall in der einem Prologe gleichkommendsn Scene des Miles gloriosus (II 1) und vielleicht[2]) im Poenulus-Prologe.

Ϲχεδία als Komödien-Titel ist uns nun nur für einen einzigen griechischen Dichter bezeugt, und dieser Dichter ist gerade Diphilus. Das Etymologicum Magnum hat einen Vers aus diesem Stücke bewahrt[3]).

Damit ist Diphilus als Verfasser der Originale der beiden Parallel-Komödien Rndens und Vidularia erwiesen; und wenn meine Ausführung auch nicht dazu beigetragen haben wird, das Ansehen des seine Motive mechanisch wiederholenden Diphilus zu erhöhen, so hat sie doch hoffentlich geholfen, die Arbeitsart dieses Rivalen des Philemon und Menander klarer zn stellen[4]).

---

1) Ähnlich wie hier ist der Schluss des iambischen Senars von der Caesura Penthemimeres an z. B. gebaut: Men. prol. 30 *Mortales multi, ut ad ludos, conuenerant*, Capt. prol. 40 *Et hic hodie expediet hanc docte fallaciam*, Capt. prol. 15 *Vos qui potestis ope uostra censerier;* vgl. auch z. B. Poen. prol. 28, Amph. prol. 42. 100, Merc. 15, Cist. I 3, 23; Brix zu Mil. Glor. 503, u. s. w.

2) Vgl. aber Gepperts Anmerkung zu Poen. prol. 53.

3) Vgl. A. Meineke, Fragmenta comicorum graecorum I. pag. 456; IV. pag. 410; V. pag. CCCVIII.

4) Die lithographierte Tafel ist durch Schuld des Strassburger Lithographen in einer Anzahl von Exemplaren sehr mangelhaft ausgefallen: Zeile 7 soll der über dem zweiten Buchstaben in Klammern stehende Buchstabe ein *u* sein; ebenso der Z. 8 über dem A stehende Buchstabe; über dem letzten O in Z. 8 soll ein *c* stehen; über dem S in Z. 8 soll ein Fragezeichen stehen; über dem ersten T in Z. 9 soll *p, i, e,?* stehen; über den drei Strichen vor dem ersten O in Z. 9 soll *e* mit einem Fragezeichen

Digitized by Google

Anhang.

Die Fragmente der Plautinischen Vidularia[1])
auf Grund einer erneuten Vergleichung des Ambrosianischen Palimpsestes zusammengestellt[2]) von

W. Studemund.

⟨T. MACCI PLAVTI VIDVLARIA⟩
⟨GRAECA SCHEDIA DIPHILV⟩

I. Fragment (nach A).

⟨PROLOGVS⟩

⌣ – ⌣ – ⌣ hánc rem uetere nómine
⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ (d)éstitit
⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ –
Laudátus – ⌣ – ⌣ – ⌣ grá(ti)as
⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – fero.
Sc(h)edi(a haéc) uo(catast á) g(r)ae(co com)o(édia)
(P)oéta, ha⟨nc⟩ noster f(écit) V(iduláría)m.
Is qu- ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ –
Prius nóscite- ⌣ – ⌣ scitis ípsus (e)s(t).
Credo árgumentum uélle uos (pern)ós(cer)e:
Int(élle)g(etis póti)us q(uid a)g(an)t, q(uá)nd(o a)gent.
⌣ – ⌣ – uos ín loco monitúm ⌣ –
⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ –
⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ – ⌣ –

stehen; die Buchstaben OF in Z. 9 sind folgendermaassen zu bezeichnen: OF; das letzte T in Z. 10 ist so zu bezeichnen: T; in Z. 12 soll der vor dem zweiten G über den Strichen geschriebene kleine Buchstabe ein *a* sein; in Z. 14 ist der Punkt über dem vorletzten Buchstaben zu tilgen; in Z. 15 ist der drittletzte Buchstabe so zu bezeichnen: E; Z. 16 muss über dem sechsten Buchstaben ein Fragezeichen stehen; Z. 19 muss der elfte Buchstabe so aussehen: E, der fünfzehnte so: E Am Ende der Zeilen 3, 5, 9, 14, 15 scheint nichts weiter gestanden zu haben; Z. 16 ist die Lesung des zwölftletzten Buchstaben sehr unsicher.

1) Der Text der Vidularia nahm in A, wie es scheint, höchstens 47 Seiten (jede zu 19 Zeilen) ein; da für die Brechung längerer Verse und für die Scenenüberschriften eine Anzahl Zeilen in Abrechnung kommen, so umfasste diese Komödie schwerlich viel über 800 Verse.

2) In den Anmerkungen berühre ich fast ausschliesslich solche Einzelheiten, welche in meiner früheren Ausgabe der Vidularia (1870) nicht besprochen sind. Die genauen Lesarten der im Ambrosianus erhaltenen Reste der Vidularia wird mein Apographum dieses Codex bringen.

Prolog 1. Ob *uetere* oder *ueteri* in A stand, ist unsagbar; dieser Ablativ ist in A nur noch Pseud. 412 erhalten, wo die Lesung *UETERE* erheblich wahrscheinlicher ist als *UETERI; uetere* haben Pseud. 412 BCD und Cas. prol. 5 BJ, dagegen Stich. 768 *ueteri* BCD ‖ 1 Dieser Vers lässt sich in mannigfacher Weise ergänzen, z. B. unter Berücksichtigung von Cist. II 1, 29, Amph. prol. 118 ‖ 2 Dieser Vers scheint auf *(d)estitit* oder *(r)estitit* ausgegangen zu sein.

Digitized by Google

Magis qu- ᴗ – ᴗ – ᴗ -tis núnciam 15
Vos íllᴗ – ᴗ – ᴗ – ᴗ – ᴗ –. 16

Akt I. Scene 1.

....S ....S.VS

Hominém semel quem úsurpauit séruitus I 1, 1

Die nächsten 190 Zeilen (einschliesslich der Scenenüberschriften) sind in A verloren.

II. Fragment (nach A)

aus längeren Versen (z. B. trochäischen Septenaren?) bestehend.

Es nimmt in A 38 Zeilen ein. Zu Anfang der 6. Zeile steht *In* oder *En*, zu Anfang der 8. Zeile *Qu*, am Schluss der 21. Zeile *ico.*

Vor dem Beginne des III. Fragments fehlten (in A), wie es scheint, 38 Zeilen (bezw. Verse).

III. Fragment (nach A).

NICODEMVS (?)

Est quó ᴗ – ᴗ – neq(ue temp)us cénseo. 1
Quid aís? licet(ne?

⟨DINIA⟩

M)áxum(e, si) quíd est opus. 2
Sed quíd est negoti?

---

16 Wer Konjekturen-Spiel liebt, mag unter Vergleichung von Poen. prol. 126 *móx pro hoc (alius rédiero)* oder dergleichen am Schluss ergänzen.

I 1, 1 *usurpauit* habe ich beispielsweise vermutet; *usu rupit* A, das ich nur mit noch grösserer Künstelei zu erklären vermöchte als etwa ein *usu⟨s⟩ rupit.* Den Hiat in der Caesura Penthemimeres hinter einem auf -*m* ausgehenden Wort scheint der Urheber der Ambrosianischen Recension nicht vermieden zu haben. Hinter *quem* zunächst den Ablativ *ui* folgen zu lassen wird geneigt sein, wer den Hiat auch unter der oben genannten Bedingung nicht zulässt ‖ Zu dem fast personifiziert angewandten *seruitus* vgl. namentlich Asin. 306: *Vae tibi. — ⟨Ist⟩oc testamento Seruitus legat tibi.*

III. 1 Unsicher ist, ob diesen Vers Nicodemus sprach oder Dinia; die im Philologischen Anzeiger II. p. 447 von kundiger Seite vorgeschlagenen Ergänzungsversuche passen nicht zu den Zügen in A ‖ 2 Zu *maxume* vgl. z. B. Brix in Jahrbb. f. Philol. 1881 p. 50 ‖ Zu *si quid est opus* vgl. Amph. 956; Aul. 193; Cist. I 1, 113; IV 2, 56; Pseud. 713; Rud. 124 ‖ 3 Leichterer Rhythmus wird hergestellt, wenn man umstellt *Sed quid negótist?* So stehen im Anfang des iambischen Senars: *Sed quid negótist?* Capt. 669 BJFP; *Te. — Quid negótist?* Cist. II 3, 54 BJ; *Vah. — Quid negótist?* Aul. 296 BDJ; *Vah. — Quid negótist?* Cas. IV 4, 26 (so ist zu verbessern; A hat mit falscher Dittographie *Vah — Quid id negotist*, B *Vaha — Quid negoti est,* J *Vaha — Quid negotii est*). | Ferner steht hinter der Penthemimeres des iambischen Senars *Quid negótist?* Pseud. 130 ABCD; daher ist Most. 459 statt des in BCD überlieferten *Male hércle fáctum. — Quid est negóti? — Nón potést* wahrscheinlich zu verbessern: *Quid negótist?* | Ohne Verschleifung steht *Quid est negóti?* richtig im Eingang der iambischen Senare Poen. V 2, 129 und Rud. 1228, und ebenso im Eingang der zweiten Hälfte des iambischen Octonars Merc. 134 sowie als Fuss 4 bis 5½ im iambischen Octonar Amph. 580. | Den Schluss eines iambischen Septenars bilden die Worte *Quid negótist?* Mil. 421 BCD; Ritschl praef. ad Stich. p. XVII hat daher Mil. 425 die in BCD an derselben Versstelle überlieferten Worte *quid est negotii* mit grosser Wahrscheinlichkeit umgestellt zu *quid negótist?* | Dieselben Worte *Quid negótist?* beginnen einen trochäischen Septenar: Men. 615 BCD. 1063 BCD; Mil. 173 ABCD. 317 BCD; Rud. 1058 BCD; deshalb ist auch Trin. 908 an der gleichen Versstelle statt des in BCD überlieferten *Quid est negotii* zu verbessern: *Quid negótist?* | Dieselben Worte bilden den Anfang des zweiten Kolons

Digitized by Google

NICODEMVS

Té ego audi(ui dí)cere 3

Operárium te uelle ru(s condú)c(ere). 4

DINIA

Re(ct)e aúdiuisti.

NICODEMVS

Quíd uis operis (fíe)ri? 5

DINIA

Qu(id t)u ístuc curas? án mihi tutor ádditu's? 6

NICODEMVS

Dare póssum opinor sátis bonum operárium. 7

DINIA

Est tíbi in mercede seruos, quem des, quíspia(m)? 8

---

eines trochäischen Septenars: Men. 432 BCD; Rud. 641 BCD; Mil. 277 (*quid iam negoti est* A falsch, *quid negotii* [ohne *est*] BD, *quid nego tu* [ohne *est*] C). | Dieselben Worte vertreten ferner einen Ditrochäus innerhalb der trochäischen Septenare Curc. 601 BJ und Merc. 967 BCD; also scheint auch Epid. 713 das in BEJ überlieferte *Hóc ita ésse. — Quíd est negótii* zu *Quíd negótist?* umgestellt werden zu müssen. | Dieselbe Wortfolge *Quíd negótist* steht ferner in Cretici Rud. 951 BCD und in Bacchien Cas. III 5, 26 (A hat *qu(id n)ego est*, BJ *quid negotii est*), d. h. in denjenigen Rhythmen, in welchen Verschleifungen fast nie zugelassen werden. | Most. 742 wird die zweite Hälfte des iambischen Octonars folgendermaassen herzustellen sein: *sed quid negótist? — Éloquár*; die Überlieferung von BCD führt auf *sed quíd est negóti? — Éloquár*; vgl. Brix in den Jahrb. f. Philol. 1881 p. 54 ‖ 6 Zu dem Ausdruck *Quid tu istuc curas?* vgl. Aul. 429; Most. 889; Cas. II 6, 33; Rud. 1068 ‖ Zu *tutor* vgl. Aul. 430 | Zu *additus* vgl. Aul. 556; Mil. 146. 298. 550; Capt. 708 ‖ 7 Die Lesung *SATIS* ist in A wahrscheinlicher als die Lesung *SIUIS*. Bei der im Text gegebenen Schreibung tritt Hiatus und Syllaba anceps hinter dem 4. Iambus ein; diese Freiheit wird weder durch die Ergänzung ⟨*tibi*⟩ *sat bónum* noch etwa durch *Dare pósse opinor sátis bonum* ⟨*me*⟩ *operárium* in plausibler Weise entfernt. Die metrisch tadellose Lesung *Dare póssum, opinor, sí uis bonum operárium* liesse sich empfehlen durch Stellen wie z. B. Asin. 654. Zu der Phrase *dare possum* vgl. z. B. Aul. 158; Poen. III 3, 82; Pseud. 735 ‖ 8 *seruus* A und 9 *seruum* A. Ebenso schreibt A *seruus:* Capt. V 9, 24; Cas. prol. 39; III 6, 12 zweimal; III 6, 13; Epid. III 4, 53; in der Überschrift zu Mil. III 1; Most. 785; Pers. 7; Pseud. 154. 472. 610 [*seruun* (= *seruusne*)]. 617. 636. 727. 1210 [(*seru*)*us*?]; in der Überschrift zu Rud. II 7; Stich. 58. 59; Trin. 1055; Truc. II 1, 39; vgl. auch *serus* [statt *seruus*] Pseud. 445. Dementsprechend steht in A *conseruus* Mil. 176 und 271. Ebenso schreibt A *seruum:* Epid. III 4, 50; Mil. 477; Most. 721; Poen. III 5, 28. 32; V 2, 70; Pseud. 461; Trin. 434. 435; und ebenso *conseruum* Stich. 433. Viel seltener ist in A *seruos* als Nominativ (Mil. 364; Pers. 291; Pseud. 737; Mil. 563 [wo *seruos* statt *seruom* verschrieben ist]) sowie *conseruos* (Mil. 261. 276), und *seruom* als Accusativ (Pers. 291; Poen. III 5, 16) geschrieben. An anderen Stellen ist es unsicher, ob *seruus* oder *seruos* (Stich. 153) bezw. (*se*)*ruum* oder (*se*)*ruom* (Men. 251) in A stand. Ähnlich überwiegt bei den übrigen auf *-uos* und *-uom* ausgehenden Casus der Nomina in A die Schreibart mit *uu:* vgl. z. B. *abauus* Mil. 373; *auus* Mil. 373, Trin. 645; *proauus* Mil. 373 | *aceruum* Cas. I 38 | *aeuum* oder *aeuom*, unsicher: Poen. V 4, 14 | *aluum* Pseud. 823, Rud. 589 | *neruom* Rud. 872 | *curuum* Cas. I 36 | *festiuum* Poen. I 2, 95; aber *festiuom* Poen. III 3, 82 | *ignauom* Most. 856 | *nouus* Most. 941, Pseud. 700, Truc. I 2, 33; *nouum* Cas. prol. 70 und IV 2, 3; *noum* (so) Pseud. 434; aber *nouom* Pseud. 569 | *saluus* Bacch. 536 [zweimal; an der zweiten Stelle ist auch die Lesung *saluos* möglich], Epid. IV 1, 22, Pers. 579, Pseud. 974, Stich. 316. 402. 471, Truc. II 4, 8; aber *saluos* Poen. III 5, 6 und IV 2, 36 | *saluum* Epid. I 1, 5, Stich. 584, Trin. 180. 1073, Vidul. fragm. V 31; aber *saluom* Men. 286(?), Mil. 1413, Poen. III 3, 73. 74, Pseud. 309 | *uiuus* Pseud. 339; aber *uiuos* Men. 245 und *uiuom* Pseud. 309. Vgl. auch die Verbalformen *uiuunt* Cas. III 5, 52 und *uiunt* (so) Trin. 1075

Digitized by Google

NICODEMVS

Inópia seruom í(ps)e (tibi er)o mé loc(o). 9

DINIA

Quid tú? locastin q(uaéso te umquam quoípiam)? 10
Nam equidém te m(i esse séruiturum haud árb)itror. 11

NICODEMVS

Non súm, si quidem tu nó(n uis me condúcere): 12
Verúm si pretium dás, du(ces te)cúm simul. 13

DINIA

Labóriosa, aduléscens, uitast rústica. 14

[A schreibt Poen. V 4, 10 *iuuentu(te)* und *iuuentutem* Psend. 202; Pseud. 19 *iubabo* (so); *iuuas* Pseud. 732; *iuuat* Epid. I 2, 10; *iuues* Trin. 189; *iuuit* Stich. 405; *adiuuas* Pers. 614, Poen. IV 2, 60; *adiuu(at)* Mil. 1134; *ad(iuu)et* Rud. 257. Ebenso *uuidis* Rud. 573; *uuidus* Rud. 585; *inpluuium* Mil. 573]. Anders schreibt A in Verkleinerungssilben: vgl. *(par)uolae* Poen. V 6, 9; *paruolas* Poen. IV, 2, 74; *paruolum* Stich. 161; *seruoli* Stich. 446. In den Stammsilben hat A folgende Schreibungen: *uolgem* Mil. 1035; *uolgo* Stich. 167; aber *peruulgatum* Pseud. 124 | *uolt:* Cas. IV 4, 27; Merc. 478; Mil. 183; Most. 772; Pers. 7. 373. 599; Poen. III 3, 48; IV 2, 70; V 2, 159; V 4, 46; Rud. 772; Stich. 17. 253; Trin. 361 zweimal; *uolt* oder *uult*, unsicher: Stich. 254; *neuolt* Trin. 364; aber *uult:* Cas. III 5, 57; Epid. II 2, 60; Pers. 515; Poen. V 2, 38; Trin. 284. 438. 444. 564; Truc. I 2, 20; *neuult* Epid. IV 2, 16 | *uoltis:* Poen. III 3, 31; Psend. 370; aber *uultis* Pers. 693. 709 | *uolturios* Most. 832. 833. 834. 838 | *uoltus?* Epid. IV 1, 33. Vgl. auch das unten zu Vidul. V 7. 31. 32 Bemerkte ‖ 9 Zu dem Ablativus causae *inopia* vgl. Asin. 142; Pseud. 799; Terent. Adelph. 105; Heaut. 528 ‖ Die Ergänzungen der Verse 9–12 eind durchaus unsicher; so passt die Ergänzung dee Verses 9 zwar zu den Resten in A, giebt aber zu künstliche Ausdrucksweise ‖ 10 Zu dem Fragesatze *Quid tu?* vgl. O. Seyffert 'Studia Plautina' (Berlin 1874) p. 18 | 13 *praetium* A. Dieselbe fehlerhafte Schreibung mit *ae* hat A in diesem Worte Mil. 558 *praetei* (als Genitiv), Pers. 429 *praetio*, Pseud. 169 *prae(tio)*; vgl. auch Most. 842, wo *OPERERAE(PRETIUM)* oder *OPERERAE(TIUMEST)* geschrieben gewesen scheint. Die richtige Schreibung mit *e* hat A dagegen an folgenden Stellen: Cas. I 10; V 2, 5; Epid. 494. 502; Merc. 487; Mil. 31. 727. 729; Pers. 579. 586. 625; Poen. I 2, 118. 119; V 4, 1. 48; Pseud. 265. 849; Stich. 235; Trin. 257. 274 ‖ 13 Zu *tecum simul* vgl. z. B. Pseud. 693. 1034; Rud. 760. 1210; Men. 27; Bacch. 576. 577. 591; Epid. 41; Men. 405; Most. 405. 930; Psend. 1327; Rud. 53; Cist. IV 2, 104; Merc. 255; Men. 1074. 731; Merc. 788; Mil. 1318; Aul. 655; Psend. 58; Stich. 364; Pseud. 1123; Amph. 744; Cist. I 1, 94; u. s. w. ‖ 14 *laboriosa* A mit einfachem *s*, und so schreibt A dieses Suffix in der grossen Mehrzahl der Fälle: *comfragosas* Men. 591 | *curiosi* Stich. 198 | *curiosus* Stich. 208 | *damnoseis* Pseud. 415 | *dolose* Psend. 959 | *doloso* Mil. 198 | *dolosus* Pseud. 1251 | *elleborosus* Most. 952 | *famosum* Cas. V 4, 13^1 | *gloriose:* Pers. 307. Stich. 277 | *gloriosum* Pseud. 674 | *gloriosus* in der Subscriptio zum Miles pag. 382 Zeile 7; ferner auf dem oberen Rand folgender zum Miles gehörenden Seiten als Titel: 361, 367, 221, 269, 275, 281, 287, 289, 61, 55, 307, 433, 421, 431, 445^b, 435, 407, 417, 445^a, 427^a, 379, 381 | *imperiosus* Pseud. 996 | *latebrose* Trin. 279 | *malitiose* Mil. 562 | *malitiosum* Mil. 569 | *moros* (statt *morosi*) Poen. I 2, 166 | *morosos* Trin. 669 | *mulierosus* Poen. V 5, 24 | *negotiosus:* Pseud. 645; Truc. I 2, 38 | *odiosa* Pers. 349 | *odiosus:* Men. 502; Mil. 742; Pseud. 30 | *otiosum* Truc. I 2, 34 | *otiosus* Truc. I 2, 40 | *perfidiose* Vidul. V 6 | *propudiosa* Truc. II 2, 16 | *ridiculosissimos* Stich. 389 | *robiginosam* Stich. 228 | *uentriosus* Pseud. 1218 | vgl. auch *uno(se)?* Most. 607. Dagegen erscheint in diesem Suffix doppeltes *s* in A: *laboriossi* Merc. 507; *negotiossam* Stich. 356; *odiossae* Trin. 37; *o(pe)r(os)sa(m)?* Cist. fragm. in A pag. 311, 6; *radiossus* Stich. 365; unsicher ist Stich. 334, ob *propudios(e)* oder *propudios(se)* geschrieben war ‖ *adulescens* etc. (mit *u* in der zweiten Silbe) schreibt A konstant; und zwar *adulescens:* Cist. fragm. in A pag. 300, 14; Epid. I 1, 1; III 4, 23; Men. 284. 498; Merc. 550; in der Überschrift zu Mil. III 1; Most. 653. 950; Pers. 579; Poen. III, 3, 66; V 5, 28. 36; Psend. 434. 615; Rud. 554. 563; Stich. 550; Trin. 12. 193; Truc. 246; Vid. V 17 | *adulescenti:* Epid. I 2, 61; Stich. 542;

Digitized by Google

NICODEMVS

Vrbána egestas édepol aliquantó magis. 15

DINIA

Talís iactandis tuaé sunt consuetaé manus. 16

NICODEMVS

At quálie exercéndas nunc intéllego. 17

DINIA

Mollítia urbana atque úmbra corpus cándidumst. 18

NICODEMVS

Sol ést ad eam rem píctor: afrum fécerit. 19

DINIA

Heus, cú- ⏑ illic éstur – ⏑ – ⏑ –. 20

NICODEMVS

Miseró male ess(e) – ⏑ – ⏑ – ⏑ –. 21

DINIA

Quod abs t(e) ⏑ – ⏑ – quaeso ut mi inpértias. 22

NICODEMVS

Si tíbi pudieo (séruo) opust et nón malo, 23

Trin. 359. 750; *adulescente* (statt *-i*) Trin. 326 | *adulescentem:* Cas. prol. 62; Epid. IV 2, 33; Merc. 540; Poen. V 2, 84; Trin. 214. 771; Truc. II 2, 47 | *adulescente:* Trin. 426 | *adulescentum:* Pseud. 364 | *adulescentiā:* Merc. 264; Pseud. 437; Trin. 301 | *adulescentulam:* Mil. 789 | *adulescentulus:* Trin. 366 | *adulescentulum:* Pseud. 871 | *adulescentulo:* Mil. 367. 390 | Überall, wo der betreffende Vokal deutlich lesbar ist, wird in der dritten Silbe dieser Wörter *E*, nicht *I* geschrieben; zweifelhaft, ob da *e* oder *i* geschrieben war, ist nur an folgenden Stellen: Men. 494 [*(adu)lescens*]; Merc. 550; Poen. III 3, 66; V 5, 36; Pseud. 615; Rud. 563; Vidul. III 14; Epid. I 2, 61; IV 2, 33; Trin. 214; Mil. 264 [*(adu)lescentula*]; Mil. 390 ‖ *uita est* A ‖ 19 *afrum* habe ich geschrieben, vgl. Meineke inc. com. fragm. XCV[b] (IV. p. 628): χροιὰν δὲ τὴν σὴν ἥλιος λάμπων φλογὶ | αἰγυπτιώσει, welches wie das Original des oben stehenden Plautinischen Verses aussieht (vgl. auch Poen. V 5, 12); *aerum* oder *xerum* hat A; möglich wäre auch *atrum* als Gegensatz zu *candidum*, vgl. Most. 259 ‖ 20 Die Interjektion *heus* (in A kann statt des ersten Buchstaben auch *R*, weniger wahrscheinlich *A* gelesen werden; der zweite Buchstabe war *E* oder *I* oder *T* oder *P*) ist hier kaum im Einklange mit dem Plautinischen Sprachgebrauch (vgl. Langen 'Beiträge' p. 315); auch für die Interjektion *heu* ist hier kaum eine geeignete Stelle. — Das folgende Wort kann man allenfalls zu *cua(meis)* oder *cua(mus)* ergänzen; auch an *cun(cis)* [= *conchis*, vgl. Priscian. inst. gramm. I 35) habe ich gedacht ‖ 22 Dieser Vers ist um so weniger sicher ergänzbar, da die Zahl der Möglichkeiten sich vergrössert, wenn *ut* als statt *uti* verschrieben angenommen wird ‖ *quaesso* A; dieselbe Schreibung findet sich in A auch Pseud. 1317. Sonst schreibt A *queso:* Cas. prol. 68; IV 4, 24; Cist. fragm. in A pag. 300, 6; Men. 498; Merc. 529; Mil. 399. 496. 566; Most. 578. 835. 948; Pers. 688; Poen. II 22; V 2, 80; V 4, 18. 96; Pseud. 22. 277. 993; Rud. 510; Stich. 410; Trin 189 ‖ *m(ih)i impertias* A ‖ 23 *si tibi* als Anfang hat die erneute Collation des A ergeben ‖ Statt *seruo opust* steht in A nach einem Loche, dessen Umfang den der Buchstaben *SERUO* ein wenig übersteigt: *est opus*. Obwohl die Betonung *est ópus* an dieser Versstelle durch Messungen wie z. B. Truc. 904 gestützt werden kann, habe ich doch vorgezogen, die an dieser Versstelle üblichere Betonung *opúst* (vgl. Truc. 873 936; Merc. 466; Mil. 469 und wohl auch Curc. 322) herzustellen.

Digitized by Google

Qui ⏑ ⏑ -iór sit quam seruí tui, 24
Cibíque minumi máxumaque indústria, 25
Minumé mendace, em mé licet condúcere. 26

DINIA

Non édepol equidem crédo mercennárium 27
Te esse.

⟨NICODEMVS⟩

⟨Án⟩ non credis – ⏑ – ⏑ – ⏑ – 28
⏑ – ⏑ – ⏑ – ˙ ⏑ – dicát simul 29
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – operárium 30
(DINIA) ⏑ – ⏑ – ⏑ únde conducám mihi? 31
Multúm labor(et, p)aúllum mereat, paúllum edi(t), 32
Minus óperis nihilo fáciat quam qui plúrumum. 33

NICODEMVS

Nec míhi nisi unum prándium quicquám duis 34
Praetér mercedem.

DINIA

Quíd merendam?

NICODEMVS

Né duis, 35
Neque cénam.

DINIA

Non cenábis?

NICODEMVS

Immo ibó domum. 36

Dem Raum nach würde z. B. *homine* besser als *seruo* zu der Ausdehnung des Loches in A passen ‖ 25 *minimi* A ‖ 26 *minime mendacem em* A ‖ 27 Die richtige Schreibart *mercennarius* mit doppeltem *n* haben auch Poen. II 55 die Handschriften BCD ‖ 28 vgl. Poen. II 43 ‖ 28—31 über die Verteilung der Worte unter die Redenden ist nichts Sicheres feststellbar ‖ 32 Wie hier, ist in A mit *ll* überliefert *paullum* Poen. I 2, 102 und *paullo* Pseud. 380; dagegen *paulum* Epid. II 2, 54 und *paulo* Trin. 191 (auch Pseud. 896 passt dem Raume nach besser *paulo* als *paullo*), sowie *paulisper* Bacch. 486, Mil. 196, Pseud. 38. Ähnlich schreibt A *aulas* Capt. IV 4, 8 und Cas. IV 1, 16; aber *(a)ull(a)* Mil. 856. ‖ 33 Abgesehen von einer Stelle, wo *pro nihilo* (Pers. 637), und zwei Stellen, wo *de nihilo* steht (Curc. 478; Truc. 769), verbindet Plautus *nihilo* nur mit Komparativen: und zwar mit *minus* ausser der obigen Stelle noch Men. 953; Poen. I 2, 150; Pseud. 938; Rud. 1022; vgl. auch Most. 200; (Cist. I 1, 32 ist *ni(hi)l* zu schreiben) ‖ 34 Wegen des auffallenden *nec* ist Vers 33 vielleicht dem Nicodemus zu geben und *faciam* statt *faciat* zu schreiben ‖ 35 *maerendam* A; dagegen Most. 966 hat A richtig *merendam* ‖ 36 *cena* etc. und *cenare* etc. und *incenatus* (mit e in der Stammsilbe) überliefert A konstant; und zwar: *ceno:* Bacch. 537 [zweimal]; Cas. III 6, 16. 18; IV 2, 2; Epid. I 1, 6; Poen. V 3, 32; Pseud. 892; Stich. 533; Trin. 470. 484; Truc. I 2, 26 | *cenam:* Capt. 910; Cas. IV 1, 8; Mil. 712; Most. 1005; Pseud. 854. 879. 881. 690; Stich. 185. 190. 428. 433. 439. 442. 447. 486. 510. 511. 512. 588. 595. 596. 598. 602. 609. 611. 612; Trin. 468 | *cenā:* Stich. 222. 223. 626 | *cenae:* Stich. 212 | *cenas:* Pseud. 819 | *cenabis:* Stich. 325 | *cenabitis:* Cas. IV 2, 1 | *cenabo:* Stich. 482 | *cenondum:* Most. 701 | *cenant:* Stich. 487 | *cenare:* Stich. 598 | *cenares:* Pers. 710 | *cenas:* Stich. 430; Truc. II 4, 8. 9 | *cenassit:* Stich. 192 | *cenat:* Pseud. 844. 845; Stich. 415 | *cenaturum:* Stich. 511 | *cenauero:* Cas. IV 2, 2 | *cenaui:* Stich. 599 | *cenem:* Stich. 190. 471 | *cenet:* Cas. IV 1, 15 | *ceno:* Stich. 612 | *cenatas:* Truc. II 2, 24 | *incenatus:* Pseud. 846; Trin. 473 | *incenatum:* Cas. IV 2, 9; *incenota:* Stich. 611.

Digitized by Google

DINIA

Vbi hábitas?

NICODEMVS

Hic apud píscatorem Górginem. 37

DINIA

Vicínus igitur és mihi, ut tu praédicas. 38

Zwischen dem III. und dem V. Fragment fehlten (in A), wie es scheint, 152 Zeilen (bezw. Verse).

IV. Fragment.

CACISTVS[1])

⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ malo hunc ádligari ad hóriam,
'Vt semper piscétur, etsi sít tempestas máxuma.

V. Fragment (nach A).

CACISTVS

'Ibo et quaeram, sí quem possim sóciorum nancíscier, 1
Seú quem nórim qui áduocatus ádsit: iam hunc nouí locum. 2
Hícine uos habitátis?

GORGO

Hísc⟨e⟩ in aédibus: huc addúcito. 3

IV. [1]) Fulgentius (de abstrusis sermonibus, ed. Lersch pag. XIV sq.) schreibt dieses Fragment dem *Plautus in Cacisto* zu ‖ Die Abweichungen der einzelnen Codices gehe ich weder zu diesem noch zu den übrigen bei Grammatikern erhaltenen Fragmenten der Vidularia an ‖ *horia* findet sich bei Plautus auch Rud. 910 und 1020, *horiola* Trin. 942.

V. 2 Zu *aduocatus adsit* vgl. Amph. 1037 und 1419 (vgl. auch *asto aduocatus* Cas. III 3, 5) | 3 Vgl. z. B. Rud. 110; Cist. IV 2, 80; Men. 307 fg., u. s. w. ‖ Statt des in A überlieferten *hiscinaedibus* darf man nicht etwa schreiben *hic in aedibus*; denn die Stelle Amph. 699 fg. (*ALC. Nam dudum ante lucem et istunc et te uidi. AM. Quo in loco? ALC. Hic in aedibus, ubi tu habitas*) ist ganz anderer Art (vgl. Amph. 1080) ‖ Gegen die Wortstellung *hisce in aedibus* ist nichts einzuwenden. Freilich scheint die Thatsache nicht allgemein genug bekannt zu sein, dass Plautus die übrigen Präpositionen, wenn von ihnen ein von einem Adjektiv (oder Pronomen) begleitetes Substantiv abhängt, in der bei weitem überwiegenden Zahl der Fälle vor das Adjektiv (oder Pronomen) und Substantiv stellt; selten stellt er die Präposition zwischen Adjektiv und Substantiv, noch seltener zwischen Substantiv und Adjektiv. Folgende Ausnahmen von dieser Regel habe ich gelegentlich gesammelt:

1) *in: tuam in prouinciam* Cas. I 15 ABJ am Versschluss; *tuam in rem* Cist. III 4 BJ; *measque in aedis* Merc. 766 ABCD; *meo ego in loco sedulo curabo* Pers. 843 BCD im Canticum; *sin tuamst quippiam in rem* Pseud. 253 BCD im Canticum; *hoc in equo ⟨quae⟩ insunt* Bacch. 941 nach Luchs im Hermes VIII p. 124, *hoc in equo insunt* BCD; *hoc recipimur in loco* Stich. 685 [A]BCD am Versschluss; *aliquam in arborem* Aul. 678 BDEJ am Versschluss; *quamque in urbem* Poen. prol. 106 BCD; *tali ut in luto haeream* Pers. 535 ABCD am Versschluss; *unum in diem* Pseud. 534 (*unum quidem diem modo* BCD; über die Stellung von *unus* vgl. auch Langen 'Beiträge zur Kritik und Erklärung des Plautus' p. 223) am Versschluss; *uno in saltu* Cas. II 8, 40 BJ; *uno asto in loco* Men. prol. 56 BCD am Versschluss; *ullo in saeculo* Aul. 126 BDEJ im Canticum; *singula in subsellia* Amph. prol. 65 BDE am Versschluss; *omni in aetate* Poen. I 2, 18 B (*in omni etc.* CD unmetrisch) im Canticum; *omnibus in locis* Men. 964 BCD im Canticum; *omnibus in extis* Poen. II 18 ABCD; *pauca in uerba* Pers. 661 BCD; *summam in crucem* Stich. 625 ABCD am Versschluss; *postrema in comoedia* Cist. gr. 6 BJ am Versschluss; *antiquam in gratiam* Amph. 1141 BDEJ am Versschluss; *ueram in uiam* Cas. II 6, 17 BJ am Versschluss; *lignea in custodia* Poen. V 6, 28 ABCD am Versschluss; *deteriorem in uiam* Trin. 680 BCD

Digitized by Google

am Versschluss; *medio in mari* Epid. 679 ABE (*inmedio inmari* J) am Versschluss, wo die Umstellung *in medio mari* nahe liegt (vgl. Asin. 100); *magno in genere* Mil. 703 ABCD; *laeuo in femine* Mil. 203 ABCD; *antiquam coniugi in concordiam* Amph. 475 am Versschluss (BDEJ stellen: *in concordiam coniugis*).

ingenium in meum Most. 135 im Canticum (*in ingenium meum* BCD unmetrisch); *aetate in sua* Men. 839 BCD am Versschluss; *uerba in pauca* Asin. 88 BDEJ; *rebus in dubiis egenis* Capt. 406 BDJ.

2) *abs: num oculis concessi ⟨abs⟩ tuis* Epid. 681 ABEJ am Versschluss, wo *abs*, nicht *a*, zu ergänzen war; vgl. über die Notwendigkeit der Ergänzung der Präposition: Men. 849 (ed. Vahlen), Cas. II 4, 23, Trin. 969, Truc. 477, Aul. 660.

3) *ad: hancine ego ad rem* Rud. 188 B im Canticum; *unam ad amicam* Asin. 825 BDEJ; *aliquem ad regem* Trin. 722 BCD; *aduortendum ad* (*at* BCD) *animum* (?) Merc. 11 ist eine unsichere Konjektur von Acidalius.

4) *aduorsum: tuam aduorsum sententiam* Merc. 380 BCD am Versschluss, wo schon Bothe *tuam* vor *sententiam* stellte, um eine gefälligere Iktuierung zu erreichen.

5) *ante: meosne ante oculos* Truc. 925 BCD; *hasce ante aedis circust* Mil. 991 nach der nicht sicheren, aber möglichen Konjektur von Brix, *Tam* (*am* C) *est ante aedis circus* BCD.

6) *cum: tua cum domino* Most. 977 ABCD; *maxumo cum clamore* Amph. 244 BDEJ im Canticum; *malo cum auspicio* Asin. 374 BDEJ; *magna cum cura* Pers. 54 B (*cum magna cura* CD); *magna cum cura* Men. 895 BCD; *nec minus bono cum iure* Most. 658 ABCD.

damno cum magno meo Asin. 187 BDEJ am Versschluss; *flagitio cum maiore* Epid. 516 ABEJ; *uiris cum suis* Cist. I 1, 38 BJ im Canticum; *uiris cum summis* Paeud. 174 BCD (aber *quae* schrieb statt *cum* Brix) im Canticum; *malo cum tuo* Asin. 130 BDEJ im Canticum; *malo cum magno suo* Rud. 656 BCD; vgl. auch Asin. 471.

7) *de: meo de studio* Asin. 210 BDEJ; *falsis de pugnis* Truc. 486 BCD.

8) *ex, e: tua ex re* Amph. 570 BDEJ im Canticum (Capt. [959] hat Bosscha das in BJ überlieferte *tua ex re* in *tuam rem* verbessert); *tuo ex ingenio* Pers. 212 BCD; *mea ex crumina* Pers. 264 ABCD; *meo e conspectu* Capt. 434 BDJ; *meo ex sententia* Merc. 370 BCD und Cist. I 2, 7 BJ am Versschluss; *et tuo et tua huc ornatus reuenio ex sententia* Capt. 447 BDJ; *tua te ex uirtute et meo* Mil. 738 ABCD.

ciuibus ex omnibus Stich. 12 ABCD im Canticum; *nomine ex uero* Stich. 242 BCD (*e* statt *ex* hat A); *lenone ex Ballione* Paeud. 193 BCD (A hat nach anderer Recension *lenone exballiato*) im Canticum; *quo nemo adaeque iuuentute ex omni Attica* Most. 30 BCD, wo es nahe liegt, umzustellen: *adaeque ex omni iuuentute Attica*.

9) *per: caeruleos per campos* Trin. 834 BCD im Canticum.

10) *pro: uterque tuo pro iure* Cas. II 6, 19 BJ (richtig; vgl. Rud. 1393); *istis tuis pro dictis et malefactis* Amph. 285 BDEJ; *ueteri pro ui⟨no⟩* Stich. 768 BCD.

maledictis pro istis Curc. 195 BEJ.

Keine Abweichungen von der regelrechten Stellung in dem oben behandelten Falle habe ich notiert für *absque apud circum circiter* [ganz vereinzelt steht die kühne Anastrophe *loca haec circiter* Cist. IV 2, 8 im Canticum] *cis clam* (*contra*) *ergo* [über Truc. II 4, 52 vgl. Langen 'Beiträge' p. 156] *extra inter intra ob penes pone post prae praeter prope propter secundum sine sub super supra trans*.

Es ist daher immerhin misslich, durch Konjektur eine solche freiere Stellung der Präposition gegen die Handschriften herbeizuführen. Vgl. z. B.: Curc. 278, wo Camerarius unwahrscheinlich *platea in ultimo* statt des handschriftlichen *in platea ultima* schrieb; Amph. 950 *qui in mea naui fuit* (so BDEJ gut), *mea in naui* unnötig Lindemann; Mil. 421 *in istisce aedibus* O. Seyffert gut, *in hisce aedibus* B²CD, Camerarius und Ritschl *hisce in aedibus*; Poen. prol. 78 *in illisce aedibus* gut die Vulgate nach CD, *inillis eae eae-dibus* B, Geppert *hisce in aedibus*; Paeud. 1254 *itaque in loco festiuo* ABCD gut, Ritschl *ita loco in festiuo*, im Canticum; Paeud. 578 haben *ego in meo pectore* BCD wahrscheinlicher als *meo ego in pectore* A (wenigstens für den Anfang dieser Worte); Poen. I 2, 29, wo BCD *omnibus rebus* bieten, ist, wenn *in* ergänzt wird, diese Präposition vielleicht nicht vor *rebus*, sondern vor *omnibus* zuzusetzen; Poen. I 2, 116 ist *in secundo salue pretio* (ABCD haben *in secundo salue in pretio*) wohl etwas wahrscheinlicher als die Lesart der Vulgate *secundo salue in pretio*; Men. 328 *eas maximam malam crucem* B¹CD (vgl. Lucha in meinen 'Studien' I p. 19), *in* fügt F vor *malam* hinzu; über Men. 849 vgl. Luchs a. a. O. I p. 20; Amph. 264 ist Fleckeisens Änderung *hasce hodie ad aedis* ebenso unnötig wie Gnyets *hodie hos ad*

Digitized by Google

Át ego uidulum íntro condam in árcam atque occludám probe.
Tú si quem uis ínuenire tíbi patronum, quaérita.
Pérfidiose númquam quicquam hic ágere decretú⟨m⟩st mihi.

CACISTVS (allein zurückbleibend)

Qúr, malum, patrónum quaeram, póstquam litem pérdidi?
Némo homo miser é(st) ⏑ – ⏑ – ⏑que infelíx fui,
Vídulum q(ui) ubi n(íd)i, non me círcumspexi céntiens:
Vérbero illic ínter mo – l ⏑ – ⏑ insidiás dedit.
Tám scio quam mé⟨d⟩ hic stare: cáptam praedam pérdidi,
Nísi quid ego meí simile aliquid cóntra conciliúm paro.

---

aedes gegenüber dem *hodie ad aedis has* der Codices BDEJ; Merc. 198 schreibt Bergk in der Zeitschrift für Altertumswiss. 1855 Nr. 37 ⟨*eadem*⟩ *ad saxa*, unwahrscheinlich; Paen. V 5, 25 hat A gut *adire certum est hanc amatricem*, BCD fügen *ad* vor *amatricem* hinzu (vgl. Langen 'Beiträge' p. 101 fgg.); Merc. t53 ergänzt Acidalius *paucos* ⟨*cis*⟩ *mensis* weniger wahrscheinlich als Gruter ⟨*cis*⟩ *paucos menses*; Rud. 1243 schreibt Fleckeisen kaum richtig *Maióre ut cúm dote ábeat* ⟨*hinc*⟩ statt des in BCD überlieferten *Vt cúm maióre dóte abeát*; Amph. 111 hat Fleckeisen selbst seine frühere Umstellung *summo ex Ioue* statt *ex summo Ioue* (so BDE) widerrufen; Poen. I t, 47 *éx alio óppidó* BCD am Versschluss gut (vgl. III t, 57), Geppert ändert falsch *álio ex óppidó*; Men. t151 haben ABCD falsch *nóstra éx senténtió*, statt *nostra* schrieb schon Camerarius *nobis*; Mil. 309 ist die van Brix herrührende Konjektur *illaec suo se ex hospitio edit foras* unwahrscheinlich, vgl. Brix im Kritischen Anhang p. 145; Capt. 296 schreibt man *tuo* ⟨*ex*⟩ *re* (vgl. Amph. 569), vielleicht ist *ex* vor *tua* einzuschieben (vgl. Pseud. 336. 338); [bei Terenz Adelph. I 1, 15 beruht die Lesart *sed fratre ex meo* nur auf einer Konjektur Guyets]; Most. 174 schrieb Ritschl 'Neue Plautinische Exkurse' I 90 *hoc ob uerbum* unwahrscheinlich, obgleich Lorenz in seiner Ausgabe p. 245 diese Stellung als nachdrücklichere vorzieht, *ob hoc uerbum* haben BCD unmetrisch, *ob istuc uerbum* gut Brix und Fleckeisen (vgl. auch Langen 'Beiträge' p. 239); Men. 985 ist Ritschls Schreibung *quando* ⟨*hae*⟩*c* ⟨*mea meus*⟩ *erus ob facto* falsch; Epid. 705 ist mit *istam ob rem te* nicht das Richtige getroffen, *iste ab ore* haben BEJ, *ISTAA*—— scheint in A zu stehen; Cist. V 7 schreibt Langen a. a. O. p. 80 *praeuorti hoc certumst rebus* ⟨*prae*⟩ *aliis omnibus*, vgl. aber Bacch. 526; Most. 211 schreibt Bothe gegen die Handschriften *tuo pro capite*, vgl. aber Ritschl. Übergangen habe ich in der vorstehenden Aufzählung natürlich diejenigen Verse, in welchen die Präposition zwischen dem Casus obliquus von *qui quae quod* bezw. *quis quid* und dem Substantiv steht; vgl. darüber unten zu Vers 35 dieses Fragments ‖ 4 vgl. Pseud. 354 *argentum intro condidi* und Truc. 920 *condidi intro quod dedisti* ‖ 6 Dass das in A überlieferte *decretust mihi* in *decretumst mihi* und nicht etwa in *decretum mihist* zu ändern ist, zeigen z. B. folgende Schlüsse iambisch ausgehender Verse oder Kola: *décretúmst mihí* Asin. 247, Merc. 1, Poen. II 53, Stich. 218; *certúmst mihí* Capt. 773, Cas. I 1, 3; *certúmst tibí* Mil. 749; *décretúmst daré* Cist. III 17, Mil. 77; *certúmst daré* Trin. 511; *cónlubitúmst mihí* Bacch. 13, Cist. I 2, 9, Most. 295; *dictúmst mihí* Pseud. 501; *édictúmst mihí* Pers. 239; *éreptúmst mihí* Rud. 711; *gratúmst mihí* Capt. 414; *ictúmst mihí* Curc. 394; *licitúmst mihí* Asin. 152; *móndatúmst mihí* Curc. 412, Mil. 956; *ábeundúmst mihí* Aul. 105; *dicundúmst tibí* Amph. 619, Most. 948; *móderandúmst mihí* Curc. 486; *pérdundúmst tibí* Bacch. 86; *péreundúmst mihí* Asin. 244; *rédeundúmst mihí* Men. 49; *mecúmst tibí* Curc. 688, Stich. 334; *tántundémst mihí* Pers. 585; u. s. w. ‖ 7 *qur*, wie hier A bietet (die Lesung *quid* passt nicht zu der Form des Loches in A), ist in A die häufigste Schreibart: Cas. III 5, 31; Merc. 471 zweimal; 504; 773; Mil. 682; Pers. 620; Poen. I 2, t40 zweimal (ob das erste Mal *qur* oder *cur* in A stand, ist unsicher); I 2, 141 (wie es scheint); V 4, 102; V 5, 38; Pseud. 27; 182; 348; 914. Seltener schreibt A *cur:* Men. 493; Mil. 1402; Poen. V 4, 55; Pseud. 1295; Epid. IV 2, 17 und Stich. 705 unsicher. Am seltensten schreibt A *quor:* Epid. V 2, 45 und wahrscheinlich auch IV 2, 5 ‖ 8 Dem Sinne nach lässt sich z. B. allenfalls ergänzen: *Nemo homo miser e(st adaeque ut ego sum at)que infelix fui* ‖ 9 vgl. Rud. 1167 fg.: *Meque adeo scelestum, qui non circumspexi centiens Prius, me ne quis inspectaret, quam rete extraxi ex aqua.* ‖ 10 zu *insidias dedit* vgl. Langen 'Beiträge' p. 215 ‖ 12 Die Lesart des A habe ich unverändert gelassen. Mit *mei simile* spielt Cacistus auf seinen Namen (κάκιστος) an. Nahe liegt es, das überlieferte *concilium* in *consilium* zu verändern (vgl. Men. 847 etc.);

Digitized by Google

Híc astabo atque óbseruabo, sí quem amicum cónspicer.

DINIA	NICODEMVS	CACISTVS
SENEX	*ADVLESCENS*	*SERVOS*

DINIA

Ne tu édepol hodie míserias multás tuas

---

nahe auch, das überlieferte *nisi quid* in *nisi quidem* zu verändern (vgl. Asin. 818; Cist. I 1, 89; Men. 993; Mil. 183. 216. 272; Pseud. 223; Trin. 1063). Der Pleonasmus des Ausdrucks *nisi quid* ..... *aliquid* findet seine Analogie in solchen Ausdrücken, wie sie z. B. von Brix in den Jahrbüchern f. Philol. 1870, p. 776 fg., von demselben zu Mil. 432, von Goetz zu Epid. 318, in meiner Epistula critica hinter R. Klussmanns Emendationes Frontonianae p. XXI besprochen sind. Adjektivisches *aliquid* (vgl. Fr. Neue, Formenlehre II. p. 238 fg.) ist bei Plautus auch Men. 847 in BCD überliefert; am gewöhnlichsten ist bei Plautus allerdings die Konstruktion von *aliquid* mit dem Genetivus partitivus (Truc. 425 schrieb Brix *non audes aliquid dare mihi munusculi?*; BCD geben mit umgekehrter Wortfolge *mihi dare*; *aliquid* steht in B, *aliquod* in CD; im Versschluss hat B *munuscíuilim*, CD *munus ciuilium*, Camerarius machte daraus *munusculum*; danach ist es wenigstens denkbar, dass im Archetypus der Handschriften BCD *aliquid* .... *munusculum* geschrieben war. Beachtenswert ist, dass Rud. 683 die Codices BCD geben *Nisi quíd re pr*(*a*)*ésidium apparás*, wofür man freilich mit Wahrscheinlichkeit *praesidi* geschrieben hat). Adjektivisches *aliquod* ist bei Plautus in BCD überliefert Men. 765 (vgl. darüber A. Spengel 'Reformvorschläge' p. 375), Truc. 53. 54 (vgl. über den letzten Vers Schölls Ausgabe). 445. — Wie hier, steht in einem mit *ni*(*si*) beginnenden Satze das Pronomen *aliquis* auch Men. 847 *haereo, Ni occupo aliquid mihi consilium*; Capt. 528 fg. *Neque iam Salus seruare, si uolt, me potest, nec copiast, Nisi si aliquam corde machinor astutiam*; Capt. 539 *Occisast haec res, nisi reperio atrocem mi aliquam astutiam*; Terent. Phorm. 179 *Nullus es, Geta, nisi iam aliquod* (Priscian I. p. 152, 6 *aliquid*) *tibi consilium celere reperis*; Heaut. 391 *Nisi si prospectum interea aliquid est, desertae* uiuimus; Heaut. 669 fg. *Ita hac re in angustum oppido nunc meae coguntur copiae, Nisi aliquid uideo, ne etc.* ‖ 13 Die Form *conspicer* findet sich zufällig bei Plautus sonst nicht. Derselbe verwendet für die erste Person Singularis des Indicativus des Präsens neben einander die Formen *conspicio* und *conspicor*, aber so, dass die letztere nur am Schluss akatalektischer iambischer oder katalektischer trochäischer (wie hier *conspicer*) Verse (Amph. 1070; Aul. 388; Bacch. 181. 279. 669; Epid. 4. 431; Men. 522. 1132; Merc. 109. 256; Rud. 1202) und an der diesem Versschluss analog gebauten Stelle am Schluss eines einen iambischen Quaternar bildenden iambischen Kolons (Epid. 186. 345; Rud. 335) sowie am Schluss eines akatalektischen kretischen Tetrameters (Rud. 214) und endlich am Anfang des zweiten Kolons eines trochäischen Septenars (Cist. IV 1, 4) steht. An den übrigen Versstellen schreibt Plautus *conspicio*. In dem bacchëischen Tetrameter Capt. 926 wird, da in Bacchien solche Wortformen, welche Plautus sonst nur am iambischen Versschluss und den diesem entsprechenden Stellen zulässt, nicht selten vorkommen, weder mit Fleckeisen zu schreiben sein: *Quomque húnc ⟨ego⟩ conspicio in potéstate nóstra*, noch mit Brix: *Quomque istunc conspicio in etc.*, noch mit Spengel (Philolog. 29, p. 183): *Quomque húnc in potéstate cónspicio nóstra*, sondern mit Ausmerzung des in Bacchien nicht häufigen Choriambus (statt ⏑ ‒ ‒): *Quomque húnc conspicór in potéstate nóstra* (BJ geben *conspicio*), wie schon Geppert vorgeschlagen hat; in A ist von diesem Verse im Eingang *CUMQ·K* und am Schluss *NOSTRA* lesbar ‖ 14 Die Ordnung der Personen des A (*DINIA NICODEMUS CACISTUS*) habe ich unverändert beibehalten, obschon es evident ist, dass Cacistus vor Nicodemus spricht; Dinia und Nicodemus kommen eben zusammen auf die Bühne, auf welcher Cacistus zurückgeblieben ist ‖ 14 Die Wortstellung und Betonung *ne tu édepol* findet sich auch Mil. 408 und Trin. 952. Dementsprechend steht *ne ego édepol* Aul. 447; *ne ille édepol* Asin. 409, Bacch. 1047; *ne illi édepol* Amph. 782; *ne illa édepol* Asin. 560; *ne illum édepol* Pers. 8; *ne iste édepol* Stich. 272; *ne istic quidem édepol* Most. 1008 (vgl. Jahrb. f. Philol. 1876, p. 75); vgl. auch Titinius fragm. 79. Dieselbe Stellung, aber andere Betonung findet sich Amph. 843 *Ne ista edepól*. Die andere Stellung findet sich namentlich bei trochäischem Fall: vgl. *édepol ne ego* Men. 908, Stich. 587, Trin. 433; *édepol ne tu* Asin. 901, Bacch. 545, Cas. IV 3, 12, Mil. 471; *édepol ne me* Most. 985; *édepol, ere, ne tibi* Men. 1020; *édepol ne hic* Men. 899; *édepol ne ille* Merc. 643; *édepol ne illic* Aul. 610; *édepol ne illi* Epid. 619; *édepol ne illa* Amph. 510; *édepol ne istuc* Pseud. 1214 (Vgl. auch *édepol ne nos* Terent.

Digitized by Google

Mihi nárauisti eóque ab opere máxume
Te abíre iussi, quía me miserebát tui.

CACISTVS

Illic ést adulescens, quém tempe(st)as –m ⏑ –
⏑ f– ⏑ – ⏑ que– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Etíam ego audiui – ⏑ – ⏑m mut⏑ –
In ópus ut sese cónlocauit quám (cit)o.
(Po)l haút cessauit, póstquam – ⏑ áttigi(t).

Hec. 274; *édepol ne me* Hec. 799). Dieselbe Stellung, aber andere Betonung findet sich: *edepól ne ego* Curc. 386, *edepól ⟨ne⟩ ego* Cas. II 5, 18; *edepól ne tu, aula* Aul. 580; *ei, edepól ne tu* Men. 160; *edepól ne tibi* Poen. III 3, 82; *edepól ne istam* Epid. 406; vgl. auch Bacch. 1055 fg. ‖ 14 Zu *miserias multas* vgl. Stich. 420. 421, Men. 1133 (wo A die Bothesche Konjektur durch seine Schreibung *multeis misericis* bestätigt); vgl. auch Capt. 924 und Langen 'Beiträge' p. 110 ‖ 14—15 vgl. Merc. 14 *aut Soli aut Lunae miserias narrant suas* und Merc. 17 *nobis narrabo potius meas nunc miserias* ‖ 15 *narare* schreibt A nur hier mit einfachem r, sonst stets *narrare:* Poen. V 2, 67 *narra;* Pers. 493 und Truc. II 2, 58 *narrabo;* Pers. 499 *narrabunt;* Mil. 395 *narrandum;* Pers. 499 *narrant;* Poen. II 45 und Stich. 380 *narrare;* Truc. II 2, 29 *narras;* Merc. 481 *narrauisti;* Poen. V 6, 2 *narrat;* Pseud. 20 *narrato;* Mil. 386 *narratur;* Stich. 144 *narraueris;* Merc. 482 *narrauisse;* Mil. 1404 *narro;* Pseud. 1008 *narret;* Bacch. 519 *quam si ad sepulchrum mortuo narret* (so, oder *narres,* hat A) *logos.* [Die schlechte Schreibung *sepulchrum* hat A nur an dieser Stelle Bacch. 519; die richtige *sepulcrum* Epid. 175 und Mil. 372, und *sepulcra* Pseud. 412; vgl. Corssen 'Über Aussprache u. s. w.' II. p. 153 und I. p. 46. Dagegen schreibt A konstant *pulcher etc.* mit *ch:* nämlich *pulcher* Mil. 59. 63; *pulchra* Epid. II 1, 10 und Poen. V 4, 22; *pulchre* (statt *pulchrae*) Poen. V 4, 9; *pulchram* Poen. I 2, 125; *pulchre* Epid. III 4, 36, V 1, 18, Men. 472, Mil. 404, Pers. 554. 580. 587, Poen. II 11, III 2, 1, Pseud. 926; *pulchrum* Epid. V 1, 19, Mil. 68, Poen. I 2, 93; *pulchritudine* Poen. V 4, 21] ‖ 18. 19 Die erneute Einsicht in A hat ergeben, dass auf den Versuch einer auch nur annähernd vollständigen Ergänzung dieser Verse sowie auf die Ermittelung, wer das Einzelne gesprochen hat, verzichtet werden muss ‖ 19 *Etiam ego audiui* scheint in A zu stehen; diese seltsame Ictuierung im Eingang ist durch kein völlig analoges Plautinisches Beispiel stützbar; vgl. zu der Betonung: Langen 'Beiträge' p. 54 fg. ‖ 20 vgl. Merc. 552 fg. *tum in otium Te conloces* ‖ Zu *ut* .... *quam cito* vgl. Brix in den Jahrb. f. Philol. 1870, p. 778 ‖ *collocauit* A. Diese Anähnlichung von *con-* an einen mit *l-* beginnenden Wortstamm ist in A selten: vgl. *collibertus* Poen. IV 2, 88; *colliga* Epid. V 2, 26. 29, *colligandae* Epid. V 2, 23 (in diesem Worte findet sich in A im Epidicus sogar einfaches *l* geschrieben: *coliga* V 2, 18, *coligas* V 2, 19, *coligo* V 2, 23). Gewöhnlich beginnen in A die hierher gehörigen Composita mit *conl-*: vgl. z. B. *conlabasc(unt)* Stich. 522; *conlaudant* Trin. 293; *conlaudas* Poen. V 4, 11; *conlibitunst* Merc. 258; *conligi* Mil. 250; *conlinunt* Poen. I 2, 93; *conlocare* Pers. 8; *conloces* Merc. 553; *conloco* Cas. V 2, 9; *conloquar* Most. 783; *conloqui* Pers. 728; *conlocutas* Pseud. 620. Ebenso schreibt A *inl-* (nicht *ill-*) in den entsprechenden, mit *in* zusammengesetzten Wörtern: vgl. z. B. *inlecebra* Cist. fragm. in A pag. 309, 19 und Truc. I 2, 82; *inl(ex)* Pers. 408; *inlice* Pers 597; *inliciatis* Truc. II 2, 43; *inlutis* (so) Poen. I 2, 103; *inluxit* Pers. 712. Bei den Zusammensetzungen mit *ad* (vor *l-*) ist das Verhältnis in A ähnlich wie bei denen mit *con* (vor *l-*): vgl z. B. *all(ata)* Pseud. 670, *allatae* Pers. 498, *allatus* Pseud. 717; *al(li)gem* Pseud. 318; *a(lle)gauit* unsicher Pseud. 1162; dagegen: *adlatae* Epid. II 2, 66; *adlaudabilem* Pers. 673; *adlegarunt* Poen. III 5, 28, *adlegat* (so) Cas. prol. 55, *adlegauit* Cas. III 4, 14 und prol. 52 (ob *d* oder *b,* ist hier nicht sicher entscheidbar); *adlexero* Poen. III 3, 58, *adlicere* Trin. 383; *adloquar* Merc. 712 und Stich. 464, *(ad)loquar* Pseud. 1290, *adloqui* Most. 714ᵃ und 714ᵇ und Truc. II 1, 15; *adlucere* Pers. 515; *adludiabo* Stich. 382, *adludiato* Poen. V 4, 64. Grösseres Schwanken zeigt sich in A bei *per* (vor *l-*): vgl. z. B. *pellig(am)* Pseud. 31 und 61 (oder *e* statt *i* in der je zweiten Silbe), *pellige(re)* Pseud. 997 (oder *e* statt *i* in der zweiten Silbe), *pellige* Pers. 497 (oder *e* statt *i* in der zweiten Silbe), *pelligo* Pers. 500, Pseud. 40, *pellexerunt* (?) Men. 343; dagegen: *perlegere* Bacch. 923 und (aber, wie Pseud. 40, unsicher, ob *e* oder *i* in der zweiten Silbe) Pseud. 993, *perlegi* Pers. 517, *perlongum* Trin. 745. Beachte ferner *transloqui* Pers. 411 in A ‖ 21 Die Lesung und Ergänzung dieses Verses ist sehr unsicher; statt *haut* scheint mehr *haec* in A zu stehen; zwischen *postquam* und dem unsicheren *attigi(t)* würde

Digitized by Google

DINIA

Mirúmst ni au(diui) tuám u(ocem u)squa(m géntium). 22
⏑ ‿ós parent⏑ ‿ ⏑ ‿ tus f‿ ⏑ ‿ 23
Rem míhi na(rrauit) éde(po)l‿ ⏑ ‿ ⏑ ‿ 24
Puer‿ ⏑ ‿ ⏑ ‿ ⏑ ‿ ⏑ ‿ ⏑ ‿. 25

NICODEMVS

Egéntiorem (hóminem, quam ego su)m, néminem 26
Neque ésse cred(o néque fuisse) néque f(o)re. 27

DINIA

Caue tu ístuc dixis: ímmo etiam argentí minam, 28

---

t(erram) in den Raum passen ‖ 22 Die Ergänzung auch der Verse 22—24 ist sehr unsicher ‖ 22 Statt *mirumst ni* schien in A *mirum est si* zu stehen; man erwartet nach dem sonstigen Sprachgebrauch des Plautus *mirum ni* (ohne *est*): vgl. Amph. 320, Cas. III 2, 24 und namentlich Brix zu Men. 338 und zu Mil. 1041. Die Lesart *au(diui)* schien nicht sonderlich zu den winzigen Resten in A zu passen ‖ *usquam gentium* steht ebenso am Versschluss Mil. 684 und Pseud. 98; vgl. auch Aul. 411 und Poen. IV 2, 3; *nusquam gentium* steht am Versschluss Amph. 620, Cas. prol. 70, Merc. 606 ‖ 26—27 Die unsichere Ergänzung dieser zwei Verse ist infolge der neuen Vergleichung des A möglich geworden ‖ 27 Statt des ersten *Neque* passen die Züge in A besser zu *ATQ·* ‖ 27 Die Lesung der beiden Anfangsbuchstaben des letzten *NEQ·* ist in A sehr unsicher ‖ 26 Zu *hominem* . . . . *neminem* vgl. Asin. 756, Merc. 141; Amph. 566, Asin. 466, Cas. II 4, 14, Mil. 332, 1411, Pers. 211, Rud. 968, Truc. 300 (vgl. auch Capt. 828; Trin. 543). Zu der Verbindung des Komparativs (*egentiorem*) mit *neminem* vgl. Bacch. 1180, Cas. II 3, 28, III 1, 6, Merc. 141, 142, Pers. 209 ‖ 27 Zu dem Ausdruck vgl. Amph. 553 *Quia id quod neque est neque fuit neque futúrumst Mihi praedicó*; Bacch. 1087 *Quicúmque ⟨ubi⟩ubi sunt qui fuerúnt quiqué futuri sunt pósthac,* wonach, wie schon Ritschl vermutete, der verderbte Vers Pers. 778 *Qui sínt qui erúnt quiqué fuerúnt quiqué futuri sunt pósthac* zu verbessern ist; vgl. auch Capt. 606 fg. und Mil. 775 fg. ‖ 28 Dieselben Worte *caue tu istuc dixis* stehen auch Merc. 484. Altertümliche Formen wie *dixis* u. dgl. m. liebt Plautus auch sonst mit *caue* zu verbinden, wenn nach diesem nicht die Partikel *ne* steht: Vgl. Asin. 256 *caue tú idem fáxis*, Asin. 625 *uerbúm caue fáxis*, Mil. 1125 *istúc caue fáxis*, Mil. 1245 *cáue sis fáxis*, Mil. 1372 *caue fáxis*, Truc. 943 *cáue faxis*, Most. 808 *caue tu úllam flócci fáxis múlierém*; Most. 523 *cáue respéxis*; Bacch. 910 *caue pársis in eum diceré*; Bacch. 1188 *cáue culpá tua amíssis*; Asin. 467 *uerbó caue súpplicássis*; *caue démutássis* Vidul. fr. V 36; Bacch. 402 *cáue sis té superáre séruom síris fáciundó bené*; Epid. 400 *cáue síris cum fíliá mea cópulári hanc.* Vgl. auch Pers. 51 *caue fuás mi in quaestióne* (wo Kampmann *sis* statt *fuas* wollte; vgl. C. F. W. Müller 'Plautinische Prosodie' p. 188); Aul. 618 *cáue tu ílli fidélis, quaéso, pótius fúeris quám mihí*; Epid. 435 *incértus tuóm caue ád me réttuleris pedém.* Im iambischen Versschluss wendet Plautus (hinter *caue*) gern Formen an wie *dixeris* u. dgl. m.: vgl. Trin. 555 *cáue sis díxerís*, Pers. 389 *cáue sis tu ístuc díxerís*; Poen. V 2, 63 und Trin. 513 *cáue sis féceris*, Mil. 1368 *cáue istuc féceris*, Stich. 285 *caue quémquam flócci féceris*, Cas. II 5, 24 *tu istós minútos cáue deos flócci féceris*, Men. 994 *cáue quisquam, quod illic minitétur, uóstrum flócci fécerit*; Aul. 90 *caue quémquam aliénum in aédis íntromíseris*; Amph. 608 *cáue quicquam, nisi quíd rogábo té, mihí respónderís*; Cist. fragm. in A pag. 300, 15 *caue sis cum amóre tu únquam béllum súmpseris*; Merc. 113 *caue pigritiaé praeuórteris* (vgl. Brix zu Mil. 205 und Langen 'Beiträge' p. 79); vgl. auch die ebenso im Versschluss stehenden Formen: Bacch. 1033 *caue tibi ducénti númmi diuidiaé fuánt,* Capt. 431 *cáue tu* (BDJO [d. h. Ottobonianus 687] *caueto*) *mi íratus fuás.* — Seltener sind jüngere Formen: z. B. Most. 810 *cáue tu ⟨id⟩ illi obiectes* (wo man *obiexis* erwartet: vgl. Cas. II 6, 52 *caue* [so Bothe statt des *ne* der Hss. BJ] *obiexis manum*; Poen. I 3, 37); Epid. 433 *caue praéterbitas úllas aédis*; Capt. 439 *cáue fidém fluxám gerás* am Versschluss; Most. 1025 *tu cáue quadráginta accepisse hinc té* (*hinc ne* BCD, A lässt diese beiden Wörter ganz aus) *negés* am Versschluss; Poen. prol. 117 *caue dirumpátis*; Curc. 461 *cáue mora in te sít mihi,* Cas. III 1, 16 *séd tu cáue in quaesitióne mihí sis*; Stich 37 *caue sis audiam ego istúc* im Canticum; Pers. 816 *caue sis me attigás* im Canticum; Rud. 704 *caue tu hárum cónchas spérnas.* — Wenn hinter *caue* noch *ne* folgt, hat Plautus, neben altertümlichen Formen, mehr jüngere Formen angewandt: vgl.

Digitized by Google

Quam me órauisti út darem tibi faénori,
Iam ego ádferam ad te: faénus mihi nullúm duís.

NICODEMVS

Di tíbi illum faxint fílium saluóm tuum,
Qum míhi, qui uiuam, cópiam inopí facis:

Aul. 564 fg. *caue sis tibi, ne tu inmutássis nómen*; Amph. 845 *cáue sis né tu te uisu pérduis* am Versschluss; Trin. 1011 *cáue sis tibi, ne búbuli in te cóttabi crebrí crepént* am Versschluss; Most. 324 *caue né eadas* im Canticum, Pseud. 1296 *caue né eadam* im Canticum; Most. 326 *caue modo ne prius in uia aecumbas* im Canticum. — Vgl. auch Poen. I 3, 36 fg. *núnc mihi cautióst, ne meámet cúlpa méo amori óbiexim morám*; Bacch. 597 fg. *mihi cautióst, ne nucifra(n)gibula excússit éx malis meis*; Pseud. 170 *ne quíspiám tundát cruminam, cautióst* (so Spengel). — Hinter allen übrigen von *caueo* abgeleiteten Formen (auch hinter *praecauere*) stehen bei Plautus (nach *ne*, welches nie fehlen darf und folglich auch Cas. V 2, 23 gegen die Hss. BJ zuzusetzen ist) niemals altertümliche Subjunktivformen, sondern nur die später allgemein üblichen jüngeren Formen: vgl. Amph. 944; Asin. 372. 373; Aul. 103; Bacch. 418. 544; Capt. 253. 255; Cas. V 2, 23; Cist. II 1, 55; Men. 270 fg.; Merc. 189. 466; Most. 902. 924; Pseud. 126. 298. 476. 698 fg.; Rud. 378; Stich. 122; Truc. 37; Merc. 336 fg. ‖

29 Vielleicht schrieb Plautus ohne Hiatus *me⟨cum⟩* oder *me⟨d⟩*, vgl. Langen 'Beiträge' p. 617 fgg. und p. 241 | *taenori* A. Konstant schreibt A *faenus* etc. mit *ae*: Most. 580. 584. 592. 600. 602. 603 (dreimal). 604. 605 (dreimal). 606. 610. 612. 631. 917; Vidul. V 33. 34; nur einmal (Pseud. 287) schreibt A *fenusculum* ‖ 31 *saluum* A, vgl. oben zu Vidul. III 8 ‖ *saluom facere* hat Plautus auch Merc. 139 ‖ Dieselbe Form *faxint* findet sich so, dass *di* das Subjekt ist, auch in folgenden Versen überliefert vor: Aul. 149. 257. 788; Capt. 172; Cist. I 1, 53; II 1, 46; Merc. 285 (so die Palatinen); Most. 463; Pers. 652; Poen. IV 2, 87. 89; V 4, 38; suppl. 29; Pseud. 315 (so A, *faciant* Pall.). Dagegen ist *faciant* überliefert, wo *di* Subjekt ist, an folgenden Stellen: Amph. 380; Aul. 545. 789 (zweimal); Bacch. 617. 626; Cas. IV 3, 15; Curc. 131; Men. 1021; Mil. 570. 1419; Most. 222; Pers. 488. 626 ‖ Ebenso wie hier schreibt A *tuum*: Capt. IV 4, 1; Cas. IV 4, 4; Epid. IV 2, 16; Men 1062; Merc. 522; Mil. 39. 604; Most. 789; Pers. 28. 316. 496. 548. 706; Poen. I 3, 17. 18; III 1, 70; IV 2, 57; V 2, 5; V 4, 7; Pseud. 120. 648. 1165. 1287; Stich. 10. 36. 42. 371. 372. 507. 622; Trin. 1. 73. 187. 280. 629. 688. 445. 521. 648. 665; Truc. II 2, 36; II 4, 31. | Desgleichen steht *tuum* (als Gen. Plur.) Poen. V 2, 102. | Ebenso konstant findet sich in A die Schreibung *tuus*: Cas. III 2, 13; III 3, 18; III 6, 8. 13. 15; Cist. fragm. in A pag. 310, 15; Epid. II 2, 35. 58; III 4, 53; V 1, 35; Merc. 475. 478; Mil. 176. 276; Most. 670. 711. 925; Pers. 177. 277. 514; Poen. III 3, 59; IV 2, 30. 70. 72; V 2, 98; V 4, 57; Pseud. 638. 660. 1152. 1162; Stich. 21. 510. | Ebenso steht in A *suum*: Bacch. 493; Cas. prol. 55. 60; Cist. fragm. in A pag. 297, 16 und pag 312, 4; Mil. 184; Most. 979. 1044; Pers. 618; Poen. IV 2, 82; Pseud. 297. 438. 861 (623 und 1238 ist die Lesung des vorletzten Buchstaben unsicher); Stich. 35. 40. 96. 284. 693; Trin. 315. 354; desgleichen *suumpte* Mil. 391. | Ebenso *suus*: Pseud. 206 und Stich. 133. | Dass überhaupt die Schreibung *-uum* und *-uus* in A die regelmässige ist, wenn das erste *u* vokalisch ist, zeigen folgende Beispiele: *annuus* Pseud. 178 | *contemuum* (so) Stich. 214 | *mortuum* Cas. I 24; III 5, 1; Most. 1000; Stich. 640 | *emortuum* Men. 243 | *mortuus* Pers. 20; Pseud. 310. 339; Trin. 494. 496 [statt *mortuust* ist Pseud. 309 *mortuumst* geschrieben] | *emortuus* Cist. fragm. in A pag. 299, 11 (sehr unsicher); Stich. 216 | *mutuum* Pseud. 286; Trin. 438. 761. 1050. 1055 | *patruus* Cist. II 1, 38. 40; Poen. V 4, 74 (V 4, 57 ist es zweifelhaft, ob *patruus* oder *patruos* in A stand) | *perpetuum* Most. 765 | *strenuum* Pseud. 697 | *triduum* Mil. 742; Most. 958. 959. | Allein steht in A die Schreibung *continuom* Mil. 742. | Auch in der 3. Person Pluralis Indicativi Praesentis bleibt *uu* in A unverändert: vgl. z. B. *diluunt* Pseud. 816; *metuunt* Pseud. 304; *ruunt* Truc. II 2, 50; vgl. übrigens auch *restinguunt* Cas. IV 1, 16. ‖ 31—32. Zu der Konstruktion vgl. Mil. 1419; Capt. 355 fg.; Poen. I 1, 80 *multa tibi di dent bona, Quom hoc mi obtulisti . . . . spectaculum*; Poen. III 3, 54 *Di deaeque uobis multa bona dent, quom mihi Et bene praecipitis et bonam praedam datis*; Poen. III 3, 74 *Multa tibi di dent bona, quom me saluom esse uis.* Auffallende Ähnlichkeit zeigen Ausdrücke der Vidularia mit dem Poenulus auch sonst; vgl. z. B. das zu Vidul. fr. XIV Bemerkte ‖ 32 Die Schreibung der Konjunktion als *qum* ist in A selten. Ich habe die Stellen, an welchen diese Konjunktion in A überliefert ist, nicht voll-

Digitized by Google

Sed quín accedat faénus, id non póstulo.

DINIA

Defaénerare hóminem egentem haú decet.

ständig gesammelt. Aber schon aus der folgenden Auswahl von Stellen zeigt sich deutlich, dass einzelne Komödien in der Ambrosianischen Recension auf orthographische und orthoepische Einzelheiten hin konstanter durchkorrigiert waren als andere. 1) *cum* ist geschrieben: Bacch. 452. 536. 677. 955. 961; Capt. V 1, 2. 3. 5. 5; Cas. IV 4, 18; Cist. fragm. in A pag. 300, 5 und pag. 309, 12; Epid. II 1, 1; II 2, 33. 45; V 2, 26; Mil. 181. 560. 591. 562. 578. 860. 1419; Most. 588. 720. 1064; Pers. 172. 190. 556. 564; Poen. I 2, 143; II 16; III 5, 15; IV 2, 82. 92. 102; V 3, 19; V 4, 105; V 5, 49; Pseud. 401. 819. 907. 931; Stich. 124. 301; Trin. 134. 342. 399. 504. 505. 529. 554; Truc. I 2, 16. 88. 89; II 1, 32; II 4, 8. 30. 52ᵇ. 33ᵃ. 2) Dagegen *quom* ist geschrieben: Bacch. 518. 926; Cas. prol. 40; I 42. 45. 46. 51; III 2, 25 [*quo*, verschrieben]. 32; Men. 254. 298. 363. 448. 454. 543 [*(q)u(om)*]. 1145 [*qu(om)*]. 1148 [*q(uom)*]; Merc. 295. 393 [*q(uom)*]. 468. 492. 522. 533. 534. 541. 552. 754 [*qu(om)*]; Pers. 191. 291; Poen. I 2, 71. 193; III 2, 12; III 3, 54; V 4, 34. 85; Pseud. 512. 623. 683. 823; Rud. 497 [*qu(om)*]. 534. 743. 765. 771. 847; Stich. 31. 35. 63. 65. 82 [*quam*, verschrieben]. 99. 113. 146. 244. 460. 511; Trin. 290. 402 [*quam*, verschrieben]. 3) *qum* ist geschrieben: Pers. 350. 550; Pseud. 142; Trin. 404. 671. 1051. Endlich 4) *quum* ist geschrieben: Pseud. 163 [*quu(m)*]. 184. 1131. 1134. 1145; Trin. 256. 423. | Dasselbe Schwanken der Überlieferung zwischen *quo-* und *qu-* und *cu-* in A zeigt sich bei allen, von diesem Pronominalstamm abgeleiteten Formen: vgl. z. B. *quoius* (Genitiv): Men. 477, Pseud. 210, Truc. I 2, 101, *qu(oius)* Rud. 1005; *quius* Pers. 548; *cuius:* Cas. III 6, 12, Epid. II 1, 7, Men. 221. 575, Mil. 17, Most. 908, Pers. 261. 386 (statt *quoiuis*), Stich. 69. 545, Trin. 358. 501. 533. 536; *cuiius:* Most. 962. 970. 1067 [*quoiuismodo* steht in A statt *quoiuismodi* Pseud. 741] | *quoi:* Bacch. 485, Capt. V 4, 31, Cas. III 3, 8, Cist. I 1, 81, Epid. V 1, 12, Men. 562. 474, Mil. 180, Pers. 333. 513, Pseud. 597. 682. 704. 1217; dagegen *cui:* Cas. III 4, 28, Epid. III 4, 17. 19, Mil. 550, Most. 599. 948, Pers. 390. 595. 440, Poen. II 35, IV 2, 45, Pseud. 97. 627. 1203, Stich. 117. 340. 341, Trin. 90. 354. 555. 638. 1051; *qui* (statt *cui*) Epid. I 2, 57. | Dasselbe Schwanken herrscht in den Zusammensetzungen: *cuidam* Cas. III 3, 5, Trin. 342; *quoipiam* Pseud. 219; *quoiquam* Pseud. 134; aber *cuiquam:* Cas. III 5, 41, Mil. 551, Poen. IV 2, 63; *cuique* Stich. 520. | Ebenso *quoiă:* Merc. 529, Pseud. 702, Stich. 370; aber *quiă* Trin. 45; *cuiă* Bacch. 948 und *cuium* Trin. 534 | *quoiates* oder *quoiatis* Poen. V 2, 34; *quoiatis* Poen. V 2, 33. | Gleiches Schwanken findet sich in A auch in den Endungen der Nomina und Verba: vgl. z. B *coqu(os)* oder *coqu(us)* Men. 357; *quoquos* (so) Pseud. 382; *cocus* Pseud. 168 | *coquom* Pseud. 848. 851. 956; *quoquom* (so) Men. 218; *coqum* Merc. 782; *cocum* Capt. IV 4, 9 | *equŏs* Bacch. 944; aber *equus*, wie es scheint, Bacch. 936 und 943; *equm* Cist. fragm. in A pag. 300, 1 und 7 | *equolam* Cist. fragm. in A pag. 509, 4 | Ferner das Adjektiv *aequom:* Bacch. 524; Cist. fragm. in A pag. 297, 10; Poen. II 20; V 4, 84; Pseud. 444; Stich. 4. 6. 40. 44. 112. 113. 131. 293. 548; *equom* (statt *aequom*) Stich. 494; *aequonst* (statt *aequomst*) Bacch. 924; *aequost* (statt *aequomst*) Stich. 99; *aequom* oder *aequum*, unsicher: Bacch. 486; Pseud. 269. 455; Stich. 423; *aequum:* Mil. 725; Trin. 304. 451; *aequm:* Mil. 750; Most. 582; Pers. 399. 587; Poen. II 43; Trin. 175. 306. 552; Truc. II 1, 12; *aecum* Trin. 592; *(aequ)um* oder *(aeq)um* oder *(aec)um* Epid. V 2, 58 | *antiquum* Pers. 507; *antiqum* Most. 789 | *reliquom* Merc. 547 und (unsicher) Cas. V 1, 4; *reliqum* oder *relicum*, unsicher: Cist. II 1, 30 | *cocunt* Pseud. 819 | *delinqunt* Stich. 328 | *locutus* Trin. 563 | *conlocutus* Pseud. 620 | *elocutus* Mil. 475; *elocutum* Poen. IV 2, 63 | *obsecuta* Cist. I 1, 86 | *persecutius* (mit Punkt über *i*, statt *persecutus*) Mil. 269. ‖ 32 *copiam facere (alicui)* hat Plautus auch: Asin. 75. 848; Capt. 373 fgg. 748; Cas. II 8, 13 fg.; Cist. I 2, 19; Mil. 971; Pers. 539; Curc. 330; Merc. 905; Trin. 135 (*nec qui deterior esset, faceres copiam*). Vgl. auch Mil. 769 fg.; Pers. 255 fg.; Rud. 392. 557 fg.; Bacch. 422 ‖ 32 Zu *qui uiuam* vgl. Trin. 561 *qui uiuamus, nihil est* und Capt. 581 *nec tibi qui uiuas domist* ‖ 33 Der von dem Redaktor der Ambrosianischen Recension gestattete Hiat hinter dem reinen vierten Fuss lässt sich z. B. allenfalls durch Einschiebung eines Pronomens (*hanc*) hinter *copiam* beseitigen: vgl. z. B. Mil. 759; Pers. 255; Capt. 374; Mil. 971 ‖ 34 Die durch die Plautinischen Handschriften repräsentierten Recensionen lassen den Hiat in der Caesura Penthemimeres meist nur hinter einem auf einen langen Vokal oder auf *-m* ausgehenden Worte zu; doch ist weder die Veränderung zu *defaenerari* noch die Zusetzung des Pronomens *me* wahrscheinlich ‖ 34 Es ist nicht absehbar, weshalb Plautus mit Hiat

Digitized by Google

Quam ad rédditurum té mihi dicís diem?

hinter *egentem* geschrieben hat *hau decet* und nicht das sonst üblichere *non decet*. So steht *non decet* im iambischen Versschluss: Amph. prol. 35, 820, Capt. 966, Merc. 37 und entsprechend am Schluss des ersten Quaternarius in längeren iambischen Versen Asin. 470 und Cas. II 3, 14; vgl. auch Amph. 522. Der Hiat würde auch durch die Form ⟨*con*⟩*decet* vermieden werden. Auf keinen Fall darf *hau*⟨*d ad*⟩*decet* geschrieben werden, wie W. Wagner in „The Academy“ 1870 (November 15) vorschlug. Denn das Compositum *addecet* scheint Plautus nur dann angewandt zu haben, wenn das dieser Form vorhergehende Wort auf einen Vokal oder auf *-m* so ausgeht, dass Elision stattfindet: vgl. Amph. 1004, Cas. II 2, 26, Bacch. 128, Merc. 415, Most. 901 (*ut esse addecet* B, *ut esse adesset* C, *ut esse addet* D, *UTESSE* A, Ritschl unrichtig *esse ut addecet*), Pers. 220 (?), 836 (*Té mihí dicto audiéntem esse áddecét*; Ritschl stellte, um die Betonung *mihi* zu vermeiden, die Worte unrichtig so um, dass ein Hiat in der Diärese des trochäischen Septenars vor *addecet* stattfände: *Té mihi dicto esse audiéntem addecét*), Poen. I 2, 115, Pseud. 569, 738 (*hominem addecet* A mit Nonius und Priscianus, *hominem decet* die Palatinen), Rud. 112 (*esse* ⟨*ad*⟩*decet*), 115, 1391, Stich. 518, Trin. 78, Truc. 227 (nach A *similem esse addecet*, die Palatinen geben nach abweichender Recension hinten *condecet*). Überhaupt verdienen unter den Plautinischen Composita, deren erster Teil eine mit einem Vokal beginnende Präposition ist, diejenigen eine besondere Untersuchung, deren Bedeutung von dem Simplex nicht abweicht; so verwendet Plautus *incedere* wenigstens in der M e h r z a h l der Fälle so, dass in der oben angegebenen Weise Elision davor stattfindet (an mehreren Stellen, wo die Hss. Formen von *incedere* hinter einem Worte, das auf einen Konsonanten ausgeht, bieten, hat man, um das Metrum herzustellen, längst die entsprechenden Formen des Simplex *cedere* substituiert: z. B. Asin. 405; Bacch. 1069; Merc. 600; Poen. III 1, 74; u. s. w.; vgl. auch Stellen wie z. B. Aul. 47; Cas. III 6, 6; Curc. 291); ähnliches scheint fast bei *adaeque admonere attingere* etc. der Fall zu sein 34 *hau decet* A. Wie hier, schreibt A auch sonst vor Konsonanten meist *hau*: vgl. z. B. *hau bonu*⟨*m*⟩ Trin. 462; *hau celo* Mil. 1014; *hau dicet* Bacch. 506; *hau facile* Poen. IV 2, 49; *hau falsum* Mil. 381; *hau ferme* Poen. IV 2, 40; *hau liceat* (so) Pers. 377; *hau liquet* Trin. 233; *hau magna* Poen. V 2, 152; *hau magni* Pseud. 221; *hau male* Pers. 593. 697, Pseud. 1305, Stich. 118; *hau mali* Pseud. 142; *hau mentire* Poen. I 2, 78; *hau mentitus* Pseud. 1084; *hau metuo* Cist. II 1, 19; *hau mirum* Merc. 482; *hau multos* Mil. 170; *hau nosco* Trin. 445; *au* (so) *parco* Rud. 222; *hau places* Pseud. 653; *hau placet* Stich. 297; *hu* (so, statt *hau*) *possum* Pers. 612; *hau postulo* Stich. 488; *hau potui* Most. 792, Pers. 552; *hau probe* Pers. 23; *hau probus* Stich. 59; *hau quit* Pers. 11; *hau salubriter* Cas. IV 3, 4; *hau sane* Merc. 541; *hau satis* Cas. II 2, 17; *hau scimus* Pseud. 683; *hau scio* Epid. IV 1, 16; *hau sinam* Pseud. 1222; *hau solent* Pseud. 1333; *hau somnum* Pseud. 215; *hau tuo* Epid. V 2, 22; *hau uerbum* Pers. 500; *hau uestrum* Poen. III 1, 69. Seltener steht in A *haud* vor Konsonanten: vgl. z. B. *haud bonum* Most. 720; *haud dicam* Trin. 90; *haud dico* Mil. 1427; *haud facile* Mil. 701; *haud factu* Most. 791; *haud magni* Stich. 235; *haud malus* Men. 576; *haud multo* Poen. V 6, 23; *haud nego* Truc. II 4, 36; *haud possumus* Stich. 72; *haud quaeritant* Men. 574; *haud repudio* Poen. V 2, 94; *haud scio* Most. 783; *haud sordere* Poen. V 4, 6; *haud te* Poen. III 5, 10. Am seltensten steht in A *haut* vor Konsonanten: vgl. z. B. *haut dudum* Pers. 498; *haut nescias* Trin. 62; *haut tantillum* Trin. 60; *aut* (so, statt *haut*) *consuetudine* Trin. 362 | Vor Vokalen schreibt Plautus nie *hau* (dadurch wird die von Brix im Kritischen Anhang zu Mil. 827 vorgetragene Konjektur hinfällig), sondern entweder (sehr selten, vgl. z. B. Epid. IV 1, 22) *haut*, oder (sehr häufig) *haud*: vgl. z. B. Cas. III 5, 24; IV 4, 21; Men. 201. 521. 1400; Merc. 512; Most. 857. 959; Pers. 535; Poen. IV 2, 30. 36; V 6, 21; Pseud. 1084; Stich. 70. 205. 494; Truc. I 2, 41. 91; Pseud. 654 (wo *aud* statt *haud* geschrieben ist). ‖ 35 Die Stellung *quam ad* . . . . *diem* ist bei Plautus die regelrechte, gleichviel ob es sich um das Fragepronomen oder um das Relativpronomen handelt: vgl. *quam ad rem* Epid. 276, Merc. 252, Mil. 771, Rud. 611, Truc. 70; *quem ad modum* Amph. 442, Bacch. 474. 734, Curc. 370, Merc. 352, Mil. 186. 201. 257. 884. 904. 1162, Pers. 35; *quemnam ad modum* Bacch. 190; Trin. 236; *quod ad exemplum* Trin. 921; *quam se ad uitam et quos ad mores* Bacch. 1077; *qua de re* Cas. II 3, 35, Men. 812, Pers. 109, Poen. I 2, 104, III 4, 23, Rud. 1060; *nescio qua de re* Merc. 365 (vgl. Luchs in meinen 'Studien' I. p. 233 und im Hermes VI. p. 268); *quo de genere* Capt. 277; *quibus de signis* Epid. 597; *quo ex oppido* Poen. V 2, 34 nach den Palatinen; *quo in loco* Amph. 699, Curc. 711, Epid. 81, Stich. 244; *quo in* . . . . *loco* Curc. 467; *quem in locum* Men. 823; *quas in aedis* Cist. I 3, 21; *quo in periclo* Bacch. 830; *qua in patria* Pers. 594; *qua in regione* Most. 659; *quanto in periclo et quanta in*

Digitized by Google

Caue démutassis.

NICODEMVS

Ýsque donec sóluero.

VI. Fragment.

⟨DINIA⟩

Ánimum aduortite ámbo sultis. uídulum hic adpónite:
Ego seruabo, quási sequestro détis, neutri réddibo,
Dónicum haec diiúdicata rés erit. ˘ – ˘ –

VII. Fragment.

⟨GORGO?⟩

Haúd fugio sequéstrum – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ –[1])

VIII. Fragment.

⟨– ˘ –?⟩ nunc ápud sequestrum uídulum posíuimus[2]).

---

pernicie Bacch. 627; *quam ob rem* Amph. prol. 17. 1142, Asin. 842, Aul. 416. 736, Capt. 669, Cas. III 5, 41, Cist. fragm. in A pag. 310, 10, Curc. 172, Most. 415. 987, Men. 230, Mil. 319. 1420, Pers. 631. 782, Poen. I 2, 97. 167, Pseud. 89. 1256, Stich. 82. [208b], Trin. 985, Amph. 990, Cist. fragm. in A pag. 322, 10, Curc. 442. 667, Most. 461, Rud. 430, Stich. 41, Men. 823 (viersilbiges *nam quam ob rem* ist seltsam überliefert Amph. 662 im Canticum; kaum ist dasselbe auch Mil. 360 herstellbar, wo ABCD *quimnam ób rem* geben, Guyet schrieb falsch *ób quamnám rem*); *qua pro re* Rud. 1378. Auch ohne dass ein Substantivum dabei steht, stellt Plautus bekanntlich die Präpositionen gewöhnlich hinter das Pronomen relativum oder interrogativum: vgl. z. B. Rud. 555 *quo ab* A, *a quo* BCD; *quo ab caueas* Asin. 119; *quem ad* Bacch. 176; *qua ex* Epid. 170; *quo ex* Asin. 765. [dagegen stellt Terenz *ex* stets vor dieses Pronomen: *ex qua* Phorm. II 1, 41; V 8, 49; *ex quo* Hec. IV 1, 12. 13. 18; V 3, 42; *ex quibus* Adelph. V 3, 36; *ex quanta* Hec. V 4, 36]; *qua in* Cas. II 2, 13 (B); *quos inter* Merc. 752; *quam per* Poen. prol. 13; *qui pro* Asin. 397; *quem propter* Aul. 786, Rud. 1411, Truc. 391; *quam propter* Bacch. 1032; *quas propter* Trin. 1164. Dagegen findet sich *abs qua* (so AB²D, *aps qua* B¹C) Men. 345; *a quo trapezita* Epid. 143 (C. F. W. Müller wollte *quo a*); *in quem* Trin. 546; *per quem* Poen. V 4, 14; *propter* ⟨*quam*⟩ Mil. 1086; *de quoio* Poen. III 1, 32; *e quantillis* Poen. V 3, 48. Ich übergehe die allbekannten Formen *quacum quicum quibuscum*, da daneben *mecum tecum nobiscum uobiscum secum* stehen; ebenso *quem penes* (Amph. 653; Poen. V 4, 15), *quam penes* (Truc. 25. 858), *quos penes* (Trin. 822?), da sich daneben *me .... penes* Trin. 1146 und Aul. 654 findet [dagegen steht Truc. 901 und Capt. 234 *penes sese*; Poen. V 4, 71 *penes nos*; Trin. 733 *penes me*], vgl. auch Langen 'Beiträge' p. 163; ähnlich wie *penes* steht bekanntlich auch *aduorsum* [oder *aduorsus*] bald hinter dem Personalpronomen (Amph. 750. 936; Aul. 690; Bacch. 127. 698; Poen. I 2, 188 [dagegen Pers. 200 ist wohl *mi aduorsum incedit* statt *me adu. inc.* zu schreiben]; auch *illaec aduorsum* findet sich Rud. 1348), bald vor dem Personalpronomen (*aduorsum te* Stich. 589; *aduorsum nos* Stich. 68; *aduorsum se* Mil. 1080), nur dass *aduorsum* häufiger als *penes* in der Anastrophe steht; ähnlich findet sich auch *nos secundum* Mil. 1349. Bekannt ist auch, dass *super* (Bacch. 196) und *erga* bei Plautus nachgestellt werden können (vgl. Langen 'Beiträge' p. 156 fg.), über *clam* vgl. Langen a. a. O. p. 229 fg. ‖ 36 Zu der Bedeutung von *demutare* vgl. namentlich Pseud. 555. 566; zu der Form *demutassis* vgl. das oben zu Vidul. V 28 Bemerkte ‖ Zu der Verbindung *usque donec* (bezw. *donicum*, oder *dum*) vgl. Mil. 269; Rud. 716; Most. 116; Men. 728; Truc. 104. 322, sowie die von Langen 'Beiträge' p. 140 angeführten Stellen.

VI. 1—3 citiert Priscian inst. gramm. VI 32 (vgl. VI 35 und XIII 11); 2 citiert Nonius p. 508; *donicum* zog das Glossarium Plautinum aus ‖ 1 vgl. Cas. II 6, 41 *Périisti. — 'Animum aduórtite ámbo,* Merc. 968 *'Animum aduórtite igitur ámbo,* Mil. 766 *Núnc hoc ánimum aduórtite ámbo*; Capt. 110 *Aduórte animúm sis* ‖ 3 vgl. Ritschl opuscul. II. p. 241.

VII. [1]) Priscian inst. gramm. VI 32. **VIII.** [2]) Priscian inst. gramm. X 37.

Digitized by Google

IX. Fragment.

Óppositast claxéndix.
⟨NICODEMVS?⟩
At ego sígni dicam quíd si⟨e⟩t[1]).

X. Fragment.

Sígnum recte cónparebat: húius contendi ánnulum[2]).

XI. Fragment.

⟨NICODEMVS⟩
Ímmo id, haec quod nóstra patriast ét quod híc meus ⟨ést⟩ pater,
Íllic autem Sóterinis ést pater ⏑ – ⏑ –[3])

Fragmente der Vidularia, deren Stelle nicht bestimmbar ist.

XII. Fragment.

⟨DINIA?⟩
Malím moriri meós quam mendicárier:
Boní miserantur íllum, hunc inridént mali[4]).

XIII. Fragment.

⟨GORGO⟩
Ibi út piscabar, fúscina ici uídulum[5]).

XIV. Fragment.

Quid múlta uerba? plúrumum luctáuimus[6]).

XV. Fragment.

Nescío qui seruos é myrteta prósilit[7]).

IX. [1]) Priscian inst. gramm. V 37 ‖ Vgl. Amph. 421 *signi dic quid est?*, Amph. 787 *uide sis signi quid siet.*

X. [2]) Nonius p. 258 ‖ Zu dem Gebrauch von *recte* vgl. z. B. Langen 'Beiträge' p. 8.

XI. [3]) Priscian inst. gramm. VII 36; vgl. Ritschl 'Acta' II 1, p. 79 Anm. ‖ *quod haec nostra est patria et* die Hss. des Priscian ‖ Zu der Verbindung *patria .... pater* vgl. Men. 1083. 1090; Capt. 43. 384. 688. 699; Merc. 660; Pers. 594. 620.

XII. [4]) Nonius p. 138 ‖ Zu *malim moriri .... quam* vgl. z. B. Truc. 742; Asin. 810 fg.; Aul. 661 ‖ Zu der Form *moriri* vgl. Langen 'Beiträge' p. 82 ‖ Zu *mendicarier* vgl. Langen a. a. O. p. 60 ‖ Zu dem Gedanken in Vers 2 vgl. z. B. Curc. 241.

XIII. [5]) Nonius p. 123.

XIV. [6]) Nonius p. 468 ‖ Dieselbe Formel *Quid multa uerba?* steht Poen. II 37 und III 3, 89; *Quid multa?* allein schreibt man Truc. 20; Truc. 405 steht *Quid multa uerba faciam?* ‖ Zu *luctauimus* vgl. Brix zu Mil. 172 und Langen 'Beiträge' p. 63.

XV. [7]) Priscian inst. gramm. IV 12 ‖ *prosilit* Bothe, *prosiluit* Priscian und Porphyr. zu Horaz Od. I 38, 7 (ed. Meyer, stark verderbt) ‖ Über die Betonung *nescio qui* vgl. Luchs im Hermes VI p. 264—273 ‖ Die jüngere und kürzere Form der Präposition, *e*, ist bei Plautus viel seltener überliefert als *ex*. Meine Sammlungen zu Plautus und Terenz sind nicht vollständig; sie genügen aber, um zu zeigen, dass weder die Natur des folgenden Konsonanten noch die Stellung der Präposition unter oder nicht unter dem metrischen Ictus von entscheidendem Einfluss war. Nur das Eine lässt sich behaupten, dass *e* etwas seltener unter dem metrischen Ictus überliefert ist, als ohne diesen.

Digitized by Google

A. Bei **Plautus**: I. e:

1) unter dem metrischen Ictus: *é colina* Most. 1 BCD und Nonius (vgl. auch Most. 6); *é conspectu* Capt. 434 BDJ (wohl falsch überliefert; vgl. die Wortfolge), 749 BJ; *é fano* Curc. 216 BEJ, Poen. I 2, 110 ABCD; *é mari* Rud. 272 BCD, 300 BCD, 562 ABCD; *é me* Most. 745 BCD und Poen. IV 2, 65 AB (wohl in *ex me* zu ändern); *é meo* (??) Aul. 639 BDJ; *é patria* Capt. 537 BJO [d. h. Ottobonianus 687] (danach hat man ⟨*é*⟩ *patria* auch Poen. V 4, 16 geschrieben); *é perielo* Bacch. 965 CD; *é praetore* Pers. 487 A; *é quantillis* Poen. V 3, 48 BCD [A scheint *(et e) quantillis* gehabt zu haben]; *é Rhodo* Merc. 390 CD (B und Ritschl lassen [vgl. Asin. 499] die Präposition aus, vgl. aber Merc. 267); *é robigine* Rud. 1300 BCD; *é scapha* Rud. 173 BCD; *é senatu* Aul. 549 BDJ; *é summo* Capt. 306 BDJ; *é uirtute* Poen. V 5, 49 ABCD.

2) ohne den metrischen Ictus: *e bálineis* Pers. 90 B, aber *a* CD; *e bállistario* Poen. I 1, 74 BCD; *e caélo* Trin. 940 BCD, 941 BCD; *e cápite* Most. 1110 BCD; *e cónspectu* Amph. 616 BDEJ, Pers. 727 ABCD, Truc. 541 B; *e cúnis* Amph. 1115 BDEJ; *e fáno* Poen. IV 1, 6 BCD, Rud. 334 BCD, 663 BCD, 706 ABCD; *e férro* Rud. 1300 BCD (*effero* bezw. *efero* ist überliefert); *e liberis* Mil. 718 A; *e litore* Rud. 1019 ABCD; *e ludo* Rud. 43 BCD; *e mánibus* Trin. 902 BCD; *e múltis* Poen. V 4, 33 ABCD; *e náui* Amph. 329 BDEJ, Poen. III 3, 38 ABCD; *e nócte* (verderbt) Amph. 550 BDEJ; *e núce* Curc. 66 BEJ; *e Pérsia* Pers. 461 BCD; *e pórtu* Amph. 412 BDEJ, 701 BDE, Bacch. 288 BCD; *e prómpt⟨u⟩aria* Amph. 166 BDEJ; *e próxumo* Asin. 53 BDEJ, Aul. 290 BDJ, Mil. 1136 A (BCD lassen die Präposition aus); *e sómno* Mil. 689 A; *e Sósia* Amph. 306 BDEJ; *e te*⁀′ Most. 365 BCD (*ex* statt *e* ist einzusetzen); *e uíne[u]lis* Capt. 413 BDJO; *e uúltu* Amph. 960 BD (*et u.* EJ); *e uóltu* Aul. 717 (Camerarius, *et uoltu* BDEJ); *e cónspectu* hat Dousa gebessert Pers. 467, wo die Codices *in* bieten.

II. **ex**:

ex Bállione Pseud. 193 BCD (A *exbaliato*); *éx bonis* Capt. 235 BDJ; *ex cápite* Cas. II 6, 39 BJ; *éx Carysto* Pseud. 737 ABCD; *éx catenis* Men. 84 BCD; *éx cera* Pseud. 33 ABCD; *ex Chrýsalo* Bacch. 362 BCD; *ex cóncha* Rud. 704 BCD; *ex cónfidente* Merc. 856 BCD; *ex cónspectu* Men. 676 BCD, Pseud. 1106 BCD; *ex cópia* Cas. II 8, 63 BJ; *ex córpore* Capt. 841 BJ, 1001 BJ; *éx cruciatu* Epid. 611 BEJ; *éx crumina* Asin. 690 BDEJ, Pers. 264 ABCD; *éx cursura* Asin. 327 BDEJ; *éx Demetrio* Bacch. 912 BCD; *ex disciplina* Pseud. 1274 BCD; *ex dúlci* Curc. 11 BEJ; *ex fáctis* Most. 199 BCD; *éx fera* Asin. 145 BDEJ und Nonius; *èx filio* Bacch. 1114 BCD; *ex flágitio* Bacch. 1011 BCD; *ex fúndis* Pseud. 228 ABCD; *ex gaúdio* Rud. 1284 BCD; *éx germana* Rud. 737 BCD; *ex gnátae pedisequa* Aul. 807 BDEJ; *éx grátulando* Capt. 504 BJO; *ex laéto* Pseud. 324 ABCD; *éx Leonida* Asin. 368 BDEJ; *ex lócis* Trin. 823 BCD; *ex lónga* Cas. V 4, 27 ABJ; *éx lustris* Asin. 934 BDEJ; *éx lutulento* Bacch. 384 BCD; *ex maérore* Stich. 303 ABCD; *éx magisterio* Bacch. 152 BCD; *éx mala* Capt. V 2, 6 BJ; *éx malis* Bacch. 598 BCD^2, Rud. 348 BCD; *ex mán⟨ib⟩u⟨s⟩* Aul. 471 BDJ; *éx* (mit einem vielleicht zufälligen Punkt über dem *x*) *matrónarúm modó* Mil. 791 A; *éx me* Amph. 624 BDEJ, 816 BDEJ, Capt. 779 BJ, Men. 558 BCD, 677 BCD, Pers. 218 BCD, Pseud. 492 BCD, Truc. 664 BCD; *éx me*⁀ Aul. 77 BDEJ, Capt. 619 BJ, Epid. 696 BEJ, Mil. 661 BCD; *ex mé* Bacch. 841 BCD, Cist. III 20 BJ, Mil. 637 BCD; *ex me*⁀′ Bacch. 911 BCD, Mil. 1265 BCD; *éx mea* Men. 273 BCD, 1019 BCD, *éx* ⟨*mea*⟩ Pseud. 762 BCD; *éx medio* Truc. 527 BCD; *ex mélle* Merc. 139 BCD; *éx metu* Cas. II 6, 9 BJ; *ex Mnésilocho* Bacch. 782 BCD; *éx miseriis* (*ex* AB^3, *et* falsch B^{1}J) Capt. 924; *éx multis* Pseud. 392 ABCD; *ex múltis* Poen. I 2, 147 ABCD, Pseud. 390 ABCD, Stich. 343A BCD; *ex nátali* Pseud. 1237 BCD; *ex Naúcrate* Amph. 860 BDEJ; *éx naui* Amph. 629 BDEJ; *ex náui* Men. 1076 BCD; *éx parata* Capt. 538 BJO; *èx paráta* Cas. IV 4, 6 ABJ; *éx patre* Bacch. 665 BCD; *ex pátria* Poen. V 4, 77 ABCD; *ex pátribus* Cist. I 1, 42 BJ; *ex paúpertate* Aul. 206 BDJ; *èx pauxíllo* Most. 865 BCD; *ex péctore* Pseud. 144 ABCD, 1036 BCD, Truc. 76 BCD, 606 BCD; *éx pecunia* Truc. 346 BCD; *ex pénitis* Asin. 40 BDEJ; *ex pérdita* Epid. 644 BEJ; *éx periculo* Rud. 349 BCD; *ex péssuma* Stich. 138 ABCD; *ex Phílomela* Rud. 604 BCD; *éx Phrygia* Truc. 636 BCD; *ex píctura* (unsicher) Stich. 271 BCD (A *ut pictura*); *éx pietate* Rud. 1176 BCD; *ex plúrumis* Most. 680 BCD; *ex pópulo* Rud. 927 BCD; *ex pórta* Pers. 436 ABCD; *ex pórtu* Amph. 404 BDE (*eportu* J); *éx praeda* Epid. 608 (*ex* JE^3, *est* BE^4), 621 BEJ (*de* schlechter A); *éx praesidio* Rud. 1051 BCD; *éx priore* Cist. II 3, 61 BJ; *éx procliuo* Mil. 1018 BCD; *ex Prógne* Rud. 604 BCD; *éx próxumo* Cas. III 6, 47 ABJ; *ex próxumo* Aul. 171 BDEJ, 400 BDJ, 403 BDJ, Cas. gr. 2 ABJ, Men. 790 BCD, *hinc ex próximo* Mil. 472 A (*hic in proximo* B, *hic in proxumo* CD); *ex próxumo* Stich. 431 ABCD; *éx puella* Pers. 592 ABCD; *éx re* Amph. 669 BDEJ, Asin. 539 BDEJ (*e re* Gellius), Capt. V 2, 6 BJ, Men. 661 BCD; vgl. Brix zu

Digitized by Google

Capt. 293; *éx Rhodo* Merc. 267 ABCD; *éx Sama* Bacch. 472 BCD, 574 BCD; *éx se* Cas. prol. 46 ABJ, Most. 418 BCD (leicht verderbt), Poen. I 2, 30 BCD, Rud. 410 BCD; *ex se⌒* Aul. 21 BDEJ; *éx Seleucia* Trin. 771 A (in BCD leicht verderbt), 845 ABCD; *ex sémine* Stich. 169 ABCD; *éx senatu* Cist. V 3 BJ; *éx sene* Pseud. 871 ABCD; *éx sententia* Aul. 589 BDJ, Capt. 347 BDJ, 447 BDJ, Cist. I 2, 7 BJ, Men. 1161 ABCD, Merc. 94 BCD, 370 BCD, Pers. 10 ABCD, 18 ABCD, Rud. 1365 BCD, Truc. 961 BCD, vgl. Mil. 947; *ex sérmone* Mil. 1091 BCD; *ex séruitute* Capt. 454 BDJ, 685 BJ, 758 BJ; *éx Sicyone* Pseud. 1174 ABCD, *éx Siluani luco* Aul. 766 BEJ (*et* hat D); *éx sitella* Cas. II 6, 44 BJ; *éx somno* Merc. 160 BCD; *ex spíritu* Amph. 233 BDEJ; *éx sponsa* Truc. 865 BCD; *éx suis* Rud. 908 BCD; *ex suis* unsichere Lesart Capt. 997 (BJ *audax* statt *haud ex*); *ex summis* Merc. 111 BCD; *ex summó* Amph. 111 BDE; *éx* ⟨*S*⟩*uri*⟨*a*⟩ Truc. 530 BCD; *ex Sýncerasto* Poen. IV 2, 64 ABCD; *éx tabellis* Pers. 518 ABCD, Pseud. 49 ABCD; *éx te(d)* Amph. 745 BDEJ, 764 BDEJ, Asin. 45 BDEJ, Aul. 563 BDJ und Nonius, 781 BDEJ, 796 BDEJ, 822 BDEJ, Bacch. 189 BCD, Capt. 263 BDJ, Cas. I 37 ABJ, Cist. fragm. in A pag. 322, 7, Epid. 674 BEJ, Mil. 1072? (*exste* D, *ixste* BC), Pers. 218 BCD, 219 BCD, 619 ABCD, Poen. I 1, 28 BCD, IV 2, 67 BCD, Rud. 121 BCD, 1180 BCD, 1312 BCD, Stich. 324 ABCD; *èx té* Cas. III 5, 18 ABJ; *ex té* Bacch. 1161 BCD, Cas. III 5, 26 ABJ, Epid. 561 ABJ, Pseud. 8 ABCD, Stich. 38 ABCD, Trin. 618 ABCD; *ex te⌒* Amph. 812 BDEJ, Aul. 734 BEJ, Curc. 689 BEJ, Epid. 44 BEJ, 246 ABEJ, Men. 1070 BCD, Merc. 378 BCD, Mil. 289 BCD, 1055 BCD, Most. 763 B, Pseud. 43 A (*abs* BCD), 347 ABCD, Rud. 739 ABCD, Stich. 111 ABCD, Trin. 1080 BCD; *éx temporibus* Men. 829 BCD; *éx tragoedia* Amph. prol. 54 BDE; *éx transuerso* Pseud. 966 BCD (verderbt?); *éx tristi* Cas. II 3, 7 BJ; *ex Tróia* Bacch. 1058 BCD; *éx tua* Amph. 764 BDEJ, Pseud. 336 ABCD, 338 ABCD; *éx tua* Pers. 563 BCD; *ex tuó* Bacch. 666 BCD; vgl. auch *qua éx tibi* Epid. 170 ABEJ; *éx Tusco* Cist. II 3, 20 BJ; *ex uinclis* Capt. 356 BDJ, 766 J; *éx uiro* Amph. 111 BDE, 814 BDEJ, Truc. 134 ABCD; *éx uirtute* Mil. 1211 BCD; *ex uirtute* Mil. 738 ABCD.

III. **ex** und **e** schwankend überliefert:

éx Capitalio Trin. 84 A, *e* BCD; *e cérebro* Truc. 288 A, *ex* BCD; *e fórma* Merc. 517 A, *ex* BCD; *ex Gélasimo* Stich. 631 A, *e* BCD; *éx malis* Stich. 120 A, *e* BCD; *é mari* Stich. 365 A, *ex* BCD; *éx mea* Truc. 964 BCD, *e* Nonius (vgl. Kampmann über *ex* p. 20); *éx meo* Poen. V 4, 30 A, *e* B; *é meo* Epid. 664 A, *ex* BEJ; *e mido* Rud. 772 A falsch, *ex nido* BCD; *e nominibus* Truc. I 2, 84 A falsch, *ex ómnibus* BCD; *ex Pérsia* Pers. 498 A, *e* BCD; *éx Philippa* (?) Epid. 636 A, *e* BEJ; *éx senatu* Most. 1050 A, *e* BCD; *ex stérculino* Cas. I 26 AB, *e* J; *é tuis* Epid. 625 A schlecht, *ex* BEJ; *uimine é ueri* Stich. 242 A, *ex* BCD.

Die von Bugge (Philolog. XXX. — p. 639) und danach von Ribbeck im Mil. 308 aus den an dieser Stelle stark verderbten Palatinen entnommene, ganz allein stehende Form *ec* (vor *suo*) geht kaum bis auf den Urheber der Palatinischen Recension zurück.

B. Bei **Terenz** ist die Überlieferung sowohl an den wenigen Stellen, wo *e* überliefert ist, als an den zahlreichen Stellen, wo *ex* überliefert ist, merkwürdig konstant:

I. **e** ist überliefert:

1) unter dem metrischen Ictus: *é Corintho* Heaut. I 1, 44; *é dolore* Andr. I 5, 33; *é medio* Hec. IV 3, 14, Phorm. V 9, 30 (A hat hier *de*); *é praedonibus* Eun. I 2, 34; *é re* Adelph. III 1, 8.

2) ohne den metrischen Ictus: *e bálineis* Phorm. II 2, 26; *e cónspectu* Eun. II 3, 1, Hec. I 2, 107 (A hat hier *et*); *e Dáuo* Andr. II 1, 2; *e faúcibus* Heaut. IV 2, 6 (P hat *ex*); *e flámma* Eun. III 2, 38; *e lécto* Adelph. IV 1, 4; *e médio* Phorm. V 8, 74; *e náui* Heaut. I 2, 8; *e Pámphilo* Andr. I 3, 11, III 2, 17 (hier hat D *ex*), III 2, 32; *e Símo* Eun. I 2, 35; *e tránquillo* Phorm. IV 4, 8 (A weicht völlig ab).

II. **ex** ist überliefert:

1) unter dem metrischen Ictus: *éx Ione* Heaut. V 4, 13; *éx me* Adelph. I 1, 16, Hec. IV 4, 33 (oder *ex me⌒*); *éx nimio* Heaut. I 1, 67; *éx peregrina* Andr. III 1, 11; *éx Perinthia* Andr. prol. 13; *éx qua* Phorm. V 8, 49; *éx quibus* Adelph. V 3, 36; *éx quo* Hec. IV 1, 18 (A hat *et*), V 3, 42; *éx sententia* Heaut. IV 3, 5, IV 5, 17, Adelph. III 3, 17, III 3, 66, Hec. V 4, 32, Phorm. II 1, 26; *éx solo* Andr. II 4, 3; *éx te* Andr. III 3, 2, Eun. IV 4, 44, V 6, 44 (hier haben BCFP *a*), Heaut. IV 6, 12, Hec. III 3, 32. 39, IV 2, 3, V 3, 16; *éx tuis* Adelph. II 1, 22; *éx tuo* Heaut. V 1, 7.

2) ohne den metrischen Ictus: *ex cápite* Heaut. V 4, 12; *ex Cária* Heaut. III 3, 47 (D^1G haben e); *ex córde* Hec. III 3, 12; *ex crímine* Phorm. II 2, 8 (*e* haben BCP, *a* hat E); *ex fratre⌒* Adelph. I 1, 16; *ex frátre* Adelph. V 4, 8; *ex graéca* Eun. prol. 33; *ex graécis* Eun. prol. 8; *ex iúre* Eun. V 4, 17;

XVI. Fragment.

⟨NICODEMVS?⟩

Éiusdem Bacchaé fecerunt nóstram nauem Péntheum[1]).

XVII. Fragment.

Ínopiam, luctúm, maerorem, paúpertatem, algúm, famem[2])

XVIII. Fragment.

Paúpera haec res ést[3])

XIX. Fragment.

‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ nam audiui féminam
Égo leonem sémel parire. ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ ⏑ ‒ [4])

XX. Fragment.

Vbi quámque pedem uíderat, subfúrabatur ómnis[5]).

XXI. Fragment.

Nunc séruos argentum á patre expalpábitur[6]).

---

ex me⁀ Andr. V 2, 13, Heaut. V 4, 7, Adelph. V 4, 8, Hec. II 3, 6, V 1, 39; *ex meó* Eun. V 5, 1; *ex naúta* Phorm. IV 1, 10; *ex núptiis* Phorm. III 3, 10; *ex Píraeo* Eun. II 2, 59; *ex plúrumis* Hec. IV 1, 55; *ex quá* Phorm. II 1, 41; *ex quínta* Hec. V 4, 36; *ex quó* Hec. IV 1, 12. 13; *ex re⁀* Heaut. I 1, 57, Phorm. V 8, 76; *ex sése* Andr. V 4, 51; *ex suá* Heaut. II 1, 4; *ex stúltis* Eun. II 2, 23; *ex tánta* Adelph. III 1, 10; *ex té* Heaut. V 3, [18]; *ex te⁀* Heaut. V 4, 8, Adelph. V 3, 11, Hec. IV 4, 30, V 4, 33; *ex tránquillissuma* Andr. III 5, 14; *ex uéra* Adelph. V 9, 30.

III. Die Überlieferung schwankt zwischen ex und e:

ex me út Heaut. III 1, 2, nur A hat *e*; *ex pátria* Adelph. II 4, 11, nur A hat *e*; *éx me* Phorm. V 1, 38, nur A hat *e*.

XVI. [1]) Priscian inst. gramm. VII 16 ‖ Vgl. namentlich Merc. 469.

XVII. [2]) Priscian inst. gramm. VI 46 ‖ Vgl. z. B. Aul. 722; Men. 974 fg.; Merc. 848; Rud. 215; Most. 193; Merc. 162; etc.

XVIII. [3]) Priscian inst. gramm. V 16 und Probus Cathol. pag. 16, 13 (ed. Keil); vgl. auch Servius zu Vergil. Aen. XII 519.

XIX. [4]) Iunius Philargyrius zu Vergil. Eclog. 2, 63 ‖ Dem von Langen 'Beiträge' p. 85 an der Form *parire* genommenen Anstoss vermag ich mich nicht anzuschliessen.

XX. [5]) Nonius p. 220.

XXI. [6]) Diese Wortstellung überliefert Nonius p. 104; dagegen Nonius p. 476: *séruus a patre árgentum expalpábitur*; dieselbe Stellung hinter der Caesura Penthemimeres, wie im obigen Texte, nehmen die Worte *a patre* ein auch Trin. 785 und 771, vgl. auch Men. 1113 ‖ Zu der Form *expalpabitur* vgl. Langen 'Beiträge' p. 67 ‖

Über den Gebrauch der Formen *abs* (oder *aps*) *ab a* bei Plautus hat, nach Kampmann, in allem Wesentlichen richtig gehandelt Langen a. a. O p. 331—333, über den Gebrauch bei Terenz vgl. Edmund Hauler 'Terentiana. Quaestiones cum specimine lexici' (Wien 1882) p. 39—42. Vor den mit einem Vokal oder mit *h* beginnenden Wörtern haben beide Dichter nur die Form *ab*. Bei der Zusammenstellung der handschriftlichen Lesarten habe ich, ohne Vollständigkeit zu erstreben, folgende Schreibungen dieser Präposition bei Plautus ausdrücklich verzeichnet:

Digitized by Google

I. *abs* oder *aps* findet sich in A:

1) *abs te*: Merc. 781; Pers. 169 (*abs te* oder *ab te*, nicht sicher erkennbar); Pseud. 474 (aus dem Raum erschlossen). 706; Stich. 508. 514; Trin. 421. 488; Truc. 374; vgl. auch Vidul. III 22.

2) *aps te*: Cist. fragm. in A pag. 311, 3; Mil. 200. 569. 1167; Most. 653. 924. 928; Pseud. 916. 1069; Rud. 528.

3) *abs te* oder *aps te*, nicht erkennbar: Mil. 1126. 1167; Pseud. 320.

4) Die schlechtere, jüngere Schreibart *a te* hat A dreimal: Mil. 357. 478 (B^{2}CD lassen *abs te* ganz aus, B^1 hat dafür *te*); Trin. 325.

5) *abs tuo*: Trin. 278; unerkennbar, ob *aps tuo* oder *abs tuo*: Pseud. 1316.

II. Dass Plautus vor den Ablativen *te tuo tua tuis* weder *a* noch *ab*, sondern nur *abs* (oder *aps*) geschrieben hat, beweisen auch die übrigen Handschriften:

1) *abs te* (oder *abste*, auf die Trennung oder Zusammenschreibung der Wörter achte ich [gerade wie oben zu fr. XV bei der Behandlung der Präposition *ex*] hier wie auch im folgenden ebenso wenig wie auf Verschreibungen in den auf die Präposition folgenden Wörtern) haben BCD: Bacch. 740. 1025. 1143. 1170; Men. 151. 777. 810; Merc. 113. 611. 781; Mil. 357. 569. 912. 974. 982. 1074. 1126. 1167. 1331. 1343; Most. 653. 924. 928; Pseud. 43 (A hat *ex te*). 320. 486. 509; Rud. 702. 1101; Stich. 255 (A hat *a uobis*). 508. 514. 548 (A lässt *abs te* aus); Truc. 418. 617.

Ebenso haben BDEJ *abs te*: Amph. 531. 743. 790; Asin. 227. 254. 714. 836; ebenso BDJ: Aul. 221. 341. 456; ebenso BEJ: Curc. 428. 619; Epid. 380. 437; ebenso BJ: Capt. 679. 710. 938.

Truc. 160 haben CD *abs te*, B *absce*; Men. 634 B *abs te*, CD^1 *adste*; Asin. 772 B *abs ted*, DE *abstet*, J *adstet*; Mil. 963 haben BCD^1 *abste* statt *ad te*.

2) *aps te* haben BCD Men. 266; ebenso BJ Capt. 790; *apte* (mit leichtem Fehler) BCD Trin. 488.

3) *aps te* hat B, dagegen CD *abs te*: Pers. 50. 169; Pseud. 474. 1069; Rud. 1393; Trin. 325. 421. 695. 969. 1143. 1144. 1167.

aps te haben BC, dagegen D *abs te*: Pseud. 916; *aps te* hat B, dagegen EJ *abs te*: Curc. 174; *aps te* B, dagegen J *abs te*: Cas. II 6, 12; C hat *aps te*, dagegen BD *abs te*: Men. 545. 546; Mil. 200; CD haben *abs te*, dagegen B schlechter *a te*: Rud. 528; *ad te* statt *abs te* ist in BCD verschrieben: Most. 432.

4) Die schlechtere Schreibung *a te* findet sich nur:

in BCD: Mil. 979 (vgl. auch Mil. 620); Pers. 423 (in A fehlt die Präposition *abs* ganz); Truc. 374. 620.

in BDEJ: Asin. 387; in BEJ: Curc. 581; Epid. 255 (wo F *abs te* schreibt); in BJ: Cas. III 5, 48 (wo aber mit A *ex te* zu schreiben ist); auch Epid. 288 ist ⟨*abs*⟩ vor *te* zu ergänzen.

5) *abs tuis* haben BDJ Aul. 221; *aps tuo* B Pseud. 1316 und Trin. 278, CD an beiden Stellen *abs tuo*; Mil. 800 ergänzte Camerarius falsch *a* statt *abs* vor *tua*, ebenso Epid. 681 Ed. Becker *a* statt *abs* vor *tuis*.

6) Cas. II 2, 36 haben BJ *ab tuo*; Mil. 1049 ist die Lesart *ab tui* in CD verderbt.

7) Men. 723 haben BCD *ad tuo* falsch statt *abs tuo*; ähnlich Mil. 932 CD *Attua*, B *A tua* statt *Abs tua*.

III. Vor den übrigen mit *t* beginnenden Wörtern dagegen findet sich:

1) *aps terra* B Trin. 947, *abs terra* CD (vgl. auch Ritschl zu Bacch. 280).

2) *ab trapezita* Curc. 618 BEJ; *ab Theotimo* Bacch. 326 und 776 BCD; *ab Therapontigono* Curc. 408 BJ (*abe* E); *ab transenna* Bacch. 792 BCD und Nonius.

3) *a Telebois* Amph. 418 BDEJ; *a terra* Pers. 604 ABCD; *a Tranione* Most. 1012 BCD; *a trapezita* Capt. 449 BDJ.

IV. Vor *d*:

1) *ab danista* Epid. 53 und 252 BEJ, Most. 917 BCD; *ab damnoso* Epid. 319 BEJ; *ab datis* Truc. 241 A (*a datis* B, *datis* CD); *ab Delphio* Most. 347 BCD; *ab dextera* Amph. 244 und Asin. 260 BDEJ; *ab dis* Amph. 12 B^{1}DE (*a diis* B^2), Pers. 773 BCD, Stich. 296 (*ab deis* A, *a dis* BCD); *ab domo* Epid. 681 BEJ, Aul. 105 BDEJ (wo die Verschleifung *quia ab* hinter der Hauptcäsur zwar sehr wohl möglich ist, die Streichung der Präposition *ab* aber dadurch wahrscheinlich wird, dass sonst bei *abire* stets *domo*, nicht *ab domo*, steht: vgl. Amph. 502; Cas. II 6, 48; Epid. 46; Merc. 8; Stich. 29; Trin. 1010).

2) *a dextera* Mil. 607 ACD; *a dis* Capt. 777 BJ, Rud. 26 BCD; *a domo* unmetrisch BCD Stich. 523, A lässt die Präposition gut aus; *a dorso* Cas. II 8, 23 BJ.

Digitized by Google

V. Vor *r* nur *ab*: *ab radicibus* Aul. 250 BDJ; *ab re* Asin. 224 BDEJ, Capt. 338 BDJ, Poen. I 2, 193 ABCD, III 3, 4 BCD, Trin. 238 ABCD.

VI. Vor *l*:

1) *ab lobellis* Mil. 1335 BCD; *ab laeua* Asin. 260 BDEJ, Aul. 624 BDEJ und Nonius, Cist. III 10 BJ, Men. 838 BCD, Mil. 607 A (*a leua* BCD); *ab legione* Epid. 58 BEJ, 91 BEJ; *ab lenone* Asin. 70 BDEJ, Curc. 494 BEJ, 614 BEJ, Epid. 47 BEJ, Pers. 326 ABCD, Poen. V 2, 132 (*allenone* B, *alenone* CD), Pseud. 754 BCD; *ab leonino* Men. 159 BCD; *ab libertina* Mil. 963 BCD; *ab lippitudine* Rud. 632 BCD.

2) *a labris* Bacch. 480 ABCD; *a legibus* Trin. 1033 BCD; *a legione* Amph. 523 BDEJ, Epid. 206 BEJ; *a lenone* Curc. 348 BEJ, Pers. 163 BCD, Pseud. 203 ABCD, 690 (*qui a lenone* Dousa, *quia lenonis* ABCD); *a luculenta* Mil. 958 CD; *a lupis* Truc. 657 BCD.

VII. Vor *n*:

1) *ab naui* Amph. 795 BDEJ, 854 BDEJ; *ab nemine* Mil. 1062 BCD; *ab nobis* Cas. IV 4, 10 A (*a nobis* BJ), V 1, 8 BJ (*a nobis* die Vulgata), Cist. IV 1, 6 B (*a nobis* J); *ab nostro* Rud. 670 BCD.

2) *a naui* Amph. 849 BDEJ, 967 BDEJ, Pers. 530 AB[CD]; *a nobis* Capt. 206 BDJ, Merc. 699 BCD, 894 B^{2}CD (*am nobis* B^1), Mil. 339 BCD, 524 BCD; Pseud. 617 ABCD, Trin. 513 ABCD, Truc. 160 BCD; *a nostra* Mil. 166 A.

VIII. Vor *s* fast konstant *ab*:

1) *ab saeclo* Mil. 1079 BCD; *ab saxo* Rud. 76 BCD, 165 BCD; *ab se* Asin. 774 BDEJ, Bacch. 17 (die Codices des Nonius haben *sese*), Capt. 470 BDJO (*sese* B^{1}DJO), Epid. 193 BEJ, Men. 671 B^{2}CD, 815 BCD, Merc. 49 BCD, 357 BCD, Mil. 869 BCD^2 (*apse* D^1), 940 (?) BCD, 1146 ABCD, 1232 (*hasce* CD, *hec* B), 1277 (*obse* B, *asse* CD), Trin. 79 ACD (*apse* B), 557 A (*apsese* B, *absese* CD); *ab sese* Merc. 243 BCD, Stich. 254 BCD (A schlecht *a sese*); *ab signo* Rud. 673 BCD; *ab simia* Merc. 249 ABCD; *ab sodali* Bacch. 187 BCD; *ab stirpe* Trin. 217 ACD (*apstirpe* B); *ab suis* Men. 972 BCD; *ab suo* Bacch. 931 ABCD, Rud. 1039 BCD, Trin. 262 A (*a suo* BCD); *ab summis* Capt. 279 BDJ; *ab summo* Asin. 891 BDEJ.

2) *a Stratippocle* Epid. 251 ABJE; *a summo* Pers. 771 BCD (Kampmaon gut: *ab*), Mil. 1151 A (aber BCD gut *ab summo*); *a se ut obeat* Mil. 1148 A (BCD lassen *a* aus).

IX. Vor *j* nur *ab*: *ab ianua* Asin. 424 BDEJ, Men. 127 BCD, Most. 8 BCD, 512 BCD; *ab iustis* Amph. 34 BDE, 35 BDE; *ab iuuentute* Poen. V 4, 10 ABCD.

X. Vor *v* nur *a*: *a uicino* Mil. 154 ABCD; *a uilico* Cas. II 3, 51 BJ; *a uiro* Amph. 883 BDEJ, Merc. 667 BCD, Mil. 1321 BCD, Stich. 148 BCD (*ab uiro* A); *a uita* Asin. 607 BDEJ, Bacch. 342 BCD; *a uobis* Amph. 25 BDE, 48 BDE, 64 BDE, Bacch. 295 BCD, Capt. 804 BJ, Mil. 1084 BCD, Poen. III 6, 10 BCD, Rud. 434 BCD; *a uestris* Rud. 89 BCD.

XI. Vor *b p m f c g q* nur *a* [mit Ausnahme von *abs chorago* Pers. 159 BCD und *abs qua* Men. 345 AB^{2}D (*aps qua* B^{1}C) sowie von *quo ab caueas* Asin. 119 BEJ (*ob* statt *ab* D)]:

a balineis Pers. 90 CD (*e* B); *a beneuolente* Trin. 638 A; *a bonis* Mil. 1288 ABCD; *a paedagogo* Bacch. 423 BCD; *a patre* Men. 31 BCD, 1113 BCD, Merc. 64 BCD, 68 BCD, Most. 1127 BCD, Poen. prol. 65 BD (*a*^{p}*patre* C^1), Pseud. 730 ABCD, Stich. 71 BCD, Trin. 741 ABCD, 771 ABCD, 775 BCD, 778 BCD, 785 BCD; *a patria* Men. 1115 BCD, Bacch. 6 (bei Charisius); *a patrona* Rud. 258 BCD; *a pausillo* Stich. 175 ABCD; *a peccatis* Trin. 680 BCD; *a pecu* Bacch. 1123 BCD, 1139 BCD; *a pecunia* Aul. 186 BDEJ; *a pedibus* Most. 857 AB; *a periuris* Rud. 25 BCD; *a Philocomasio* Mil. 1201 BCD; *a Philolachete* Most. 1011 ABCD; *a pistore* Asin. 200 BDEJ; *a plurumis* Truc. 760 BCD; *a porta* Pseud. 597 BCD, 960 ABCD; *a portu* Amph. 149 BDEJ, 164 BDE, 195 BDE, 602 BDEJ, Bacch. 304 BCD, Capt. 869 BJ, Merc. 109 BCD, 161 BCD, 223 BCD, 596 ACD (*adportu* B), Most. 363 BCD, Stich. 295 A, 338 ABCD, 456 ABCD; *a praetore* Capt. 450 BDJ; *a praetura* Epid. 27 ABE^{2}J (*ad* E^1); *a primo* Most. 824 BCD; *a principio* Aul. 538 BDJ, Bacch. 1001 BCD, Capt. 624 BJ, Cas. prol. 4 BJ, Men. 1 BCD, Pseud. 970 ABCD, Truc. 375 ABCD; *a Pseudolo* Pseud. 898 BCD (*abspeudolo* A); *a puero* Capt. 544 BJ, 645 BJ, 991 BJ, Merc. 90 D^2; *a pumice* Pers. 41 BCD; *a Macedonio* Pseud. 1162 BCD; *a Megalibus* Poen. prol. 86 BCD; *a mala* Men. 133 BCD; *a malo* Capt. 271 BDJ; *a mane* (oder *a mani*) Amph. 253 BDEJ, Mil. 503 BCD, Most. 534 BCD, 767 ABCD, [Poen. III 3, 37 BCD falsch, A lässt gut *a* aus]; *a matre* Mil. 1299 ABCD, 1313 BCD; *a me* Amph. 327 BDEJ, 340 BDEJ, 580 BDEJ, 606 BDEJ, 639 BDEJ, 857 BDEJ, 1032 BDEJ, Asin. 59 BDEJ, 154 BDEJ, 700 BDEJ, Aul. 20 BDEJ, 193 BDJ, 205 BDJ, 571 BD (*adme* J), 832

Digitized by Google

XXII. Fragment (unsicher überliefert).

⏓ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ iúben hunc insui in cúlleo
Átque in altum déportari, sí uis annonám bonam
Píscibus? ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – [1])

XXIII. Fragment (kaum zur Vidularia gehörig).

⏑ – ⏑ – ⏑ séd leno egreditúr foras:
Hinc éx occulto sérmonem eius súblegam[2]).

BDEJ, Bacch. 372 BCD, 528 BCD (*iam* A), 758 BCD, 1030 BCD, 1176 BCD, Capt. 415 BDJO, 517 BJ, 551 BJO, 607 BJ, 872 BJ, 896 BJ, 948 BJ, Cas. II 5, 3 BJ, II 6, 42 BJ, III 5, 17 A, III 6, 10 ABJ, Cist. I 1, 8 BJ, I 1, 13 BJ, I 2, 20 BJ, I 2, 21 BJ, Curc. 51 BEJ, 117 BEJ, 201 BEJ, 249 BEJ, 261 BEJ, 405 BEJ, 542 BEJ, 704 BEJ, Epid. 673 ABEJ, Men. 290 A, 835 BCD, 1044 BCD, 1045 BD, Merc. 384 BCD, Mil. 561 AD², 773 BCD, 957 BCD, Most. 140 BCD, 361 BCD, 436 BCD, 716 BCD, 845 A, 1170 BCD, Pers. 39 BCD (?), 492 ABCD, 766 BCD, Poen. I 2, 151 BCD, Pseud. 95 BCD, 126 BCD, 486 BCD, 504 BCD, 509 BCD, 511 BCD, 647 ABCD, 735 ABCD, 902 ABCD, 983 ABCD, 1055 ABCD, 1086 BCD, 1123 A, 1155 ABCD, 1194 B, 1224 BCD, Rud. 286 BCD, 437 BCD, 518 ABCD, 861 BCD, 968 BCD, 1100 BCD, 1190 BCD, 1263 BCD, Stich. 647 ABCD, Trin. 182 ABCD, 537 ABCD, 538 A (nicht gut), 836 A, 969 BCD, 1144 BCD, 1146 BCD, Truc. II 6, 32 ist die falsche Konjektur *abs me* richtig besprochen von Langen 'Beiträge' p. 331 fg.; *a meis* Asin. 67 BDEJ, Men. 849 Vahlen (*am* B¹, *a* C); *a meo* Curc. 68 BEJ, [Men. 1079 B(CD), wo die Präposition als Glossem zu streichen ist], Pers. 496 ABCD, Trin. 885 BCD; *a mensa* Pseud. 296 ABCD; *a milite* Mil. 160 ABCD, Pseud. 717 A, 924 BCD, Truc. 676 BCD; *a minumo* Pseud. 776 BCD; *a morbo* Epid. 129 BEJ; *a muscis* Poen. III 3, 77 ABCD, III 3, 78 (ABCD lassen *a* hinter *quia* aus); *a fabris* Most. 131 BCD; *a fonte* Stich. 708 ABCD; *a foribus* Amph. 269 BDEJ, 464 BDEJ, 467 BDEJ, Men. 158 BCD, Most. 429 BCD, 854 BCD; *a foro* Aul. 273 BDJ, 356 BDJ, 473 BDJ, Cas. III 4, 1 ABJ, Mil. 578 ABCD, 858 ABCD, 933 BCD, Most. 998 BCD, Pers. 435 BCD (A lässt *a* aus), 442 ABCD, Poen. IV 2, 107 ABCD, Pseud. 163 BCD, 1028 BCD; *a fundamento* Rud. 539 ABCD; *a Callicle* Trin. 403 ABD (*ac* C), 420 ABCD; *a caulibus* Truc. 686? BCD; *a cena* Most. 485 BCD; *a Charmide* Trin. 964 BCD; *a chorago* Trin. 856 ABCD, aber *abs chorago* Pers. 159 BCD; *a cibo* Curc 186 BEJ; *a cluentibus* Trin. 471 ABCD; *a Congrione* Aul. 401 BDJ; *a cornu* Pers. 317 ABCD; *a corpore* Rud. 220 A (BCD lassen die Präposition aus); *a crasso* Rud. 833 BCD; *a culpa* Poen. V 4, 13 ABCD; *a cunuo* Pseud. 1143 ABCD; *a genibus* Rud. 280 BCD; *a quadam* Cist. IV 2, 70 (*an* B; *ad quandam* J); *a quaestoribus* Capt. 453 BDJO; *a quiquam* Pers. 477 BCD, *a quo* Epid. 143 BEJ; *a quo* Rud. 555 BCD, aber A *quo ab;* dagegen *abs qua* Men. 345 AB²D (*aps qua* B¹C).

XXII. [1]) Fulgentius de abstrusis sermonibus ed. Lersch pag. XXII und XXIV ‖ *iuben*] *iuuenem* Fulg. ‖ *culleus* schreibt der Palimpsest A mit *ll*: Pseud. 212 und 214 ‖ *si uis*] *iussi* Fulg. ‖ Übrigens vgl. Pseud. 1212–1214.

XXIII. [2]) Bei Nonius p. 332 aus der 'Aulularia' des Plautus citiert, wo es nicht untergebracht werden kann; man hat teils auf die 'Vidularia' teils auf die 'Nervolaria' oder auf die 'Cornicularia' geraten. Wäre *lena* statt *leno* überliefert, so liesse sich an die 'Cistellaria' denken. ‖ Die Worte *egreditur foras* finden sich als Versschluss auch Cas. II 1, 16, Curc. 466, Mil. 987, 1215, Pers. 404, Rud 79; an derselben Stelle findet sich *progreditur foras* Bacch. 611, Men. 109, Pers. 682. Vgl. auch Poen. III 4, 32, V 1, 27, Pseud. 1032, Rud. 334, Stich. 736 u. s. w. ‖ Zu dem zweiten Vers vgl. Mil. 1090 *clam nostrum hunc sermonem sublegerunt*; Pseud. 414 *nunc huc concedam, unde* (so A, *ut* BCD) *horum sermonem legam*; Most. 1063 *gustare ego eius sermonem uolo* ‖ *sermonem eius*] *sermones atus* die meisten Codices des Nonius, *sermone aius* die erste Hand des Oxoniensis.

Digitized by Google

Nachdem der Präsident dem Redner den Dank der Versammlung ausgesprochen, hält Herr Professor Dr. E. Curtius einen Vortrag

Über die Ausgrabungen in Olympia[1]).

Hochgeehrte Versammlung.

Es war meine Absicht, der archäologischen Sektion die letzten Ergebnisse der Ausgrabungen in Olympia vorzulegen, der Vorstand der Versammlung wünschte aber, dass ich in der Plenarsitzung einen Bericht über Olympia gebe, und hat mit der grössten Bereitwilligkeit zu diesem Zwecke einen Wandplan herstellen lassen. Es ist natürlich für mich kein Grund, mich diesem Wunsche zu entziehen; es ist meine Aufgabe und meine Freude, nicht nur durch Herausgabe von Karten und Plänen und nicht nur mit dem gedruckten Worte, sondern mit meiner Person für Olympia einzutreten. Es sind jetzt gerade sieben Jahre, dass der erste Spatenstich geschah; es sind fünf Jahre, dass ich in Wiesbaden auf der Philologenversammlung über die ersten Ergebnisse unserer Ausgrabungen Bericht erstatten konnte. Seit anderthalb Jahren ist die mechanische Arbeit geschlossen. Die Altis von Olympia liegt frei vor unseren Augen da, Denkmäler aus mehr denn zehn Jahrhunderten sind zum Vorschein gekommen, aus denen allmählich sich die Geschichte eines der denkwürdigsten Plätze von Hellas wird herstellen lassen. Wie viel Licht aber für alle Zweige der Altertumswissenschaft hier aufgegangen ist, wissen Sie alle, die unseren Forschungen gefolgt sind. Für alle Gattungen von Hoch- und Tiefbau, für alle Zweige der Kunstgeschichte und Künstlergeschichte ist eine Fülle von Material gewonnen. Aus den Inschriften ist für die Geschichte der griechischen Sprache und Schrift eine Ausbeute gewonnen, wie wir sie kaum erwarten konnten, und der unvergessliche Mann, welcher die urkundliche Erforschung der griechischen Mundarten unter uns begonnen hat, Ahrens, hat dem Studium der olympischen Urkunden seine letzten Lebenskräfte gewidmet. Was in Olympia gewonnen worden, ist nach den verschiedensten Seiten hin weit über Olympia hinaus fruchtbar geworden. Die innere Einrichtung des Parthenon kennen wir erst, seitdem wir den Zeustempel freigelegt haben, und der technische Leiter unserer Ausgrabungen, Dr. Dörpfeld, hat, seitdem wir das Stadium in Olympia messen konnten, für die griechische Metrologie eine neue Ära begründet. Auch für die Geschichte des griechischen Cultus sind neue und wichtige Gesichtspunkte gewonnen.

Auf dies alles kann ich mich heute nicht einlassen, ich will nur hervorheben, was die Hauptsache ist. Früher waren es Touristen, einzelne Kunstfreunde und Gelehrte, welche in vorübergehenden Reisen die Ruinenstätten und ihre Altertümer untersuchten, deren Beobachtungen dann wieder von anderen berichtigt und ergänzt wurden. Olympia aber ist der erste Platz auf klassischem Boden gewesen, wo eine deutsche Gelehrtenkolonie eingerichtet, wo ein deutsches Haus erbaut wurde, wohin wir sechs Jahre nacheinander immer wieder zurückkehrten, wo alle Beobachtungen in voller Musse wiederholt und gemeinsam durchgeprüft werden konnten. Es war Gelegenheit gegeben, die deutsche Wissenschaft unter den klassischen Denkmälern heimisch zu machen, wie es früher nicht der Fall gewesen ist. Hier möchte ich nur Rechenschaft geben, wie wir die anderthalb Jahre

1) Der Vortrag folgt hier nach der stenographischen Aufzeichnung, da Herr Geh. Rath Dr. Curtius frei und ohne Manuscript vortrug.

Digitized by Google

benutzt haben, seit die mechanische Arbeit geschlossen ist. Zunächst ist das Material für das definitive Werk verarbeitet worden. Die fünf Bände der Ausgrabungen enthalten die Resultate der Forschungen, nach Jahrgängen geordnet. Es liegt nun die Aufgabe vor, die einzelnen Baudenkmäler wie die Topographie der Altis systematisch zu behandeln.

Eine andere Arbeit, die noch zuletzt gemacht worden ist, ist die geologische Untersuchung, welche von der preussischen Akademie der Wissenschaften angeordnet wurde. Die Untersuchung von Herrn Professor Bücking ist auch für die archäologische Seite sehr wichtig, indem die Geschichte der Zerstörung von Olympia dadurch klarer geworden ist. Früher waren wir der Meinung, dass es wesentlich der Alpheios gewesen sei, welcher die Verschüttung von Olympia herbeigeführt habe. Jetzt wissen wir, dass es der Kladeos war, der, in seinem natürlichen Abflusse gehemmt, mehrmals seinen Weg quer durch die Altis genommen und ihre Anlagen mit Kies und Sand verschüttet hat. Dazu kamen die Regengüsse, welche von den entwaldeten Abhängen des Kronios die Erde herabschwemmten. Der Alpheios hat aber an der Zerstörung von Olympia insofern mitgewirkt, als er, wenn die Gebirgsseen in Arkadien sich entleerten, mit angeschwollener Flut die unteren Ränder der Altis abriss. Herr Prof. Bücking hat seinen vorläufigen Bericht in dem Monatsberichte der Berliner Akademie veröffentlicht.

Die dritte Arbeit war, die drei Karten herzustellen, die im Weidmannschen Verlag erschienen sind. Sie enthalten die Aufnahme, welche Herr Kaupert im letzten Jahre der Ausgrabung von der Umgebung Olympias machte, eine Übersichtskarte der ganzen Pisatis, und den Dörpfeldschen Situationsplan der Altis, so dass dies kleine Heft mit seinem Texte in kurzer Fassung die Quintessenz der sechsjährigen Forschungen umfasst und eine vollständige Orientierung gewährt.

Die vierte Arbeit war die Restitution der Giebelfelder. Dazu wurden von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser die Mittel bewilligt, sodass ich einen talentvollen jungen Bildhauer, Herrn R. Grüttner, engagieren konnte, welcher sich unter meiner und unter Dr. Treus Leitung dieser Arbeit mit grossem Sachverständnis hingab. Dann war auch in Olympia selbst die Arbeit noch nicht abgeschlossen; denn es lag im allgemeinen Interesse, alles wissenschaftliche Material auch für die spätere Benutzung in der griechischen Inschriften-Sammlung noch einmal durchzumustern. Das ist die Arbeit, die von Herrn Dr. Purgold gemacht worden ist, der erst vor wenig Wochen Olympia verlassen hat, und dessen gewissenhafte Thätigkeit auf dem Boden Olympia's eine sehr fruchtbringende war. Ihm verdanken wir es, dass in letzter Zeit noch sehr wertvolle Entdeckungen gemacht worden sind. So ist es namentlich gelungen, die Inschrift des Schildes, der nach der Schlacht von Tanagra über dem Giebel des Zeustempels angebracht wurde, in mehreren Bruchstücken wieder aufzufinden. Abgesehen von dieser Nachlese auf dem Boden der Altis hat Dr. Purgold auch das Verdienst, dass er die sogenannten Doubletten, von denen in den Zeitungen so viel gesprochen worden ist, für uns in Empfang genommen hat. Es wurde bekanntlich im Vertrage mit der griechischen Regierung als ein Akt der Courtoisie in Aussicht gestellt, dass dieselbe nach Vollendung der Arbeiten einen Anteil an den Fundobjekten dem Deutschen Reiche überlassen sollte, und zwar sollte durch eine Kommission eine Auswahl getroffen werden, teils von grösseren monumentalen Sachen (darunter einige Statuen römischer Zeit, die sich in mehreren einander sehr ähnlichen Exemplaren gefunden haben, und Architekturstücke, namentlich einige der am besten erhaltenen Kapitelle, so dass

Digitized by Google

man später in Deutschland von den wichtigsten Baudenkmälern in Olympia Bruchstücke hätte, um daran studieren zu können), teils von kleineren Sachen, die in der That sich hundert- und tausendfältig wiederholen. Bronze- und Thongegenstände, besonders aber bemalte Terrakotten, die nach den Untersuchungen der Architekten in den älteren Zeiten der griechischen Architektur dazu gedient haben, Dach und Gebälk der Tempel zu bekleiden. Kunstgeschichtlich sind diese Terrakotten von hohem Wert, denn sie zeigen, dass lange Zeit die Tempeldächer aus Holz bestanden und dass man diese Art der Verkleidung dann auch auf Steindächer übertrug. Das sind die beiden Kategorien der sogenannten Doubletten.

Es ist bekannt, zu welchen erregten Debatten diese Angelegenheit im griechischen Parlament führte und wie aus der Mitte des griechischen Ministeriums die denkwürdigen Worte gesprochen wurden, dass die Werke griechischer Kunst kein ausschliessliches Besitztum der jetzigen Griechen seien, sondern dass diese Werke des Altertums auch der ganzen gebildeten Welt angehörten. Endlich haben wir auf einen vielfach angeregten Wunsch hin aus den in fünf Bänden zerstreuten Denkmälern eine Ausgabe in einem Band veranstaltet, um denen, welchen das grosse Werk zu weitschichtig ist, eine Auswahl der hervorragendsten Denkmäler vorlegen zu können. Als eine Zugabe erfolgen dabei die ersten Restitutionsversuche der Giebelfelder, eine restituierte Ansicht des Zeustempels und ein genauer Situationsplan des Trümmerfeldes um den Zeustempel. Zu diesem Bande, der nächstens fertig vorliegen wird, gehören die Blätter, welche ich die Ehre habe Ihnen heute vorzulegen.

Der Grundriss der Altis, wie er jetzt fertig vorliegt, wird bald zu dem Apparate jeder höheren Lehranstalt gehören, denn es giebt kein Blatt, an welchem der Jugend so viel Wichtiges aus Leben und Kunst der Alten anschaulich gemacht werden kann.

Wenn wir nun diesen Plan ganz kurz ins Auge fassen, so müssen wir zuerst fragen, was nicht gefunden worden ist. Das ist in der That nur wenig. Wenn von grösseren geschichtlichen Urkunden weniger gefunden ist, als manche gehofft haben mögen, so erklärt sich dies daraus, dass diese Urkunden zum grossen Teil auf Erz geschrieben waren, und von den Erzmonumenten ist uns nur sehr weniges und einzelnes durch einen glücklichen Zufall erhalten. Denn nur was von diesen Erzmonumenten schon im Altertum, also zur Zeit des Pausanias unter den Boden getreten war und dadurch den Händen späterer Zerstörer entgangen ist, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten und konnte von uns aus den tieferen Schichten wieder hervorgezogen werden. Was aber die grossen Bauten betrifft, so ist eigentlich nur der Hippodrom, welcher in der Nähe des Eingangs zur Altis lag, spurlos verschwunden. Wir haben ferner nicht alles vollständig freigelegt, weil wir mit dem Gelde haushalten mussten, so dass wir gewisse Baulichkeiten nur soweit ausgegraben haben, als es nötig war, um Lage und Grundriss des Ganzen ins klare zu bringen. Da die Griechen von Anfang an die Absicht hatten, die Ausgrabungen fortzusetzen, können wir hoffen, dass hier noch etwas später gethan wird. Der Schutt ist da liegen geblieben, wo die Verschüttung besonders massenhaft war, das ist namentlich im Südwestbau der Fall, wo wir nur etwas über die Hälfte freigelegt haben, da der Schutt dort 4—5 Meter hoch liegt. Das Freilegen dieses Teils wäre mit ungeheurer Arbeit und grossen Kosten verknüpft gewesen. (Sie sehen das auf der Karte!) Auch das Stadium ist nicht ganz ausgegraben, sondern nur der Platz, wo wir in überraschender Weise die Ablaufsteine

an Ort und Stelle gefunden haben, wo die Läufer ihre Füsse hinsetzten. Dann gingen wir 600 Fuss weiter nnd fanden dort an der Stelle, wo wir es erwarten mussten, die entsprechenden Steinplatten an Ort und Stelle wieder, welche das Ende der Laufbahn bezeichneten. — Das sind diejenigen Punkte, die zum Teil im Schutt gelassen worden sind; dabei aber können wir mit froher Zuversicht sagen, dass in der Hauptsache alles klar ist. Wir haben den Zeustempel, wir haben das Heraion, das allein eine ganze Geschichte der alten Baukunst bildet; wir haben das Metroon; wir haben die Schatzhäuser, welche auf der unteren Terrasse standen, alle in Form dorischer Tempel nach der Altis zu gerichtet, und wir kennen eine Anzahl von Altären, auf denen den Göttern geopfert wurde. Wir haben auch die Altismauer, die 100 Meter lange Halle, welche im Osten die Altis einrahmte; wir haben nicht minder das grosse Gebäude ausserhalb der Altis, die sog. Palästra, und zwar so gut erhalten, dass wir hier zum erstenmal den vollkommenen Grundriss einer griechischen Palästra vollständig wieder vor Augen haben. Wenn wir durch die Halle, welche den Hof umgiebt, in diesen eintreten, überblicken wir den Raum, wo die Ring- und Faustkämpfe abgehalten wurden. Nördlich an die Palästra schliesst sich der Raum für die Vorübung im Lauf, für welche offene Stadien und ein bedecktes eingerichtet waren. Der Kladeos war in ein künstliches Bett gefasst nnd dieses gegen das Gebiet von Olympia durch eine Mauer abgegrenzt. Wir haben den Eingang, der ins Stadium hineinführt, wir haben ferner eines der merkwürdigsten Gebäude, welches mit Recht wohl als Buleuterion bezeichnet wird, mit zwei basilikaartigen Räumen und einem viereckigen Mittelraum; dann kennen wir noch die römische Südhalle. In der Mitte der Altis fand sich der Überrest des grossen Zeusaltars nnd des noch älteren Altars der Hera, welche den ursprünglichen Kern des heiligen Festplatzes bezeichnen, um welchen später die grösseren Gebäude aufgeführt worden sind. Die Altäre hatten ihre selbständige Bedeutung, und so kommt es, dass der Zeusaltar nicht vor der Front des Zeustempels sich befindet. Der Zeustempel war für den Kultus verhältnismässig unwichtig und ebenso der Heratempel. Das genüge als ein kurzer Überblick über das, was klar und sicher ist.

Nun noch ein paar Worte über das, was fraglich geblieben ist. Dazu gehört der Norden; wo wir keine begrenzende Altismauer gefunden haben, und es ist hier eine doppelte Möglichkeit: entweder ist hier eine scharfe Begrenzung der Altis niemals vorhanden gewesen, deshalb, weil der Kronos-Hügel mit zu dem Bereich der Altis gerechnet wurde nnd eine scharfe Demarkationslinie somit wegfiel, oder die nördliche Altisgrenze ist in der Mauer zu erkennen, auf welcher Herodes Atticus seinen Wasserkanal anlegte. Eine Meinungsverschiedenheit besteht über ein Gebäude, das im letzten Jahre ausgegraben worden ist und deutlich einen alten griechischen Bau erkennen lässt, der später nach rückwärts erweitert wurde. Dieser Hinterbau ist nach der Aufschrift eines Bleirohrs als ein Bauwerk aus neronischer Zeit erkannt, da Nero selbst als Wettkämpfer auftrat nnd für ihn ein Palast in grösster Schnelligkeit hergerichtet wurde. Nach unserer Meinung ist dies das alte Leonidaion, von dem Pausanias sagt, dass es das Haus gewesen sei, in welchem vornehme römische Beamte standesgemäss beherbergt wurden, und das dann später erweitert worden ist. Neuerdings ist aber von Hirschfeld die Meinung ausgesprochen worden, dass das Leonidaion im Südwestbau zu erkennen sei. Diese Frage ist deshalb von grosser Bedeutung für die gesamte Topographie, weil mit dem Leonidaion die Ansetzung des festlichen Eingangs zusammenhängt. Das Haupteingangsthor

Digitized by Google

aber mit Hirschfeld nach Südwesten zu verlegen, ist deshalb unthunlich, weil das hier erhaltene Thor durchaus keinen monumentalen Charakter gehabt hat und schon früh durch die Bogen der Wasserleitung überbaut worden ist; eine Verlegung des solennen Einganges aber ist ganz unannehmbar. Es sind aber auch andere Gründe anzunehmen, dass der Hauptweg immer im Süden entlang ging, und die prachtvolle Südhalle ist offenbar bestimmt gewesen, den Prozessionsweg, der zum Thore führte, zu begleiten. Im Südost ist also der feierliche Eingang zu suchen, und hier sind auch die Spuren eines späteren römischen Triumphbogens gefunden worden; es ist also wahrscheinlich, dass dieses Thor an die Stelle des alten Eingangsthors getreten ist, so dass der Haupteingang der Altis immer von hier aus war; von hier ging man nach den Altären, die das Centrum des alten Gottesdienstes waren. Ich halte dies für das Richtige, und das stimmt auch mit Pausanias überein nach einer nicht ganz sichern Stelle seines Textes, wo ich glaube, dass für ἐκτός ἐντός gelesen werden muss. Denn das Leonidaion war ein dem Zeus geweihter Bau und muss also innerhalb des Peribolos gesucht werden.

Was nun die Denkmäler an der Westseite der Altis betrifft, so sind dieselben verschieden benannt und gedeutet. Hier ist die byzantinische Kirche, dasjenige Gebäude, das dem Zeustempel als Mittelpunkt des christlichen Gottesdienstes gegenübergestellt wurde. Ich bin der Meinung, dass dieser Bau nicht die Werkstätte des Phidias sein kann, weil wir uns dieselbe als eine Anlage denken müssen, welche vielteilig war und eine Reihe verschiedener Ateliers in sich vereinigte. Das Gebäude, das als Kirche eingerichtet wurde, war ein Prachtbau aus der besten griechischen Zeit, mit einem stattlichen Saal, den acht Säulen schmücken, und einem Vorraum, welcher sich durch eine grosse Thüre nach Osten öffnet. Wenn wir nun hier eine grössere Gruppe von Bauanlagen finden, welche nicht zu eigentlichen Kultuszwecken verwendet wurden, so meine ich, dass hier die Gebäude liegen, welche bestimmt waren, die Priester aufzunehmen, welche von Elis her abwechselnd in Olympia anwesend waren, und die Beaufsichtigung der Tempel sowie die regelmässige Wahrnehmung des Gottesdienstes zu ihrer Aufgabe hatten. Das Hauptgebäude dieser Art war das des Theokolos, des Chefs dieser priesterlichen, hierarchisch geordneten Korporation, der eines grossen Hauses bedurfte, um das Kollegium um sich zu versammeln und Gäste feierlich zu bewirten. Das Gebäude trägt in der That den Charakter eines festlichen Versammlungsraumes; dazu stimmt die ungewöhnlich breite Thüre sowie der mit Säulen ausgestattete Hauptsaal. Den Rundbau im Norden nennen wir das Heroon, weil hier an Ort und Stelle ein Erdaltar gefunden ist, dessen Seitenflächen wiederholt mit neuen Stuckschichten überzogen worden sind; auf jeder derselben fanden wir vorn zwischen ornamentalen Blätterverzierungen die Dedikation an einen Heroen, einmal in der Form des Plurals. Nach meiner Vermutung handelt es sich dabei um den Heros Iamos, neben dem auch der Stammvater der Klytiaden als zweiter Stammheros der Olympischen Prophetengeschlechter angesehen werden konnte. Wenn dieses richtig ist, so würde dieser Platz hier neben dem Gaia-Heiligtum das der Themis gewesen sein. Daneben sehen Sie dies merkwürdige Gebäude, aus quadratischen Wohnräumen und einem Binnenhofe bestehend; das scheint mir nichts anderes zu sein, als ein grosses Wohngebäude, ein Raum, wo wie in einer Art Kloster die Mitglieder des Priesterkollegiums zusammen wohnten; ursprünglich war ein Garten dabei, der später zu einem gleichartigen Gebäude ausgebaut wurde.

Das ist der kurze Überblick über den Plan; es ist darauf durch die Färbung auch

Digitized by Google

das genau bezeichnet, was nicht vollständig ausgegraben ist. Zu den Gesamtresultaten gehört auch dies, dass wir Pausanias, unseren Führer, als durchaus glaubwürdig gefunden haben, und wir sind in dieser Beziehung eigentlich alle der Meinung, dass er als ein treuer Augenzeuge berichtet hat; auch wo wir zweifelten, hat er endlich Recht behalten. Es ist neuerdings die Ansicht ausgesprochen, dass von Pausanias nicht das Olympia seiner Zeit, sondern einer vier Jahrhunderte älteren Zeit beschrieben sei; das ist unmöglich nachzuweisen; ja es sind gewisse Punkte, die entschieden dagegen sprechen; unter anderem können wir aus den Überresten der Schatzhäuser den Beweis liefern, dass ursprünglich 12 Schatzhäuser da waren; nennt Pausanias deren 10, so kommt es daher, dass zwei Schatzhäuser offenbar zerstört worden sind, um nach Erbauung der Exedra des Herodes Atticus den Aufgang zum Kronion herzustellen.

Sie können fühlen, dass es mir eine Freude ist, Ihnen diesen Plan vorzulegen, denn als ich in meinen Jugendjahren über die verschüttete Trümmerstätte von Olympia hinweggegangen bin, konnte ich nicht hoffen, dass mir das Glück würde, einer deutschen Philologenversammlung den Plan der Altis, wie er jetzt vorliegt, vor Augen zu führen.

Nun will ich mir drittens erlauben, noch über die Tempelskulptur einige Worte zu sagen: Sie werden mir Recht geben, dass gut Ding Weile braucht. Man hat uns den Vorwurf gemacht, dass ein Engländer, Mr. Newton, der erste gewesen sei, welcher in den ersten Jahren der Ausgrabungen über Stil und Charakter der Bildwerke geschrieben hat; aber wir hatten wahrhaftig soviel zu thun, dass wir nicht gleich damit anfangen konnten, über den höheren oder geringeren Grad von Kunstvollendung unser Urteil abzugeben. Wir haben ruhig weiter gearbeitet, und es brauchte einige Zeit, bis man alles Zusammengehörige zusammenfand, das Gefundene säuberte, die Bruchstücke möglichst aneinanderfügte, um dann endlich das noch immer lückenhaft Bleibende zu ergänzen. Auch dazu gehört einige Zeit, und wir können über den Stil dieser Kompositionen nicht eher ein Urteil fällen, als bis wir jene Trümmer nach Möglichkeit ganz hergestellt haben. Zu den grösseren Kompositionen, die im Zusammenhang beurteilt werden müssen, gehört erstens der Giebel des Schatzhauses der Megareer, eine merkwürdige Probe einer archaischen Giebelkomposition, welche nur in dem weichen einheimischen Kalkstein ausgeführt und daher in sehr fragmentiertem Zustande auf uns gekommen ist. Die Hauptgruppen der Gigantomachie sind aber dennoch mit Sicherheit zu erkennen.

Die zweite Reihe zusammenhängender Kompositionen sind die Metopen des Zeustempels; sie sind bis auf zwei ziemlich vollständig, wesentlich unter Leitung von Dr. Treu wieder zusammengestellt worden und bieten einen höchst merkwürdigen Cyklus der Heraklesthaten dar; die Atlasgruppe, die Kerberosgruppe, die Augiasdarstellung sind wesentliche Bereicherungen unserer Denkmälerkunde; die früher gefundenen Bruchstücke, namentlich die vom kretischen Stier und den stymphalischen Vögeln, sind auf das glücklichste ergänzt.

Unsere Hauptaufgabe sodann galt natürlich den Giebelfeldern des grossen Tempels. Es ist erst in der letzten Zeit gelungen, darüber eine klare Anschauung zu bekommen, und es gereicht mir zur besonderen Freude, dass ich heute der hochgeehrten Versammlung die Restitution des Ostgiebels in diesem Modelle vor Augen führen kann. Dieses stammt von der fleissigen und kunstsinnigen Hand des Bildhauers Richard Grüttner, eines Schülers von Schaper. Er hat einen gewissenhaften Fleiss aufgewendet, um zunächst den Ostgiebel wiederherzustellen. Dieser besteht aus lauter einzelnen Figuren, zusammen 21,

Digitized by Google

und daher war es von besonderer Schwierigkeit, hier die richtige Reihenfolge zu finden. Was haben wir nun für Hilfsmittel, um diese Aufgabe zu lösen? Erstens die Höhenmaasse im Giebelfelde, zweitens die Beschreibung des Pausanias, der in diesem Ostgiebel die Figuren alle der Reihe nach beschreibt, und drittens haben wir die Fundstätten zu berücksichtigen. Diese Fundstätten sind dreifacher Art: Die kleineren Stücke, nämlich, die Extremitäten der Figuren, Köpfe, Arme und Füsse sind zum Teil weithin verschleppt, indem die späteren Bewohner Olympias solche handliche Stücke als bequemes Baumaterial für die Lehmwände ihrer kümmerlichen Wohnungen verwandten.

Eine zweite Gattung von Fundstücken besteht aus denjenigen, die zu massiv waren, um in dieser Weise als Baumaterial verwendet zu werden. Sie sind ungefähr an den Plätzen liegen geblieben, wo sie gefallen sind, und nur etwas zur Seite geschoben, um Platz für die Wege der späteren Ansiedelung zu machen.

Die dritte Art besteht aus den Fundstücken, bei denen die Fundstätten und Fallstätten identisch sind. Für diesen letzteren Punkt habe ich mir erlaubt dieses Blatt Ihnen vorzulegen, den genauen Situationsplan der Ostseite von Herrn Gräber. Der Tempel ist durch Erdbeben zerstört worden. Es hat aber nicht gleichmässig auf alle Teile des Tempels gewirkt, sondern die Wirkung ist derart gewesen, dass die Bildwerke, die mehr nach Süden hin aufgestellt waren, weiter fortgeschleudert worden sind, während hier an der Nordost-Ecke, wo die beiden Architrave sich kreuzen, durch die rechtwinklige Verbindung derselben der elementare Stoss einigermaassen gehemmt war, so dass hier die Bildwerke fast senkrecht herabstürzten. Drei Metopen sind hier in alter Reihenfolge aufgefunden, und ebenso lagen unter der Giebelecke in zusammengehörigen Stücken der Kladeos, der Knabe und der sinnende Greis neben einander. Daraus folgt, dass wir, um den Tempel zu rekonstruieren, davon ausgehen müssen, dass wir diese Gruppe als gegeben annehmen, wenn nicht Gründe vorhanden sind, welche dies unmöglich machen; dies ist nun nicht der Fall. Es wird von allen Seiten anerkannt, dass der Kladeos, wo er unten gefunden ist, oben hingehört, vom sinnenden Greis sieht das auch jeder ein. In Bezug auf den Knaben besteht ein Zweifel, und man hat statt seiner das hockende Mädchen hier einschieben wollen. Es müsste also, wie ich in der archäologischen Section nachher noch näher nachweisen werde, die ursprünglich hierhergehörige Figur aus dem Trümmerhaufen herausgeholt und die einzige von allen 21 Figuren, die möglicherweise hier gestanden haben könnte, in den frühesten Zeiten des Mittelalters hierher gebracht worden sein.

Im Ostgiebel ist das, was dem Auftrage gemäss dargestellt werden sollte und von Pausanias beschrieben wird, einfach und schlicht dargestellt.

Die Wettkämpfer versammeln sich um Zeus, rechts der trotzige Oinomaos mit der sinnenden Sterope, links Pelops bescheiden, fast schüchtern, dem Hippodamia, ich möchte denken, mit einer Tänie in der Hand, als künftige Braut zur Seite steht. Vor den Pferden sitzt der Wagenlenker des Oinomaos und dem entsprechend auf der anderen Seite der des Pelops. Die Viergespanne sind nicht vor den Wagen gespannt, sondern lose Pferde, die man natürlich nur am Kopfende halten kann; wer sich hinten hinsetzen wollte, würde Gefahr laufen, von den Pferden geschlagen oder fortgeschleppt zu werden. Auch sagt Pausanias von Myrtilos ausdrücklich, dass er vor den Pferden sitzt, und dieselbe Stelle muss man nach dem Gesetze der Responsion zweifellos auch für den gegenübersitzenden Wagenlenker annehmen. Ihre Haltung ist eine momentane, die des gespannten Erwartens; jeden

Digitized by Google

Augenblick muss das Zeichen gegeben werden, und dann springen sie auf. Was die Extremitäten betrifft, sind kleine Änderungen möglich, alle Hauptsachen aber sind gegeben. Dasselbe gilt auch von den Seitenfiguren, deren Deutung schwieriger ist. Ich habe mich gern an Newton angeschlossen, welcher zuerst in dem sinnenden Greis einen Mantis erkannte; ein solcher konnte nach griechischem Herkommen bei keiner wichtigen Staatsaktion fehlen. Wenn der Greis unverkennbar den Ausdruck der Schwermut zeigt, so deutet, wie ich glaube, die ihm entsprechende Figur durch frohen Aufblick auf das Glück seines Herrn hin. Er hat ein würdevolles Angesicht, den Blick nach aufwärts gerichtet; der Stab, den wir ihm gegeben, soll den Seher, die geöffnete Hand den dankbar Empfangenden bezeichnen.

Die Eckfiguren sodann sind zweifellos: links der Alpheios in königlicher Würde dargestellt, das Kinn aufstützend. Das Mädchen neben ihm kann nur eine Nymphe sein, also wahrscheinlich Arethusa oder die der Pisaquelle. Auf der anderen Seite Kladeos, der zweite der beiden Landesflüsse, ein naiver Bauernjunge und neugierig gaffender Zuschauer; der Knabe, welcher neben ihm sitzt, kann nur die Darstellung eines Baches sein, ein Bild des vollkommensten dolce far niente.

Der ganze Ostgiebel ist ein Bild monumentaler Ruhe im Gegensatz zum Westgiebel, wo alles voll Bewegung und Aufregung ist, die aber doch in echt künstlerischer Weise ihr Maass gefunden hat.

Die Rekonstruktion des Westgiebels ist noch nicht abgeschlossen; zwei der vollendeten Gruppen habe ich Ihnen hier vorgestellt; es sind zwei der Gruppen zu drei Figuren, in welchen Kentaur, Mädchen und Lapithe zu einer Kampfgruppe vereinigt sind. Es können zwei Giebelfelder ein und desselben Tempels nicht in einem grösseren Kontrast zu einander stehen, als hier der Fall ist. Im November werden beide Giebelfelder in Modellfiguren von 1 : 10 fertig sein; eine solche Rekonstruktion war unumgänglich nötig, weil man nur so über die Haltung der abgebrochenen Gliedmassen sich klar werden konnte.

An unsere Arbeit schliesst sich eine Reihe wissenschaftlicher Probleme, von denen ich nur einige kurz berühren will: das erste ist die Frage der Konkurrenz. Ich bin noch immer der Meinung, wie ich offen bekenne, dass die beiden Meister Paionios und Alkamenes wirklich konkurriert haben, und ich glaube, dass in dieser Konkurrenz, mit den Giebelkompositionen, Paionios gesiegt hat, und dass sich darauf die vielbesprochene Inschrift auf dem Postament der Nike bezieht. Wenn auch der Westgiebel durch die meisterhafte Darstellung wilder Kampfscenen durch Alkamenes viel effectvoller war, so war den priesterlichen Behörden, welche hier zu entscheiden hatten, doch die strenge Haltung, die ernste, feierliche Ruhe des Ostgiebels willkommener. Wenn man vielfach Anstoss genommen hat an dem Parallelismus in der Aufstellung der Figuren, so müssen wir bedenken, dass die Alten darin nicht so empfindlich waren wie wir: die moderne Kunst sucht gern nach interessanten Motiven, während die Alten in der klassischen Zeit schlicht und einfach darstellten, was darzustellen war. Denken Sie nur an den Ostfries des Niketempels, an die ruhigen Göttergruppen, die wir uns in der Mitte des östlichen Parthenongiebels denken müssen, an die Kompositionen an den Fussgestellen des grossen Goldelfenbeinbildes des Phidias. Ich glaube auch, dass der von Pausanias in Bezug auf Alkamenes gebrauchte Ausdruck, dass er den zweiten Preis davongetragen habe, sich auf dieselbe Konkurrenz bezieht.

Das zweite Problem ist die Frage nach der Schule, welcher diese Bildwerke angehören. Von dem Baumeister des Tempels sagt Pausanias ausdrücklich, dass er ein

Digitized by Google

Einheimischer war; sah man sich aber zur Ausführung der Tempelplastik auf fremde Meister angewiesen, so konnte man nach meiner Ansicht in der Mitte des 5. Jahrhunderts nur an Athen denken, wo die Leistungen zu Hause waren, die allein auf diesem Gebiete den höchsten Ansprüchen hellenischer Bildung entsprachen. Das ist nun nach meiner Meinung die grosse Bedeutung der Giebelwerke, dass wir hier einen Einblick bekommen in die künstlerische Entwickelung während der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, von der wir bis jetzt keine Anschauung hatten. Denn die Harmonie und Ruhe, wie sie uns in den erhaltenen Werken der Parthenonskulpturen entgegentritt, war nur der Abschluss einer Zeit des Ringens und Strebens, wovon wir in den Gestalten des Westgiebels eine Vorstellung bekommen. Auch die athletischen Gestalten der anstürmenden Lapithen zeigen in ihren Bewegungen schon einen höheren Adel, wie er der attischen Kunst eigen ist. Im Kentaurenkampfe finde ich attische Formen und attische Gedanken, indem die Frevelthat des verletzten Gastrechts unter Apollos Schutz gerächt wird. Auch der Typus der Kentauren wie der der Flussgötter lässt sich nach meiner Ansicht von der attischen Kunst nicht lostrennen.

Ich kann aber auf alle diese Punkte nicht eingehen, es ist nur mein Interesse Ihnen zu zeigen, was für wichtige Fragen über die griechische Kunst- und Kultur-Entwickelung sich an diese Giebelfelder anschliessen. Was die Namen der Meister betrifft, mit denen offizielle Kontrakte abgeschlossen waren, so ist es meine Überzeugung, dass darüber nicht so leicht eine falsche Überlieferung sich bilden konnte, während für die Exegese der Bildwerke kein urkundlicher Anhalt vorhanden war. Das künstlerische Verständnis war verschwunden; daher die Irrtümer des Pausanias, die er wahrlich nicht aus den Werken gelehrter Periegeten geschöpft hat.

Der Unterschied in der technischen Ausführung, den wir in Vergleich mit attischer Arbeit wahrnehmen, erklärt sich daraus, dass nach meiner Ansicht nur die Kompositionen attischen Künstlern angehören, die Ausführung dagegen einheimischen Kräften überlassen bleiben musste. Denn in Athen konnte man damals nicht soviel Künstlerhände entbehren, um in Olympia ein Atelier aus lauter attischen Künstlern zu errichten, und zweitens wurde in Olympia nicht in der Weise gearbeitet, wie in Athen unter Leitung des Perikles, wo den höchsten Ansprüchen genügen musste, was zur Aufstellung kam. Hier wurde auf Akkord gearbeitet, und es musste von einer Olympiade zur andern immer etwas Neues fertig sein. So sind z. B. hier bei den Kentauren die Haare eine rohe Masse geblieben; das ist ein Zeichen der Eile, denn unmöglich konnte es von Anfang die Absicht sein, soviel Detail der Farbe zu überlassen.

Wenn wir auf den Geist der Kompositionen eingehen, so ist es meine Überzeugung, dass diese der attischen Kunst keine Schande machen. Ich habe die Probe gemacht an modernen Künstlern, die diese Werke eingehend betrachtet haben, und denen namentlich im Ostgiebel die monumentale Gesamtwirkung einen grossen Eindruck machte. Ich erwähne hierbei, dass diese Figuren ganz darauf berechnet sind, in einer bedeutenden Höhe betrachtet zu werden; je mehr man sie in die richtige Höhe bringt, um so mehr wirken sie.

Das ist es, was ich mir erlauben wollte, der hochgeehrten Versammlung über die Olympischen Arbeiten mitzuteilen.

Nun wünsche ich, zum Schluss sei es gesagt, ein Doppeltes. Erstens, dass Sie so freundlich sind anzuerkennen, dass wir auch während dieser 1½ Jahre nach Beendigung der mechanischen Arbeit nicht träge gewesen sind für das von Kaiser und Reich uns

Digitized by Google

anvertraute Werk. Zweitens, dass Sie mit mir das Gefühl teilen, dass wir für dieses grosse Friedenswerk der Ausgrabungen in Olympia unserem Kaiser von Herzen dankbar sein müssen. Dieser ist nicht bloss der formelle Urheber, er hat nicht bloss seinen Namen hergegeben, als nach dem grossen Kriege von 1870/71 dieses Friedenswerk begonnen wurde, sondern er hat sich auch persönlich dabei beteiligt; er ist, als wir zur Vollendung des Werkes die Mittel nicht finden konnten, selbst mit eigenen Mitteln eingetreten und hat nach echter Hohenzollern Art gesagt, was wir angefangen haben, das wollen wir auch zu Ende führen. Das haben wir nun, so gut wir konnten, gethan. Es haben vor den Deutschen schon viele Nationen die Schätze des Altertums ausgebeutet, um ihre Museen zu zieren, und zum guten Glück haben wir auch damit begonnen, und andere werden es uns nachmachen. Aber das glaube ich sagen zu dürfen, eine solche Ausgrabung, ein so zusammenhängendes Werk, wo es nur auf Erkenntniss ankam, ein so uneigennütziges Werk für Kunst und Wissenschaft, womit das Deutsche Reich seine Friedensära begonnen hat, hat vor uns noch keine Nation unternommen und vielleicht macht es auch keine uns nach.

Da die Discussion namentlich der Rekonstruktion des Ostgiebels in der archäologischen Sektion stattfinden soll, dankt der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung und schliesst dann nach einigen geschäftlichen Mittheilungen um 12 Uhr 30 Min. die Sitzung.

Nachmittags 1 Uhr 50 Min. führte ein Extrazug die Festgenossen nach Baden. Leider änderte sich das anfangs günstige Wetter während der Fahrt, und strömender Regen empfing die Gesellschaft bei der Ankunft. So konnten die grossartigen Veranstaltungen, welche der Stadtrath und das städtische Kurcomitée von Baden zum Empfang der Gäste getroffen hatten, nur theilweise zur Ausführung kommen. Nur Muthigere unternahmen während der Regenpausen die projectierten Ausflüge in die herrliche Umgegend, andere verbrachten den Nachmittag mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, des Konversationshauses, der Trinkhalle, des Friedrichsbades, der römischen Bäder u. a. Abends fand auf dem illuminierten Promenadeplatze ein Konzert, in den glänzenden Räumen des Konversationshauses ein zweites Konzert, sowie in den neuen Sälen ein Ball statt. Um 11 Uhr führte der Extrazug die Gäste nach Karlsruhe zurück.

Dritte allgemeine Sitzung

am Freitag den 29. September 1882, Vormittags 10 Uhr
im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Der Vorsitzende, Director Dr. Wendt, eröffnet die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mittheilungen; hierauf erhält Herr Director Dr. Hettner aus Trier das Wort zu seinem Vortrage:

Zur Kultur von Germanien und Gallia Belgica[1]).

In Kreisen, welche sich nur gelegentlich, etwa durch einen Fund angeregt, mit den Zuständen unserer deutschen Lande unter römischer Herrschaft beschäftigen, begegnet

1) Ein durch Beläge erweiterter und mit Abbildungen versehener Abdruck befindet sich in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst II. (1883) S. 1 ff.

Digitized by Google

man fast allgemein der Vorstellung, als ob nicht nur das Rheinland im weitesten Sinne des Wortes, sondern auch Elsass und Lothringen während der ganzen Dauer jener Periode mit römischen Heeren förmlich überschwemmt gewesen seien; in jeder Villa sieht man den Palast eines Offiziers, in jedem Gehöfte ein Castrum, in jedem Grab das eines Soldaten; alle Hochbauten, alle Kanäle, alle Strassen sollen in Zwangsarbeit von Soldaten ausgeführt sein.

Wenn diese Vorstellung zwar selbst für die am Rhein entlang liegenden Gebiete einer bedeutenden Einschränkung bedarf, aber doch einen richtigen Kern enthält, so widerstreitet sie für die vom Rhein weiter entfernten Teile den Grundprincipien, welche in der Verwaltung derselben wenigstens bis auf den Kaiser Diocletian gegolten haben. Ein Blick auf die römische Provinzialeinteilung und Verwaltung unserer Gegenden wird diesen Punkt für jedweden klarstellen.

Das Rheinland, Elsass und Lothringen, denen diese Untersuchung ausschliesslich gilt, zerfiel unter der römischen Verwaltung in zwei Teile. Die am Rhein, von seinem Ausfluss aus dem Bodensee bis zu seiner Mündung, entlang liegenden Gegenden bildeten eine Militärgrenze, in welcher eine Soldatenmasse lag, wie sie gleich gross das römische Kaiserreich sonst niemals wieder vereinigt hat. Sie hatte zwei Bezirke, die den Namen Germania superior und inferior führten und von je einem in Mainz und Köln residierenden konsularischen Legaten verwaltet wurden. Die weiter zurückliegenden Gebiete des linken Ufers dagegen, aus denen, wie überhaupt aus Gallien kurz nach den Caesarischen Kriegen die Truppen entfernt worden waren, wurden mit demjenigen Teil Galliens, der sich nördlich von Saône und Seine bis zur Nordsee erstreckte, zur Provincia Belgica vereinigt und dem in Reims residierenden prätorischen Legaten unterstellt.

So klar und bestimmt die selbständige, vom Reimser Legaten unabhängige Verwaltung der Militärdistrikte aus der Überlieferung hervorgeht, ebenso sicher wird durch Inschriften wie Schriftsteller bezeugt, dass wenigstens bis etwa auf Trajan Germania superior und inferior im offiziellen Sprachgebrauch nicht selbständige Provinzen waren, sondern als Teile von Gallia Belgica betrachtet wurden. Wie ist dies zu vereinen? Man glaubte früher, die Legaten der Militärgrenze seien nur Generäle gewesen; ihre Kompetenz habe sich nur auf die Soldaten erstreckt, während die civile Verwaltung und Jurisdiktion dem Reimser Legaten anheimgefallen sei. Indes war eine solche Teilung der civilen und der militärischen Gewalt der römischen Verwaltung fremd und am wenigsten für eine Militärgrenze geeignet. Im Hinblick auf das bekannte Verhältnis des senatorischen Prokonsuls von Numidien zu dem kaiserlichen Legaten von Afrika wird man auch das Verhältnis der Kompetenzen der drei belgischen Statthalter so aufzufassen haben, dass in Friedenszeiten alle drei in ihren festbegrenzten Legaturbezirken vollkommen selbständig waren, in Kriegszeiten aber, namentlich bei Aufständen im belgischen Gallien die Statthalter der Grenzdistrikte in das Gebiet des Reimser Statthalters ohne vorherige Anfrage einrücken durften. Der Titel Provincia wird eben deshalb den Grenzdistrikten nicht gegeben, weil der Ausmarsch ihrer Legaten sonst einem Einmarsch in fremdes Gebiet gleichgekommen wäre.

Erst etwa unter Trajan werden die Grenzdistrikte selbständige Provinzen. Die Veranlassung mag eine doppelte gewesen sein: einmal die Vergrösserung von Obergermanien durch Hinzufügung des Decumatenlandes, andererseits die unterdes eingetretene voll-

Digitized by Google

kommene Beruhigung von Gallia, namentlich von Belgica. Hierdurch wurde das Eingreifen der germanischen Legaten, welches sicherlich mancherlei Reibereien mit dem Reimser Legaten mit sich brachte, unnötig und deshalb die Berechtigung dazu aufgehoben. Als Rest der ehemaligen gemeinsamen Verwaltung von Germanien und Belgien wird in die neue Einteilung nur die Institution herübergenommen, dass ein Prokurator, dessen Domizil Trier ist, zugleich die Steuern der Germaniae wie der Belgica verwaltet.

Nachdem dann am Ende des 3. Jahrhunderts das Decumatenland und ein grösserer Teil der unteren Provinz den Römern verloren gegangen, vereinigt Diocletian die germanischen Provinzen wieder mit den nächstliegendsten gallischen Teilen zur dioecesis Galliarum.

Die Grenze zwischen den germanischen Militärdistrikten und dem übrigen Belgien, oder, wie ich gestützt auf die trajanische Organisation fernerhin sagen werde, zwischen den Provinciae Germaniae und der Provincia Belgica ist leider bis auf den heutigen Tag noch nicht festgestellt. Wir wissen nur, dass Metz und Trier zu Belgica, dagegen Strassburg, Mainz, Köln und die civitas Tungrorum zu den Germaniae gehörten; ungefähr wird man das Richtige treffen, wenn man annimmt, dass im Süden die Vogesen, weiter nördlich etwa die heutige Grenze des Regierungsbezirks Trier von den Regierungsbezirken Coblenz und Aachen und die Landesgrenze gegen Belgien die gesuchte Grenze bildeten. Auf dieser Linie liegen an der Römerstrasse von Bingen nach Trier der Ort Belginum, an der Strasse von Köln nach Trier der Ort Belgica; die Namen legen die Vermutung nahe, dass diese Ortschaften einst Grenzstationen gewesen sind.

Die Würdigung des Unterschiedes, welcher zwischen der Verwaltung von Germanien und Belgica bestand, wird die eingangs erwähnten Vorstellungen auf das richtige Maass beschränken; sie ist zugleich aber auch der Schlüssel zum Verständnis der Kulturentwickelung in diesen Provinzen.

In den germanischen Grenzdistrikten lag anfänglich eine Armee von 80—90 000 Mann, welche im Laufe der Zeit freilich auf die Hälfte reduciert wurde. Es ist selbstverständlich, dass eine solche Militärmasse, durch Jahrhunderte in denselben Garnisonen stationiert, auf die Lebens- und Denkweise der umwohnenden Provinzialen den nachhaltigsten Einfluss ausübte und dies um so leichter, als die Soldaten legitime oder illegitime Frauen hatten, die meist aus den Töchtern der Provinz gewählt waren.

Die Frauen und Kinder der Soldaten wohnten gemeinsam mit den Händlern und Schenkwirten in nächster Nähe des Lagers in den Lagervororten, den s. g. canabae legionis. In diesen schlugen auch Veteranen, die nach vollendeter Dienstzeit meist nicht in ihre Heimat zurückkehrten, ja auch die Soldaten selbst ihre Wohnsitze auf, als unter der Regierung des Septimius Severus das Lager seine Bedeutung als Kaserne verlor und zum Exerzierplatz und Büreau herabgedrückt wurde. Natürlich war der Geist und die Sitte dieser Lagervororte vollkommen derselbe wie der der Lager. Nun aber lagen in unmittelbarer Nähe dieser Lagervororte die Niederlassungen der einheimischen Bevölkerung. Meines Erachtens wenigstens hat **Bergk** in seiner Abhandlung über die Verfassung des römischen Mainz (Westdeutsche Zeitschr. I. S. 498—515) nachgewiesen, dass die Römer in Germanien und Britannien ihre grösseren und kleineren Standlager in der Regel in die Nähe schon vorhandener einheimischer Niederlassungen gelegt haben; nur so ist es erklärlich, dass die Lager einheimische Namen wie Mogontiacum, Argentoratum, Asciburgium

Digitized by Google

und andere celtische und germanische führen. Anfänglich waren die canabae von den vici der Einheimischen getrennt, im Laufe der Zeit aber wuchsen sie bei Zunahme der Bevölkerung zusammen, ja verschmolzen zu einem Gemeinwesen. Aber früh wie spät lebte die Niederlassung der Einheimischen unter dem Einfluss der Lagerniederlassung, der die Romanisierung beschleunigen musste.

Man darf nicht glauben, dass die kaiserlichen Heere in Germanien selbst zu wenig romanisiert gewesen seien, um zu romanisieren. Freilich stellte Germanien, Gallien, Raetien und Britannien die Hauptkontingente für dieselben, aber auch der Procentsatz der Oberitaliener war namentlich im ersten Jahrhundert, welches für die Romanisierung entscheidend war, noch ein sehr grosser; zudem war die wichtige Charge der Centurionen bis zum Ausgang des zweiten Jahrhunderts meist mit Italikern besetzt. Die Italiker zogen kraft ihrer höhern Bildung die übrige Masse um so leichter nach sich, als die fremden Truppen mit Freudigkeit im römischen Heere dienten.

Aber auch die civile Bevölkerung der germanischen Provinzen brachte den Römern nicht Hass entgegen, welcher die Romanisierung gehemmt hätte. Im Gegenteil; die Ubier dankten es Agrippa, dass sie durch ihre Versetzung auf das linke Rheinufer von den Bedrückungen der Sueben befreit waren; sie wurden zu Verrätern an ihren germanischen Brüdern und nannten sich nicht mehr cives Ubii, sondern mit Stolz cives Agrippinenses. Den Vangionen, Nemetern, Tribokern, welche das weite Gebiet von Mainz bis über Strassburg hinauf bewohnten, hatte Caesar die ihnen von Ariovist angewiesenen Wohnsitze gelassen, nur gezwungen beteiligten sie sich am Aufstand des Civilis. Die Helvetier waren unter den denkbar günstigsten Bedingungen in den römischen Untertbanenverband aufgenommen worden. Im Decumatenland gab es keine alte einheimische Bevölkerung, und die aus allen Himmelsgegenden, namentlich aus Gallien zusammengelaufene Bewohnerschaft setzte natürlich dem Vordringen römischer Kultur keine Schranken entgegen. Auch mussten diese sämtlichen Völkerschaften allein schon wegen der steten Angst vor einem Einfall der Barbaren in den Römern mehr eine schützende, als eine feindliche Macht erblicken.

Anders lagen die Verhältnisse in den heute deutschen Gebieten[1]), die ehedem zu Gallia Belgica gehörten. Die Mediomatriker und die Treverer, welche diese Gegenden einnahmen, standen nicht im gleichen Dankesverhältnis zu den Römern; sie hatten nicht nur an Freiheit, sondern letztere auch an Gebiet verloren, welches Agrippa den Ubiern zugewiesen. Wie verhasst hier noch am Ende des ersten Jahrhunderts das Römertum war, beweist die Begeisterung, mit der man sich an dem Aufstand des Civilis beteiligte und das Imperium Galliarum proklamierte. — Dazu kam, dass man im allgemeinen nicht gehindert wurde, in der gewohnten Weise weiter zu leben; es fehlten hier durchaus die Impulse, die am Rhein die Legionen brachten. Denn der Zuzug an Beamten, Kaufleuten

1) Auf diese beschränkt sich im wesentlichen unsere Besprechung, da sich aus den übrigen Teilen der Belgica die Inschriften vor Erscheinen des betreffenden Bandes des Corpus inscr. lat. schwer übersehen lassen, es leider auch an jeder zusammenfassenden Behandlung des archäologischen Materiales fehlt. Indes wird selbst eine flüchtige Betrachtung der belgischen und nordfranzösischen Lokalmuseen jedem den grossen Unterschied zeigen, welcher zwischen der Romanisierung dieser Gegenden und der des südlichen Galliens einstens bestand. Eine Benutzung der Monumente auch dieser Teile der Belgica wird demnach die im folgenden vorgetragenen Ansichten nicht umändern, sondern nur bestätigen können.

Digitized by Google

und Kolonen darf nicht zu hoch angeschlagen werden. Wir wissen freilich, dass nach Begründung der Provincia Narbonnensis dorthin die Einwanderung aus Italien so stark war, dass bald kein Geschäft mehr ohne Vermittlung eines Römers abgeschlossen wurde; aber in jener Zeit war Italien ungleich bevölkerter, als nach den Bürgerkriegen. Und wenn bei dem unter Nero in Britannien ausgebrochenen Aufstand ca. 70000 cives und socii hingeschlachtet wurden, so mag diese Menschenmasse sich aus dem den Heeren jederzeit folgenden Tross von Händlern, Weibern und Kindern und namentlich auch aus Einwanderern aus der gallischen Provinz zusammengesetzt haben. Natürlich fehlte der Zuzug an Italikern nicht vollkommen im belgischen Gallien, sollte ja doch der Aufstand des Florus und Sacrovir mit einer Niedermetzelung der negotiatores Romani beginnen. Aber dass die Italiker unvergleichlich in der Minderzahl waren, dass sie auf die Einheimischen keinen entscheidenden Einfluss übten, geht aus der Kultur im belgischen Gallien hervor, welche ungleich weniger Spuren der Romanisierung zeigt, als die der beiden Germanien.

Diese Behauptung mag auffällig erscheinen, weil heutzutage gerade umgekehrt Frankreich als romanisiertes Land bezeichnet wird, nicht aber die Rheinlande. Aber dieses umgekehrte Verhältnis ist nur ein Produkt der nachrömischen Entwickelung; während am Rhein die Völkerwanderung die römische Kultur vernichtete, machte die Romanisierung des nördlichen Frankreichs und des heutigen Belgiens selbst noch nach dem Sturze der römischen Herrschaft durch den Kontakt mit den vollkommen zu Römern gewordenen Einwohnern des südlichen und mittleren Frankreichs stete Fortschritte. Auch soll natürlich nicht behauptet werden, das belgische Gallien habe von den Errungenschaften, welche die römische Kultur in Hausbau und Lebensweise, in Kunst und Bildung gegenüber der celtischen zu verzeichnen hatte, keinen Gebrauch gemacht; im Gegenteil, die ruhigere Entwickelung, welche demselben zu teil wurde, zeitigte hier, namentlich in Trier und Metz, Prachtbauten und Kunstdenkmäler, wie sie die Rheingegenden nicht aufzuweisen hatten. Während aber am Rhein das nationale Element dem Römertum vollkommen unterliegt, so entwickelt sich im belgischen Gallien eine Kultur, die, soviel sie auch in Äusserlichkeiten dem Römischen entlehnt, ihrem Kerne nach doch durchaus national ist. Eine vergleichende Betrachtung von Sprache, Namengebung, Religion, bildender Kunst und Kleidung in Germanien und Belgica soll dies erläutern.

Die **lateinische Sprache** ist für den offiziellen Gebrauch wahrscheinlich schon von Caesar in Gallien und Germanien eingeführt worden. Aber während am Rhein das Zusammenleben der sprachverschiedensten Heereskontingente und der Verkehr dieser mit der einheimischen Bevölkerung zum Gebrauche des Lateins als Umgangssprache führen musste und die Kenntnis desselben auch durch das militärische Kommando sowie durch die Vorliebe der Ubier für alles Römische gefördert wurde, fehlte es durchaus an derartigen Anlässen bei den Völkerschaften der Belgica, die nach wie vor der Caesarischen Invasion im wesentlichen unvermischt weiterlebten. Die Trierer sprachen selbst noch im vierten Jahrhundert eine wesentlich aus celtischen Elementen zusammengesetzte Sprache, wie aus dem Zeugnis des Hieronymus, die Sprache der Trierer stimme mit der der asiatischen Galater überein, erhellt, mag man auch in die volle Richtigkeit dieses Vergleiches gerechten Zweifel setzen. Und dass auch andernorts im belgischen Gallien der gemeine Mann celtisch sprach, folgt aus den mancherlei litterarischen Zeugnissen über die Dauer dieser Sprache in Gallien. Denn blieb diese irgendwo in Gallien haften, so

Digitized by Google

sicher in der von der Narbonnensis unter allen gallischen Gegenden am entferntest liegenden Belgica. Die geringe Anzahl vorhandener celtischer Inschriften beweist nicht gegen diese Annahme; auch die heutigen Wenden schreiben ihre Sprache fast nie, obgleich sie sich derselben im mündlichen Umgange ausschliesslich bedienen.

Hiermit steht es im Zusammenhange, dass die Personennamen in Germanien der bei weitem grösseren Zahl nach gut römische sind, dass selbst die Anbeter der Deae Matres, welche meistens der einheimischen Bevölkerung angehört haben werden, meist römische Nomenclaturen führen, in Belgica dagegen die Zahl der römischen Namen hinter der der celtischen weit zurücksteht. Unter den nomina gentilicia finden sich zwar auch am Rhein, die vielen Julii und Claudii ausgenommen, wenige von altitalischen Geschlechtern; die grösste Mehrzahl sind Namen wie Desideratius, Servandius, Acceptius, deren Ableitung aus dem cognomen deutlich erkennbar ist. Diese Namen entstanden am Ende des zweiten und im Beginn des dritten Jahrhunderts, als die Kaiser ganzen Länderstrichen auf einmal das Bürgerrecht erteilten; würden all diese Neubürger in hergebrachter Weise das gentilicium ihres Patronus, in diesem Falle also des Kaisers, angenommen haben, so wäre für bestimmte Gegenden eine vollständige Gleichnamigkeit entstanden; um dies zu vermeiden, bildeten sich die Neubürger ein gentilicium aus dem sie bis jetzt charakterisierenden cognomen. Während nun aber am Rhein das einmal gewählte gentilicium als Familiennamen haften bleibt und sich vom Vater auf die Kinder und die Enkel vererbt, so entsteht im belgischen Gallien eine, so weit ich sehe, einzig dastehende Nomenclatur. Die Kinder nehmen nicht das nomen gentilicium des Vaters an, sondern erhalten ein neues, aus dem cognomen des Vaters gebildetes gentilicium, also z. B. der Sohn eines Ammutius Ollognatus heisst Ollognatius Secundus, eines Senilius Sacratus heisst Sacratius Sacerianus, und im Einklang mit dieser Regel führt der Vater der beiden Erbauer der Igeler Säule bei Trier, des Secundinius Securus und Secundinius Aventinus, nicht das gentilicium Secundinius, sondern das cognomen Secundinus. Mit diesem steten Wechsel des gentilicium ist natürlich dessen Wesen vollkommen denaturiert, da der Einzelne nicht mehr im Zusammenhange zum Geschlechte, sondern nur zu seinem Vater bezeichnet wird. Ein Erklärungsversuch für diese Erscheinung aus dem Bereiche römischer Namengebung dürfte unmöglich sein; sucht man dagegen, was im Belgischen Gallien das Naheliegendste ist, nach parallelen Erscheinungen der celtischen Namengebung, so bietet sich als solche schon die besonders häufige Bezeichnung des Einzelnen durch cognomen und Beifügung des Vatersnamen im Genetiv; vollkommen parallel und sogar in der Form anklingend sind aber celtische Nomenclaturen wie Koisis Truticnos (= Koisis Truti filius), dessen Sohn beispielsweise etwa Boudus Koisicnos heissen würde.

Um die Götterverehrung der unterworfenen Völker kümmerte sich die römische Staatsverwaltung im allgemeinen nicht; sie beschränkte sich in Gallien auf die Ausrottung des staatsfeindlichen Druidentums. Aber am Rhein wandten sich die Einheimischen von freien Stücken der Anbetung der Götter des Olympus zu, ferner der Fortuna und der Victoria, des Genius loci und vici, ja selbst der Semele und des Serapis und der orientalischen Cybele, Mithras und Dolichenus, denen allesamt die Soldaten ergeben waren; es finden sich ausser den mannigfachsten Inschriften auch Siebengötteraltäre und Reliefbilder wohl von allen italischen Gottheiten. Hingegen der einheimische Kult der drei Matronen wird am Oberrhein vollkommen verdrängt und scheint sich auch am Niederrhein mehr

Digitized by Google

und mehr in entlegenere Gegenden geflüchtet zu haben. In Belgica dagegen sind nach Ausweis der Inschriften und Reliefs — wenn man von den Viergötteraltären absieht, mit denen es eine besondere Bewandtnis hat — unter den italischen Göttern häufiger angebetet nur Juppiter, Mercur und Apollo. Aber dass man in der Regel bei der Verehrung derselben nicht an die italischen Götter dachte, sondern vielmehr einheimische Götter unter diesen Namen anrief, wird dadurch erwiesen, dass Apollo meist zusammen mit Sirona, Juppiter dagegen allein angebetet wird, nicht als capitolinische Trias mit Juno regina und Minerva, wie ihn uns die rheinischen Inschriften und Reliefs so massenhaft zeigen. Dass man bei Mercur meist nicht an den römischen dachte, beweist schon die Massenhaftigkeit derartiger Denkmäler in einem Lande, von dem Caesar schrieb „deum maxime Mercurium colunt". Es giebt in diesen Gegenden überhaupt nicht viele Votivsteine; unter den vorhandenen ist aber die Zahl der den einheimischen Göttern geweihten gross; die Inschriften nennen uns zumeist Lokalgötter, in Reliefs treten uns die merkwürdigsten Bildungen entgegen, wie die des mit untergeschlagenen Beinen thronend dargestellten Cernunnos, aus dessen Kopfe ein Hirschgeweih wächst, oder wie das der Göttin von Compiègne, an deren Brüste Vögel saugen, oder des Tricephalus von Reims. Zahlreich sind auch die Statuetten der Muttergottheiten, die aber in dieser Gegend nicht als Trias, sondern einzeln dargestellt sind; namentlich in Terracotta sind dieselben ungleich verbreiteter als am Rhein.

Für die bildlichen Darstellungen der italischen Götter dienten in Belgica und Germanien dieselben italischen Typen als Vorbilder. Die Gestaltung der Lokalgottheiten wird in beiden Gebieten italischen Götterbildungen angepasst, indem nur einzelne Charakteristica, wie die Kapuze bei den matres oder das Pferd bei den reitenden Frauen aus der älteren Vorstellung beibehalten wurde. Freilich für so phantastische Gestalten wie des Cernunnos oder die Göttin von Compiègne fehlte es an jeder italischen Analogie.

Ausgiebiger für die uns beschäftigende Frage ist eine Betrachtung der Grabmonumente. In Germanien haben die Grabinschriften wie in Italien meist die Form von rechteckigen Platten. Unter den Grabreliefs sind die der Soldaten am zahlreichsten; sie zerfallen in zwei Klassen: Die eine zeigt den Verstorbenen in seiner Militärtracht ruhig stehend oder, falls es ein Reiter war, in kühnem Sprunge über einen am Boden liegenden Barbaren wegsetzend; dann sind Panzer, Mantel und Waffen immer mit der grössten Sorgfalt ausgeführt, während dem Portrait geringere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Die andere Klasse umfasst die Monumente, welche den Soldaten in seiner Würde als römischen Bürger, also in der Toga darstellen. Keiner der beiden Typen ist rheinische Erfindung; denn die Reliefs des letztern stimmen bis in die Einzelnheiten der Faltung der Toga und der Lage der Hände mit einer Unzahl italischer überein, und wenn auch von den Monumenten des ersteren Typus in Italien aus leicht begreiflichen Gründen nur eine geringe Anzahl vorhanden ist, so ist diese doch zahlreich genug, um als Beweis für die italische Erfindung dienen zu können. — In kleineren Dimensionen als diese Portraitsreliefs findet sich an vielen Grabsteinen sowohl von Militär- wie Civilpersonen die vielbesprochene Darstellung des s. g. Totenmahles; dass es für diese hundert und aber hundert italische, ja schon griechische Parallelen giebt, ist allgemein bekannt. Nur einige wenige Monumente von Civilpersonen, wie das des Schiffers Blussus, des Getreidehändlers, des Hirten in Mainz oder des Geldwechslers in Mannheim, sind eigenartiger; im allgemeinen

Digitized by Google

wird der Satz als unumstösslich gelten dürfen, dass die rheinischen Steinmetzen schablonenhaft nach italischen Vorbildern arbeiteten und ihre Leistungen für die Geschichte der römischen Plastik nicht eine besondere Gruppe bilden, sondern nur einen Verfall bezeichnen. Als die römischen Legionen am Rhein festen Fuss gefasst hatten, wanderten auch die Steinmetzen, um dem Bedürfnis nach Votiv- und Grabmonumenten zu genügen, über die Alpen; den von ihnen gewiesenen Bahnen blieben später auch die Steinmetzen selbst einheimischen Schlages treu.

Im belgischen Gallien ist schon die Form der gewöhnlichen Inschriftsteine eine abweichende. In der Trierer Gegend befindet sich die Inschrift meist an der Kopfseite von etwa 2 bis 3 Meter langen Sandsteinen angebracht, die die Form von der Länge nach durchschnittenen Säulen haben; sie ruhen entweder auf einem Unterbau und dienen als Umfassung des Monumentes, oder liegen direkt über dem Grab, demselben mit ihrer Schwere trefflichen Schutz bietend. Eine andere ungewöhnliche Form haben die um Zabern in den Vogesen gefundenen Steine, welche im einzelnen unter einander abweichend, stets steilen Giebeln gleichen; an ihrer Kopfseite befindet sich über der Inschrift ein Halbmond, unter derselben eine für das Einschieben der Aschenurne bestimmte Öffnung.

Die reliefierten Monumente von Belgica teilen mit den auch anderwärts in Gallien zu Tage geförderten die in celtischer Eitelkeit beruhende Vorliebe für Portraits; arme wie reiche Leute trachteten darnach, ein Bild ihrer ganzen Figur der Nachwelt zu überliefern, so dass schlechte und gute Reliefs dieser Art in grosser Masse von den Pyrenäen bis nach Calais und von Calais nach Neumagen zu Tage gekommen sind. Aber während eine Erweiterung dieser Portraitdarstellungen zu grösseren Scenen aus dem täglichen Leben im übrigen Gallien nur selten beliebt wurde, sind diese in Belgica so häufig, dass man sie als die charakteristischte Erscheinung der belgo-römischen Kunst ansehen muss; eine überaus grosse Zahl von Monumenten, welche in Neumagen, Trier, Arlon, Soulosse, Reims, Lillebonne, und unmittelbar an der Grenze von Belgica, in Sens gefunden sind, führen uns die verschiedensten Beschäftigungen von Männern und Frauen, im Haus und im Freien, von Handel und Ackerbau in immer neuen Nuancierungen vor. Allerdings kannte ja auch Italien derartige realistische Darstellungen, aber wie selten sie dort sind, geht aus der geringen Zahl hervor, die O. Jahn in seiner Abhandlung über Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs vereinigen konnte. In Italien bilden die mythologischen Scenen auch für die Grabmonumente den fast ausschliesslichen Schmuck. Da man in Belgica für die Liebesabenteuer der italischen Götter kein Verständnis hatte, so war hier der Boden für die realistischen Darstellungen.

Indes ist es nicht nur die grössere Anzahl, es ist auch die grössere Peinlichkeit in der Wiedergabe der Wirklichkeit, die diese gallischen Reliefs von den italischen unterscheidet; aufs sorgsamste sind der Typus der Bewohner, die Kleidung, die Hausgeräte, und deutlich Mienen und Gesten der Handelnden zur Darstellung gebracht; vergleicht man z. B. das s. g. Totenmahl, so ist dies an italischen und rheinischen Monumenten immer in einem hergebrachten Typus in einer Allgemeinheit gehalten, dass man bis zum heutigen Tage streitet, ob ein Opfermahl oder eine Mahlzeit dargestellt sei; die belgischen Monumente dagegen führen uns mit einer Lebhaftigkeit die beim Mahle versammelte Familie und die aufwartende Dienerschaft vor, dass über die Auffassung dieser Scene, wenigstens für den Kreis dieser Monumente, kein Zweifel sein kann. Und wie durchaus

Digitized by Google

originell sind viele dieser Schöpfungen. Sie sind von italischer Kunstübung zum Teil so abweichend, dass selbst Kenner italisch-römischer Kunst bei Betrachtung derselben anfänglich an ihrem römischen Ursprung zu zweifeln pflegen. In Italien dürfte es zum Beispiel schwer fallen, ein paralleles Monument zu finden zu den Neumagener Schiffen, die als vollkommen freie Gruppe gearbeitet sind und neben den Fässern die weinlüsternen Schiffsleute bergen; oder zu dem Arloner Monumente, wo neben dem Relief rechts und links zwei mächtige Fässer angebracht sind, auf denen die Buchstaben D(is) M(anibus) stehen. Aber auch der Aufbau vieler belgischer Monumente ist eigenartig. Ich erinnere an die Igeler Säule und an die vielen Grabbauten aus Neumagen und Arlon, die in der Form mit der Igeler Säule übereinstimmen; eigenartig ist der turmartige Aufbau, namentlich das merkwürdig eingezogene pyramidale Dach; eigenartig ist die vollkommene Bedeckung mit Reliefs, die kaum der architektonischen Gliederung Raum lässt; eigenartig ist das vielfach vorkommende Kapitäl, an dessen Ecken Giganten dargestellt sind, deren Schlangenköpfe einem in der Mitte des Kapitäls gebildeten Brustbild in den Hals beissen. Diese Monumente, welche trotz der Nachbarschaft der in der Lugdunensis und den Germaniae üblichen Skulpturen italienischer Art sich in Form und Inhalt so eigenartig entwickelten, gehören zu den interessantesten Erscheinungen der romano-celtischen Mischkultur.

Auch in der Tracht der Bewohner unterscheiden sich Belgica und Germanien. Über die in Belgica übliche Kleidung geben die eben erwähnten Grabmonumente klare Auskunft. Die Männer tragen einen weiten, allseitig geschlossenen Mantel, der vermittelst eines dreieckig ausgeschnittenen Loches über den Kopf geworfen wurde; er reicht bis über die Kniee, hat bald kürzere, bald längere Ärmel, die aber nie gesondert angesetzt, sondern aus einem Stück mit dem Mantel geschnitten sind; meist ist auch eine Kapuze an demselben befestigt, die im Rücken hängend oder über den Kopf gezogen, eine spitze, den Mönchskapuzen ähnliche Form hat. Dieses, an einer grossen Menge gallischer Monumente dargestellte, Gewandstück ist unzweifelhaft das Sagum, welches von den alten Schriftstellern als das bis in die spätesten Zeiten der Römerherrschaft beliebte Nationalgewandstück der Gallier bezeichnet wird. Es wurde, wie uns Diodor berichtet, im Sommer von dünnem, im Winter von dichterm Stoff getragen und war in Streifen gemustert oder mit bunten Carreaux geziert; die letztere Angabe wird durch die im Metzer Museum aufbewahrten Denkmäler von Soulosse bestätigt. Das Sagum war das Kleidungsstück von arm und reich, es sind teilweise sogar Leute, die gentilicium und cognomen führen, auf den Portraitdarstellungen an der Hauptseite der Grabmonumente im Sagum dargestellt, während sonst im römischen Reiche der civis auf derartigen Reliefs mit der Toga bekleidet ist.

Unter dem Sagum tragen die Männer ein der römischen Tunica entsprechendes Hemd. Um den Hals ist oft ein Halstuch mehrfach umgeschlagen. Meist liegt ein plaidartiges Tuch bei den mit dem Sagum bekleideten Leuten über der linken Schulter, oder auch quer über der Brust, indem das eine Ende desselben über die linke Schulter, das andere über den rechten Arm geschlagen ist. Dieses Tuch trägt der Hausherr und der Sklave im Freien und im Zimmer; seine Bedeutung und sein Name sind indes bis jetzt unbekannt. Hosen vermochte ich auf den Monumenten noch nicht zu erkennen, die Fussbekleidung ist von wechselnder Form.

Die Frauen sind im Freien und bei feierlichen Gelegenheiten entweder ebenfalls

Digitized by Google

mit dem Sagum oder mit einem der römischen Palla verwandten Umschlagetuch bekleidet, im Zimmer mit einer bis zu den Füssen reichenden, an den Hüften geschürzten Tunica mit Halbärmeln. Die verheirateten tragen öfters über dem Kopf einen Schleier, der das Gesicht freilassend an beiden Seiten auf die Schultern herabfällt. Auch bei ihnen ist die Fussbekleidung mannigfach; im Hause war besonders ein Socken beliebt, bei dem der Teil für den grossen Zehen — in der Art unserer Fausthandschuhe — gesondert gestrickt war; unter diesem wurde eine leichte Sandale getragen, die mittelst eines zwischen dem grossen und den folgenden Zehen liegenden Riemens am Fusse befestigt wurde.

Der ausserordentlich grossen Menge belgo-gallischer, für das Kleiderstudium lehrreicher Reliefs steht eine sehr geringe Anzahl germanischer Skulpturen gegenüber, welche über die in diesen Gegenden übliche civile Tracht Auskunft geben könnten. Noch am häufigsten finden sich Grabreliefs von Veteranen, auf welchen die Verstorbenen selbstverständlich in ihrer Würde als römische Bürger in der Toga dargestellt sind. Unter den übrigen hierher gehörigen Monumenten tragen auf dem Mainzer Grabdenkmal eines Getreidehändlers (Becker, Katalog 231) die Arbeiter Tuniken; das berühmte Denkmal des Schiffers Blussus (Becker 232) zeigt den Schiffer in einem weiten Mantel mit Kapuze, der wie das Sagum über den Kopf angezogen wurde, aber insofern mehr der Paenula gleicht, als für die Arme keine Öffnung vorhanden ist; auf einem im Kölner Museum (Düntzer, Katalog 183) aufbewahrten Grabstein eines Veteranen ist auf einem Totenmahlrelief ein Diener mit dem Sagum bekleidet und mit demselben Gewandstück ein auf einem Mainzer Relief dargestellter sitzender Mann. Darf man auf diese geringe Anzahl von Monumenten hin einen Schluss wagen, so wäre es der, dass Germanien ehedem ein buntes Gemisch von Trachten aufzuweisen hatte, ein Schluss, der ja auch aus inneren Gründen durchaus wahrscheinlich ist. In scharfem Kontrast hierzu tritt die in Belgica fast ausschliesslich benutzte celtische Tracht.

Ausser der Kleidung der Bewohner giebt vor allem die **Bauart der Häuser** jedem Lande ein bestimmtes Gepräge. Leider liegen indes die Untersuchungen über das älteste germanische und celtische Haus noch allzusehr in den ersten Anfängen, als dass ersichtlich wäre, ob und wodurch sich das **Bauernhaus** dieser Gebiete in römischer Zeit unterschieden hat. Denn das ist allerdings unzweifelhaft, blieben Unterschiede durch Festhalten an alten Traditionen auch in der römischen Zeit bestehen, so müssen sich diese einzig und allein auf den Fachwerksbau der Dörfer und Weiler beschränkt haben. Der Steinbau der Städte und reichen Landsitze folgte in beiden Gegenden durchaus den italischen Mustern; kein Pionier römischer Kultur ward allerorts bereitwilliger empfangen, als der Ziegelbrenner und Mörtelmischer.

Von den steinernen Häusern sind Reste in grosser Anzahl nicht nur in den beiden Germanien und Belgica, sondern auch in anderen nordischen römischen Provinzen aufgefunden worden. Wer aber die Schwierigkeiten kennt, welche der Erforschung des römischen Hauses in Italien entgegentreten, obgleich die Häuserruinen Pompeis oft noch bis zum Dachansatz, zum mindesten 4 bis 5 Meter hoch stehen, wird ermessen, wie peinlicher Beobachtungen und scharfsinniger Untersuchungen es bedarf, um aus den nordischen Ruinen, in denen das aufgehende Mauerwerk die Fussbodenhöhe meist nur um wenige Fuss überragt, eine klare Anschauung über das nordische römische Haus zu gewinnen. Aber die provinzielle Archäologie darf diese Mühe nicht scheuen, da die Feststellung, in

Digitized by Google

wieweit das italische Haus durch das nordische Klima umgestaltet worden ist, zweifellos zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben gehört.

Aber gerade wenn man diesen Vergleichspunkt im Auge hält, wird die Schwierigkeit der Untersuchung noch erhöht. Denn in Italien kennen wir genau nur Grundrisse von städtischen Wohnhäusern, von Villengrundrissen dagegen ist wohl nicht einer systematisch ausgegraben, sicherlich keiner wissenschaftlich ediert. Umgekehrt aber besitzen wir aus den nordischen Provinzen nur Villengrundrisse und nicht einen Grundriss eines städtischen Wohnhauses; da die römischen Städte meist unter den modernen liegen, so stehen der genauen Untersuchung des weitverzweigten Grundrisses eines römischen Stadthauses immer örtliche Schwierigkeiten im Wege; die zu Tage tretenden Teile unterrichten zwar über die Bauart, Heizanlagen, Fussböden und Wandmalereien, sie gestatten auch einen Einblick in einzelne Zimmer, aber zu einer Erkenntnis der Raumdisposition des ganzen Hauses haben sie noch nicht geführt.

Von den Villengrundrissen ist im Laufe der Zeit auf Grund systematischer Ausgrabungen in fast allen nordischen Provinzen eine sehr grosse Anzahl gewonnen worden. Eine kleine Zusammenstellung von Villenplänen findet sich schon in Caumont' cours d'antiquités, einem Buche, dem wir, was Zusammenfassung des Materials anlangt, in Deutschland für die rheinisch-römischen Altertümer noch immer nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben; aber zu den von Caumont vereinigten treten noch eine ganze Reihe in französischen, belgischen und englischen Zeitschriften edierter und namentlich die grosse Zahl deutscher Villen: die wegen ihres prächtigen Mosaiks, wie wegen ihrer gefälschten Inschriften oft genannte Villa von Nennig, die grossen Villen von Fliessem, Oberweis, Pickliessem, Leutersdorf in der Eifel, ferner von kleineren Villen derselben Gegend die von Stahl und Manderscheid, an der Mosel die von Köllig und Wasserliesch, an der Saar die von Wiltingen, Beckingen und Mechern, auf dem Hunsrück die von Raversbeuern, in Lothringen die von Tetingen und Bettingen, am Mittelrhein die von Weingarten und Allenz, weiter südlich die von Rottweil, Pforzheim und manche andere.

Diese Villen liegen fast immer am Abhange eines meist nach Süden gewendeten Hügelzuges und zwar auf der halben Höhe desselben so, dass sie durch den weiter aufsteigenden Teil des Hügels vor den Nordwinden geschützt sind; meist in der Nähe einer Quelle, oder, wenn dies nicht der Fall ist, durch eine Röhrenleitung mit der nächsten Quelle verbunden.

Die Grundrisse der Villen zerfallen in zwei Arten: die einen haben eine quadratische oder annähernd quadratische Form, in ihrer Mitte liegt ein grosser Hof, der auf allen vier Seiten von Wohn- und Wirtschaftsräumen umschlossen ist; bei der anderen Art fehlt der Hof, in langgezogener, rechteckiger Gestalt mit vorspringenden Flügelbauten bildet sie einen zusammenhängenden Komplex von Räumen.

Zu der ersteren Art gehört die berühmte Villa von Fliessem und die meisten der kleineren Bauten, wie Raversbeuern, Stahl, Beckingen. Es ist dies die Wirtschaftsvilla; der Hof, welcher bei kleineren Gebäuden etwa 90 □m, bei grösseren bis zu 20 000 □m gross ist, hat natürlich nicht den Zweck des italischen Atriums, sondern war ein unbedeckter Wirtschaftshof; er ist mit schlechtem Estrich überzogen oder mit Sandsteinplatten bedeckt. Die langgestreckten Villen dagegen sind Lustvillen, in erster Linie mit Rücksicht auf Villegiatur gebaut; eine lange Veranda nimmt stets die ganze Länge der meist

Digitized by Google

nach Süden gewendeten Fronte ein, von der man eine schöne Aussicht auf die Umgegend geniesst; zu dieser Art gehören die reich ausgestatteten Villen von Nennig, Oberweis, Lentersdorf, sie haben eine Länge bis über 100 m, dagegen nur geringe Tiefe, die meist 20 m nicht überschreitet. Den klarsten Grundriss von derartigen Villen bietet die Villa von Oberweis. Sie besteht aus einem 60 m langen und 16 m breiten Mittelbau, an dessen beiden Enden sich je ein um die Südfront vorspringender Flügel anschliesst. Längs der Südfronte des Mittelbaus zieht sich eine Veranda hin, ihr entspricht auf der Nordfront ein die ganze Länge des Mittelbaues und der Flügel einnehmender Korridor. Zwischen Veranda und Korridor liegen die Zimmer, und zwar sind je vier um einen Vorraum gruppiert, so, dass immer zwei rechts, zwei links von demselben liegen. Diese Vorräume haben in sofern eine gewisse Ähnlichkeit mit dem italischen Atrium, als sie wie dieses die Kommunikation zwischen den einzelnen Zimmern herstellen, aber sie waren vollkommen überdacht; es hat sich in denselben weder ein Impluvium, noch eine Abwässerung vorgefunden.

Die langgestreckten Villen waren in ihrer ganzen Länge ununterbrochen überdacht, bei den quadratischen dagegen war der Mittelhof unbedeckt. Ob die Dächer einseitig oder zweiseitig geneigt waren, soll hier nicht erörtert werden; ebenso wenig versucht werden, den Grad der Neigung zu bestimmen. Das Deckmaterial des Daches besteht bisweilen aus Schiefer, das Frankfurter Museum bewahrt einen Teil eines derartigen Daches aus Heddernheim, bisweilen aus dünnen Sandsteinplatten, so z. B. bei zwei Villen bei Wustweiler und bei Fürth im Kreise Ottweiler, in der Regel aber aus Ziegeln. Letztere zerfallen wie beim italischen Dach in Flach- und Hohlziegel, stehen aber den italischen, wenn auch nicht an Güte, so doch an Grösse bedeutend nach. Wenn schon hierdurch das nordische Dach an Festigkeit verliert, so wird diese auch noch durch das Fehlen der Stirnziegel vermindert; es wird gehalten nur dadurch, dass die unterste Reihe der Flachziegel vermittelst eines durch den Ziegel gebohrten Loches an den Dachlatten befestigt und wenigstens teilweise die Hohlziegel mit den Flachziegeln durch Mörtel verbunden sind. Die Firstziegel fehlen im Norden; man verwendete an Stelle derselben Hohlziegel und verschmierte die grossen Lücken, welche am First durch das Eingreifen der Flach- und Hohlziegel entstanden, reichlich mit Mörtel aus.

Der Aussenbau des Hauses war wenig gegliedert; nur die äussersten Ecken sind immer als starke Pfeiler ausgebildet. Die Aussenwände sind mit einem dicken, rothraunen Stuck überzogen.

Die Wohnzimmer sind im Verhältnis zu den aus Pompei bekannten Dimensionen gross; sie fassen meist 16—20 Quadratmeter. Der Fussboden ist mit Estrich überzogen, in den besseren Zimmern mit Mosaiken, von denen fast jede Villa ein oder zwei, die eleganteren bedeutend mehr aufzuweisen hatten. Einfache schwarz-weisse Mosaiken, wie sie in Italien üblich sind, gehören im Norden zu den Seltenheiten; zu den schwarzen und weissen Steinchen treten hier noch rothraune, gelbe und grüne. Der Grund ist meist weiss, aber immer durch Ornamente, unter denen einfachere oder reichere Torengeflechte und ein aus Halbmonden zusammengesetztes Muster besonders beliebt sind, stark bedeckt; seltener sind figürliche Darstellungen. Eine reichere Farbenscala und die Verwendung von Glassteinchen findet sich erst seit Constantin. Ebenso werden auch erst seit dieser Zeit die Marmortäfelungen häufig.

Digitized by Google

Die Malerei der Wände ist in Dekoration und Technik mit der aus Pompei bekannten im wesentlichen übereinstimmend. Ihr Studium ist dadurch sehr erschwert, dass die Wände selten höher als zwei Fuss stehen und nur durch peinlichste Zusammensetzung der am Boden herumliegenden Stuckfragmente eine Rekonstruktion der Dekoration gewonnen werden kann; besonders gut glückte diese Zusammensetzung mit einer Bonner und einer Wiener Wand.

Unter den verschiedenen Dekorationsarten findet sich Imitation von Marmor nur in roher Manier und nur in Badezimmern und untergeordneten Räumen verwandt. Perspektivische Architekturmalerei lässt sich, wenn diese Überschau nicht nur die in den Villen, sondern auch die in den Stadthäusern gefundenen Malereien berücksichtigt, wenigstens auf einem kleinen aus den Ruinen der constantinischen Basilika in Trier stammenden Frescobruchstück nachweisen.

Am häufigsten aber war die Wand in folgender Weise dekoriert: der Sockel, welcher etwa die untersten 3 bis 4 Fuss der Wand einnimmt, ist in einer dunklen Farbe gestrichen; auf demselben sind meist Schilfpflanzen und Wasservögel, einmal auch Hirsche, Bären, Luchse dargestellt. Der darüber liegende Teil der Wand wird durch schmale schwarze Felder, die man als Pfeiler bezeichnen kann, gegliedert. Die Dekoration derselben, welche, wie eine reiche Anzahl germanischer und gallischer Beispiele zeigen, im wesentlichen immer übereinstimmt, besteht aus einem aufrechtstehenden Stab, aus dem von Fuss zu Fuss runde Schirmdächer hervorspringen. Die Dächer sind mit Tänien umwunden, auch tummeln sich auf ihnen meist Amoretten und Vögel, aus dem Stabe wachsen Ranken heraus. Vollkommen entsprechende Dekorationen kennt die pompejanische Malerei nicht, aber sie lehrt uns, dass dieselben aus den dort üblichen Kandelaberdarstellungen hervorgegangen sind, für deren phantastische Umbildungen schon in Pompei die Anfänge vorliegen. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass die uns in den nordischen Wänden entgegentretende Weiterbildung ebenso auch in der italischen Dekoration des zweiten und dritten Jahrhunderts stattgefunden hat; den Beweis hierfür direkt zu liefern, ist freilich nicht eher möglich, als bis eine Sammlung der italischen Frescofragmente auch dieser Periode vorliegt. — Die durch die Pfeiler begrenzten Felder sind meistens rot, jedoch auch in anderen Farben gestrichen. Sie waren bisweilen wie die pompejanischen Wände mit Bildern geziert. Tanzende Amoretten fanden sich in der Villa von Oberweis; der Oberteil einer weiblichen Figur, der zu einem Brustbild oder einer ganzen Gestalt gehörte, kam beim Bau des Redemptoristenklosters in Trier zum Vorschein; Fragmente eines hübschen Landschaftsgemäldes, welches auf bergigem Terrain ein Tempelchen und davor einen Ziegenhirten mit seiner Herde und eine in einem Teiche watende Kuh darstellt, wurde in Trier beim Umbau der Basilika entdeckt. Figurenreicher muss das Gemälde gewesen sein, welches nach Ausons Angabe das Atrium eines seiner Trierer Freunde zierte; es soll dargestellt haben, wie Amor in der Unterwelt von all den Frauen gepeinigt wird, die im Leben durch ihn gelitten haben. Reste eines sich über viele Meter ausdehnenden Gemäldes, auf dem die Figuren fast lebensgross sind, sind 1853 bei Nizy-le-Comte (bei Laon) gefunden worden; das Sujet bildet eine Jagd; eine Anzahl Jäger drängen mit Lanzen, Schwertern und Netzen auf Leoparden und Tiger ein.

Die Felder und Pfeiler wurden oben durch einen Fries, der bisweilen ebenfalls figürliche Darstellungen enthielt, abgeschlossen. Über demselben lag ein stark vortreten-

Digitized by Google

des Stuckgesims. Ob an dieses direkt die Decke anstiess, oder ob sich über demselben, nach Art sämtlicher pompejanischer Wände, noch ein dritter in leichteren Farben gehaltener Wandteil befand, kann auf Grund des vorhandenen nordischen Materiales bis jetzt noch nicht entschieden werden. — Von der Deckenmalerei sind meines Wissens erst einmal Spuren beobachtet worden; dieselben stellten auf weissem Grunde rote Ranken mit grünen Blättern dar.

Die Zubereitung des Wandbewurfes sowie die Art des Farbenauftrages sind im wesentlichen dieselben, wie sie aus Pompei bekannt sind; doch wurde besonders in späterer Zeit der Herstellung der einzelnen Mörtelschichten geringere Sorgfalt gewidmet. Die Ausführung der Malerei ist sehr verschieden; bessere Arbeiten, wie die der Pfeilerdekoration der Bonner Wand, des Landschaftsbildes und der Ornamente aus der Trierer Basilika, der Malereien von Nizy-le-Comte stehen indes den pompejanischen Arbeiten nicht nach; namentlich ein Knabenköpfchen und die erwähnten tanzenden Amoretten, welche in der Villa bei Oberweis gefunden wurden, sind mit staunenswerter Kühnheit und Sicherheit gemalt.

Ausser den Wohnräumen enthält jede Villa einige Badezimmer, deren Zahl zwischen zwei bis fünf schwankt; sie sind stets die best erhaltenen Teile der Ruine, da ihre Böden und die Wände mit unverwüstlichem Beton überzogen sind. Unter den Wirtschaftsräumen ist öfters die Küche, fast immer der Keller zu erkennen; im letzteren sind in den Wänden Nischen ausgespart, welche zum Aufbewahren von allerhand Gegenständen dienten, und in der Umfassungsmauer Fensterluken aus grossen Sandsteinquadern angebracht. Die Mauern sind stets sehr sorgsam ausgefugt, der Boden nicht mit Estrich, sondern nur mit gestampftem Lehm bedeckt. Unmittelbar neben dem Hause stösst man vielfach auf eine noch mit Kalk angefüllte Grube; dies erklärt sich daraus, dass die Römer, um die Haltbarkeit des Mörtels zu erhöhen, nur Kalk verwandten, der jahrelang im gelöschten Zustande gelagert hatte; sie mussten deshalb gelöschten Kalk stets vorrätig halten.

Wurden schon in der bisherigen Erörterung einzelne Unterschiede des nördlichen und des italischen Hausbaues berührt, so gilt es jetzt die beiden hauptsächlichsten Veränderungen, welche dem italischen Haus durch Versetzung in das nördliche Klima widerfahren sind, hervorzuheben: sie bestehen in der Einführung von geheizten Wohnräumen und einer stärkeren Verwendung des Fensterglases.

Es ist bekannt, dass man im Norden zur Erheizung der Zimmer das Hypokaustensystem des italischen Bades einführte. Bei dieser Neuverwendung traten nur geringe Veränderungen ein: die Hypokaustenpfeiler wurden etwas höher gemacht, und in einigen Gegenden, wie z. B. im Kreis Ottweiler und im Decumatenland benutzte man anstatt der — aus viereckigen oder runden Ziegelplättchen — aufgemauerten Pfeiler bisweilen auch Sandsteinpfeilerchen. Ferner wurden zur Herstellung des Rauchabzuges nicht die in Italien üblichen Warzenziegel verwandt, sondern Tubuli; diese gleichen am ehesten etwa kleinen Kistchen, denen die beiden kleinsten Seiten fehlen; es sind quadratische Röhren, deren Höhe zwischen 15—30, deren Länge zwischen 10—20, deren Breite zwischen 8—15 Centimeter schwankt; in ihren gegenüberliegenden Schmalseiten befindet sich je ein rechteckiger Ausschnitt. Diese Tubuli sind entweder zum Aufbau des Rauchabzuges benutzt: alsdann sind sie in den Ecken des Zimmers in einer Reihe bis zur Decke übereinander gestellt;

Digitized by Google

oder es ist mit ihnen eine Erheizung der Wand erzielt: alsdann sind sie der ganzen — oder auch nur der halben — Wand entlang nebeneinander und bis zur Deckenhöhe übereinander gestellt. Aus den Hypokausten schlägt das Feuer in die Tubuli und dringt in diesen aufwärts, indem es gleichzeitig durch die seitlichen Löcher seitlich kommunicieren kann.

Öfters dehnt sich das Hypokaust nicht unter dem ganzen Zimmer aus, um die Benutzung desselben auch dann noch zu ermöglichen, wenn der Fussboden zu glühend heiss wurde; in diesem Falle ist ein Teil des Zimmers entweder fest untermauert oder nur mit Kanälen durchzogen. Einen ähnlichen Zweck hat es, wenn von mehreren nebeneinander liegenden Zimmern nur eines eine direkte Heizung hat, während die Hypokausten der anderen nur durch die Hypokausten des ersten ihre Wärme empfangen.

Um vor einem Irrtum zu warnen, sei noch hervorgehoben, dass, wenn sich unter einem Zimmer eine Hypokaustenvorrichtung findet, dagegen jeder, sei es direkter, sei es indirekter Feuerzugang fehlt, der Unterbau nicht zur Erheizung, sondern nur zur Trockenhaltung des Fussbodens diente.

Diese durch das nordische Klima veranlasste Heizung einer Anzahl der Wohnzimmer musste zugleich eine stärkere Verwendung des Fensterglases nach sich ziehen. Dass in Italien das Fensterglas bekannt, aber doch nur wenig in Gebrauch war, zeigen übereinstimmend die Ruinen Pompeis, die Beschreibung der Plinianischen Villen, die Nörgeleien des Philosophen Seneca; Italiens warmes Klima gestattete die glänzende Erfindung des Mediums, welches die Luft abschliesst und doch Licht zulässt, so wenig auszunutzen; nicht so der lange nordische Winter.

Bei sorgfältiger Ausgrabung sind wohl in jeder nordischen Villa wenigstens Fragmente von Fensterscheiben gefunden worden; hervorzuheben sind grössere Stücke aus der Saalburg bei Homburg und einer römischen Villa bei Wustweiler (Kr. Ottweiler), eine noch in Blei eingefasste Scheibe aus einer Villa bei Wellen an der Mosel, eine unseren modernen Scheiben an Durchsichtigkeit wenig nachstehende aus Beckingen an der Saar, namentlich aber die etwa 60 cm hohe und 40 cm breite Glasscheibe, die im St. Révérien im Departement de Nièvre zum Vorschein gekommen ist. — Venantius Fortunatus erwähnt mehrfach Glasfenster in Kirchen. Auch die grossen Trierer Bauten — der Kaiserpalast, die Basilika, die frühchristliche Kirche, welche den Kern des heutigen Domes bildet — können in den Räumen, welche mächtige Fenster in zwei Reihen übereinander und gleichzeitig Hypokausten hatten, nur durch Glas bewohnbar gemacht worden sein.

Es ist demnach eine Thatsache, dass die Glasscheibe im nordischen Hause stärker verwendet wurde, als im italischen; es fragt sich nur, ob sich dieselbe schon in römischer Zeit annähernd die Bedeutung eroberte, die sie heutzutage einnimmt. Allein auf die Anzahl der Funde hin darf diese Frage natürlich nicht entschieden werden, da alle römischen Häuser und Villen im frühen Mittelalter nach Baumaterial — unter dem die Glasscheibe an Wert obenan steht — durchwühlt worden sind. Andere sichere Anhaltspunkte fehlen indes. Ist es jedoch gestattet auf die bei zwei Villenausgrabungen beobachtete Thatsache hin, dass die Scheiben nur in der Nähe von heizbaren Zimmern lagen, einen Schluss zu ziehen, so sind in der Regel nur die heizbaren Zimmer mit Glasscheiben versehen gewesen, während dieselben in unheizbaren Zimmern eine — wenn vielleicht auch oft vorkommende

Digitized by Google

Ausnahme — bildeten. Eine sichere Entscheidung dieser Frage wäre wichtig namentlich für eine richtige Beurteilung des städtischen Wohnhauses, denn eine starke Verwendung der Glasscheibe könnte leicht zu einer Umgestaltung des Atriums, ja des gesamten Grundrisses des italischen Hauses geführt haben.

Es wurde oben schon erwähnt, dass bei den quadratischen Villen nicht nur herrschaftliche Wohnräume, sondern auch Wirtschaftsräume an den grossen Hof angrenzen. Bei den langgestreckten Villen dagegen sind letztere vom Haupthause getrennt und bilden einzelne kleine, im Umkreis des Herrenhauses liegende Gebäulichkeiten; sie enthalten ausser Ställen und Scheunen auch Schmieden und andere Werkstätten.

Die Ausdehnung des Haupthauses, sowie die grosse Anzahl der Wirtschaftsräume zeigt deutlich, dass der Zweck dieser Gehöfte weder der war, als Jagdschloss für reiche Römer, noch als Vergnügungssitz für hohe Beamte zu dienen; diese Gehöfte finden einzig und allein ihre Erklärung, wenn man sie als den Sitz der Grossgrundbesitzer auffasst, welche von hier aus das umliegende Land bebauten.

Zur Bestimmung des Umfanges der zu diesen Villen gehörigen Ländereien fehlt uns jeder Anhalt. Da aber der Besitz des Kleinbauern infolge harten Steuerdruckes von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zusammenschrumpfte, wird nicht nur die Zahl der Latifundien, sondern auch die Ausdehnung jedes einzelnen stets angewachsen sein.

Die Wirtschaft wurde teils mit Sklaven, teils mit Freien betrieben. Musste anfänglich der Staat durch Gesetze darauf hinwirken, dass nicht mehr als zwei Drittel der Arbeiter dem Sklavenstande angehörten, so zwang die vom Beginn der Kaiserzeit stets wachsende Abnahme an Sklaven zu einer weit grösseren Herbeiziehung von freien Arbeitern. Letztere waren Tagelöhner, Pächter oder Coloni. Die Pächter bewirtschafteten Teile des Gutes gegen einen bestimmt fixierten Satz, den sie in Geld und Ernteertrag zu entrichten hatten. Neben diese Pächter tritt in der späteren Kaiserzeit der für die Bebauung sämtlicher römischen Provinzen hochwichtige Stand der Kolonen; es sind dies Leute, die ebenfalls gegen Pachtzins einen bestimmten Teil der Latifundien bewirtschaften, aber infolge Gesetzes selbst und mit ihrer ganzen Familie an die Scholle gebunden sind, von der sie selbst der Wille des Gutsherrn nicht loslösen kann. Sie sind zwar persönlich frei, haben aber keine freie Vermögensdisposition. Anfänglich bestanden diese Kolonen lediglich aus Barbaren, in der letzten Zeit römischer Herrschaft haben sich aber auch freie Römer, um dem Steuerdruck zu entgehen, teils aus freien Stücken, teils gezwungen in diesen Stand begeben.

Der Moment, wo die Pächter oder Coloni ihrem Patronus die Abgaben darbringen, ist auf belgischen Reliefs mehrfach dargestellt. Die einen, z. B. ein kleiner Fries der Igeler Säule, zeigen, wie der Patronus die Naturalabgaben empfängt. Der Patronus am Ende des Zimmers stehend bewillkommnet fünf Männer, die mit dem Sagum bekleidet und grossen Spazierstöcken versehen, schweren Schrittes auf ihn zuschreiten; sie bringen ihm ein Schaf, einen Hahn, Fische, ein Körbchen voll Äpfel oder Eier, der fünfte einen jetzt undeutlichen Gegenstand. Auf anderen Monumenten sieht man die Darbringung von baarem Gelde; unter diesen ist namentlich ein Neumagener Relief wegen seiner lebendigen, sprechenden Darstellung hervorzuheben.

Neben den Grossgrundbesitzern betrieb auch der Staat Landwirtschaft; er bediente sich zu diesem Zwecke im grössten Umfange und schon weit früher als die Privateigen-

Digitized by Google

tümer der Coloni; ganze Scharen fremder Völkerschaften verpflanzte er auf seine Domänen. Schon Mark Aurel siedelte Markomannen in Germanien an, Maximian liess durch Franken Ländereien bei den Treveri und Nervii bebauen, Constantin wies einer Schar Sarmaten auf dem Hunsrück zwischen Tabernae und Noviomagus Wohnsitze an, und Constantins verteilte gefangene Friesen und Chamaven auf die Staatsländereien im Gebiete der Ambianen, Bellovacer, Tricassinen und Lingonen.

So erreichte durch den Betrieb der Kleinbauern, namentlich aber durch den der Grossbesitzer und des Staates der Anbau des linksrheinischen Gebietes unter römischer Herrschaft eine weite Ausdehnung. Waren die Thäler des Rheines und der Mosel, mehr aber noch die der Nahe und Saar schon in vorrömischer Zeit durch Celten und Germanen urbar gemacht worden, so erstreckte sich der römische Anbau von den Thälern in das Land hinein. Die Gegend zwischen Jülich und Zülpich, das Maifeld, der Saargau wurden reich besiedelt; die Eifel war mindestens in gleicher, wahrscheinlich in grösserer Ausdehnung angebaut, als heutzutage. — Das Decumatenland auf dem rechten Ufer blieb dagegen in seiner Entwickelung weit zurück hinter der des linken Ufers; indes war der Anbau unzweifelhaft auch hier ein grösserer, als neuere Forscher, im begreiflichen Gegensatz zu Mone's jede Burg und jeden Gebrauch des badischen Landes auf römischen Ursprung zurückführenden Theorien, zuzugeben geneigt sind.

Man trieb Flachs- und Kornbau, daneben auch Obstkultur; Plinius bezeugt die Kirsche für Belgica und den Rhein; erstere lieferte auch gute Äpfel; Nüsse und Birnen sind mehrfach auf den Monumenten dargestellt. Auch der Weinbau wurde längs der ganzen Mosel schon seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts betrieben, denn die Neumagener Monumente, die etwa in den Anfang des dritten Jahrhunderts fallen, setzen eine hohe Blüte des Weinbaues und Weinhandels voraus. Am Rhein scheint dagegen der Weinstock nur in geringem Maasse angepflanzt worden zu sein. — Die Viehzucht bleibt auch in römischer Zeit in diesen Gegenden bevorzugt. Ungeheure Herden von Schweinen und Schafen weideten auf belgischem Boden, die einen lieferten Schinken, welche selbst in Rom als Leckerbissen verkauft wurden, die anderen die Wolle für die grossen einheimischen Tuchfabriken.

Dieser Betrachtung des ländlichen Anbaues, die von den Villen ihren Ausgangspunkt nahm, würde eine Schilderung der Städteanlagen entsprechen. Aber es gebricht uns, wie schon erwähnt, an der Kenntnis des Wichtigsten in einer Stadt, an der des Wohnhauses: Innenbau und Aussenbau desselben sind uns gleichmässig unbekannt. Und alle die Fragen: wie war die Grundanlage der Städte; wie breit waren die Strassen, waren sie gepflastert; öffneten sich auch auf diese die offenen Läden, welche der italischen Strasse ein so munteres Treiben gaben; waren den italischen, waren den einheimischen Göttern bestimmte Plätze in oder ausserhalb der Stadt angewiesen; gab es um das Forum Säulengänge; inwieweit wurde die Bauart der Basiliken durch das nordische Klima beeinflusst; inwieweit stimmen die Begräbnisplätze mit den italischen überein? — alle diese Fragen müssten ungelöst bleiben, weil zur Beantwortung derselben das Material entweder fehlt, oder wenigstens noch nicht gesammelt vorliegt. Wir würden uns zu begnügen haben mit einem Hinweis auf die Ummauerungen, auf die Wasserleitungen und Thermenanlagen, auf die Amphitheater, und müssten von den Trierer Kaiserbauten aus Schlüsse zweifelhaftester Berechtigung auch auf die Bauten anderer Städte wagen. Es bedarf erst guter

Digitized by Google

monographischer Behandlungen der einzelnen Römerstädte in Germanien und Belgien, bevor an die Lösung dieser Aufgabe gedacht werden kann.

Von den Industrien, die in den Städten betrieben oder deren Produkte wenigstens hier zu Markte kamen, sei nur der hauptsächlichsten gedacht. Zu den blühendsten gehörte die Töpferei. Allerorts gab es grosse Töpferwerkstätten, die die Umgegend mit den für das Leben und den Gräberkult nötigen Waren versorgten; aber ihr Exportbezirk war immer ein beschränkter, denn in Form und Ornament scheiden sich deutlich die Waren von Worms, Köln, Asberg, Trier, Namur und die der nordfranzösischen Städte, wie Reims, Rouen, Arras. Selbstverständlich veränderten sich die Waren auch in den verschiedenen Jahrhunderten: diese Veränderungen näher festzustellen, wäre eine, auf Grund der vorhandenen gesicherten Gräbergesamtfunde ausführbare und lohnende Aufgabe. — Das gewöhnliche Hohl- und Tafelglas ward selbstverständlich im Lande fabriciert; aber man fertigte hier sogar auch Achat- und Emailglas an, wie durch die Auffindung der römischen Glasfabrik auf der Hochmark bei Cordel festgestellt ist. — Eisen wurde vielfach im Taunus, in der Pfalz und an der Nahe geschmolzen. — Was die Bronze anlangt, so scheinen alle gewöhnlichen Gebrauchsartikel, wie Fibeln, Nadeln, ordinäre Becken und Gefässe, im Lande hergestellt worden zu sein, während das feinere Bronzegerät und die Götterstatuetten aus Italien importiert wurden. Wären die Götterstatuetten einheimisches Fabrikat, so würden wir unter den Bronzen auch den einheimischen Göttern mehr begegnen müssen, die in Terracotta so massenhaft gebildet sind. — Dass man die Emailtechnik im Lande übte, wird nach Auffindung der Emailfabrik in Bibracte nicht mehr ernstlich in Frage gezogen werden können.

Um ein gesichertes und allseitiges Bild von den Zuständen unserer Gegenden unter römischer Herrschaft zu erlangen, bedarf es der Nachprüfung dieser aufgeworfenen Fragen durch andere, sowie einer Vervollständigung der gegebenen Schilderungen; namentlich muss es das Ziel der Forschung sein, die Kultur in ihrer allmählichen Entwickelung zu erfassen. In dieser Hinsicht geht unsere jetzige Kenntnis über die allgemeinsten Umrisse nicht hinaus: Im Decumatenland und Germanien nimmt der Wohlstand bis etwa um das Jahr 280 stetig zu; in dieser Zeit aber geht das Decumatenland verloren, und der Besitz am Rhein wird durch die unaufhörlichen Einfälle der Barbaren gefährdet und geschädigt; das Belgische Gallien dagegen erfreut sich noch hundert Jahre eines ungestörten Gedeihens; ja Trier, welches zur Kaiserresidenz auserkoren wird, erlangt eine ungeahnte Blüte.

Der Präsident geht nun nach einigen Worten des Dankes an den Vorredner zum zweiten Punkte der Tagesordnung über, der Bestimmung des Ortes der nächsten Versammlung, und bittet Herrn Professor Dr. Eckstein aus Leipzig, hierüber der Versammlung Bericht zu erstatten.

Professor Dr. Eckstein:

Hochansehnliche Versammlung!

Die Handlung, die sich in diesen vier Tagen abzuspielen hat, ist zu ihrer Peripetie gelangt: der glänzende Prologus ist vorüber, und wir haben den Epilogus zu erwarten; die dramatis personae waren die Redner, die wir gehört haben und die wir noch hören werden. Ich bedaure nur, dass wir in der Oper die taurische Diana gehört haben,

Digitized by Google

wo wir den Jupiter pluvius nicht um heiteres Wetter anflehen konnten, und ich bedaure, dass der Kommers erst heute abend stattfindet, wo wir dem Jupiter pluvius ein tüchtiges Pereat hätten ausbringen können.

Wir haben gestern in geistreicher Kombination von einem Pendant zu einer alten fabula gehört. Unsere Versammlung hat auch einen solchen Pendant, nämlich, noch ehe wir gedankt haben für das, was wir hier genossen, müssen wir schon darauf denken, wohin wir in dem nächsten Jahre unsere Versammlung verlegen wollen. Das ist keineswegs eine leichte Frage, und das Präsidium dieser Versammlung hat mit ausserordentlichen Schwierigkeiten dabei zu kämpfen gehabt. Es hat, wie das bei derartigen Dingen zu geschehen pflegt, sich vielerlei Körbe geholt, allerdings in einer sehr angenehmen Form, aber es bleiben doch eben Körbe, mit denen man nicht gerade sehr zufrieden sein kann. Ich will Sie nicht aufhalten mit Aufzählung aller der Sorgen, die unser verehrter Herr Präsident dabei gehabt hat; was nützt es, die Namen der Städte zu nennen, die beinahe wie im Evangelium geladen sind zum Feste und dann allerlei Entschuldigungen anführen. Ich meine, die Hauptsache liegt darin, dass wir einen Ort wählen, der uns nicht an die Peripherie des Vaterlandes bringt. Es sind im Lande eine Reihe von Städten, die sich besonders für unsere Versammlung geeignet hätten, Oldenburg, Lübeck, vielleicht Danzig, ja es könnte sein, dass, wenn wir in den äussersten Winkel, nach Posen, gehen würden, wir dort eine sehr gastliche Aufnahme finden würden. Aber das hilft nichts, es ist notwendig, unseren Blick nach dem Herzen des Vaterlandes zu wenden, eine Stadt im Centrum zu wählen. Da liegt nun ein Land, rein jungfräulich, noch unberührt von unseren Versammlungen, das ist das Anhaltische Land, dem Norden und dem Süden nicht zu fern, und doch für uns alle von grosser Bedeutung, nicht zwar für die Philologie als Wissenschaft, obgleich auch dabei einige ganz tüchtige Namen uns entgegentreten werden, aber vor allen Dingen als Land der Pädagogik, dessen hochherzige Fürsten den Reformierern der Pädagogik immer eine gastliche Stätte bereiteten. Wir haben da Köthen mit den Ratichianern, und in Dessau haben wir die Erinnerung an Basedow, der sein Philanthropin dort gründete, und an ihn knüpft sich sein Urenkel Max Müller, dessen Vater Wilhelm in Dessau war und nebst seinem Sohne eine tüchtige Zierde des Landes bietet. Doch darauf wird es ja weniger ankommen; es wird sich darum handeln, aus den Anhaltischen Landen unseren Versammlungsort zu nehmen, und da ist nichts einfacher, als dass wir die Hauptstadt wählen, freundlich gelegen durch ihre Umgebung, zwar nicht Berge, aber doch Wälder von vorzüglicher Schönheit, die uns sehr anziehen werden. Und deswegen hat die Kommission beschlossen, Ihnen das freundliche Dessau zum Versammlungsort im nächsten Jahre zu empfehlen. Zudem haben wir dort auch wegen des Präsidiums keine Schwierigkeiten. Es ist der Schulrat Krüger, der zur Schulbehörde gehört und an der Spitze des Gymnasiums steht, in unserer Mitte, der einen speziell uns unvergesslichen Vater und eine gewisse Praxis in der Leitung von Versammlungen hat. Deswegen werden wir Ihnen Schulrat Krüger als 1. Präsidenten und Director Stier in Zerbst als 2. Präsidenten vorschlagen.

Ehe aber zur Abstimmung geschritten werden kann, habe ich mich noch eines Auftrages zu entledigen, der in der Kommission ernstlich beraten worden ist. Es sind zwei Anträge, über welche natürlich nicht heute, sondern im nächsten Jahre erst Beschluss gefasst werden kann, zumal der eine eine Abänderung der Statuten bedingen wird. Wir haben gefunden, dass die jährlichen Versammlungen doch eigentlich des Guten zuviel

werden; und deshalb schlagen wir vor, in Dessau darüber Beschluss zu fassen, dass fortan nur tertio quoque anno diese Versammlungen gehalten werden. Es ist ja jetzt hauptsächlich daran zu denken, dass wir in allen Teilen des Vaterlandes jährliche Versammlungen der Lehrer haben, auch der Gymnasiallehrer, und zwar solche Versammlungen, an denen die durch ihr Wissen ausgezeichneten Lehrer wegen der grösseren Leichtigkeit und Wohlfeilheit gern und freudig teilnehmen. Das ist das Eine.

Das Zweite ist etwas delikaterer Art, aber es muss doch zur Sprache gebracht werden. Wir haben die Freude und erkennen es dankbar an, dass überall, wo wir gewesen sind, die Staatsregierungen und die Städte alles Mögliche gethan haben, um uns den Aufenthalt recht angenehm zu machen — der Himmel muss freilich auch dabei sein. Nun meine ich, heutzutage, wo die Leichtigkeit der Verbindung die Zahl der Kongresse ins Enorme erweitert hat, — wer kommt heutzutage nicht zusammen? — ich meine, wir, die wir in unseren Versammlungen nächst den Naturforschern die ältesten in Deutschland haben, könnten darauf verzichten, derartige Opfer von Städten und Staatsregierungen zu erwarten und uns bereit erklären die erwachsenden Kosten selbst zu übernehmen. Es ist ein delikater Punkt, darüber zu verhandeln, weil allemal der Ort, wo man ist, am allerwenigsten zufrieden sein wird, dass man sagt, wir können nicht bezahlen, aber wenn es beschlossen wird, dann ist für die Zukunft ein Leitfaden für die Regierungen gegeben, und wir haben bei der Wahl des Ortes mit keinen grossen Schwierigkeiten mehr zu rechnen, denn es giebt doch Regierungen, die nicht geneigt sind auf eine derartige Unterstützung einzugehen.

Nun bitte ich das hohe Präsidium, die Versammlung zu befragen, ob sie mit der Wahl von Dessau und mit der Wahl der beiden Präsidenten Krüger und Stier einverstanden ist. Das andere sind Vorschläge, die für jetzt nicht weiter zur Verhandlung kommen können.

Präsident Director Dr. Wendt: Es wird am Platze sein, dass wir zunächst den verehrten Herrn Schulrat Dr. Krüger ersuchen, selbst das Wort hier zu ergreifen.

Schulrat Dr. Krüger aus Dessau: Als vor einigen Monaten vonseiten unseres verehrten Herrn Präsidenten in dieser Angelegenheit die erste Anfrage an mich gerichtet wurde, habe ich nicht unterlassen, an zuständiger Stelle Erkundigungen einzuziehen über die Ausführbarkeit des geplanten Vorhabens. Es ergab sich, dass die Schwierigkeiten lokaler Art, welche bisher der Abhaltung einer Philologenversammlung in Dessau sich entgegengestellt haben, auch gegenwärtig ungeachtet der während der letzten Jahre erfolgten Errichtung eines neuen Gymnasialgebäudes, das Ostern d. J. bezogen worden ist, noch immer nicht völlig überwunden sind. Andererseits fand ich volle Zustimmung zu meiner Überzeugung, dass für das Herzogtum Anhalt gewissermassen eine moralische Pflicht, eine Pflicht der Dankbarkeit vorliege, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, deren segensreiche Anregungen im Laufe der Jahre bereits so manchen bei diesen Versammlungen zugegen gewesenen Lehrern Anhalts zugute gekommen seien, auch einmal in den eigenen Grenzen willkommen zu heissen. Und so freue ich mich denn, meine Herren, heute bereits in der Lage zu sein, hier im Namen der Herzogl. Anhaltischen Staatsregierung die Erklärung abzugeben, dass, wenn Sie im nächsten Jahre Dessau mit Ihrer Gegenwart beehren wollen, Sie dort herzlich werden willkommen geheissen werden, dass eine freundliche Aufnahme nicht fehlen wird. Allerdings rechnen wir dabei von vornherein auf Ihre gütige Nachsicht und — auf Ihre Genügsamkeit. Eine so herrliche, unver-

Digitized by Google

gleichliche Festhalle, wie diejenige ist, in welcher wir diesmal tagen, ein 'Hôtel Germania' und, wenn ich dies hinzufügen darf, einen 'Bärenzwinger' vermögen wir Ihnen nicht zu bieten. Aber dennoch vertraue ich, dass Sie Sich wohl und behaglich in Dessau fühlen werden, in dem von der Natur nicht nur durch so unvergleichliche Eichenwaldungen reich gesegneten Lande, in dem Lande, welches das an Schätzen der Natur und Kunst so reiche Wörlitz sein Eigentum nennt, in der Stadt, wo, wie schon der geehrte Herr Vorredner erwähnte, durch Basedow das 'Philanthropium' gegründet wurde, wo einst Männer wie Campe und Wilhelm Müller für die humanistischen Studien gelebt und gewirkt haben.

Was nun meine persönliche Qualifikation anbetrifft zu dem mir vertrauensvoll zugedachten Amte, so bin ich da allerdings wesentlich anderer Ansicht, als der geehrte Herr Vorredner. Aber, meine Herren, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen, so werde ich gern und freudig alles thun, was in meinen Kräften steht, um dieses Vertrauen in jeder Hinsicht zu rechtfertigen. Ich stelle mich Ihnen also zur Verfügung und rufe Ihnen zu: Willkommen im nächsten Jahre in Dessau.

Präsident Director Dr. Wendt: Ich möchte fragen, ob einer der Anwesenden zu dieser Frage das Wort zu ergreifen wünscht oder Gegenvorschläge zu machen in der Lage ist — — (Pause).

Da das nicht der Fall zu sein scheint, so bitte ich diejenigen Herren, welche gegen die Wahl der Stadt Dessau als Ort der nächsten Versammlung, sowie des Herrn Schulrat Dr. Krüger aus Dessau als ersten, des Herrn Director Stier in Zerbst als zweiten Präsidenten stimmen wollen, die Hand zu erheben (geschieht nicht). — — Es sind also Dessau als Ort der Versammlung, die beiden genannten Herren als Präsidenten gewählt.

Zweitens sind zwei Anträge gestellt, aber nur in der Art, dass beschlossen werden soll, es möge auf der Philologenversammlung in Dessau darüber verhandelt werden. Es wird also denjenigen, die dagegen wären, durchaus nichts vorweg genommen. Ich frage, ob irgend einer der Herren dagegen sprechen will, dass die beiden beantragten Punkte in Dessau auf die Tagesordnung gesetzt werden? — — (Pause).

Da dies nicht der Fall ist, so nehme ich an, dass auch dieser Antrag einstimmig gutgeheissen ist. (Zustimmung.)

Ich bitte nun Herrn Dr. Koch aus Marburg seinen Vortrag zu halten.

Dr. Koch, Privatdocent aus Marburg:

Über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert.

Scheidung und Autonomie der sprachverschiedenen, Aneinanderschliessen der sprachverwandten Völker ist die politische Losung des neunzehnten Jahrhunderts geworden. In der Literatur der einzelnen Völker macht sich dieselbe Tendenz schon viel früher bemerkbar und auch folgenreich geltend. Im Mittelalter, als die Idee des römisch-deutschen Imperiums ganz Europa beherrschte, war auch die Literatur zum weitaus grössten Teile eine internationale. Stoffe und Formen der höfischen Poesie waren ziemlich die gleichen aller Orten. Auch im Zeitalter der Renaissance begegnen wir denselben Stoffen, nur hier etwas früher, dort etwas später bei allen Kulturvölkern Europas — als Beleg hiefür brauchen wir nicht ein-

Digitized by Google

mal die überall herrschende lateinische Sprache und antiken Formen der Poesie zu erwähnen, auch die populäre Literatur ist eine internationale, wie z. B. die vorreformatorischen Dramatisierungen des Hekastus (Every-Man)[1] beweisen. Selbst als das gemeinsame Band der einen Kirche die verschiedenen Nationen nicht mehr verband, war die Strömung der Literatur noch vorwiegend eine internationale. Die gleichen religiösen Interessen verbanden Katholiken und Spanier, Reformierte und Hugenotten. Der grösste historische Vertreter jener Epoche, Fischart, der Übersetzer des Gargantua, kann uns auch als Repräsentant jener internationalen Richtung gelten. Zu gleicher Zeit aber hatte auch schon eine Scheidung der Literaturen ihren Anfang genommen, oder besser gesagt, das Streben nach einer solchen Scheidung begann sich allmählich zu regen, um bald immer selbstbewusster hervorzutreten. Nicht leicht wurde es dabei jedem einzelnen Volke seine Literatur selbstständig zu entwickeln. Das Verhältnis zum klassischen Altertume, schon vor den Tagen der Renaissance nicht wirkungslos[2]), übte nun auf jede der emporstrebenden Literaturen den bestimmendsten Einfluss aus. Die Frage, wie der nationale Sondergeist sich zu dem der Antike stellen werde, bildet die Haupt- und Lebensfrage für jede moderne Literatur. Ein knechtisches Sichhingeben und revolutionäres Auflehnen tritt abwechslungsweise dabei zu Tage. Noch im achtzehnten Jahrhundert kämpft man in Frankreich la querelle des anciens et modernes. Schwer wurde es, besonders der deutschen Literatur schwer, Bewunderung der Alten und eigene Selbständigkeit zu vereinigen. Und da man die alte Literatur unmöglich entbehren, aber auch kein förderndes, unmittelbares Verhältnis zu ihr finden konnte, so trat man zunächst denjenigen Literaturen der Neueren näher, welche in ihrer Ausbildung der deutschen bereits vorangegangen waren und für sich bestimmte Beziehungen zum Altertume geregelt hatten. So führte denn gerade das Bestreben selbstständig zu werden, wieder zur zeitweiligen Verbindung und Abhängigkeit mit und von benachbarten Völkern. Es war aber doch ein ganz anderes Verhältnis, welches man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert anknüpfte, als das gewesen, in welchem z. B. Fischart zur französischen Literatur gestanden hatte. Jetzt wollte man die fremde Literatur nur als Wegweiser zur Antike, als Hilfsmittel, als Vormund, dessen man bald entraten zu können hoffte, gelten lassen. Und so erfüllte ein versuchsweises Tasten anderthalb Jahrhunderte, bis man endlich am Schlusse sich derjenigen Literatur anschloss, die uns die sprach- und stammverwandteste war. Auf dem Umwege durch die englische Literatur sind wir dann endlich unmittelbar zum Altertum gekommen.

Zuerst ward der Versuch einer Annäherung an die französische Literatur gewagt. Nach ihrem Muster wollte Martin Opitz von Boberfeld (23. Dezember 1597 — 20. August 1639) die inhaltlich reiche, aber völlig verwilderte und formlose vaterländische Literatur schulen. Dies Bestreben nahm dann im achtzehnten Jahrhundert Johann Christoph Gottsched (2. Februar 1700 — 12. Dezember 1766) von neuem auf. Durch engsten Anschluss an die in der Zwischenzeit grossartig entwickelte französische Literatur wollte er der deutschen wenn nicht Würde, so doch Etiquette lehren. Opitz wie Gottsched drangen mit ihren Bestrebungen ebensoweit durch, als sie einem allenthalb gefühlten Bedürfnisse der zeit-

1) K. Gödeke „Every-Man, Homulus und Hekastus. Ein Beitrag zur internationalen Literaturgeschichte.“ Hannover 1865.

2) L. Cholevius „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen.“ Leipzig 1854.

Digitized by Google

genössischen Literatur entgegenkamen. Sofort erfolgte dann aber auch beidemale der Rückschlag gegen die weitere Fortsetzung ihres einseitigen Strebens. Gegen Opitz erhob sich zunächst die Nürnberger Schule (der Blumenorden an der Pegnitz)[1]), welche die Rechte der Phantasie gegenüber Opitz' verstandesmässiger Richtung betonte; die gleiche Tendenz wie die Nürnberger verfolgte aber bald auch die zweite Schlesische Schule. Gegen Gottscheds Verstandeslehre machte sich zuletzt eine aus der Leibnizischen Schule hervorgehende Gefühlslehre geltend. Opitz Nachfolger und Gegner waren auf Irrwege und zu vollständigem Scheitern fortgerissen worden, indem sie statt den steifen, streng klassicistischen Meistern der Plejade gleich Opitz zu folgen, sich der schwülstigen innerlich verderbten Poesie der Südromanen, die aber auf ihre enge Verbindung mit der Antike nicht minder stolz waren, anschlossen. Den Kampf gegen den Einfluss der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert führte man mit anderen Hilfstruppen. Jetzt stützte man sich auf die englische Literatur. An ihr bildete sich die heranwachsende deutsche, bis sie stark genug ward auf eignen Füssen stehend auch dieser Krücke entbehren zu können. Hatte aber die französische Literatur einen vorwiegend formalen Einfluss ausgeübt, so wirkte die englische hauptsächlich stofflich, wenngleich es die französische Literatur war, die durch Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot uns wie aller Welt Ideen gab, wenngleich es die englische Literatur war, der wir den Blankvers für unser Drama[2]) und die vierzeilige Chavy-Chase Strophe, die wir in Gleims Grenadierliedern wieder finden, entnahmen.

Wenn wir bei Erwähnung des Einflusses der englischen Literatur gewöhnlich in erster Reihe an Shakespeare zu denken pflegen, so ist das wenigstens zeitlich betrachtet nicht richtig. Früh im achtzehnten Jahrhundert begann die Strömung, welche allmählich die starre Eiskruste unserer Literatur sprengen sollte. In keinem Falle vor 1759, in Wirklichkeit sogar erst noch einige Jahre später tritt Shakespeare als bewegende Kraft in unser Literaturleben ein. Die Lehrgedichte zugleich mit der descriptive Poetry und die moralischen Wochenschriften, Milton, Richardson und Young, dann erst in den sechziger Jahren Ossian, Percy und Shakespeare, so wirken, annähernd in zeitlicher Reihenfolge, die englischen Literaturerscheinungen in Deutschland ein. Ihnen zur Seite aber geht der mächtige Einfluss der englischen Philosophie, Philologie und Geschichtsschreibung, Hume, und am Ende des Jahrhunderts Gibbon. Die politische Verbindung Osnabrücks mit England diente dazu, in Justus Moeser während seines englischen Aufenthaltes den konservativen Freiheitssinn zu wecken, den er lebenslang in That und Schrift bewährte. Joh. Georg Zimmermann blickt in seinen Schriften auf England als Vorbild in jeder Richtung. Durch die Universität Göttingen, schon durch ihre politische Stellung recht eigentlich zur Vermittlerin englischen und deutschen Geisteslebens berufen, wirkte die englische Naturforschung anregend auf die deutsche. Der Physiker Lichtenberg lehrte dort, durch öfteren Aufenthalt in England vor allen anderen zum wissenschaftlichen Dol-

1) J. Tittmann „die Nürnberger Dichterschule. Beitrag zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts.“ Göttingen 1847.

2) Eines der ersten Beispiele desselben ist Joh. Elias Schlegels „Braut in Trauer“, die Nachahmung (Schlegels Werke II, 568) von Congreve's „the mourning bride.“ Ein so entschieden unter englischem Einfluss stehender Dichter wie Chr. Ewald v. Kleist führt den Blankvers zuerst ins deutsche Epos ein (Cissides und Paches). — Fr. Zarncke „über den fünffüssigen Iambus“ Leipzig 1864. — A. Sauer in den Quellen und Forschungen XXX. „Joachim Wilhelm von Brawe. Der Schüler Lessings.“ Strassb. 1878.

Digitized by Google

metseher berufen. Glücklicher als Lessings Jugendfreund Christlob Mylius, der am Beginne seiner wissenschaftlichen Expedition in London sein Ende fand (1754), hat Georg Forster die mit englischer Hilfe erworbenen Kenntnisse in Deutschland verwerten dürfen. Werke und Lehren eines Künstlers wie Josua Reynolds (1753—1792) wirkten auch auf deutsche Künstler und Kunstfreunde. Unvergleichlich wichtiger aber ist der Einfluss, den auf unsere philosophischen wie religiösen Anschauungen die englische Philosophie gewann. Auf Goethe hat nur ein englischer Philosoph nachhaltigen Eindruck hervorgebracht, Lord Bacon von Verulam. Aber alle unsere bedeutenden Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, der unsterbliche Lessing wie „der zehnmalzehntausendste sterbliche" Fritz Nicolai, Reimarus wie Moses Mendelssohn stehen unter der Einwirkung der englischen Freethinker. Die englisch-schottischen Philosophen Loke, Shaftesbury, Hume, Hutcheson und andere hatten in Deutschland keinen kleineren Leserkreis als jenseits des Kanals. Ja Kant selbst hat die Äusserung gethan: „Hume brach meinen dogmatischen Schlummer. Er hat einen Funken, wenn auch nicht ein Licht angezündet"; Kant nennt ihn „einen Geographen der menschlichen Vernunft". Hume hat in der That zuerst die Kausalitätsschlüsse einer Kritik unterworfen, indem er überhaupt nur in der Wiederholung der Thatsache, und hiermit in der Gewohnheit (custom) ein wissenschaftliches Motiv der Erfahrung erblickt. Aber ausser der Erfahrung mittelst der Gewohnheit besitzen wir nach ihm kein Mittel, um zur Einsicht zu gelangen. Wie es mit den Dingen an sich stehe, bleibe unbekannt (the unknown thing), und wenn wir demnach auf objektiven Zusammenhang verzichten müssen, so bleibt nur die subjektive Annahme (believe) übrig, und diese Annahme leitet uns auch im Gebiete des Handelns als „moral taste". Wenn Kant selbst Hume's Einwirkung anerkannte, so musste er sich dagegen seinen Zeitgenossen gegenüber verwahren, die in seiner Lehre nicht nur Einflüsse Berkeley's, sondern in ihrer irrtümlichen Auffassung dessen ganzes System wieder zu finden wähnten[1]. So hat selbst der grösste Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts nachhaltige Einwirkungen von Seite des englischen Geisteslebens empfangen. Die ganze Aufklärungszeit stand unter diesem Einfluss. Mag man immerhin Voltaire als ihren Führer und einflussreichsten Vorkämpfer ansehen, Thatsache ist doch, dass die deutschen Aufklärer fast sämtlich dem englischen Lehrsatze „all what is, is right" beipflichteten, getreu ihrem Ausgangspunkte, der Leibnizisch-Wolfischen Philosophie, während Voltaire gerade diese Weltanschauung aufs schärfste und rücksichtsloseste bekämpfte. Als die Extreme zweier Lebensansichten stehen die beiden poetischen Werke Pope's „Essay on Man" und Voltaire's „Candide" sich gegenüber. Die Deutschen nahmen entschieden für die im ersteren enthaltene Lehre Partei.

In England selbst hatten französische Einflüsse sich im Leben wie in der Literatur schon seit der Rückkehr der Stuarts geltend gemacht. In der Literatur war dieser französische Geschmack mit John Dryden (1631—1700) zur Herrschaft gekommen, zuerst im Drama, dann auch in den übrigen Literaturgattungen. Das ältere nationale Drama des goldnen Elisabethanischen Zeitalters war zwar nie vergessen worden, aber Shakespeare war, wenn auch mit lobenden Worten stets gefeiert, doch seinem Geiste nach im alten Vaterlande selbst zu wenig verstanden, um im Auslande als Vertreter englischer Literatur

1) G. Spicker „Kant, Hume und Berkeley." Berlin 1875.

Digitized by Google

gelten und wirken zu können. Ist doch die erste, an Stelle der alten Quartos tretende Ausgabe von Shakespeare's Werken in England selbst nicht früher als 1709 durch Nicolas Rowe unternommen worden! Um auch auf dem Kontinent die Aufmerksamkeit auf Shakespeare hinzulenken, mussten erst zwei Umstände zusammentreffen: David Garrick's Propaganda für Shakespeare und Voltaire's Aufenthalt in England. Der klug berechnende Garrick (1716—1779) erkannte, welche Vorteile Shakespeare dem Schauspieler zur Darstellung seiner Kunst biete. Von egoistischem Standesinteresse geleitet, brachte er, wie später Schröder, der deutsche Garrick, aber nur pietätsloser, Shakespeare's Stücke wieder öfters und mehr derselben als bis dahin gespielt wurden auf die Bühnen der Hauptstadt. Voltaire andrerseits mit seiner scharfen Beobachtungsgabe erkannte während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in London (Mai 1726 bis März 1729) die Vorzüge, wenigstens einige der Vorzüge der englischen Schaubühne gegenüber der französischen. Er suchte aus dieser Erkenntnis für die letztere Nutzen zu ziehen. Wie durch ihn Newton's Philosophie, so kam auch die Kenntnis Shakespeare's durch ihn auf den Kontinent. Erst durch französische Vermittlung wurde dann Deutschland und das übrige Europa auf den britischen Dichter aufmerksam. Nicht der englische Hamlet, die französische Bearbeitung desselben durch Jean François Ducis (1769) wurde 1774 in das Italienische, 1778 ins Holländische übersetzt[1]. Wenn Wieland an eine Übertragung Shakespeare's dachte, so hatte er einen französischen Vorgänger vor Augen, de la Place, der seine Übersetzung bereits zwischen 1745 und 1748 veröffentlicht hatte.

Diejenige englische Literatur dagegen, welche unmittelbar von England aus zunächst auf die norddeutschen Handelsstädte und von dort aus dann rasch auf das ganze protestantische Deutschland wirkte, hatte sich selbst nach französischem Muster gebildet. Im besten Falle wurde der ältere Dramatiker diesen neueren französischen Engländern gleichgestellt. Noch 1760 klagt Wieland in einem Briefe an Tscharner[2] „il faut substituer la lecture de nos actes, Urbaires, protocolles etc. à celle de Thomson et Shakespeare“. Ja noch im Oberon steht der Einfluss Popes durchaus nicht hinter dem vom Midsummer-Night's-Dream ausgehenden zurück[3].

Der Ruhm der Vorbereitungszeit unserer neuen Literaturepoche knüpft sich an Hamburg und die Schweiz. Barthold Heinrich Brockes[4] (1680—1747) und Albrecht von Haller[5] (1708—1777) haben ihre Lehrgedichte unter englischem Einflusse geschrieben. Das Lehrgedicht, längst vor der klassischen Literaturperiode Ludwigs XIV. durch den Hugenotten Du Bartas in Frankreich zu hoher Vollendung gediehen, hatte in England,

1) A. Lacroix „Histoire de l'influence de Shakespeare sur le théâtre français“. Bruxelles 1856. — Al. Schmidt „Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakespeare's in Frankreich“. Königsberg 1864. — K. Elze „Hamlet in Frankreich“ in den „Abhandlungen zu Shakespeare“. Halle 1877 (Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft I. 1865).

2) R. Hamel „Briefe von J. G. v. Zimmermann, Wieland und A. v. Haller an V. B. v. Tscharner.“ Rostock 1881.

3) Max Koch „das Quellenverhältnis von Wielands Oberon“. Marburg 1879.

4) A. Brandl „Barthold Heinrich Brockes. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.“ Innsbruck 1878.

5) A. Frey „Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur“. Von der Universität Bern gekrönte Preisschrift. Leipzig 1879. — L. Hirzel „Albrecht v. Hallers Gedichte“ in d. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. III. Band. Frauenfeld 1882. — A. Hallers „Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England mit Anmerkungen herausgegeben.“ Leipzig 1883.

Digitized by Google

wo John Milton ein Schüler Du Bartas' wurde, reiche Pflege gefunden. Alexander Pope (1688—1744), der von Lord Byron als grösster Dichter Englands gepriesene klassische Vertreter der französisierten englischen Poesie, brachte auch das philosophische Lehrgedicht in England zur höchsten Ausbildung. Poesie und Philosophie erschienen in seinen Werken den Zeitgenossen so innig verbunden, dass erst Lessing in Gemeinschaft mit Moses Mendelssohn die Berliner Akademie von der Falschheit dieses Philosophenbartes überzeugen musste („Pope ein Metaphysiker!“ 1755). Wie tief Pope's „Essay on Man“ auch unter Schillers philosophischen Dichtungen stehen mag, seine Verse hatten für die Verbreitung der Ideen Shaftesbury's ähnliche Bedeutung, wie manche Dichtung Schillers für die Ausbreitung der Kantischen Lehre. Pope war mit Anthony Graf von Shaftesbury (1671—1713) innig befreundet und hatte die entschiedene Absicht in seinem Gedichte dessen Philosophie zu vertreten. Durch Pope lernte der junge Wieland zuerst „den göttlichen Askley“ kennen. Kein Philosoph hat gleich tief und anhaltend auf Wieland gewirkt wie Shaftesbury; zugleich aber war es Shaftesbury, der Wieland zum Studium Platons anreizte. Auch Schiller ist zuerst durch Pope mit den englischen Philosophen bekannt geworden, als deren Schüler er sich in seinen philosophisch-medicinischen Jugendarbeiten wie in den „philosophischen Briefen“ (in der Thalia 1786) zeigt. Nicht nur in den „Künstlern“ (1789), sondern auch noch später ist er von Pope's Vorbild angeregt. Ja selbst in Goethes Faust begegnen wir, wie Bayard Taylor[1]) vor kurzem nachgewiesen, den Spuren von Pope's Einfluss. Eine Unzahl philosophischer und theologischer Streitigkeiten wurde durch Pope's Dichtung hervorgerufen[2]), die Bedeutung seines Werkes für die Zeitgenossen wie für die historische Betrachtung bestätigend. Für die hohe Wichtigkeit, welche Pope's Dichtung beigelegt wurde, mag auch das bibliographische Faktum zeugen, dass von seinem „Essay on Man“ auf dem Kontinente polyglotte Ausgaben erschienen, z. B. noch so spät als 1762 eine zu Strassburg in fünf Sprachen: Englisch, Lateinisch, Italienisch, Französisch und Deutsch.

In Deutschland lernten es jedenfalls Brockes und Haller, als der schweizerische Pope bezeichnet, zuerst aus Pope's Dichtungen, tieferen Gehalt in kunstvollster Form zur Darstellung zu bringen. Brockes ist die erste Dichtergestalt, welche am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland auf eine neue Entwickelung der Poesie hinweist. An seiner Person sehen wir gleichsam verkörpert den Übergang vom italienischen zum englischen Einflusse dargestellt. Er hat Marinos „Bethlemitischen Kindermord“ verdeutscht (Hamburg 1715) und zeigt dadurch seinen Zusammenhang mit der zweiten Schlesischen Schule. Seine literarhistorische Stellung und Bedeutung wird aber durch das „irdische Vergnügen in Gott, bestehend in physikalisch- und moralischen Gedichten“ bestimmt (neun Bände. Hamburg 1721—1748). Die Schilderung, wie wir sie hier finden, lernte Brockes von James Thomson (1700—1748); die moralisierende Richtung, auf deren deistische Tendenz zuerst David Friedrich Strauss

1) Bayard Taylor „Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu“. Ausgewählte Schriften. II. Bd. Leipzig 1882.

2) Brockes und sein Herausgeber B. J. Zinck hielten es für ratsam, der Übersetzung des ersteren „Versuch vom Menschen“, Hamburg 1740, einen Anhang von Briefen (fünf gleichfalls aus dem Englischen übersetzte Verteidigungen) beizugeben, in denen die gegen Pope's Christentum erhobenen Beschuldigungen widerlegt werden sollten. — Warton „An Essay on the Genius and Writings of Pope“ in two Volumes. London 1756; fourth Edition 1782.

Digitized by Google

aufmerksam gemacht hat[1]), hat er von Pope überkommen. Beide Einflüsse zeigen sich deutlich genug in Brockes eigenen Werken, aber er hat auch 1740 Pope's Essay on Man, 1745 Thomson's Seasons übertragen. Zu gleicher Zeit finden wir bei ihm bereits einen Versuch Milton zu verdeutschen (das fünfte Buch und einen Teil des vierten Buches aus dem verlornen Paradiese in jambischen und trochäischen gereimten Achtsylbern). Was er unter Thomson's Einfluss für Naturschilderung begonnen hatte, das setzte Christian Ewald von Kleist, der auch seinerseits an einer Übersetzung des Essay on Man arbeitete[2]), mit Erfolg und Talent fort. Zwei Jahre nach Brockes' Tod ist Kleists „Frühling" (Berlin 1749) erschienen. Das Bestreben Thomson und Pope zu verbinden, hat Albrecht von Haller in seinen „Alpen" (1729) geleitet. Pope's Richtung gesondert hat er im Gedichte „über den Ursprung des Übels" (1734) und in mehreren anderen eingeschlagen. Seine Baseler Freunde, so erzählt er selbst in der Vorbemerkung zu den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" (1729), erhoben die Engelländer und pflegten ihm das Unvermögen der deutschen Dichtkunst vorzurücken. Haller nahm die Ausforderung an und „suchte in einem nach dem englischen Geschmack eingerichteten Gedichte darzuthun, dass die deutsche Sprache keinen Anteil an dem Mangel philosophischer Dichter hätte". Sein Freund Karl Friedrich Drollinger (1688—1742) arbeitete 1739 an einer Prosaübertragung des Essay on Criticism[3]). Der Anakreontiker Johann Peter Uz (1720—1796) erscheint ebenfalls als Schüler Pope's in seinem „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein" (1760). Sein Ankläger Wieland schrieb, ehe er ins Lager der Seraphischen Poeten überging, als Erstlingswerk sein Lehrgedicht „die Natur der Dinge" (Halle 1752) in Alexandrinern und nach Pope's Vorbild. Jakob Immanuel Pyra (1715—1744)[4]), der kühne Vorkämpfer gegen die „geschmackverderbende Gottschedische Sekte", versuchte 1737 im „Tempel der wahren Dichtkunst" eine Nachahmung von Pope's „Temple of Fame". Selbst Lessing wandelt als poetischer Anfänger auf Pope's Pfaden in seinem fragmentarischen Gedichte „die Religion" (1751) und „über die menschliche Glückseligkeit". Und als das Lehrgedicht in dieser alten Form sich auch geistig ausgelebt hatte, da hat es Goethe in seiner „Metamorphose der Pflanze" (1790) neu belebt, Schiller dann vom Gebiete der Lyrik aus — „philosophische Oden" nannte sein Freund Körner die betreffenden Gedichte — das Lehrgedicht neu geschaffen.

Der wohlthätige Einfluss der englischen Lehrgedichte auf unsere Poesie tritt in seiner Bedeutung erst klar hervor, wenn wir bedenken, dass Brockes und Haller der zweiten Schlesischen Schule gegenüberstanden. Kunstvolle Form, ausgebildete, verbildete Sprache war auch bei Hoffmannswaldau[5]) und Kasper von Lohenstein[6]) vorhanden, aber beides ohne

1) D. Fr. Strauss „Brockes und Reimarus" (1861); in den gesammelten Schriften 1876 im II. Bande.

2) A. Sauer in seiner musterhaften Ausgabe der Werke Kleists (bei Hempel) I, 12.

3) Drollinger an Gottsched 12. März 1739. „Vor einiger Zeit habe ich mich an die Übersetzung des berühmten Pope Essay of Criticism, doch nur in ungebundener Rede gewaget, auch das Gröbste davon bereits zu Stande gebracht." Drollingers Gedichte samt andern dazu gehörigen Stücken. Basel 1743.

4) G. Waniek „Immanuel Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen." Leipzig 1882.

5) „Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesener und bisher ungedruckter Gedichte sieben Teile" herausgegeben von Benjamin Neukirch. Leipzig 1695—1727.

6) Konrad Müller „Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Kaspers von Lohenstein". Breslau 1882. Weinholds germanistische Abhandlungen I. Heft.

Digitized by Google

bedeutenden Inhalt. Die Poesie war durch unsittliche Stoffe und Darstellungen entehrt. Die rhetorische französische Poesie, von der Canitz und Besser eine günstige Einwirkung erhofften, bot hiegegen kein Heilmittel. Die englischen Dichter aber hatten eine der Form nach den Franzosen ebenbürtige Poesie ausgebildet und diese benützt, um metaphysischen und moralischen Lehren allgemeine Verbreitung zu verschaffen. Als Homer-Übersetzer zeigte Pope eben kein besonderes Verständnis des Altertums, obwohl sein Werk viel dazu beigetragen hat, in weiteren Kreisen, auch in Deutschland, wo bisher nur Dryden's Virgil bekannt war, dem griechischen Dichter ein Publikum vorzubereiten. Bürger, Stolberg, noch Voss setzen aber bei ihren Arbeiten eine Ehre darein, den vielgerühmten englischen Dichter als Übersetzer zu übertreffen, und insofern hat er auch hier fördernd auf die deutsche Literatur gewirkt[1]). Durch seine gehaltvolle eigene Dichtung, die er in würdevoller Form gab, hat er entschieden der deutschen Literatur den Weg zum Altertume bahnen helfen. Durch Thomson andrerseits wurde der Blick von der Überkultur hinweg wieder auf die Natur gerichtet. Die Naturbetrachtung, welche er, und nach seinem Vorbilde Brockes und Kleist uns geben, ist freilich noch weit von der enthusiastischen Naturschilderung in der nouvelle Héloise, dem innigen Naturempfinden in Werther's Leiden entfernt. Aber der erste Schritt in dieser Richtung wird doch durch Brockes gemacht. Unbewusst beginnt die Rückkehr zur Natur, die dann mit feurigen Worten in bestimmter Absicht der Schweizer Rousseau predigt. Nicht nur in der Literatur geht die Naturbetrachtung von England aus. Bald beginnt auch der englische Park Le Nôtres geregeltes System zu bekämpfen[2]). Gleichsam als müsste man die Natur, um welche die Marinesken Dichter freilich nie sich gekümmert hatten, neu entdecken, beginnt man nun nicht mit Schilderungen grossartiger Gegenden; das einzelne Blatt, den Baum, die Insekten, das einzelne Tier sucht Brockes, der Schüler Thomson's, zu schildern, so gewissenhaft wie ein Botaniker oder Zoologe zu beschreiben. Sein Nachfolger Kleist wagt es bereits mit der freieren Naturanschauung des Engländers zu rivalisieren. Er sucht ein Landschaftsbild vor uns zu entrollen. Brockes hebt bei der Beschreibung von Pflanze und Tier den Nutzen hervor, den wir davon ziehen, gleich als wollte er sich damit rechtfertigen, dass er der sündhaften Natur so viel Aufmerksamkeit schenke. Nur um den Schöpfer zu loben, preise er seine Werke. Kleist ist von dieser Nützlichkeitsansicht ziemlich frei. Er betrachtet die Natur in ihrem Verhältnisse zum Menschen. Nur im Verkehre mit ihr werde der Mensch wieder zum wahren Menschen[3]). Auch er ist vollkommen von dem englischen Dichter abhängig. Klopstock dagegen, der Nachfolger von Brockes und Kleist, singt in der Ode „der Zürchersee" (1750):

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den grossen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

1) M. Bernays in der Einleitung zum Abdruck der ersten Ausgabe von Voss' Odyssee-Übersetzung. Stuttgart 1881.

2) Schillers tiefgehende herrliche Äusserungen in dem Aufsatze „über den Gartenkalender auf das Jahr 1795". Allgem. Jenaische Literaturzeitung No. 332. 1794. Krit.-hist. Ausgabe X, 257.

3) In dem noch von Schiller in „naiver und sentimentalischer Dichtung" angeführten Gedichte: „Sehnsucht nach Ruhe" (1744): „Ein wahrer Mensch muss fern von Menschen sein". — Schiller selbst noch in der Braut von Messina: „Die Welt ist vollkommen überall
Wo der Mensch nicht hinkömmt mit seiner Qual."

Digitized by Google

Der Mensch selbst zieht die Betrachtung des Dichters mehr auf sich als die ihn umgebende Natur. Auf letztere zu achten haben unsere Poeten erst von den Engländern lernen müssen. Aber indem sie durch dies Beispiel belehrt den weiteren Schritt von der Natur zum Menschen machen, stehen sie auch bereits auf dem Boden des Altertums. Sie emancipieren sich von dem ausländischen Führer, der nun seine Aufgabe erfüllt hat.

Nicht als Zufall möchte ich es ansehen, dass gerade Thomson's Seasons, das Gedicht, mit dessen Einfluss in Deutschland die Rückkehr zur Natur beginnt, von dem grossen Begründer unserer modernen Orchestralmusik, von Josef Haydn zum Gegenstande seines zweiten Oratoriums (die Jahreszeiten wurden am 24. April 1799 zum erstenmale aufgeführt) gewählt wurden, nachdem er schon für die Schöpfung (1798) seinen Text dem Paradise lost, das ja ebenfalls auf die Idyllendichtung von grösstem Einflusse war, entnommen hatte. Ist es doch Haydn, der zuerst volle warme Naturlaute in der Instrumentalmusik ertönen lässt, dem im Rokkokokleide nicht nur ein warmes volles Menschenherz schlägt, sondern dem auch die Macht gegeben ist die Sprache seinem Empfinden zu verleihen. Giebt sich die Zusammenstellung des Komponisten der Jahreszeiten mit Thomson, Brockes und Kleist ganz von selbst, so ist es nicht minder natürlich, den grossen Meister der Vokalmusik, Händel als Komponisten der Cäcilienode mit Pope, als Schöpfer des Messias mit Milton, Young und Klopstock zu vergleichen. In unserm gesamten Geistesleben sehen wir so im achtzehnten Jahrhundert den englischen Einfluss wirken.

Sobald deutsche Dichter sich an Vorbilder wie Pope und Thomson, dann Milton und Young anschlossen, so musste dies Bestreben notwendig dazu führen, der gesunkenen Poesie einerseits neue Würde zu geben, andrerseits nach einer anderen Art und Weise der Darstellung sich umzuthun. Weder die schwülstige unnatürliche Sprache der Schlesier, noch die platt prosaische eines Christian Weisse und Neukirch konnte zum Ausdrucke des neu gewonnenen Ideengehaltes genügend oder nur überhaupt tauglich erscheinen. Die Sprache und der Stil haben sich freilich nicht sofort umgewandelt, aber das Streben nach einer solchen Wandlung ist bei Brockes bemerkbar, bei Haller teilweise, bei Klopstock völlig durchgeführt. Waren es nun Lehrgedichte, welche den Anstoss zu dieser ganzen Bewegung gegeben hatten, so lag natürlich die Gefahr nahe, moralische Nutzanwendung als Endzweck und höchstes Ziel gewaltsam der Poesie aufzudringen, und des weitern die ganze Welt nur vom Standpunkte der Nützlichkeit zu betrachten. Besonders Brockes ist in den letzteren Fehler gefallen. Wenn wir bei ihm gelegentlich der Beschreibung der Gemsen (IX, 252)[1]) lesen:

„Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, fürs Gesicht die Galle gut,
Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut,
Auch die Haut dient uns nicht minder. Strahlet nicht aus diesem Thier
Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb herfür?"

bei solchen Versen müssen wir freilich an die Abfertigung denken, welche die Xeniendichter der gleichen teleologischen Naturauffassung Nicolais (?) zu teil werden liessen in dem bekannten Distichon:

---

1) Doch müssen wir zur Steuer der Wahrheit bemerken, dass der neunte Teil bedeutend schwächer als die vorhergehenden ist. VI, 208 z. B. findet sich ein wirklich poetisches Gedicht über „die Gemsen".

Digitized by Google

„Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!"

Wenn aber am Ende des Jahrhunderts es nötig geworden ist, dem Utilitätsprincip und der Lehrhaftigkeit in der Poesie entgegenzutreten, so war doch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts letztere ein willkommenes Heilmittel für die entartete Poesie. Der entsetzlichen Verkommenheit gegenüber, in welche die zweite Schlesische Schule geführt hatte, war auch eine moralisierende Einseitigkeit wohl zu dulden. Andrerseits war es für die Belebung der Poesie von höchster Wichtigkeit, dass die grossen das Jahrhundert beherrschenden Fragen und Gegensätze in ihr Eingang fanden. Während die rationalistischen Prediger auf der Kanzel über die beste Art des Kartoffelbaues und ähnliches predigten, musste auch die Poesie, wollte sie eine Stellung im Leben der Nation behaupten, praktische Gesichtspunkte hervorheben. Lehrhaftigkeit war im Geschmack und, wir dürfen es wohl behaupten, auch im wohlverstandenen Bedürfnisse der Zeit. Die ganze Literatur trug deshalb denn auch bis in die Mitte der sechziger Jahre einen vorwiegend lehrhaften Charakter. Die hohe Stellung, welche Theorie[1]) wie Praxis[2]) der Fabel einräumten, ist hierfür der schlagendste Beweis. Auf die deutsche Fabeldichtung haben dann wiederum John Gay (1688—1732) und Dryden Einfluss gewonnen. Lessing, der selbst als Kunstrichter und Dichter so eifrig sich mit der Fabeldichtung beschäftigte, betont in der Hamburgischen Dramaturgie die Lehrhaftigkeit des Dramas.

Wenn aber mit Pope's Lehrgedichten die Philosophie der englischen Freethinker in der deutschen Literatur Stellung nahm, so suchen auch anders gesinnte Dichter hinwiederum den religiösen Einfluss zu stärken. Klopstock will im Gegensatze zu aller Freigeisterei, die für ihn immer gleich Gottesleugnung ist[3]), mit seiner Messiasdichtung der angegriffenen Religion zu Hilfe kommen. Oft genug wiederholt er in Vers und Prosa, dass der lehrhafte religiösmoralische Endzweck ihm bei seinem Werke die Hauptsache sei. Und neben dem deutschen Pietismus wirken auch auf dieser Seite wieder englische Einflüsse. Wenn Klopstock und Johann Andreas Cramer, Fr. K. Kasimir von Creuz und Johann Adolf Schlegel sich mit ihren Oden und Liedern der leichtfertigen Anakreontik entgegensetzen, so blicken sie dabei auf Young als Vorbild hin.

Aber auch ausserhalb der religiös gesinnten Literatur gab es in England eine Richtung, welche moralische Erbauung, Ermunterung zu guter Sitte in gefälliger unterhaltender Einkleidung anstrebte: die moralischen Wochenschriften. Zum Teil aus politischen Ursachen entstand in England jene Zeitschriften-Literatur, als deren mustergiltiger Vertreter jeder Zeit Josef Addison's Spectator (1. März 1711—6. Dezember 1712) gegolten hat. Die Nachahmung dieser englischen Wochenschriften in Deutschland war für die Entwickelung und Ausbildung unseres Prosastils ebenso günstig wie die Nachahmung Pope's und Thomson's es für unsere poetische Sprache geworden war. Rasch verbreiteten

1) Vor allen J. J. Breitinger „kritische Dichtkunst" Zürich 1740; im V. Abschnitte „von dem Neuen". — Lessing „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen." 1759.

2) Gellerts „Fabeln und Erzählungen" Leipzig 1740, das in und ausserhalb Deutschland verbreitetste Werk der gesamten deutschen Literatur. — Lessings Fabeln 1759. — M. G. Lichtwer „aesopische Fabeln" 1748. „Fabeln und Erzählungen" von Ramler umgearbeitet 1761. — Meier von Knonau, der viel verspottete Daniel Stoppe, Triller u. s. w. (Gödekes Grundriss §. 210).

3) Pope selbst wird jedoch von Klopstock als sein „Liebling" bezeichnet.

Digitized by Google

sich die moralischen Wochenschriften durch ganz Deutschland und erfreuten sich eine Zeit lang ungemeiner Beliebtheit. Jede Provinz, jede Stadt wollte ihre eigene moralische Wochenschrift haben[1]). Der Spectator wurde 1739, der Guardian 1745 durch Gottscheds „geschickte Freundin“ übersetzt. Der Dichter des Frühlings arbeitete noch in seinem letzten Lebensjahre mitten im Kriegsgetümmel an einem „neuen Aufseher“. In Nachahmung der englischen Wochenschriften gründete Justus Moeser 1768 die wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter, denen wir die „patriotischen Phantasien“ zu verdanken haben. Gerstenberg arbeitete 1763 an der einflussreichen Holsteinischen Wochenschrift „der Hypochondrist“. Im katholischen Süden, der alle Literaturbewegungen immer einige Jahrzehnte später durchlebte, begegnet uns noch 1790 ein „Wiener Zuschauer“. Wie aber in England der Spectator, so traten in Deutschland die „Diskurse der Malern“ vor allen anderen periodischen Schriften hervor, von Bodmer und Breitinger 1721 in Zürich herausgegeben[2]).

Das Wesen der Wochenschrift zwang die Schriftsteller, der gewohnten Weitschweifigkeit Abbruch zu thun. Kürze, Eleganz, Humor wurden gefordert, wenngleich wir das ausländische Vorbild kaum in einem oder dem andern Falle erreichten. Hatte in England die Politik dazu beigetragen, den moralischen Wochenschriften ihr eigentümliches Gepräge zu geben, so wirkten nun auch in Deutschland und der Schweiz die staatlichen Verhältnisse bestimmend auf diese Literaturgattung ein. Die herrschende Engherzigkeit fürchtete den frischen Luftzug, der von diesen Journalen aus durch das Land wehen könnte. Über Staat, Gesellschaft und Individuen durfte nicht gesprochen werden[3]); nur die Literatur und Kunst, die sogenannten schönen Wissenschaften, blieben freigegeben. Im Spectator hatten literarische Besprechungen nur einen Bestandteil gebildet; in Deutschland gingen aus den Wochenschriften die kritischen Journale hervor. Eine Zeit lang hatte es den Anschein gehabt, als sollte kleinliches Moralisieren, farblose Tugendpredigten den Inhalt dieser deutschen Wochenschriften bilden. Bald aber zeigte schon der veränderte Titel der Gottschedischen Zeitungen den vollständigen Sieg des literarischen Elementes. Den „vernünftigen Tadlerinnen“ (1725—1726) und dem „Biedermanne“ (1727) folgten 1732 die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit.“ In Nachahmung der englischen Wochenschriften sind die sogenannten „Bremer Beiträge“ („Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ Bremen und Leipzig 1745—1759) hergestellt worden, die eine neue Literaturperiode einleiten, 1748 die ersten drei Gesänge des Messias zum Abdrucke bringen. Die Nachahmung der englischen Vorbilder hatte jetzt das Feld gefunden, auf dem allein zu jener Zeit in Deutschland allgemein Förderndes geschaffen werden konnte. Während die moralischen Wochenschriften in England

1) E. Milberg „die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.“ Meissen. — M. Kawczyński „Studien zur Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften“. Leipzig 1880.

2) „Diskurse der Malern“ 1721—1723; „die Maler der Sitten“ 1729. Beide umgearbeitet und vereinigt 1746 als „die Maler der Sitten“ in zwei Bänden. — Moerikofer „die Schweizerische Literatur im achtzehnten Jahrhundert.“ Leipzig 1861.

3) In vertraulichen Briefen klagt der Satiriker Rabener bitter genug über die dem Schriftsteller aufgelegten Beschränkungen. Dem Drucke von Wieland's Agathon standen in Zürich Bedenken und Schwierigkeiten entgegen. Lessings Minna von Barnhelm durfte in Hamburg eine Zeit lang nicht gespielt werden, da der preussische Gesandte von Berlin aus den Befehl erhalten hatte, gegen die Aufführung zu protestieren. Lessing an Nicolai 4. August 1767. Vgl. auch Lessing's bittere Äusserung im Briefe an Nicolai vom 25. August 1769.

Digitized by Google

selbst rasch aus der Mode kamen und ihre getreuen Nachahmungen in Deutschland bald jeden Boden verloren, wie „der Nordische Aufseher“ von J. A. Cramer und Klopstock es erfahren musste, kam das literarische Element in „Bibliotheken“ und „Literaturbriefen“ täglich mehr zur Geltung. Ein Werk der englischen Literatur aber ist es gewesen, welches zu der ganzen folgenreichen Bewegung in Deutschland den ersten Anstoss gegeben hatte. Gerade infolge des Einflusses der moralischen Wochenschriften wurde die Einwirkung der englischen Literatur in Deutschland bald so mächtig, dass Lessing es in den Berliner „Briefen die neueste Literatur betreffend“ als eine seiner ersten Aufgaben betrachtete gegen die nun massenhaft eindringenden Übersetzungen aus dem Englischen energisch zu protestieren[1]).

In den Zeitschriften hatten sich die moralisierenden Tendenzen nicht festhalten lassen. Sie hatten aber inzwischen in England selbst eine andere Form des Auftretens gefunden, die dann auch sofort wieder nach Deutschland hinüberwirkte. Neben Voltaire und Rousseau hat vielleicht kein Schriftsteller im vorigen Jahrhundert allgemeinere Teilnahme gefunden als Samuel Richardson (1689—1761)[2]). Gellert und Diderot, Klopstock und Lessing sind einig in Bewunderung des englischen Romanciers. Was Shakespeare für die revolutionäre Literatur der siebziger Jahre, das war Richardson für die sich entwickelnde Literatur der fünfziger Jahre. Die Mängel seiner Werke treten beim ersten Blicke zu Tage. Früh hat es Mendelssohn, eine Bemerkung Hume's aufgreifend, ausgesprochen, dass solch vollendet gute und vollendet böse Charaktere zu schaffen keine Aufgabe des Dichters sei. Derartige Tendenzdichtung ist der wahren Poesie nicht günstig; in diesem Falle zog die deutsche Literatur aber auch hieraus Vorteil. Eben ihre Fehler machten diese Romane Rationalisten wie Pietisten gleich wert. Der so oft als frivol verschrieene Roman war hier in den Dienst der Religion und Moral gestellt; statt unsinniger fabelhafter Abenteuer wurden ziemlich prosaische Erlebnisse, dem common sense wohl zusagend, erzählt. Richardson zeigt wirklich auch einen Fortschritt gegenüber dem bisher Vorhandenen, sowohl den französischen Romanen Mademoiselle de Scuderys wie den deutschen eines Ziegler oder Anton Ulrichs gegenüber. Für das eigentlich Romantische dagegen, wie Horace Walpole, ein früher Vorläufer Walter Scotts im „Castle of Otranto“ (1764) es versuchte, war weder in England noch anderswo Verständnis vorhanden. Aber das Erforschen des eignen Herzens, das Zergliedern der eignen Empfindung, wie Richardson zuerst es aufdeckte, dies war das der Zeit gemässe und wurde von ihr mit Jubel und Thränen der Rührung entgegengenommen.

Das übermässige Betonen der moralischen Seite ist in der englischen Literatur nur der natürliche Rückschlag gegen die maasslose Unsittlichkeit der Komödie der Restauration. Moralische Wochenschriften und Richardson's Romane stehen in England der Komödie Congreve's und Fauquhar's entgegen, wie die deutschen Werke ihrer Richtung der zweiten Schlesischen Schule. Zugleich deutet Richardson aber auch vorwärts. Bei ihm treten, wie Erich Schmidt es nachgewiesen hat, zum erstenmale jene Motive hervor,

1) Zweiter Brief. Über die Übersetzung von Pope's sämtlichen Werken. Dritter Brief. Über die Übersetzung der Fabeln des Gay.

2) Über Richardson vgl. Walter Scott in den „Lives of eminent Novelists and Dramatists“ 1825. — Erich Schmidt „Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im achtzehnten Jahrhundert.“ Jena 1875.

Digitized by Google

welche dann in der Nouvelle Héloise und im Werther eine neue Poesie mit hervorrufen helfen. Erscheinen uns die Seelenschilderungen von Richardson's Tugendheldinnen geziert und unnatürlich, damals wirkte diese Aufschliessung des inneren Seelenlebens befruchtend auf die Poesie. An Stelle der Schilderungen entfernter Jahrhunderte und fabelhafter Begebenheiten übermenschlicher Helden traten die Menschen der Gegenwart mit ihren Fehlern und Leiden. Ein armes Dienstmädchen tritt in der Pamela (1740) die Erbschaft der Prinzessinnen an. Die beiden Dramen Diderots[1]) und Lessings Miss Sara Sampson weisen auf die englische Romanquelle hin. Nach einem andern englischen Romane im Stile Richardsons hat Helferich Peter Sturz sein gleichnamiges bürgerliches Trauerspiel „Julie Mandeville“ (1767) geschaffen. Zu gleicher Zeit wirkte das bürgerliche Trauerspiel, wie George Lillo in seinem „Barnwell, the Merchant of London“ (1731) es geschaffen hatte, auf den Kontinent herüber; auch sein Werk hat in Lessings Jugendtragödie Spuren hinterlassen[2]). Motive aus diesem englischen Drama, mehr aber noch aus Richardson's folgenden Romanen Klarissa Harlowe (1749) und Sir Charles Grandison (1753), kehren in den meisten bürgerlichen Trauerspielen der nächsten Jahre in Deutschland wieder. In Frankreich hatte Nivelle de Lachausé, der dort das bürgerliche Trauerspiel (la comédie larmoyante)[3]) als der erste vorbereitet hatte, bereits 1743 eine Paméla auf die Bühne gebracht, die auch in der Versbehandlung vom herkömmlichen französischen Gebrauche abweicht. Wieland, nachdem ihm das Plagiat an Rowe's Tragedy von Lessing mit herbem Spotte verwiesen worden war, verarbeitete nun 1760 den Grandison zum Trauerspiele Klementine von Poretta. Zu gleicher Zeit begann nach englischen Mustern das Singspiel, das einst mit der Oper Gottscheds Feindschaft erfahren hatte, durch Christian Felix Weisse, demselben der auch Richard III. und Romeo und Julia[4]) in seiner Umdichtung aufs Theater brachte, neue Pflege zu erfahren.

Die Wirkungen Richardson's auf das bürgerliche Schau- und Trauerspiel sind wohl die wichtigeren, aber auch im Romane fand er in Deutschland unmittelbare Nachahmung. Vor allen geschah dies durch Gellert selbst, der mit dem „Leben der Schwedischen Gräfin von G...“ 1746 den neueren deutschen Roman eröffnete. Sein Werk wurde wieder nachgeahmt in Pfeils „Geschichte des Grafen P.“ (1755). Hermes und Miller strebten nach dem Ruhme eines deutschen Richardson. Sophie v. La Roche ist in mehreren ihrer Schriften Richardson's Schülerin. Noch in einem Werke wie Wielands Agathon (1766) ist Richardson's Einfluss zu erkennen. Wie sehr Wieland selbst die Einwirkung der englischen Literatur auf die Geschichte des Agathon anerkennt, zeigt sich in einem französisch geschriebenen Briefe an Joh. Gg. Zimmermann, in dem er seine Neugier äussert „de savoir les pensemens de Mlle. Bondeli et de Mr. Tscharner sur the most pleasant

1) Der Hausvater und der natürliche Sohn oder die Proben der Tugend. Beide nebst Diderots theoretischer Abhandlung „von der dramatischen Dichtkunst“ von Lessing übersetzt „das Theater des Herrn Diderot“ 1760.

2) Danzel „Lessings Leben und Werke“ 1. Bd. 4. Buch. 1. Kap.

3) J. Uthoff „Nivelle de la Chaussées Leben und Werke. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts und insbesondere der Entwicklung der Comédie larmoyante“ in den „französischen Studien“ IV, 1. Heilbronn 1883.

4) Ch. F. Weisse „Komische Opern“, drei Teile. Leipzig 1777. — „Beitrag zum deutschen Theater“; fünf Teile. Leipzig 1759—1768. — J. Minor „Chr. F. Weisse und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des 18. Jahrhundert.“ Innsbruck 1880.

Digitized by Google

conceited and true Cronicle History of the life and marvellous adventures of Agathou"[1]). Ebenso blickte Wieland für seine gleichzeitigen komischen Erzählungen ausser nach französischen Vorbildern auch auf Matthew Prior's (1664—1721) Poesien hin. An Richardson erinnern noch im Wilhelm Meister die „Bekenntnisse einer schönen Seele".

In England selbst wurden aber auch Richardson's schwache Seiten gar bald erkannt. Henry Fielding (1707—1754) und Lorenz Sterne (1713—1768) in erster Reihe stehen als Humoristen dem pathetischen Tugendprediger gegenüber. Und auch diese Gegenströmung schlägt ihre Wellen auf den Kontinent. Schon 1760 erschien, von den Berliner Literaturbriefen eingehend besprochen[2]), ein „Grandison II. oder Geschichte des Herrn von N. in Briefen entworfen", ein Buch, in welchem Musäus gegen Richardson und seine Nachahmer eine ähnliche Stellung einzunehmen sucht, wie sie einst der Verfasser des Don Quixote gegen die Ritterromane behauptet hatte. Im Agathon (schon 1761 begonnen) erkennen wir die Einwirkung Richardson's; in den „Abenteuern des Don Sylvio von Rosalva (1764) steht Wieland bereits unter dem Einflusse Fielding's. Schon 1750 war Tom Jones in erster Übersetzung erschienen; 1770 Josef Andrews. Lessing selbst förderte Bodes Übertragung Sterne's, für dessen „sentimental Journey" er zuerst das Wort „empfindsam" in die deutsche Sprache einführte. Überhaupt erhielten wir gar manches Wort, manche englische Redewendung, die der jetzt lebenden Generation als ganz unentbehrlich erscheint, nicht früher als im vorigen Jahrhundert durch den Einfluss und die nahe innige Berührung mit englischer Sprache und Literatur. Wenn Schiller in den neunziger Jahren die Literatur aller Zeiten in naive und sentimentalische scheidet, so hat er den einen Gattungsbegriff mit einem aus England eingeführten Worte bezeichnet. Der Einfluss eines anderen englischen Humoristen auf unsere Literatur ist nicht allein auf das vorige Jahrhundert beschränkt geblieben. Für die Sesenheimer Idylle in „Dichtung und Wahrheit" hat noch der ältere Goethe einzelne Züge Oliver Goldsmith's (1728—1774) „Vicar of Wakefield" (1766) entlehnt. Und wie viele, unzählbar viele haben im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert mit diesem Werke ihre englische Lektüre eröffnet! Wohl müssen wir aber in diesem Zusammenhange auch noch eines andern Buches gedenken, das in Deutschland Nachahmung über Nachahmung bis auf den heutigen Tag erlebt hat, dem wir alle und wohl noch manches Geschlecht nach uns die vergnügtesten Jugendstunden verdanken: Robinson Crusoë. Daniel Defoe's (1661—1731) Robinson war in Gefahr, niemals das Licht der Welt zu erblicken, da sich kein Verleger hiefür finden wollte. 1719 ist Defoe's Werk „the life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe" zuerst erschienen; 1779 hat Johann Heinrich Campe (1746—1818) seine deutsche Bearbeitung[3]) des englischen Werkes veröffentlicht.

---

1) Mitgeteilt in einem Briefe Zimmermanns an Tscharner vom 27. März 1763. Hamel a. o. a. O.

2) Im 314. Literaturbriefe von Abbt. Richtiger erkannt ist des Verfassers Absicht von Herder, (Suphans Ausgabe II, 328) im „zweiten Stücke über Thomas Abbts Schriften". „Wollte ich lieber Grandison oder Grandison den zweiten, auf Richardson eine eckeligte Critik oder ein freilich begeistertes Diderotsches Ehrendenkmal geschrieben haben? Wer ist so kothherzig, um dies fragen zu können? und damit niemanden diese Erörterung der Critiken schade; so lege man sogleich das Blatt hin, und lese das genannte Denkmal eines Genies auf ein Genie, Diderots auf Richardson."

3) H. Hettner „Robinson und die Robinsonaden." Berlin 1854., Campes Werk wurde in viele Sprachen übersetzt und hat das englische Originalwerk dadurch zum grossen Teile verdrängt.

Digitized by Google

Von englischen Humoristen und Satirikern des achtzehnten Jahrhunderts kann man nicht reden, ohne Hogarth's zu gedenken. Hat doch der bedeutendste deutsche Humorist des vorigen Jahrhunderts, Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799), durch seine „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“ (Göttingen 1794—1799) mehr dafür gethan, die geniale Satire in Deutschland einzubürgern, als sonst der Übersetzer durch seine Arbeit bei einem Werke der Literatur von dem Seinigen hinzufügt. Und nicht nur für sich selbst wirkten Hogarth's Bilder, die Übersetzungen von Sterne und Fielding, Smollet und Goldsmith. Die Mannigfaltigkeit und realistische Wahrheit der menschlichen Charaktere, die Verletzung der französischen Anstandsregeln und die humoristische, für Deutschland so völlig neue Lebensauffassung bereitete zugleich auch dem Verständnisse Shakespeare's die Wege. Bodmer hatte eine Übertragung von Butler's Hudibras versucht (1737); Bodmers Schüler Wieland, der Nachahmer Richardson's und Fielding's, giebt die erste deutsche Shakespeareübersetzung: Shakespeare's theatralische Werke aus dem Englischen, acht Bände. Zürich 1762—1766.

Inzwischen war auch von anderer Seite her ein leichteres Erfassen der Shakespeareschen Werke vorbereitet worden. — Die Schweizer, Bodmer und Breitinger hatten ihre literarische Thätigkeit in schönster Eintracht mit Gottsched begonnen. Einerlei poetische Muster priesen beide; denselben Feind, die zweite Schlesische Schule bekämpften beide. Freilich, wenn Gottsched, dessen Kenntnis des Griechischen im besten Falle ein Minimum war, notgedrungen Horaz als höchsten Kunstrichter, die lateinischen Poeten als seine Muster ansehen musste, so hatte Breitinger eine tüchtige Kenntnis des Griechischen vor ihm voraus; er konnte sich auf Aristoteles berufen, und die Kenntnis der griechischen Literatur musste den Schweizern ganz natürlich ein richtigeres Urteil über den Wert poetischer Leistungen, wenigstens soweit es nicht ihre eigenen betraf, geben. Da lernte Bodmer Milton's Paradise lost kennen. Die lebhafte Phantasie fand an dem Dichter, der fromme Sinn an dem behandelten Stoffe Gefallen. Der Versuch einer Übersetzung des verlorenen Paradieses war schon im siebzehnten Jahrhundert von einem Freunde Rodolf Weckherlins gemacht worden; 1682 war dann sogar eine Übersetzung in Blankversen herausgekommen, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. 1732 liess Bodmer seine 1724 begonnene Prosaübersetzung des verlorenen Paradieses erscheinen, die er in mehreren folgenden Auflagen dann stets verbesserte[1]). In Verteidigung Milton's wurde in den folgenden Jahren die Abhandlung „vom Wunderbaren in der Poesie“ entworfen, welche bereits eine Erwähnung Shakespeare's enthält[2]). Auf diese Abhandlung Bodmers stützt sich dann wieder Breitinger in seiner „kritischen Dichtkunst“ (1740), deren Erscheinen den Kampf mit Gottsched zum vollen Ausbruch bringt. Wären die Züricher Kunstlehrer statt von Milton von Tasso ausgegangen, das theoretische Ergebnis ihrer Untersuchungen würde das gleiche geblieben sein. Dadurch aber, dass eine englische Dichtung den Ausgangspunkt des Streites bildete, ward die englische Literatur den Deutschen noch mehr in den Vordergrund gestellt, und ward eine Einwirkung begründet, welche die italienische Literatur nie oder doch nur zum Schaden der deutschen hätte ausüben können. Indem

1) Zu den von Gödeke (§. 203) erwähnten Ausgaben von 1742, 1769 und 1780 ist noch eine von 1754 hinzuzufügen.

2) K. Elze „Bodmers Sasper“ in den Abhandlungen zu Shakespeare. — Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft I, 337. 1865.

Digitized by Google

man ein grosses modernes Gedicht kennen lernte, das des Reimes enthehrte, fing man an sich mit den reimlosen Versen des Altertums inniger zu befreunden. Man war auf dem Wege zur Selbständigkeit bereits soweit gekommen, sich von den romanischen fremdartigen Einflüssen zu emancipieren und sich nach einem Bundesgenossen innerhalb der stammverwandten germanischen Literatur umzusehen. Und welcher Dichter wäre unter den neueren zu finden gewesen, der den Geist der Antike vollkommener in sich aufgenommen als der gelehrteste aller Dichter, die nach Petrarka geschrieben? Milton wählte einen christlichen Stoff, er selbst aber war vom Geiste des Altertums durchdrungen und hat in seinem Werke das Klassische mit dem Christlichen so viel als es überhaupt möglich zu verschmelzen gewusst. Goethe, der den Gegenstand selbst „abscheulich, äusserlich scheinbar und innerlich wurmstichig und hohl" findet, urteilt doch „das Werk wird immer einzig bleiben und, wie gesagt, so viel ihm auch an Kunst abgehen mag, so sehr wird die Natur dabei triumphiren" (an Schiller 31. Juli und 3. August 1799). Aber wir mussten erst die Natur, wie Milton sie bietet, kennen lernen, um Natur und Kunst in den Werken des hellenischen Altertums zu verstehen und verstehend zu geniessen.

Klopstock, der deutsche Milton und Homer[1]) von seinen bewundernden Zeitgenossen genannt, liess später durch seinen Biographen, oder besser gesagt Panegyriker Karl Friedrich Cramer verkünden, der Plan zum Messias sei vor seiner Bekanntschaft mit Milton's Werk entworfen worden. Wahrscheinlich ist die Behauptung eben nicht. Wenn dem aber so wäre, so würde hierin immerhin eine Entschuldigung für Klopstocks fehlerhaften jugendlichen Entwurf zu finden sein. Besser wäre es für Plan und Ausführung der Messiade freilich gewesen, wenn Klopstock, anstatt, wie er es gethan hat, sich nur im einzelnen an Milton anzuschliessen, dessen epische Vorzüge auch im ganzen und grossen erforscht und sich zu eigen gemacht hätte. Aber auch so hat Milton den grössten Einfluss auf Klopstock geübt. Und in diesem dem englischen Epos nachgeahmten Gedichte war es, dass der Vers der antiken Epopoe zum erstenmale in der deutschen Literatur eine feste Stellung gewann[2]), nachdem schon der Nachahmer Thomson's, Ewald von Kleist, sich mit einer neuen Art der alten Hexameter abgequält hatte. Es war auch Milton's Werk, durch welches für Klopstocks eigene Poesie Verständnis beim Publikum und Anerkennung von Seite der leitenden Kunstrichter vorbereitet ward. Wären Bodmer in Zürich und Professor Georg Friedrich Meier in Halle nicht bereits vom Studium Milton's begeistert gewesen, vielleicht hätten auch sie gleich Hagedorn vom Drucke dieses neuen, seltsamen deutschen Epos abgeraten. Darf man den Messias ein Epos nennen? Das Paradise lost ist ein Epos, jede Forderung eines solchen Gedichtes erfüllend. Eine Welt- und Lebensanschauung, wie sie einen grossen und gerade den besten Teil des englischen Volkes beseelte, ist hier zum künstlerischen Ausdrucke gekommen. Der thatkräftige energische Puritanersinn schuf sich hier sein Heldengedicht. Milton, der Staatsmann, dichtete das Werk, nachdem er Cromwell's grosse Zeit als Mitkämpfer durchlebt hatte[3]).

1) Herder in der „zweiten Sammlung von Fragmenten über die neuere deutsche Literatur", „Klopstock mit Homer verglichen" (siebenter Berliner Literaturbrief) wäre geneigt, eher Bodmer mit Homer zusammenzustellen (1767).

2) F. Muncker „Klopstocks Verhältniss zum klassischen Altertume." Beil. z. Augsb. Allgem. Zeitung 1878. Nr. 116 u. folg.

3) H. v. Treitschke „Milton" in den „historischen und politischen Aufsaetzen". Leipzig 1865.

Digitized by Google

Und nun dagegen der junge Klopstock, dessen Ausgangspunkt der deutsche Pietismus, dessen Lebenserfahrungen die Lehranstalt von Schulpforta!

Klopstock dichtete später eine Ode über den Wettlauf der deutschen und britischen Muse („die beiden Musen“ 1752). Im Epos versagte der deutschen Muse bereits beim Beginne des Wettstreites die Kraft. Nur in einer Art des Epos, — gerne sprach man im vorigen Jahrhundert, und noch Goethe thut es in „Dichtung und Wahrheit“, von einem komischen Heldengedichte, — erwarben sich auch die Deutschen den Preis. Nach dem Vorbilde von Pope's „Rape of the Lock“ (an Heroic-Comical Poem 1712), einem Gedichte, das selbst nach französischem Vorbilde geschaffen worden war, ins Deutsche 1744 durch die Gottschedin übertragen wurde, schrieb Friedrich Wilhelm Zachariae (1726—1777), der später Milton in Hexametern übersetzte, sein komisches Heldengedicht „der Renommiste“ 1740; J. P. Uz seinen „Sieg des Liebesgottes“ 1753. Und selbst im „Oberon“ (1780) wirkt das komische Heldengedicht, wie es zuerst ein englisches Vorbild in Deutschland hervorgerufen hat, noch nach. Bei Uz und Zachariae ist das fremde Muster wirklich deutsch geworden. Vollendete kleine Kulturbilder, den Genrebildern holländischer Maler zu vergleichen, sind geschaffen. Wohl hat man in Deutschland auch daran gedacht, die literarische Satire in der Form, wie sie Pope's Dunciade ausgebildet hatte, zu bearbeiten[1]). Lessing selbst dachte an ein solches Gedicht gegen Gottsched, den grossen Duns, und „die Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, nebst dem verbesserten Hermann“ liess Wieland 1755 auch wirklich erscheinen. Doch es blieb damals bei Plänen. Goethe und Lenz aber haben, als sie die literarische Satire versuchten, sich gleich an das höchste Muster derselben, an Aristophanes als Vorbild gewandt. Den beliebtesten und gefeiertsten deutschen Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts, Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—1770), hat man wohl den deutschen Swift genannt. Dazu aber waren die deutschen Verhältnisse nicht angethan, um Nachahmungen von Gulliver's Travels hervorzurufen.

Den Epiker Milton zu erreichen, dazu war in Klopstock selbst zu wenig episches Talent vorhanden; selbst das Verständnis für die Erfordernisse des Epos ging ihm, der nur Lyriker war, ab. Dafür aber hat er den englischen Dichter, der neben Milton am meisten auf ihn wirkte, Eduard Young (1681—1765), bei weitem übertroffen. Johann Arnold Ebert (1723—1795), der schon im fünften Liede des Wingolf als besonderer Verehrer der englischen Literatur gepriesen wurde, hatte die berühmten Night Thoughts und andere Werke Young's übersetzt (1760)[2]), wie er auch Richard Glover's Epos „Leonidas“ verdeutscht hatte (1749). In den Oden Klopstocks, der aus Young englisch lernte (Brief an Gleim vom 9. April 1752), und seiner Nachahmer begegnen wir fortwährend dem Einflusse Young's. Die weinerlichen Briefe der Young geistesverwandten Frau Rowe wurden nicht nur zu Erfurt[3]) und in der Schweiz[4]), wo Wieland dafür schwärmte, sondern auch von Klopstocks

1) Dryden's literarische Satire Mac Flecknoe hatte schon am Anfange des Jahrhunderts im Hamburger Dichterkriege Warnecke und Hunold als Vorbild gedient.

2) Im 284. der Berliner Literaturbriefe erhält Eberts prosaische Übersetzung grosses Lob, nachdem eine andere Übersetzung in Hexametern im vorhergehenden Briefe getadelt worden war.

3) Eine daselbst 1754 erschienene Übersetzung wurde von Chr. F. Weisse und Lessing gemeinsam unternommen.

4) „Geheiligte Andachtsübungen, in Betrachtung, Gebet, Lobpreisung und Herzensgesprächen von der gottseligen und sinnreichen Frau Rowe. Auf ihre Ansuchung übersehen und herausgegeben

Gattin Margareta übersetzt[1]). Mit Richardson stand Meta im Briefwechsel (Lappenberg „Briefe von und an Klopstock"). Aber noch mehr als durch seine poetischen Werke wirkte Young durch seinen 1759 abgefassten Brief „on Original Composition", an Richardson gerichtet. Nicolai verteidigt im 172. der Berliner Literaturbriefe diese Abhandlung gegen Angriffe Gottschedischer Zeitschriften. Aber hatte Nicolai einige Jahre früher in seinen „Briefen den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend" (1755) der englischen Literatur eifrig das Wort geredet, so war nun hier eine Theorie aufgestellt, die sich bald gegen ihn selber wenden sollte. Young's „Gedanken über die Originalwerke" sind eine der Schriften, welche in Deutschland mitgewirkt haben, die Sturm- und Drangperiode herbeizuführen; ein gut Teil ihres Glaubensbekenntnisses ist in Young's Brief bereits enthalten. Auch als Dramatiker hat Young in Deutschland gewirkt, und zu wiederholtenmalen wurden seine Dramen übersetzt. Seine „Revenge", ein matter Niederschlag aus Othello, ist mit diesem eingehend verglichen worden, noch in derselben Schrift, in der von Gerstenberg zuerst die Verehrung Shakespeare's des Genies — dies ist ja das Stichwort, welches die alte und neue Schule scheidet — in Deutschland gepredigt wurde. So drangen wir nur langsam Schritt für Schritt bis zum Heiligtume der Englischen Dichtung vor.

Wir sind bei Shakespeare angelangt. Schon in seinen früheren Jahren hatte Lessing sich mit dem englischen Theater beschäftigt. Es waren aber nicht Shakespeare's, sondern Thomson's und Dryden's Trauerspiele, die er in der „theatralischen Bibliothek" (1754 und 1758) besprach. Erst in den Berliner Literaturbriefen nannte er Shakespeare. Was er für das Bekanntwerden Shakespeare's dann geleistet, im siebzehnten Literaturbriefe wie in der Hamburgischen Dramaturgie, das ist bekannt genug. Es ist auch bekannt[2]), dass zuerst 1741 ein preussischer Minister, Herr von Bork, den Julius Caesar in Alexandrinern übersetzte, Gottsched das Stück angriff und Johann Elias Schlegel, so oft der dramatische Vorgänger Lessing's genannt, im Gegensatze zu seinem Lehrer Gottsched Shakespeare lobend mit Andreas Gryphius verglich. 1758 erschien zu Basel eine Übersetzung von Romeo und Julia; von 1762 an kam Wieland's Shakespeareübersetzung heraus, die noch Wilhelm Meisters Hamletbearbeitung zu Grunde liegt.

Gegenüber der einseitigen französischen Herrschaft hatte Lessing auf Shakespeare hingewiesen. Wieland steht in den Noten zu seiner Shakespeareübertragung ziemlich auf dem Standpunkte Voltaires, wenn er auch das Genie etwas mehr und den Sauvage etwas weniger hervorhebt. Shakespeare mit Haut und Haar herüberzunehmen, daran

von Isaak Watts, Th. Dr. nebst beigefügtem Lebenslaufe dieser berühmten Dichterin. Sammt einem Anhange poetischer Stücke von Milton, Dryden, Prior, Addison, Pope, Watts, Young und anderen. Aus dem Engländischen übersetzt." Dritte, von neuem übersehene und verbesserte Auflage. Bern 1756.

1) Hinterlassene Schriften von Margareta Klopstock. Hamburg 1759. — Die Berliner Antklärer liebten den „scheinheilig-melancholischen Geschmack" nicht, der durch Young und Frau Rowe befördert wurde. Sie empfahlen als Gegengift — englische Lehrgedichte, Mark Akenside's (1721—1770) „Pleasures of Imagination" (1744) im 185. der Berliner Literaturbriefe. So kam man stets von allen Seiten wieder auf Erzeugnisse der englischen Literatur zurück.

2) A. Stahr „Shakespeare in Deutschland" 1843 in Prutz' literarhistorischem Taschenbuche. — A. Koberstein „Shakespeare in Deutschland" 1865 im I. Bd. des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft und „Shakespeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland und Urteile über ihn bis zum Jahr 1773" in den vermischten Aufsätzen zur Literaturgeschichte und Ästhetik. Leipzig 1858. — R. Genée „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland." Leipzig 1870.

Digitized by Google

konnte weder der Hamburger Dramaturge noch der spätere Dichter der Emilia Galotti denken. Wohl aber erkannte er sofort die Verwandtschaft, welche bei aller äusseren Verschiedenheit zwischen dem englischen Dramatiker des sechszehnten Jahrhunderts und den antiken Tragikern bestehe. Er erklärt es im siebzehnten der Berliner Literaturbriefe wie im einundachtzigsten Stücke der Hamburgischen Dramaturgie ausdrücklich, dass Shakespeare gleich Sophokles und Euripides den Regeln des Aristoteles besser genüge, als alle französischen Poeten. Und in der That es ist Shakespeare, der uns das Verständnis der antiken Bühne erleichtert, ja überhaupt ermöglicht hat. Es ist der Shakespeare nachahmende Dichter des Götz von Berlichingen, der in der Iphigenie das Schönheitsgeheimnis der alten Tragödie neu entdeckte. Die Begeisterung für Shakespeare eröffnete ihm das Verständnis für Sophokles und Euripides[1]). Zunächst aber wollte man das deutsche Theater vollkommener, als Lessing das zuzugeben für gut hielt, unter Shakespeare's Herrschaft stellen. Lessing hatte die Wielandische Übersetzung im fünfzehnten Stücke der Dramaturgie warm empfohlen. Gegen eben diese von französischen Kunstregeln noch nicht emancipierte Übertragung richtete Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) seine Angriffe in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur", die zu Schleswig 1767 erschienen[2]). Hier zuerst wird der Versuch gemacht, Shakespeare aus seinem Zeitalter heraus zu erklären, den Plan eines seiner Stücke (unglücklicherweise werden die merry Wives of Windsor dazu ausersehen) zu ergründen, nachdem noch Wieland nur beklagenswerte Unregelmässigkeit und Barbarei im Aufbau der Stücke Shakespeares gesehen. Gerstenberg ist der erste, welcher von Shakespeare mit der schrankenlosen Bewunderung und Begeisterung spricht, wie sie dann durch Tieck und andere in einen systemartigen Shakespearekultus gebracht wurden. Gerstenbergs Briefe haben zunächst auf Herder gewirkt. Neben vielem andern waren es aber vornehmlich auch zwei englische Werke, welche auf Herders Bildungsgang von grösstem Einflusse waren: Edmund Burke's „philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful" (1757) und Henry Home's „elements of criticism" (1762—1765; schon 1765 auch in deutscher Übersetzung erschienen). Beide Schriften hatten auch bereits auf Lessing und seinen Laokoon eingewirkt[3]). Herder aber trat geradezu mit dem Feuereifer eines Apostels für die Shakespearesche Poesie auf. In Strassburg gewinnt er für den englischen Dramatiker einen Kreis junger Studenten, deren einer 1773 den Götz von Berlichingen dichtet. Die Sturm- und Drangperiode ist da; Shakespeare beherrscht die deutsche Literatur. In den „Blättern von deutscher Art und Kunst" wird der britische Dichter als germanischer Sänger gefeiert. Klinger, Lenz, Maler Müller und all die andern Dramatiker der Sturm- und Drangperiode sind mehr oder minder Nachahmer Shakespeare's[4]). Edlere Früchte konnte diese stürmische Begeisterung, der es nur zu oft an allem Ver-

1) A. Schoell „Shakespeare and Sophokles" 1865 im I. Bd. des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft.

2) Max Koch „Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigischen Literaturbriefe. Mit Benützung handschriftlicher Quellen." München 1879. S. 111 u. folg. — P. Döring „Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Literaturbriefe." Sonderburg 1880.

3) Die englischen Schriften, welche ausser den genannten noch mehr oder weniger von Lessing bei Abfassung des Laokoon benützt worden, führt H. Blümner an „Lessings Laokoon herausgegeben und erläutert". 2. Aufl. Berlin 1880.

4) C. C. Hense „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniss zu Shakespeare." Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft V. and VI. Band; 1870 und 1871.

Digitized by Google

ständnis für Shakespeare fehlte, freilich nicht zeitigen. Herder und Goethe aber verbinden ihre Shakespeareverehrung mit der des Altertums. Shakespeare und die Alten nicht getrennt, sondern innig verbunden werden Goethes poetische Muster und Lehrer. Im Wilhelm Meister ist der jugendliche Enthusiasmus für Shakespeare das Genie zum bewundernden Verstehen und Erklären Shakespeare's des Künstlers geläutert. Und nicht ganz unähnlich ist der Entwickelungsgang, den Schiller in seinem Verhältnisse zu Shakespeare von den Räubern bis zum Warbeck zurückgelegt hat. Richard III. erscheint dem Dichter des Wallenstein wie eine griechische Tragödie (an Goethe 28. November 1797). Auf der deutschen Bühne hatte Friedrich Ludwig Schroeder Shakespeare den Dramatiker eingebürgert. Shakespeare den Dichter in Form und Inhalt unverletzt der deutschen Literatur einverleibt zu haben ist das Verdienst August Wilhelm Schlegels (seine Übersetzung Berlin 1796—1801)[1].

An eine Übertragung Shakespeare's hatte auch Herder in den Jahren der ersten Begeisterung gedacht. Es kam aber nur zur Verdeutschung einzelner lyrischer Stellen. Herders Teilnahme für die Lyrik überwog bald ganz die für das Drama. 1765 hatte Bischof Percy seine „Reliques of ancient English Poetry" herausgegeben, eine Volksliedersammlung, die sich in Bezug auf Tendenz und unphilologische Textbehandlung am besten mit „des Knaben Wunderhorn" vergleichen lässt, für dessen Vorgeschichte ja erst vor kurzem Karl Bartsch neue wertvolle Beiträge geliefert hat[2]). Ohne Percy's Vorgang hätte Herder kaum den Plan zu seiner Volksliedersammlung gefasst. 1778 und 1779 erschienen die Volkslieder[3]), denen erst Johannes von Müller 1807 den Titel „Stimmen der Völker in Liedern" gegeben hat. Es war also auch hier ein Werk der englischen Literatur, welches für die Entwickelung unserer neueren wie für die Wiedererweckung unserer älteren deutschen Lyrik die entscheidende Anregung gegeben hatte. Der erste Versuch einer Weltliteratur in deutscher Sprache, wie der alte Goethe sie verlangte, war in Herders Volksliedersammlung auf Percy's Anregung hin gemacht worden.

Unermesslich tief wie Shakespeare's Einwirkung ist auch die von Percy ausgehende. Die Odendichter bleiben zwar ihrer altgewohnten Art und Weise treu. Aber schon Gerstenberg hatte in den Schleswigischen Literaturbriefen eine andere Art der Lyrik als die bisherige gefordert. Ein Lied müsse vor allem singbar sein[4]). An Percy's Sammlung begeisterte sich Goethe[5]). Der Göttinger Hain empfing von Percy lyrische Anregungen. Bürger, der sich an Macbeth und Sommernachtstraum als Übersetzer versuchte,

1) M. Bernays „zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare's". Leipzig 1872.

2) K. Bartsch „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808." Heidelberg 1881.

3) Ausser der Einleitung zu den Volksliedern ist für Percy's Einfluss und Herders Stellung zu Percy heranzuziehen „über Ossian und die Lieder alter Völker" 1773 in deutscher Art und Kunst. — „Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst nebst verschiednem, das daraus folgt" im Novemberheft des deutschen Museums 1777. (Sämtl. Werke zur schönen Literatur und Kunst VII. Teil.)

4) Max Koch a. o. a. O., S. 84 u. f.

5) Eine seiner interessantesten Äusserungen vielleicht in der ersten Bearbeitung der „Klaudine von Villa Bella" als Einleitung zur Ballade „Es war ein Buhle frech genung." Crugantino: Der allerneuste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen übersetzt. Unsere schönen Geister beeifern sich darin um die Wette. Gonzalo: Das ist doch einmal ein gescheiter Einfall von ihnen; etwas unglaubliches, dass sie wieder zur Natur kehren; denn sonst pflegen sie immer das Gekämmte zu frisiren; das Frisirte zu kräuseln; und das Gekräuselte am Ende wieder zu verwirren, und bilden sich Wunderstreiche drauf ein (j. G. III, 580).

Digitized by Google

geriet über der Lektüre Percy's in einen Taumel von Entzücken und schöpfte aus ihm Stoff und Begeisterung zu seinen herrlichsten volkstümlichsten Balladen[1]). Auch theoretisch trat er von Percy angespornt als „Daniel Wunderlich" für das Volkslied in die Schranken (im Januarstücke des deutschen Museums 1776). Von seinem eingehenden Studium Percy's giebt der Briefwechsel[2]) hinlängliches Zeugnis. Und mit der Übersetzung von Bürgers Balladen durch Walter Scott beginnt in England selbst eine neue romantische Poesie.

Verglichen mit dem tiefgehenden, mittelbar bis auf den heutigen Tag fortwirkenden Einflusse Percy's, ist die Bewegung, welche von Macpherson's Ossian (1762) ausgeht, eine oberflächlichere und kürzer währende. Einen bleibenden Erfolg haben wir freilich auch Ossian zu verdanken. Durch die Bekanntwerdung der Gesänge des alten Barden, — und „Ossian", erklärte Klopstock (an Gleim 31. Juni 1769), „war deutscher Abkunft, weil er ein Kaledonier war," — wurde das Interesse am eigenen Altertume geweckt und kräftig gefördert. Wenn uns, die wir nun die reich entwickelte germanische Philologie vor uns haben, diese ersten dilettantischen Bemühungen kindisch und lächerlich vorkommen, so müssen wir doch gestehen, dass aus dieser unklaren aber redlichen Begeisterung eines Gerstenberg, Klopstock und anderer die ganze Bewegung, welche zur germanischen Philologie führte, hervorgegangen ist. Nachdem Klopstock Ossian kennen gelernt hatte, liess er in England Nachforschung nach älteren deutschen Gedichten halten, und Helferich Peter Sturz[3]) verfertigte während seines Aufenthaltes in England eine teilweise Abschrift des Heliand, oder wie Klopstock selbst sagt „die Geschichte des Erlösers, von dem Sachsen, einem christlichen Dichter bald nach Wittekinds Barden. Ich denke es mit einer fast ganz wörtlichen Übersetzung und mit kurzen, aber bedeutenden Anmerkungen herauszugeben." Die Bardenpoesie, oder wie Goethe sie nannte, das Bardengeheul selbst hielt in Deutschland nicht zu lange an. Spuren der Einwirkung Ossians finden sich aber bei den meisten Dichtern der Sturm- und Drangperiode. Und noch in Ludwig Tiecks Jugendversuchen (Ryno 1791; Ullins Gesang; Ullins und Linulfs Gesang 1791[4])) finden wir Ossian und seinen Einfluss. Am meisten Verbreitung in Deutschland hatte die Ossianübersetzung in Hexametern, welche der Wiener Jesuit Michael Denis (der Barde Sined), ein Schüler Klopstocks, 1768 herausgab[5]). Herder übertrug seine Bewunderung Ossians auch auf Goethe, der die Übersetzung einzelner Gesänge in seinen Werther aufnahm. Im Werther hält Ossians Einfluss sogar noch dem Homers das Gleichgewicht. Aber je unmittelbarer durch Lessing und Winckelmann, durch Heyne und Herder, Wieland, Goethe und Voss unser Verhältnis zum klassischen Altertume wurde, desto mehr musste die Gestalt des

1) Manche der Balladen Percy's lassen sich in unserer Literatur weithin verfolgen. Z. B. „der Bruder Graurock und die Pilgerin" erscheinen zugleich bei Percy und 1766 in andrer Fassung in Goldsmith's „Vicar of Wakefield". Bürger hat die Ballade bearbeitet, Goethe in Erwin und Elmire sie dramatisch verwertet, vielleicht auch noch bei dem Gedicht „der Müllerin Reue" (1799) daran gedacht. Tieck hat dieselbe Ballade im sechsten Akte seines „Zerbino" benützt.

2) „Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit." Herausgegeben von A. Strodtmann. 4 Bde. Berlin 1874.

3) Klopstock an Gleim 31. Juni 1769; an Denis 22. Juli 1768. — „Max Koch" a. o. a. O., S. 203.

4) L. Tiecks nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese herausgegeben von R. Köpke. 2 Bde. Leipzig 1855.

5) P. v. Hofmann-Wellendorf „Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts." Innsbruck 1881.

Digitized by Google

falschen schottischen Heldensängers zurücktreten. Wir bedauern es nun, dass Klopstock seine herrlichen Jugendoden beschädigt, indem er die Mythologie der Barden an Stelle der griechischen setzte. Hat hier englischer Einfluss unsere Annäherung an das Altertum einen Augenblick beeinträchtigt, so wurde dies wieder reich vergütet durch die Förderung, welche unserer Erkenntnis Homers durch englische Arbeiten zu teil wurde. Lessing hatte in ernsten Abhandlungen wie in scherzhaften Versen oft genug auf Richard Bentley (1662—1742) hingewiesen und dankbar der von ihm gekommenen Belehrung gedacht. Mehr noch als Lessing dem grossen englischen Philologen verdankte die Sturm- und Drangperiode einem andern englischen Altertumsforscher. 1779 besprach der junge Goethe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen Robert Wood's „Versuch über das Originalgenie des Homers" (Essay on the original genius and writings of Homer" London 1769)[1]). Nur durch Vermittlung Göttingens kam das als Manuskript für Freunde gedruckte Buch zuerst nach Deutschland. Aristoteles und Bossu sind zur Erklärung Homers unbrauchbar. „Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muss man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter der Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntnis aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dies nie möglich sein. Die Zeiten muss man, da uns ausserdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst und den Ort durch Reisen kennen lernen." Das habe Wood, wie Goethe es weiter ausführt, gethan. Auch Herder in seinem Aufsatze „Homer ein Günstling der Zeit" (1795 im IX. Stücke der Horen) stützt sich auf Wood's Forschungen und Thomas Blackwell's „Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers" (übersetzt von Voss 1776), die er schon 1767 in seiner zweiten Fragmentsammlung warm empfohlen hatte. Ja kein geringerer, und eben nicht zum Lob geneigter Meister als Friedrich August Wolf erwähnt im zwölften Kapitel der „Prolegomena ad Homerum" (Halle 1795) Wood's Arbeit und ihre „ingeniosa audacia". „In toto libro plura sunt scite et egregie animadversa."

So hatten englische Poeten und Philologen uns dazu erzogen und geleitet, dem Altertume nahe zu treten, es zu erkennen. Die Zeit des Anschliessens an fremde Literaturen war vorbei, sobald wir selbst aus dem Urquell aller neueren Bildung zu schöpfen gelernt hatten. Als mit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unsere klassische Literaturperiode den Höhepunkt erreichte, war das durch Jahrhunderte erstrebte Ziel erreicht. Der deutsche Homer von Voss, Goethes Iphigenie, Hermann und Dorothea, Pandora, zweiter Faust, Schillers spätere Dramen sind die Früchte der Verbindung des deutschen Geistes mit dem der Antike. Unsere Autonomie war erkämpft, und anstatt vom Auslande massgebende Einflüsse zu empfangen, begann die deutsche Literatur nun nach aussen hin zu wirken. Der englische Einfluss auf unsere gelehrte dramatische Dichtung hatte 1732 mit Gottscheds Bearbeitung von Addison's sterbendem Cato begonnen. 1800 erschien, früher als das deutsche Original veröffentlicht, die englische Übertragung von Schillers Wallenstein durch Samuel Coleridge. Der Wendepunkt des Verhältnisses zwischen der deutschen und englischen Literatur ist damit auch äusserlich bezeichnet.

1) J. G. II, 492. Als wirklich von Goethe herrührend wird die Recension von Woldemar v. Biedermann in den Goetheforschungen (Frankfurt 1879) bezeichnet im V. Abschnitte „Vermischtes zur Goetheforschung. Goethes Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen." Im 7. Hefte von Seufferts Neudrucken (Heilbronn 1882) hat der Abdruck der sämtlichen Frankfurter gelehrten Anzeigen so eben begonnen.

Digitized by Google

Die Verbindung mit modernen Literaturen hat uns zeitenweise geschult, meist aber der deutschen Literatur ihre eigne Freiheit gekostet. Nur in der innigsten Verbindung mit der Literatur des Altertums konnten wir Hingebung und Selbständigkeit mit einander verbinden. Dieses Bündnis herzustellen, auf verschiednen Wegen nach ihm strebend, bewusst und unbewusst, dahin zielten unsere literarischen Bemühungen seit den Tagen der Renaissance. Nicht mit Hilfe der klassicistischen romanischen Literaturen, sondern durch die stammverwandte englische sind wir im achtzehnten Jahrhundert ans Ziel des langjährigen Strebens gelangt.

Nachdem der Präsident dem Redner gedankt, erhält das Wort Herr Professor Dr. Böckel aus Karlsruhe zu seinem Vortrage:

Über Hermann Köchly[1]).

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn ich mir in so später Stunde noch Ihre Aufmerksamkeit erbitte zu einem Vortrage über Hermann Köchly, so bedarf es einer Entschuldigung für meine Person wohl, für meinen Gegenstand wahrlich nicht. Denn gerade hier in einer Philologenversammlung und gerade heute in Karlsruhe ist es wohl eine Pflicht der Pietät, das Bild eines Mannes heraufzuführen, der so eifrig die Philologenversammlungen besuchte und förderte, der, seit er sie in Darmstadt 1845 das erste Mal besuchte, durch zahlreiche Vorträge und

1) Ich gebe meinen Vortrag hier fast unverändert in der Gestalt wieder, in welcher er zu Karlsruhe bei sehr beschränkter Zeit gehalten wurde. Man wird leicht erkennen, dass ich bestrebt war, besonders die Seiten von Köchlys Wirksamkeit hervorzuheben, die nach dem schönen Vortrage von Arnold Hug noch einer Würdigung zu bedürfen schienen. Ich benutze aber, da ich längst die Absicht habe, ein etwas eingehenderes Lebensbild Köchlys auszuarbeiten, diese Gelegenheit, um an alle die, welche Köchly gekannt haben, die dringende Bitte zu richten, mir Mitteilungen über Köchly oder Briefe von Köchly gütigst übersenden zu wollen: ich werde dieselben ganz nach dem Wunsche der Besitzer benutzen und alle getreulich seiner Zeit wieder zurücksenden. Im Folgenden gebe ich eine — jedenfalls nicht vollständige — Übersicht dessen, was mir an Erinnerungen und Nekrologen über ihn gedruckt bekannt geworden ist, und spreche für die Übersendung des Wunderschen Ecce und einiger anderer Aktenstücke Herrn Professor Dinter in Grimma noch meinen besondern Dank aus. — Augsburger Allgemeine Zeitung, 7. Dez. 1876. Nr. 342, S. 5216 (G. M. Thomas). — Augsburger Allgemeine Zeitung, 28. Dez. 1876. Nr. 361 (B. G. Stark). — Frankfurter Zeitung, 1877. Nr. 6. Morgenblatt (G. Kinkel). — Neue Züricher Zeitung, 1876, 22. Dez. Nr. 650 Beilage (Theodor Hug). Vgl. 4. Jan. 1877. 1. Blatt. Nr. 4. — Dresdner Zeitung, 10. Dez. 1876. Nr. 287 (Ernst Pfeilschmidt). — Neue Jahrb. für die Turnkunst, Bd. XXIII. (1877) Heft 1, S. 3—7 (M. Kloss). — Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen u. historischen Klasse der k. bayr. Ak. der Wissenschaften zu München, 1877. Heft 1, S. 58—61 (v. Prantl). — A. Hug, Hermann Köchly. Vortrag gehalten in Aarau am 6. Oktober 1877 in der Jahresversammlung des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer. Basel 1878. (Besprochen mit Mitteilungen aus der Züricher Zeit von G. K[inkel]. Neue Züricher Zeitung, 5. März 1878, Nr. 106 u. 107.) — Ecce gehalten an der königlichen Landesschule Grimma in den Jahren 1876. 1877. 1878 von Professor Dr. H. Wunder. Grimma 1879, S. 35—77. — Badische Biographieen, herausgegeben von Fr. von Weech. III, S. 68—73. Karlsruhe 1881. — G. Uhlig, auf der XVIII. Versammlung mittelrheinischer Gymnasiallehrer, 3. Juni 1879. (S. Literar. Beilage der Karlsruher Zeitung, 13. Juli 1879, Nr. 15, S. 118 u. Zeitschrift für d. Gymnasialwesen, XXXIV, 1, S. 44.) — Triester Zeitung, 5. Dez. 1878. Nr. 278. S. 5 f. Ebendas. 9. Dez., Nr. 281. S. 8 (A). — Karlsr. Zeitung, 6. Dez. 1876. Nr. 290. — Freiburger Zeitung, 10. Dez. 1878. Nr. 288. — Volksblatt vom Jura, 9. Dez. 1878. Nr. 148. — Berliner Volkszeitung, 10. Dez. 1876. Nr. 290. — Alma Mater 1878. S. 85. — Unsere Zeit, Neue Folge XIII, (1877), 1, S. 309 f. — Allgemeine deutsche Biographie XVI, 410—414 (A. Hug).

Digitized by Google

lebendige Beteiligung an den Diskussionen sein Interesse kundgab, der, als das letzte Mal unsere Versammlung im badischen Lande tagte, in Heidelberg 1865, vor kurzem erst nach Baden berufen, noch in voller Kraft und Frische den Vorsitz führte und in begeisterten Worten in seiner Eröffnungsrede die Ziele des modernen Humanismus darlegte —, eines Mannes, den seitdem ein herbes Geschick fern von der Heimat zu den Toten abgerufen hat.

Aber ziemt es mir, dem Schüler, die wissenschaftlichen Verdienste des Meisters zu rühmen? hier, wo so zahlreiche Männer sitzen, die mehr berufen sind, solches zu thun? und kann es mir gelingen, das Wirken eines Mannes klar darzustellen, bei dem wie bei wenigen die schriftstellerische und akademische Thätigkeit so unzertrennlich ist von den eigentümlichen Zügen seiner Persönlichkeit, dass eine Darstellung dieses reichen und vielseitigen Menschenlebens von vornherein Gefahr läuft über dem Einzelnen das Gesamtbild aus dem Auge zu verlieren?

Meine Herren, ich will nicht thun, was ich doch nicht kann, aber ich möchte nicht unterlassen, was ich für meine Pflicht halte: dem Manne, dem ich für meinen Lebensberuf die mächtigste Anregung verdanke — und wie viele sind in diesem Saale, die dasselbe freudig bekennen werden — ihm will ich im Namen seiner Schüler die Dankbarkeit bezeugen, die auch über das Grab hinaus den Lehrer begleitet. Und wenn ich gewiss bin, dass Köchlys Verdienste von keinem unter Ihnen verkannt werden, wenn ich gewiss bin, dass die Erinnerung an ihn gerade in der deutschen Philologenversammlung lebendig ist und bleiben wird, nun, so will ich getrost das alte *pectus est, quod disertos facit* mir zum günstigen Omen wählen.

Welche Seite ich aber von Köchlys reicher Thätigkeit behandeln soll, die er 12 Jahre lang in Saalfeld und Dresden der Schule, über ein Vierteljahrhundert in Zürich und Heidelberg der Universität gewidmet hat, darüber bin ich nicht in Verlegenheit. Denn der grösste Teil seiner Leistungen entsprang aus dem lebendigen Wechselverkehr mit Schülern oder Zuhörern; er war ein Lehrer im umfassendsten Sinne des Wortes, wie er sich denn gerne — einmal noch auf seiner griechischen Reise — einen Schulmeister nannte. So ist er ein Lehrer gewesen seinen Gymnasiasten gegenüber, ein Lehrer in seiner akademischen Stellung, ein Lehrer ebensosehr für die Fachgenossen auf den Philologenversammlungen als für das weitere Publikum, welchem er an zahlreichen Orten die Gestalten antiker Dichtung und Geschichte in populären Vorträgen vorführte. Wie viele von Ihnen tragen sein Bildnis in der Erinnerung, wie er auf diesen unseren Versammlungen erschien, wie er jedem den erfrischenden Eindruck seiner Persönlichkeit immer wieder von neuem entgegentrug, anregte, begeisterte und höchstens bei Neidischen die hämische Bemerkung veranlasste, solche Thätigkeit sei der wahren Wissenschaft fremd. Aber er war sich wohl bewusst, welcher Wissenschaft er diente: wollte er doch im Herzen keine andere als die jener alten Humanisten, deren Wanderungen und Strebungen er vor 17 Jahren in Heidelberg mit soviel Anschaulichkeit und Wärme geschildert; die Philologie, im sechzehnten Jahrhundert noch eine, war ihm jetzt eine Mutter mit einem stattlichen Kreise von erwachsenen Töchtern geworden, aber das Herz und der belebende Geist sollte noch derselbe sein. Wie den alten Humanisten das Wirken in der Studierstube nur das halbe Leben war, sie erst mit und unter den Ihrigen, in lebendiger Berührung, wo Geist sich an Geist erwärmte und entzündete, ihrem Berufe zu genügen glaubten, so war auch ihm ein Kreis von Zuhörern, eine Umgebung von Gleichstrebenden schlechterdings unent-

Digitized by Google

behrlich, und man kann ohne Bedenken sagen, dass die Einsamkeit, selbst die literarisch noch so thätige, wie er sie sich in den letzten Jahren gern so lockend ausmalte, ihm ein halber Tod gewesen wäre. Und doch trennte ihn ein mit den Jahren zunehmendes Gehörleiden mehr und mehr von dem mündlichen traulichen Verkehr mit Schülern, Freunden und Kollegen — unfreundliche Stimmen wussten wie immer auch so schon ihren Weg zu finden —: und so nistete sich, als wirkliche Kränkungen und thatsächliche Zurücksetzungen erfolgten, bei dem sonst so harmlosen Manne allmählich ein Misstrauen ein, das ihm oft schwere Stunden bereitete. Wer ihn das letzte Mal — es war 1874 in Innsbruck — hat sprechen hören, wird sich noch des schwermütigen, fast möchte ich sagen ahnungsvollen Eingangs zum Perservortrag erinnern, da er bemerkte, wie es bedenklich sei für ihn zu reden, da er eingetreten sei „in jenes verhängnisvolle Stufenjahr, auf welches das bekannte lateinische Sprichwort 'Sexagenarii de ponte' wohl noch heutzutage, wenn auch nicht buchstäblich, Anwendung findet."

Frage ich aber nach den verschiedenen Richtungen, die sich in seinem Wirken unterscheiden lassen, gleichsam den geistigen Faktoren, aus denen sich sein ganzes Wesen zusammensetzt, so finde ich deren drei: eine streng kritisch-philologische Richtung, die in ihm schon auf der Fürstenschule zu Grimma begründet, dann unter der mächtigen Einwirkung Gottfried Hermanns ausgebildet wurde; eine ästhetisch-literarische Neigung, die auf einem feinen Geschmack für das Künstlerische in dichterischen und schriftstellerischen Produktionen, auf einer gründlichen Kenntnis unserer grossen deutschen Klassiker und einem feinsinnigen Verständnis für den Zusammenhang antiker und moderner Bildung beruhte: eine Auffassungsweise, die ihm ganz besonders eigen war und ihn so in seltenem Maasse befähigte, weiteren Kreisen den Sinn für die Grösse und Schönheit griechischer Dichtung zu eröffnen, die ihn immer wieder trieb, in geist- und geschmackvollen Übertragungen uns das Altertum näher zu bringen, die schliesslich auch das für eine Aufgabe hielt, welche nur die strenge Wissenschaft bewältigen könne, antike Dramen einem modernen Publikum vorzuführen, wie zuletzt noch die Perser des Äschylos: und es ist eine eigene Fügung des Geschickes, dass er sich noch kurz vor seinem Tode mit der endgiltigen Redaktion seiner Perserübersetzung beschäftigte. Und dazu kommt nun als drittes ein entschieden politisch-geschichtlicher Sinn, der nicht nur seine wissenschaftliche Auffassung griechischer und römischer Literatur aufs schärfste bestimmt, sondern auch auf seine Stellung im Leben von nachhaltigem Einfluss gewesen ist: schon als Student disputiert er bei Gottfried Hermann über politische Themata, in Dresden nimmt er als Stadtverordneter und Mitglied der zweiten sächsischen Kammer hervorragenden Anteil an der politischen Gestaltung seiner Heimat, und noch in späterem Alter beruft ihn das Vertrauen seiner Landsleute in den deutschen Reichstag.

So ist er kein S t u b e n g e l e h r t e r, sondern eine Natur, die i m Leben und f ü r das Leben wirkt. Mit dem trefflichsten Handwerkszeug durch Schule und Universität ausgerüstet, tritt er in seinen Beruf: das Altertum, das ihn begeistert, ist ihm nicht tot, sondern in engstem Zusammenhang mit dem Edelsten, was unsere grossen Dichter geschaffen, und wenn er alte Geschichte behandelt, so ist sie ihm nur ein Glied in der grossen Kette, in welcher die Jetztzeit für uns das letzte Glied ist. Das Leben, das ihn aus den engen Verhältnissen Saalfelds in die künstlerisch, literarisch und politisch angeregte Welt Dresdens treibt, verschlägt ihn später ins Exil, um ihn schliesslich seinem wahren

Digitized by Google

Berufe zuzuführen. Die Reaktion, von der er später schrieb, dass über sie die Weltgeschichte als Weltgericht ihr Urteil erst dann sprechen werde, wann keiner von denen, die damals gestrebt und geirrt, gefrevelt und gelitten, mehr unter den Lebenden weilen — sie ist auch hier einmal wieder ein Teil von jener Kraft gewesen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft: sie hat den Fünfunddreissigjährigen auf den Kampfplatz geworfen, den er seitdem als rüstiger Kämpfer über ein Vierteljahrhundert innegehabt hat, herrlich alle Eigenschaften seines Geistes entfaltend: — die akademische Laufbahn.

Doch bevor ich darauf eingehe, gestatten Sie, in wenigen Worten der Jugend und Vorbildung Köchlys zu gedenken. Der Schule in Grimma war Köchly zeit seines Lebens aufrichtig dankbar für den Unterricht, den er hier in den Jahren 1827—32 empfing. Er hat dies nicht nur in ausführlicher Darstellung in seinem „Gottfried Hermann" ausgesprochen, sondern auch zu einer Zeit, da er im heftigsten Kampfe gegen die rein philologische Richtung des Gymnasiums begriffen war und es manchem schien, als ob er die Grundlagen der humanistischen Bildung überhaupt in Frage stellte. In Grimma hatte unzweifelhaft „jener von Ernesti geordnete Kompromiss zwischen alter und neuer Bildungsrichtung mit bestem Erfolg Leben gewonnen", und die Bildung, welche Köchly damals in Grimma empfing, bestand „in einem vollkommen zeitgemässen Übergang vom alten Principe der lateinischen Formalbildung zu dem neuen Principe der altklassischen Bildung". Köchly rühmte später unter seinen Lehrern Weichert, Korb, Käuffer, Hartmann, besonders Wunder, der, selbst ein Schüler Gottfried Hermanns, namentlich den griechischen Unterricht vortrefflich erteilte; Köchly bemerkt selbst, dass dieser durch die kursorische Lektüre in seinen Privatstunden mit zur Entwickelung der Ansichten über Gymnasialpädagogik beigetragen habe, die ihm in den vierziger Jahren so manchen Schulmann der strikten Observanz entfremdeten. Wunders Sophokleserklärung rühmte Köchly vor allem, und die noch vorhandenen Hefte aus dieser Zeit zeigen, dass neben der lateinischen Interpretation, der eingehenden Besprechung kritischer Fragen, den lateinischen Inhaltsangaben der einzelnen Scenen doch auch ein hoher Wert auf eine gewählte schriftliche Übersetzung ins Deutsche gelegt wurde. Ein moderner Überbürdungsfanatiker würde die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn er sähe, wie weit die Schüler es im Griechischen brachten: es liegt mir noch ein Gedicht vor von 274 Hexametern, in denen Köchly den Tod des Brasidas behandelte, — der Anfang lautet:

Οὐλομένας τε μάχας καὶ ἀέθλιον ἔργον Ἄρηος
Ἔννεπε, Καλλιόπεια, καὶ ἀτρέστου Βρασίδαο
Τόλμημ', ὃς μέγ' ἀρίστευσεν κρατερῇ ὑσμίνῃ —

ein Gedicht, welches Köchly als Abiturient am 14. September 1832 bei der Entlassung vorgetragen hätte, wenn nicht der plötzliche Tod seiner Mutter eine etwas frühere Entlassung nötig gemacht haben würde. Den geschichtlichen Unterricht Korbs rühmte Köchly ebenfalls; charakteristisch für die Schule ist es, dass einmal auch Geographie im Anschlusse an die lateinische Interpretation Mela's dociert wurde. Den deutschen Unterricht leitete in der Oberlektion Hoffmann, später Fritzsche, und Köchly erwähnt, dass es auch mit diesem Unterricht bestens bestellt war. Zwar würde man Aufsatzthemen, wie dem folgenden, heutzutage schwerlich Geschmack abgewinnen: „Welches sind die Fehler, vor denen sich insbesondere der Gelehrte zu hüten hat?" oder den „Grundsätzen der körperlichen Beredsamkeit", wie sie den Schülern offenbar diktiert wurden: „Die bestimmte

Digitized by Google

Action ist diejenige, welche einzelne hervortretende Begriffe und Empfindungen durch entsprechende Bewegung der Hände ausdrückt. So bezeichnet man die Allgemeinheit eines Satzes durch eine zirkelförmige Bewegung, Innigkeit und Teilnahme durch eine Bewegung der Hand auf das Herz, ... Freude und Hoffnung durch schnelle Abwechselung der Bewegung beider Hände. Der Gebrauch einzelner Finger beschränkt sich nach unserer Sitte auf den Zeigefinger, mit welchem der Redner eine Warnung oder Drohung begleiten darf. Doch setzt dieser Gestus schon eine gewisse Würde der Persönlichkeit voraus und ist daher an dem Jünglinge nicht zu billigen." Aber der Unterricht in Literaturgeschichte muss nach vorhandenen Heften zu urteilen vortrefflich gewesen sein. Schwach stand es nur mit dem Französischen und der Mathematik.

Lassen Sie mich von Köchlys Universitätsstudien und der mächtigen Einwirkung Gottfried Hermanns bei der Kürze der Zeit lieber nichts sagen als wenig: hat ja überdies Köchly seinem hochverehrten Meister nach eigener dankbarer Erinnerung, der auch spätere Trennung und Entfremdung keinen Eintrag hat thun können, ein Denkmal gesetzt, das wir unter Köchlys schönste Werke setzen dürfen. Aber auch von Köchlys Saalfelder und Dresdener Wirksamkeit würde ich vergeblich in so beschränkter Zeit Ihnen ein anschauliches Bild zu geben versuchen: wie er als Lehrer — ich könnte hier Zeugen aufrufen wie Heinrich von Treitschke in Berlin und einen, den wir in diesen Tagen in unserer Mitte haben, Professor von Gutschmid aus Tübingen — durch sein imponierendes Wesen, die Anschaulichkeit seines Unterrichts, die Liebenswürdigkeit seiner Person gleichermaassen die Gemüter seiner Schüler an sich fesselte — wie er durch das Vertrauen des damaligen Prinzen Johann zum Lehrer des Lateinischen für dessen Söhne Albert (den jetzigen König) und Georg bestimmt wurde, wie er vor ein weiteres Publikum trat in Vorträgen über Literatur des Altertums und der Gegenwart — bezeichnend ist es, dass der Vortrag über Sophokles' Antigone[1]) durch die Aufführung des griechischen Stückes auf der Dresdener Hofbühne veranlasst wurde —; wie er ein eifriges Mitglied des Dresdener Turnvereins war und als solches z. B. am 30. Oktober 1846 einen Vortrag über Prinz Eugen hielt, bei dem mir wiederum das als charakteristisch erscheint, dass er den Zuhörern nicht nur einen Plan von Belgrad an der Tafel entwarf, sondern diesen auch in die gedruckten Verhandlungen aufnehmen liess; — wie er mit dem ganzen Feuer seines Wesens sich dem reichen künstlerischen und literarischen Leben hingab, durch welches damals Dresden glänzte — ich brauche Ihnen nur die Namen von Arnold Ruge, Gottfried Semper, Richard Wagner, Emil und Eduard Devrient ins Gedächtnis zu rufen —; wie er endlich mit voller Energie sich der Bewegung zur Reform des höheren Schulwesens anschloss, in Darmstadt 1845 die Gründung der pädagogischen Sektion beantragte und durchsetzte[2]), wie er, der Schüler Gottfried Hermanns, in mehreren Schriften die schärfsten Angriffe gegen Lateinsprechen und Lateinschreiben richtete, so wie es damals auf den meisten Gymnasien betrieben wurde, wie er endlich den kühnen Versuch machte, durch die Gründung eines Gymnasialvereins (20. September 1846) die weitesten Kreise der Gebildeten für die Gymnasialreform zu interessieren, in korrekt parlamentarischer Form eine Diskussion der brennendsten Fragen für jeden, der sich beteiligen

1) 4. Mai 1844. Opuscula II, 148 ff.

2) Vgl. Opusc. II, 383f.

Digitized by Google

wollte, zu eröffnen und gleichzeitig durch Vorträge allgemein belehrenden Inhalts „das ganze Gebiet humanistischer und realistischer Wissenschaft" den Mitgliedern näher zu bringen. Wir staunen über die Arbeitskraft, mit welcher Köchly diese so mannigfaltigen Aufgaben zu bewältigen wusste: neben dem Unterricht die Sitzungen der Sektionen, des wissenschaftlichen Ausschusses, des Vereinsrates, die Hauptversammlungen, daneben Vorträge, deren Themata uns beweisen, wie eingehend er damals besonders das Studium des griechischen Epos und Dramas betrieb: über die Entstehung der homerischen Gedichte, über das sechste Buch der Ilias, über das sechste und siebente Buch der Odyssee, über die poetische Betrachtung des Naturlebens in Steinen und Pflanzen bei den Griechen, über die Entwickelungsgeschichte der griechischen Tragödie, über die Eumeniden des Äschylos, über Sophokles' Aias, über Euripides' Iphigenie in Taurien; andere Vorträge zeigen ihn bereits auf Bahnen, die er später weiter verfolgt hat: über Wesen und Bedeutung der griechischen Mythologie, Xenophon als Naturbeobachter, die Entwickelung der römischen Verfassung nach den neueren Forschungen seit Niebuhr, Goethe und das klassische Altertum. So gross der Widerspruch, die Unzufriedenheit, die offene und geheime Anfeindung waren, die diese Reformideen und der ihnen dienende Verein hervorgerufen, so gemildert auch in manchen Punkten Köchlys spätere Ansichten über Lateinschreiben gewesen sind, für uns klingen denn doch manche Sätze gar nicht mehr so unerhört wie für die Zeitgenossen. Wenn er meint, dass die Schreibübungen im Griechischen und Lateinischen nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein sollen, dass sie „die Formenlehre und Syntax durch praktische Anwendung festhalten und eben dadurch die sichere und schnelle Lektüre der Schriftsteller befördern" sollen, und fortfährt: „Im Griechischen hat man dies auch ganz richtig erkannt, und es dürften hier leichtere Schreibübungen, besonders auch zur Fixierung der Formenlehre und Accentuation durch Einführung von Extemporalien eher zu erweitern als zu mindern sein. Ganz anders im Lateinischen, wo bisher infolge des herrschenden Princips Gewandtheit und Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache von den Abiturienten als das Haupterfordernis verlangt worden ist. Dies ist dagegen von unserm Standpunkte aus eine Eigenschaft, nach welcher nur der künftige Philologe auf der Universität zu streben hat; und es wird konsequenter Weise mit der Zeit die Quälerei mit Lateinischsprechen und freien lateinischen Arbeiten auf den Gymnasien ganz abzuschaffen sein. Dies kann aber nicht eher geschehn, als bis die lateinischen Examina für Juristen, Theologen und Mediciner, die in der öffentlichen Meinung und vor unbefangenen Fachmännern längst gerichtet sind, gefallen sein werden. Bis dahin muss man also beides noch beibehalten; dagegen aber das Sprechen von den Stunden, in denen die Schriftsteller erklärt werden, völlig ausschliessen, und zu freien Aufsätzen vorzugsweise historische Stoffe aufgeben. Bei den Abgangsprüfungen ist aber auf beides nur ein sehr untergeordneter, etwa der Bedeutung der Mathematik gleichkommender Wert zu legen. Hauptsache muss fortan das sichere und sofortige Verständnis der alten Schriftsteller und die historische Erfassung des Altertums sein" — wenn er, sage ich, in dieser Weise sich äussert, nun, so werden hoffentlich nicht nur meine mathematischen Kollegen dankbar empfinden, dass er von Zuständen spricht, die der Vergangenheit angehören. Meine Herren, es ist hier nicht der Ort und die Gelegenheit, mich auf die Einzelheiten der damaligen Gymnasialreform einzulassen: das eine aber soll Köchly unvergessen bleiben, dass er schon da-

Google

mals (1847) energisch für das Griechische die demselben gebührende Stelle verlangte: beide Sprachen müssten einander durchaus gleich gesetzt, das Griechische nicht länger stiefmütterlich von dem Lateinischen in den Hintergrund gedrängt werden: „da die griechische Literatur in jeder Hinsicht der römischen an Originalität und Klassicität nach Inhalt und Form überlegen ist — nur in der Geschichtschreibung (meinte er damals) ringen sie um die Palme — so wird hoffentlich einst das Griechische in den Gymnasien den Ehrenplatz einnehmen, welchen das Lateinische nur zu lange besessen hat." Möchten doch unsere neuesten Schulreformer dies beherzigen und, statt den griechischen Unterricht, wie es nicht selten geschieht, in bedenklicher Weise zu unterschätzen, sich recht ernsthaft fragen, ob denn der klassische Unterricht Deutschlands und die deutsche Literatur „die starken Wurzeln ihrer Kraft" wirklich in derselben Literatur zu suchen hat, an welche die romanischen Völker naturgemäss anzuknüpfen pflegen.

Leider muss ich es mir versagen, auf die Stellung Köchlys zur Politik hier näher einzugehen, obwohl auch dieser Punkt in einem Bilde des Mannes nicht fehlen darf. Wer sich die Mühe nimmt, das was Köchly in den Jahren 1846—1848 gesprochen und geschrieben hat, einzusehen — er bekannte sich übrigens immer als Mitglied der gemässigten Linken —, der wird bald von der hie und da noch herrschenden Meinung, als sei er für den Umsturz um jeden Preis gewesen, zurückkommen und in ihm einen ebenso gemässigten als edel denkenden Mann kennen lernen, welcher meinte, es sei fürchterlich, wenn jetzt in Deutschland an die Stelle religiöser politische Glaubenskämpfe träten, eine Besorgnis, die er nicht für unbegründet hielt, wenn man von beiden Seiten für und gegen die Republik deklamiere, ohne dass man sich über das Wesen derselben verständige, wenn man sich und andere aufrege, nicht aufkläre, wenn man gewaltsam abstosse, statt durch Überzeugung zu gewinnen. Nur daran, verehrte Anwesende, sei hier erinnert, dass Köchly schon 1846 beim Dresdener Festmahl zu Ehren Todts und der übrigen Abgeordneten als Redner auftrat; dass er im März 1848 als Stadtverordneter den Antrag stellte, durch eine Adresse Pressfreiheit, Freiheit des religiösen Bekenntnisses, des Vereins- und Versammlungsrechtes, Reform des Wahlgesetzes, Vertretung aller deutschen Völker beim deutschen Bunde und möglichst schnelle Zusammenberufung der Kammern vom Könige zu erbitten; dass er in demselben Jahre in einer Broschüre „Deutsches Reich — Deutscher Bund — Deutsches Parlament. Kein Glaubensbekenntnis, sondern eine geschichtlich begründete Darlegung" seine Überzeugung über Deutschlands Neugestaltung aussprach, dass er Ende Februar 1849 in die zweite Kammer und schon im Dezember 1848 durch den Kultus- und Unterrichtsminister von der Pfordten in die Kommission zur Ausarbeitung eines allgemeinen Schulgesetzes für Sachsen gewählt wurde, dessen Entwurf nach viermonatlicher Beratung von Köchly ausgearbeitet und teilweise schon gedruckt war, als die Maikatastrophe hereinbrach. Auf die Auflösung der Kammer folgte die Flucht des Königs (4. Mai), die Wahl der provisorischen Regierung und deren Proklamation vom Balkon des Rathauses durch Köchly. Auf den Barrikaden hat er nicht gekämpft[1]), aber sein Leben war verwirkt, und als er durch einen hochstehenden Freund der Familie in seiner Gartenwohnung zu Strehlen gewarnt wurde, verhalf ihm der treue Zschetzsche zur

1) Darnach ist die Bemerkung Badische Biographien III, 70 und Neue Jahrb. für die Turnkunst B. XXIII. H. 1, 4 zu berichtigen.

Digitized by Google

Flucht: Haar und Bart wurden abgeschnitten, und als Augenkranker verkleidet, reist er nach kurzem Aufenthalt bei einem Schulmeister in Plauen über Frankfurt a/O., Berlin, Hamburg — wo ihn jemand auf der Strasse grüsste —, über die Lüneburger Haide, — wo ihm ein Telegraphist ganz harmlos erzählt: „Sehn Sie, jetzt telegraphieren sie wieder hinter einem her" — nach Amsterdam und schliesslich nach Brüssel. Sechs Wochen blieb er von der jungen Gattin getrennt, bis diese, heldenmütig die Bedenken der Verwandten überwindend, vom jüngeren Bruder begleitet ihm nacheilte.

In Brüssel, wo zu dem drückenden Gefühl des Exils die kleine Familie noch schweres häusliches Leid traf, warf er sich mit ganzer Energie in die wissenschaftliche Thätigkeit und vollendete in kurzer Zeit mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft die Ausgabe des Manetho und den grössten Teil der Anmerkungen und Prolegomena zum Quintus Smyrnaeus. So nahm er mit ungebeugten Kräften seine wissenschaftliche Thätigkeit wieder auf, und seit seiner Berufung nach Zürich an Orellis Stelle hat er hier und in Heidelberg ununterbrochen als akademischer Lehrer gewirkt.

Ich beneide jeden, der Zeuge des ersten Eindruckes sein konnte, welchen Köchly beim Antritt seiner Stellung in Zürich machte: ein Fünfunddreissigjähriger mit weissem Bart und weissen Haaren, aber in Blick, Sprache und Bewegung die feurige Kraft der Jugend verratend, voll Selbstvertrauen, voll fröhlicher Zuversicht, dass sein guter Stern ihn an den rechten Platz geführt, mitteilsam gegen andere und selbst wieder allem, was ihm in Zürich Anregendes geboten ward, zugänglich. Lassen Sie mich bei der Darstellung von Köchlys akademischer Thätigkeit die Züricher und Heidelberger Zeit zusammenfassen: hat er doch seine Aufgabe in früherer und späterer Zeit gleich aufgefasst. Wie umfangreich ist zunächst das Gebiet, das seine Vorlesungen umfassten! Er war vor allem in Zürich als „Professor der griechischen und römischen Literatur und Sprache" genötigt, den Kreis seiner Vorlesungen viel weiter auszudehnen, als ihm eigentlich lieb war, und doch ist es bewunderungswürdig, wie sehr er bei diesem Umfange seiner Arbeit immer noch nach neuer Abwechslung strebte[1]).

Es gab Schriftsteller, die seiner Natur widerstrebten: „Horaz ist nicht meine Wahl", so begann er sein Züricher Horazkolleg, und in der That hat er immer die lyrische Poesie des Horaz für gemacht gehalten und sein Odenpathos für gekünstelt, während andererseits die Satiren und Episteln bei aller Feinheit und allem Geist nach seiner Ansicht den emporgekommenen Libertinensohn nicht verleugnen konnten. Ebenso wenig hat er dem Plato jemals Geschmack abgewinnen können. Plautus dagegen[2]) in seiner unmittelbaren Beziehung zum Volksleben, der Urwüchsigkeit seiner Sprache wusste er als einen Nachahmer der Griechen und als ein bedeutungsvolles Mittelglied zwischen antiker und moderner Komödie trefflich nach Sprache und Charakteristik zu erläutern, während ihm das Sprachgeschichtliche und die diplomatische Kritik ferner lag. Das Studium der römischen Geschichte hatte ihn in frühester Zeit schon angezogen, und wenn er ausgewählte Partien des Livius interpretierte, so wusste er mit ebenso grosser Liebe die

1) Die Züricher Lektionskataloge von 1850—64 weisen 81 Vorlesungen auf, von denen 45, also die grössere Hälfte, nie wiederholt wurden! (G. Kinkel, Frankfurter Zeitung 6. Januar 1877. Nr. 6, Morgenblatt.)

2) Vgl. Gottfried Hermann S. 46 f.

Digitized by Google

künstlerische Darstellung dieses Historikers bis ins Kleinste darzulegen, als in der Behandlung der ersten Dekade eine Übersicht über die grossartigen Resultate der modernen Quellenkritik zu geben. Aber lebendiger und wärmer wurde er noch, wenn er an Caesars Kommentarien kam und, durch Rüstows Mithülfe unterstützt, die scheinbar so objektiven Berichte des grossen Imperators auf ihren sachlichen Gehalt hin prüfte, in liebevoller Forschung Örtlichkeiten und Verlauf der Feldzüge und Schlachten ermittelte, Taktik und Bewaffnung der Legion erläuterte und den weltgeschichtlichen Kampf der gallischen Nation gegen die römische Weltherrschaft in ergreifenden Zügen darstellte. Hier hat sein Bestreben, ein lebendiges und anschauliches Verständnis des Altertums auch für die Schule zu gewinnen, die schönsten Früchte getragen. Doch vor allen Dingen kam er immer wieder auf den Homer zurück, und dies, meine Herren, wäre schon Stoff genug für einen Vortrag allein, eingehend zu schildern, wie er, streng methodisch von der sprachlichen Einzelbehandlung und der genauesten kritischen Analyse der einzelnen Gesänge ausgehend, als begeisterter Schüler von Lachmann, dessen „Betrachtungen" er zuerst durch Hermann hatte kennen lernen, und in dessen Sinne er bereits auf der Darmstädter Philologenversammlung 1845 über eine Iliasrhapsodie gesprochen hatte, durch eine glückliche Ausbeutung der Scholien zur Erkenntnis der Komposition und zu einer ästhetischen Würdigung der einzelnen Rhapsodien als geschlossener Kunstwerke fortschritt, stets unsere grossen deutschen Dichter und ihre Beziehungen zum Homer im Auge behaltend. Wem von uns, der diese Vorträge voll gründlicher Interpretation, siegreicher Kritik, gemüt- und geistvoller Auffassung mit anhören durfte, wären sie nicht unvergesslich?

Mit besonderer Vorliebe übersetzte und erklärte er solche Autoren, die durch Leidenschaft und Pathos seiner eigenen Natur congenial waren — wie Archilochos und von den Tragikern namentlich Äschylos —, oder durch ihre Beziehung zum politischen Leben ihrer Zeit eine besonders lebendige Behandlung möglich machten. Da fühlte er sich erst recht wohl, wenn er sich und die Zuhörer ins Dionysostheater, in die athenische Volksversammlung oder aufs römische Forum versetzen konnte; da brachte er seine Liebe und seinen Hass mit, und wenn er an der Hand von Demosthenes' Reden den grossen athenischen Staatsmann, König Philipp, Äschines schilderte, so hatte man den Eindruck des persönlich Erlebten, und die Empfindungen und Leidenschaften längst vergangener Geschlechter schienen in seiner Darstellung wieder aufzuleben. Selten wird ein akademischer Lehrer in dem Grade wie Köchly befähigt gewesen sein, eine allseitig würdige Darstellung des Aristophanes zu geben: er that dies mit ebenso glücklichem Verständnis für die bürgerlichen und politischen Zustände von Altathen — ein Verständnis, das durch seinen langen Aufenthalt in der Schweiz nur gewonnen hatte — als mit feinem Sinn für den drastischen Humor und die vollendete Form der Aristophanischen Dichtung; diese gab er dann aber auch in einer mit grösster Strenge gearbeiteten, meisterhaften Übersetzung wieder und meinte, dass es wohl diesem oder jenem Philologen, aber mit nichten dem Geist des Aristophanes widerstrebe, die persönlichen und lokalen Anspielungen durch moderne zu ersetzen. Mir ist ferner, um nur noch eine Gruppe seiner Vorlesungen hervorzuheben, unvergesslich, wie er bei der Behandlung der Ciceronischen Reden und Briefe die letzten Jahrzehnte der Republik anschaulich zu machen wusste: hier erging er sich weniger in Auseinandersetzungen über die rhetorische Kunstform der einzelnen Reden oder in chronologischen Untersuchungen über die Reihenfolge der Briefe, aber für

Digitized by Google

die diplomatische Form dieser wichtigen historischen Aktenstücke oder das Persönlich-Individuelle der vertrauteren Briefe hatte er ein scharfes Auge: wie wusste er den Beziehungen, die nur zwischen den Zeilen zu lesen sind, den verletzenden Andeutungen, die häufig erst bei der Herausgabe in die Reden hereingebracht wurden, der ganzen oft so versteckten politischen Tendenz nachzuspüren, und wie überzeugend hat er bei Cicero sowohl die menschlich schönen Seiten seiner Natur als die vollendete Meisterschaft, mit der er die Form handhabte —, in beidem, meinte er, habe ihn Mommsen gründlich verkannt — bis in die kleinsten Einzelheiten nachgewiesen!

Die Anlage seiner historischen und literargeschichtlichen Vorlesungen kann mit Recht eine künstlerische genannt werden: eine wohlgeordnete Disposition, die er in späteren Jahren auch gedruckt den Zuhörern in die Hand gab, war ihm hier, wie bei allem, was er sprach, geradezu Bedürfnis und gab durch die Gruppierung allein schon eine Probe von seiner Auffassung und von der genialen Art, mit der er den zerstreuten Stoff zu einem Bild voll Farbe und Leben verarbeitete[1]). Dagegen blieb dann die sprachliche Gestaltung mit wenigen Ausnahmen dem Augenblick des Vortrages überlassen; was er einmal in eingehender Arbeit erforscht — und er verwandte sehr viel Zeit auf die Vorbereitung für sein Kolleg — das niederzuschreiben widerstrebte ihm, aber desto hinreissender wusste er es in **mündlichem Vortrage** darzustellen.

Da war er denn ganz und voll von dem Gegenstande, den er behandelte, ergriffen, und Unwillen und Begeisterung, Liebe und Hass, scheinbar im Augenblicke erzeugt, übertrugen sich unwillkürlich auch auf die Zuhörer; hohes Pathos, gemütvolle Weichheit, schlagender Witz standen ihm stets ebenso zu Gebote, wie treffende Parallelen aus Geschichte und Dichtung der Gegenwart; vortrefflich unterstützte ihn dabei sein wundervolles Organ, dem er durch angestrengte Übung eine grosse Modulationsfähigkeit verliehen hatte: ihn einen äschyleischen oder sophokleischen Chor, eine aristophanische Parabase vortragen zu hören,

---

1) Ich gebe ein kleines Beispiel aus der griechischen Literaturgeschichte, aber nur die Hauptpunkte der Disposition: „Periode III. Der attische Universalismus von 560—400. Buch I. **Die solonisch-peisistrateische Zeit** 594—510: 1. Die poetischen Anfänge Athens. 2. Peisistratos und die Peisistratiden. Buch II. **Die junge Demokratie und die Zeit der Marathonskämpfer** 510—456: 1. Die Perserkriege und der Aufschwung der Tragödie. 2. Der Abschluss der homerischen Epik und die Vollendung der Lyrik. 3. Hierons Musenhof und die sicilische Komödie. 4. Aeschylos' Ausgang. 5. Die neue Philosophie im Kampfe mit der alten Kultur. Buch III. **Das perikleische Zeitalter** 458—429: Einleitung. 1. Euripides' Anfänge und Sophokles' Blüte. 2. Die jüngeren Logographen und Herodotos. 3. Das Aufsteigen der alten Komödie und Perikles' Ausgang. Buch IV. **Die Zeiten des peloponnesischen Krieges** 431—403: I. Der frische Krieg und der faule Friede 431—421. 1. Die Sophistik und Euripides auf der Höhe. 2. Die gleichzeitigen Tragiker. 3. Die neue Demagogie und Blüte der politischen Komödie. II. Der Zerfall und Niedergang 420—403. 4. Die Sturm und Drangzeit des Alkibiades und ihre Wirkungen. 5. Die innere Zerrüttung und der letzte Aufschwung: Geheime Umtriebe und Aristophanes' Lysistrata. — Der Staatsstreich und der Redner Antiphon. — Euripides' Bekehrung und Aristophanes Thesmophoriazusen. — Die neue Politik und Sophokles' Philoktetes. — Der Glückswechsel (Aristophanes' erster Plutos), Alkibiades' Heimkehr und Euripides' Staatsactionen: Orestes, Phönicierinnen (mit Hypsipyle und Antiope). — Euripides' Familienstücke: Elektra. 6. Die Fortbildung der Prosa und die Geschichtschreibung des Thukydides. 7. Die anderweitige Poesie dieses Zeitalters. 8. Der Tragödie Ausgang und das Ende des alten Athen. — Schluss. Die Wiedergeburt: Eukleides' Archontat und die Aufführung von Sophokles' Oedipus auf Kolonos. — Das praktisch-nüchterne Neu-Athen und der Prozess des Sokrates. — Die Epigonenzeit und Aristophanes' letzte Komödien (Ekklesiazusen, zweiter Plutos)."

Digitized by Google

war ein hoher Genuss. Dabei war er einer von den wenigen, die heutzutage — wie viele mögen es denn überhaupt sein? — den Vortrag in lateinischer Sprache nicht nur mit voller Sicherheit, sondern mit imponierender Würde beherrschte: für die abstraktesten Stoffe, selbst ästhetischer Art, fand er stets den bezeichnenden Ausdruck, und mit beneidenswerter Sicherheit rundeten sich selbst die verwickeltsten Perioden zum Abschluss, auch sachlich stets den Nagel auf den Kopf treffend. Eine metrische Übersetzung pflegte er zu vielen Dichtern zu geben, und wer von ihm Partien aus den griechischen Lyrikern, aus Äschylos, Euripides, Aristophanes gehört hat, wird wissen, was er unter Übersetzen verstand. Ich bin selbst oft Zeuge gewesen, mit welcher Strenge gegen Sprache und Versmaass er dabei verfahren ist, und von seiner Zeit haben ihm diese Übertragungen — auch die aus Prosaikern wie Demosthenes und Cicero — sehr viel weggenommen.

Ich will es nicht unterlassen, hier noch kurz auf die Universitätsprogramme, die er in seiner Zürcher Zeit verfasste — es sind im ganzen 33 Nummern — als die unmittelbaren Früchte seiner akademischen Thätigkeit hinzuweisen; ich stehe nicht an, zu behaupten, dass viele von ihnen nach Inhalt und Form zu dem Schönsten gehören, was Köchly geschrieben; sie enthalten ausser der speciellen wissenschaftlichen Abhandlung manche allgemeinen Betrachtungen, wie sie der heimwärts sinnende Geist des Verbannten anstellen mochte: ich gedenke vor allem des herrlichen Einganges zum Hesiodprogramm 1860[1]) und des tiefempfundenen Abschiedswortes an die Schweiz[2]).

Ich komme endlich zu Köchlys Seminar, dieser eigenartigen Schöpfung, die ihm so sehr ans Herz gewachsen war. Was er in späteren Jahren einem Freunde schrieb: „Die wissenschaftlich-praktische Vorbereitung philologischer Lehrer in harmonischer Einheit habe ich seit dem Beginn meiner akademischen Laufbahn als die eigentliche Aufgabe meines Lebens angesehen und konsequent verfolgt", bezieht sich zu einem grossen Teile auf dieses Seminar. Aus einer philologischen Gesellschaft hatte sich in Zürich ein in den Lehrplan der Universität aufgenommenes Seminar entwickelt, und nach denselben Grundsätzen hat er das philologische Seminar mit fester Hand in Heidelberg begründet und die Leitung selbst in die Hand genommen. Sie wissen wohl alle, dass dieses Köchlysche Seminar in Heidelberg nach siebenjährigem Bestande (Michaelis 1865—1872) in seiner eigentümlichen Organisation zu existieren aufgehört hat — philologisch-pädagogische Übungen: Gymnasialseminar: Gymnasialübungsschule: Gymnasialpädagogicum vermeldet seitdem lakonisch der Lektionskatalog —: doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, und es ist durchaus nicht meine Absicht, jetzt schon die Gründe, warum dies geschehen, näher zu erläutern. Ein wie tiefer Herzenskummer es für Köchly war, dass persönliche Differenzen es schliesslich so weit brachten, konnte jeder, der ihm näher stand, von ihm hören: und wenn ich auch bekennen muss, dass ein solches Seminar eben nur von Köchly und keinem andern geleitet werden konnte, weil er dieser Anstalt in ihrer „Einheit, Ganzheit und Kontinuität" so ganz und gar den Stempel seiner Persönlichkeit

1) Opusc. I, 244 ff.

2) Opusc. I, 209 f. 212. Dort stehen auch die Worte: „Iam enim illa 'venit summa dies et ineluctabile tempus', quo post quindecim annorum exsilium, 'grande mortalis aevi spatium', ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ retrahor non in illam quidem, quae me nascentem vidit adolescentem eduxit, terram, sed, quod praestat, in aliam Germaniae patrias civitatem strenuissimam illam hodie communis libertatis concordiaeque tutricem."

aufgedrückt hatte, so muss doch ausgesprochen werden, dass Zwischenträgereien hie und da den Riss grösser gemacht haben. Allerdings, es führen ja verschiedene Wege zum Ziel, und ich bin es nicht, der darüber aburteilen kann, wie der akademische Docent den künftigen Gymnasiallehrer vorbereiten soll: aber dass wir, die Schüler Köchlys, ihm für seine Art der Vorbeitung dankbar sind und täglich empfinden, was er an uns gethan, das darf ich doch wohl auch bekennen. Und ebenso darf ich protestieren gegen die in den letzten Jahren nicht selten laut werdende Unterstellung, als seien jene Seminarübungen keine wissenschaftlichen, sondern einseitig praktische gewesen, eine Meinung, die Köchly vollauf das Recht hatte, als Seminarlegende zu bezeichnen. Gestatten Sie mir, Ihnen in grossen Zügen, soweit es die Zeit erlaubt, einiges über die Ziele des Köchlyschen Seminars mitzuteilen, von dem er mit Recht sagen konnte, dass es aus einem System „planmässig ineinander greifender und sich zusammenschliessender Übungen" bestehen sollte. Weniger kommt hier das Unterseminar in Frage, welches durch lateinische Stil- und Sprechübungen, griechische Schreibübungen und kursorische Leseübungen bei den Studenten der ersten Semester manche Lücken ergänzen sollte, die im Anfang von Köchlys Heidelberger Thätigkeit noch bei vielen Abiturienten unserer badischen Gymnasien fühlbar waren — auch Bergk hatte seiner Zeit in Freiburg darüber zu klagen —, während er Studenten, die von preussischen Gymnasien kamen, mehrfach gleich ins Oberseminar aufnahm.

Die Übungen, welche er mit den Mitgliedern des Oberseminars allein anstellte, wurden fast ausschliesslich in lateinischer Sprache gehalten, die er, wie schon bemerkt, meisterlich handhabte; gar mancher, der als Neuling in diese Übungen trat, hat dort nicht nur lateinisch sprechen, sondern überhaupt sprechen gelernt: denn unerbittlich war er in der Forderung, frei zu sprechen, nicht abzulesen, laut und deutlich, besonders aber zusammenhängend zu sprechen, alles freilich Dinge, die ebenso einfach und selbstverständlich sind, als sie vielfach gänzlich ausser Acht gelassen werden. Er war eben auch darin ein echter Schüler der Alten, dass Form und Inhalt des Gesprochenen sich vollkommen ebenbürtig sein sollten. Knapp und scharf wurden Ziel und Methode der Aufgabe hingestellt und damit von vornherein verhindert, dass die Interpretation ins Weite ging: hielt er doch auch hier daran fest, dass auch die genaueste Kritik und Exegese nur Mittel zum Zweck seien, dass der Blick stets auf das Ganze gerichtet und künstlerische Komposition, Eigenart und literarische oder politische Stellung des betreffenden Autors gleichmässig ins Auge gefasst werden müsse. Musterhaft war die Art, wie er durch die schärfste Wort- und Begriffsbestimmung, verbunden mit peinlichster Sacherklärung ohne viel gelehrten Apparat eine Stelle bis zur unanfechtbaren Deutung förderte — eine Fülle von Methodik für Kritik und Exegese trat da zu Tage —: in kritischen Dingen hat er, so glücklich er auch als Konjekturalkritiker war, — stolz war er nie daranf — bis zu einem gewissen Grade die Hermannsche ars nesciendi immer hochgehalten. Glänzend trat sein Lehrtalent zu Tage, wenn er die Mitglieder zur Kritik und Opposition aufforderte, zuerst ruhig und mit wenig Worten die Diskussion ins richtige Geleis lenkend, später selbst mit seiner Ansicht in zusammenhängender Rede hervortretend: aber auch da forderte er den Zweifel, den Widerspruch heraus, und ich muss voll und ganz allen denen beistimmen, die erzählen, dass er nie seine Ansicht hochfahrend den Schülern aufdrängte, vielmehr stets zu überzeugen suchte. Hier, meine Herren, hatten wir ein leuchtendes Beispiel Hermannscher Schule, und was er von dessen Disputationen in der griechischen Gesellschaft gesagt hat:

Digitized by Google

„Wo immer redliche Arbeit und aufrichtiges Streben ihm entgegentrat, konnte er mit einer uns oft unbegreiflichen Geduld lange leere Auseinandersetzungen bis zu Ende anhören, um sie dann kurz und bündig, aber ruhig und ohne die heutzutage nur zu beliebten Kraftausdrücke *„absurde, inepte“* u. s. w. zu widerlegen —“ das gilt bis auf das letzte Wort auch von Köchlys Seminar. Nur wo der Gedankenlose oder Unwissende sich mit erborgter, weither aus Kommentaren abgeleiteter Gelehrsamkeit, oder gar mit schönen, besonders ästhetischen Phrasen herauszuhelfen suchte — konnte er heftiger werden und den Redner wohl auch einmal sarkastisch ad absurdum führen. Und das bringt mich auf einen anderen wichtigen Punkt, der für seinen akademischen Unterricht besonders charakteristisch ist.

„Wenn man gegenwärtig einmal unversehens an demselben Tage unter den Philologie Studierenden des vierten Studienjahres etwa auf den deutschen Universitäten eine statistische Erhebung anstellen wollte, wie viele unter ihnen eine gewisse Anzahl philologischer Grund- und Bildungs- und Musterbücher aus der Gattung derjenigen, die dieses selbst unter etwaiger Modifikation ihrer Resultate bleiben, aus eigener Beschäftigung kennen, z. B. etwa Bentley's Phalarisdissertationen, Wolf's Prolegomena, Hermann's Orphika, Lobeck's Aglaophamus, so würde, wenn ich nicht sehr irre, die statistische Ziffer sehr gering ausfallen. Und auch ein späterer Versuch, bei den nun zu Lehrern Gewordenen möchte wohl nicht besonders befriedigend sein.“ Dieses, verehrte Versammlung, sind nicht Worte von Köchly, sondern von Lehrs, aber sie sind Köchly aus dem Herzen gesprochen. Denn das betonte er bei den Seminarübungen aufs nachdrücklichste, dass die Studierenden bei jedem Schriftsteller auch die einzelne Stelle auf allgemeine Fragen zurückzuführen und daher nicht in erster Linie auf die vorhandenen, namentlich „allerneuesten“, erklärenden Ausgaben, sondern auf die eigentlichen Quell- und Grundbücher zurückzugehen hätten. Gewisse Bücher musste man unbedingt gelesen und durchgearbeitet haben. Im Handumdrehen war an eine hochtrabende Phrase oder eine unklare Übersetzung ein kleines Examen angeknüpft, ob denn auch wirklich der Betreffende die Iliasscholien oder den Aristarch von Lehrs oder die Prolegomena und Parerga Ritschls oder den Bentleyschen Horaz aus eigener Anschauung kenne, oder die vertrauensvoll vom Interpreten acceptierte Bemerkung irgend eines Kommentars bot unversehens Anlass zu einem recht scharfen Exkurs über Geschichte und Altertümer. Forderte er so selbständiges Studium als Vorbedingung aller wissenschaftlichen Arbeit, so drang er mit ebenso grosser Energie auf eine möglichst umfangreiche Lektüre der Autoren, namentlich der Historiker; wie er schon mit den kursorischen Leseübungen des Seminars darauf hinarbeitete, so verlangte er vor eingehender Beschäftigung mit kritischen Fragen ein Eindringen in das Ganze des Schriftstellers; zunächst habe man sich eine Gesamtvorstellung über Inhalt und Geist eines Werkes zu bilden, bevor eine methodische Kritik überhaupt möglich sei: und eine solche übersichtliche Kenntnis der eigentlichen klassischen Autoren sollte besonders der künftige Schulmann sich schon auf der Universität erwerben, unbeschadet seiner Specialstudien, die im Gegenteil dadurch nur gewinnen könnten. „Haben Sie den und den Schriftsteller einmal ganz gelesen? wissen Sie, wo das und das steht? was kommt denn in dem und dem Buche vor?“ — solche Fragen verblüfften nicht selten, zwangen aber auch zu fortwährender Lektüre. Und da war er denn für uns alle ein Vorbild, wie er in seinen Handexemplaren der Autoren aus und ein wusste und bei seinem herrlichen Gedächtnisse

Digitized by Google

zahllose Stellen — übrigens auch aus deutschen Dichtern — stets wörtlich gegenwärtig hatte.

Mit dem vereinigten Ober- und Unterseminar hielt er die schulmässigen Erklärungsübungen in der Weise ab, dass ein Oberseminarist einen Abschnitt, der meist im Oberseminar vorher kritisch behandelt und festgestellt war, von den Unterseminaristen, welche die Schulklasse vorstellten, übersetzen und erklären liess. Man hat das nun angegriffen und gemeint, unterrichten könne der künftige Lehrer doch erst in der Praxis lernen und es sei Sache der Direktoren, dies zu leiten. Dass wir gar manches — und zwar sehr Wichtiges — erst in der Schulklasse lernen, weiss ich sehr wohl und weiss es aus eigener Erfahrung: aber man verkennt, wie unrecht es ist, den jungen Lehrer das erste Mal ganz hülflos vor seine Klasse zu stellen, wenn er auch noch so viel über Methode des Unterrichts gehört und gelesen hat; man vergisst, dass es Unarten beim Sprechen, bei der Fragestellung, bei der Erklärung von Schwierigkeiten, beim sogenannten wörtlichen Übersetzen giebt, die durch Übung bereits abgewöhnt sein müssen, will man nicht unsere Jugend gefährlichen Experimenten junger und eifriger Lehrer preisgeben; man vergisst endlich, was das Wichtigste und das Charakteristische an Köchlys Seminar ist und endlich einmal nicht bloss von seinen Schülern anerkannt werden sollte, dass er gerade in diesen Übungen einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem auf wissenschaftlichem Wege Errungenen und dem für die Schule Notwendigen herzustellen bemüht war und er — was eben selten vorkommen wird — in einer Person zugleich als eminent wissenschaftlicher und geistvoller Forscher und als erfahrener, taktvoller, begeisterter Schulmann imstande war, für diese Verbindung ein leuchtendes Vorbild zu sein. Wie ernst und ideal er aber seine Aufgabe nahm, verehrte Versammlung, das mögen Ihnen seine eigenen Worte über die schulmässigen Übungen zeigen, in denen er erklärt, „dass dieselben, weit entfernt davon, einseitig praktisch zu sein, auf dem Gedanken beruhen, dass stets selbständige wissenschaftliche Arbeit und schulmässige Verwertung bei einem Unterrichte, wie er sein soll, unzertrennlich sein müssen; dass daher auch die Erklärung des leichtesten Schulschriftstellers auf streng methodische Kritik und Exegese sich stützen, diese Erklärung selbst aber bei resignierender Beschränkung auf das Notwendige, von begrifflicher Wort- und anschaulicher Sacherklärung des Einzelnen ausgehend, auf das Ganze nach Inhalt und Form sich erstrecken müsse“. Mit der grössten Geduld hat er Schritt vor Schritt diese Übungen geleitet, überall aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung mitteilend, vor allem aber Begeisterung für den Lehrerberuf bei seinen Schülern weckend: hier kam auch seine pädagogische Grundanschauung, die er schon in der Dresdener Zeit mit jugendlicher Rücksichtslosigkeit ausgesprochen, zur schönsten Entfaltung: dass die unbefangene und neidlose Jugend bei allem Mutwillen und trotz einzelner Ungezogenheiten sich ganz gern von einer wissenschaftlich sicheren, willenskräftigen und wohlwollenden Persönlichkeit imponieren lasse, dass aber auch der Lehrer das Geheimnis verstehn müsse, jung zu bleiben, d. h. sich fortwährend mit Leichtigkeit in den Geist und Gesichtskreis der Jugend zu versetzen, um nicht eine einfache Unart gleich für überlegte Bosheit zu halten und dann über die Verdorbenheit der heutigen Jugend ach und weh zu schreien. Leute, die nie eine Jugend gehabt, sozusagen mit grauem Haupte auf die Welt gekommen seien, sollte man nicht zu Lehrern machen: „sie misshandeln die Jugend oder werden von ihr gemisshandelt“. Daher auch der Hass bei ihm gegen die, welche klagten, dass sie „all ihre

Digitized by Google

freie Zeit" der Schule widmen müssten, statt Bücher zu schreiben, gegen die Desultoren, die leichten Herzens von der Schule absprangen, sobald sich ihnen eine „lohnendere Carriere" öffnete; daher auch die Sorge, mit der ihn die Zukunft unserer Gymnasien erfüllte. So schrieb er seinen früheren Schülern, die ihn um die Wiederaufnahme der schulmässigen Erklärungsübungen — und zwar mit Erfolg — gebeten hatten, am 25. März 1875: „Aber dennoch stärkt und erhebt mich die Überzeugung, dass ich einer notwendigen Pflicht gehorche, deren Erfüllung im Falle des Gelingens vielleicht auf die Erhaltung und Reform unserer deutschen Gymnasien nicht ganz ohne Einfluss bleiben dürfte. Die Angriffe, welche auf die letzteren gerade in unseren Tagen wieder gemacht werden und nahezu einen gefährlichen Charakter anzunehmen beginnen, haben grösstenteils ihre Quelle in einer Unterschätzung und gänzlichen Verkennung der altklassischen Bildung, welche das einzig richtige Princip des Gymnasiums ist. Wenn diese Angriffe gleichwohl von denkenden und wohlmeinenden Männern gemacht werden, welche doch selbst ein Gymnasium durchlaufen haben, so kann diese betrübende Erscheinung nur darin ihren Grund haben, dass ihre Gymnasialbildung allerdings eine verkehrte und einseitige gewesen ist. Das hat aber wiederum seine Ursache in der einseitigen Vorbildung vieler philologischer Gymnasiallehrer, welche häufig genug nur an einer ausschliesslichen Dressur auf diplomatische und Konjekturalkritik besteht, wobei nicht nur alle Lust und Freude an den grossen Muster- und Meisterstücken verloren geht, sondern nicht einmal ihr allseitig wissenschaftliches — auf Wort und Sachen, Inhalt und Form sich gleichmässig erstreckendes — Verständnis ins Auge gefasst zu werden pflegt." Und damit Sie nicht glauben, dass Köchly das nur in der Verstimmung seiner letzten Lebensjahre gesagt hat, verweise ich Sie auf die Darstellung, die er im Jahre 1865 in seiner Eröffnungsrede zur Heidelberger Philologenversammlung von der gemeinsamen Aufgabe der Philologie und Pädagogik gegeben hat. Verehrte Anwesende, ich habe mir kein Urteil darüber anzumassen, welche der heute herrschenden Richtungen für unsere deutsche Schule am zuträglichsten ist: aber mit wahrer Rührung gedenke ich jedesmal bei Beginn eines Schuljahres an unser altes Seminar, wenn ich in die Klasse trete und die Schüler in einen neuen Schriftsteller einzuführen habe und mir das Bild des Lehrers vor die Seele tritt, der auch uns einst eingeführt, geleitet und begeistert hat; und dass er so treu und liebevoll diese Arbeit an uns gethan hat, die uns, wie wir wissen, zum Glücke und, wie wir hoffen, auch unsern Schülern zu einigem Segen gediehen ist, dass er uns mitgegeben hat ein ideales Streben, selbst im engsten und kleinsten Kreise des Schullebens den wissenschaftlichen Sinn nicht verkümmern zu lassen, das wollen wir ihm danken nun und immerdar!

Hochverehrte Versammlung! Sie haben vorgestern die Männer, denen wir den Aufschwung unseres höheren Schulwesens verdanken, gefeiert nach dem Rechte, das der Lebende hat. Dass aber auch Köchly an der Neugestaltung und Hebung des badischen Gymnasialwesens einen erheblichen Anteil gehabt, dass er in der Prüfungskommission und als ausserordentliches Mitglied des Oberschulrates lange Zeit segensreich thätig gewesen ist, dürfte Ihnen allen bekannt sein. Wie gerne würde ich Ihnen diese Wirksamkeit und seine ganz ähnliche in Zürich eingehender schildern, schildern, wie er in Zürich das philologische Kränzchen gründete, diese schöne Vereinigung von ostschweizerischen Gymnasiallehrern und Züricher Universitätsdocenten, welche heute noch fortblüht; wie er auch in Heidelberg und Mannheim durch die pädagogische Gesellschaft stets Fühlung mit den Lehrern des Gymnasiums behielt: wie er in der antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Digitized by Google

durch Vorträge[1]) und Diskussionen den belebendsten Einfluss ausübte; wie er im Bedürfnis nach lebendigem Austausch wissenschaftlicher und pädagogischer Ansichten manches Ergebnis seiner Forschungen zuerst auf unseren Versammlungen mitteilte, immer ein mit Freuden begrüsster Gast; wie er dann in Dresden, Zürich, Heidelberg, Berlin, Frankfurt, Köln und anderen Städten auch ein grösseres Publikum durch die Gewalt seiner Beredsamkeit hinriss und sich namentlich zur Aufgabe stellte, den Ernst und die Hoheit der griechischen Tragödie der modernen Bühne näher zu bringen, zuletzt noch durch die glänzende Darstellung von Äschylos' Persern in Heidelberg und Mannheim, welche allen Zuhörern den tiefsten Eindruck gemacht hat — dies alles, verehrte Anwesende, wäre wohl genauer zu schildern, um zu ermessen, was wir alles an Köchly verloren haben: doch die Zeit drängt, und ich eile zum Schlusse.

Aber ich darf wohl noch über das so traurige und doch wieder so schöne Ende dieses reichen Lebens einige Mitteilungen hinzufügen, welche den Schülern und Freunden des Dahingegangenen lieb und wert sein dürften. Es war ihm das Glück beschieden, nicht in der Verstimmung und Verbitterung seiner letzten Heidelberger Jahre von den Seinen zu scheiden, sondern nachdem er das Land, welches er im Geiste so oft gesehn, noch mit leiblichem Auge geschaut: und einen verklärenden und versöhnenden Abglanz von Hellas im Herzen, hat er die Qualen der Krankheit und den Kampf des Todes in den Armen der Gattin und des einen Sohnes überwunden. Der Erbprinz von Meiningen, ein begeisterter Verehrer hellenischer Kunst und Dichtung, einst in Heidelberg Köchlys Schüler und mit der Verehrung und Liebe eines Sohnes an ihm hängend, lud ihn ein, auf einer griechischen Reise ihn zu begleiten, und in bewegter Stimmung trennte sich Köchly in Heidelberg von seiner Familie und in Zürich von den zahlreich versammelten schweizerischen Freunden. Mit seinem Reisegefährten traf er den 17. September 1876 in München zusammen und setzte im besten Wohlsein und in gehobenster Stimmung seine Reise nach Verona fort; hier kam er den Abend an, besichtigte am 18. die Arena, die Gräber der Scaliger, die Piazza d'Erbe; über Bologna, wo das Museum und die Funde der Certosa in Augenschein genommen wurden, gelangte er nach Florenz: hier ward der 20. zugebracht: mit grösster Rüstigkeit besuchte er die Sammlungen in Palazzo Pitti und den Uffizien sowie die Baudenkmäler der Stadt, am Abend entzückte ihn S. Miniato und seine herrliche Lage; Neapel erreichte er am Abend des 21.: Pompeji ward am 22., das Museo Nazionale am 23. besucht, und Köchly erklärte, er habe sich körperlich und geistig nie so wohl befunden. Eine interessante Fahrt durch die Abruzzen brachte die Reisenden nach Brindisi. „Meine Lieben!" berichtet er Sonntag den 1. Oktober an seine Familie, „ich schreibe dies auf dem Oberdeck des Lloyddampfers 'il Tritone', den wir vorgestern Abend in Brindisi glücklich erreichten; ich schreibe es hier, weil ich mich nicht entschliessen kann, mich von diesem entzückenden Anblick loszureissen, der doch so unendlich einfach ist. Wir befinden uns auf der Höhe zwischen Kephallonia und Zante; das Meer 'still und eben, einem reinen Spiegel gleich', aber von tief dunkelblauer Farbe, nur unmittelbar um das Schiff kleine, weisse, sich kräuselnde Wellen, gleichsam der Seifenschaum Amphitrites; über ihm in lichtem Blau der Himmel sich wölbend; links die weissen kahlen, unregelmässig unten mit grauen Ölbäumen, oben mit schwarzen Fichten gleichsam überstreuten Kalkfelsen von Kephallonia, vorn gradaus die immer deutlicher auftauchende,

1) Ein Verzeichnis seiner Vorträge in der Denkschrift zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Antiq. G. in Zürich. 1882. S. 94 f.

Digitized by Google

ähnlich geschwungene Küste von Zante, dem nächsten Ziel unserer Reise, weiter nach links zwischen ihr und den Felsen von Kephallonia am äussersten Horizonte über den scharfen Umrissen eines Segelschiffes ahnungsvoll in verschwommenen Contouren auftauchend die Küste des Peloponnes; rechts der Blick ins unendliche Meer, auf welchem weisse Windwölkchen ruhen!" Von Zante ging's nach Olympia und von da in anstrengendem Ritt quer durch den Peloponnes nach Arkadien: „er sass auf dem Pferde wie zu Hause auf dem Lehnstuhl", berichtet sein Gefährte; auf dem Schlachtfeld von Mantinea wurden genaue Studien gemacht, und es gelang, die Stelle zu ermitteln, „wo nach guter Überlieferung der grosse Epaminondas 362 seinen Geist aufgab". Von Argos aus schildert er am 8. Oktober begeistert die Fülle der Eindrücke, die Liebenswürdigkeit des Prinzen, die Gunst des Wetters und fährt fort: „— ich selbst in körperlichem und geistigem Wohlbehagen, wie seit Jahren nicht, die Heidelberg-Karlsruher Misere tief, tief unter mir, — kurz, es ist ein wahrer Jungbrunnen, in den ich mich täglich eintauche. — Ich zittre nur, dass auf soviel Glück ein Rückschlag erfolgt." — Nach einer Besichtigung der Schliemannschen Ausgrabungen in Mykene gelangte er nach Athen. Hier schwelgte er zwei Wochen „in der gründlichsten Besichtigung dieser ewigen Musenstadt". „Einiges wenigstens" schreibt er (13/14. Oktober), von unserer Reise lasse ich folgen: 'besser ein Bruchstück als Nichts' — den Satz lernt man besonders in Athen schätzen." Dann später am 20. Oktober: „Erwartet keinen langen Brief von mir, keine Reisebeschreibung. Es ist unmöglich, da auch der Aufenthalt hier eine ununterbrochene Kette genussvoller Anstrengung ist. Jeder Tag, jede Stunde bietet Neues, Bedeutendes, Unvergessliches. Es handelt sich für mich nicht um eine gewöhnliche Touristenreise, wo man sich 'amüsirt' und mit dem Bädeker in der Hand so lange in Museen herumbummelt und nach Vorschrift anschaut, bis man müde wird, sondern um eine An- und Aufregung, um eine lebendige Veranschaulichung meiner hellenischen Studien, von welcher ich keine Ahnung hatte, die mir bis ans Ende meiner Tage fortwirkend gegenwärtig bleiben wird. Die Begeisterung, mit welcher ich schon auf italienischem Boden diese Reise angetreten, die hohe Erwartung, welche mir die ersten Eindrücke gewährt, das Alles bleibt nicht nur, es steigert sich wo möglich von Tage zu Tage. Natürlich auch meine innige Dankbarkeit für S. H.; ich darf ihn als denjenigen bezeichnen, den ich nach altgriechischem Brauche unter meine höchsten 'Wohlthäter' setze! Notizen mache ich mir aber auf Tritt und Schritt: kurz, abgerissen, für Jedermann unverständlich, aber für mein Gedächtniss ausreichend. Jedenfalls ist die Verwertung dieser Reise nach der Schlussredaction und dem Druck der Perserverdeutschung meine nächste literarische Arbeit: in welcher Ausdehnung und Form, kann ich noch nicht bestimmen." „Manchmal", heisst es dann am Schlusse dieses seines letzten Briefes, „möchte ich mir Vorwürfe machen, dass ich Euch so lange verlassen konnte, dann darf ich aber mit Tell sagen: 'Und doch an Euch nur denk ich, meine Kinder!' Denn mit Gott werden alle die geistigen Schätze und Errungenschaften, welche ich von dieser erhebenden Reise heimbringe, auch für Euch und über meinen Tod hinaus Früchte tragen, wenn mir Gott noch einige Jahre Leben und Gesundheit lässt! — Morgen (21. October) geht es nach Marathon."[1])

---

1) Hiernach ist die Notiz des Νεόλογος Ἀθηνῶν vom 22 Oktober 1876, die ich Herrn Dr. Kinkel verdanke, dass der unglückliche Ritt am 19. Oktober stattgefunden (τὴν παρελθοῦσαν πέμπτην), zu berichtigen.

Digitized by Google

Zwischen Stamata und Marathon ging Köchlys Pferd durch und warf ihn bei einer Senkung des Weges ab; die Freunde fanden ihn mit blutigem Gesicht, die Erinnerung vollständig geschwunden, während er sonst sprechen und gehn konnte. Nach Stamata in ein Bauernhaus gebracht fand er unter ärztlicher Behandlung nach einer halben Stunde das Bewusstsein wieder, und es zeigten sich keine weiteren Folgen des Unglücksfalls: am zweiten Tage studierte er wieder rüstig in Athen die Museen. So verflossen noch sieben Tage in anregendster Weise, und es wurde eine zehntägige Landreise nach dem nördlichen Griechenland beschlossen. „Köchly freute sich wie ein Kind auf Weihnachten“, berichtet sein Reisegefährte, „die Stätten und Städte, die Gefilde und Schlachtfelder mit Augen zu schauen, die er so oft durchforscht.“ Noch am Abend vor der Abreise wurde die Schlacht bei Platää nach dem Original durchgenommen, die Karte genau studiert, der ganze Verlauf der grossen Kämpfe durchgearbeitet, um an Ort und Stelle völlig au fait zu sein. Unklare Stellen notierte er und liess Änderungen in der deutschen Wiedergabe des Herodot eintragen. Am folgenden Tage war Köchly von der grössten Heiterkeit und Frische: nie habe er sich wohler und fester befunden, rief er zu wiederholten Malen aus. Über die Befestigungen von Eleutherä, die ihn sehr interessierten, notierte er sich vieles in sein Tagebuch. Zu Vilia am Kithäron ward übernachtet; er war noch den Abend vollkommen heiter: doch früh morgens kam ein Anfall seiner Krankheit, so heftig, dass die Tour nach Aegosthenä aufgegeben und sofort die Rückkehr nach Athen angetreten werden musste. Das weitere ist Ihnen bekannt: wie Köchly unter grossen Qualen nach Triest geschafft wurde, anfangs noch ohne ernstliche Sorge um sein Leben — „es ist ein ungeheures Pech, aber nichts weiter!“ schreibt er am 10. November an die Seinen —, wie dann die Gattin und einer der Söhne an sein Krankenlager eilten, er sich in lateinischen Distichen[1]) von seinem Gefährten verabschiedete und im Angesicht des Todes festen Mutes unter folternden Körperschmerzen sich die griechische Grabschrift dichtete, die jetzt auf seinem Leichensteine steht:

Ἀρμίνιος Κοιχλύς, ὅ τ' ἀεί γ' ἐπόθησεν, Ἀθήνας
ὀψὲ τυχὼν ἰδέειν, μοῖραν ἴδεν θανάτου.

Am 3. Dezember hat ihn der Tod hinweggenommen[2]). Vielen von Ihnen wird wohl noch die erhebende Leichenfeier in Erinnerung sein, bei welcher der von Professor Lang komponierte Trauerchor aus der Antigone Ἔτλα καὶ Δανάας οὐράνιον φῶς gesungen wurde und Hofrat Stark, auch hier seine edle und freundschaftliche Gesinnung bewährend, im Namen der Universität dem Kollegen die Trauerrede hielt. Sein fürstlicher Freund aber, dessen warme Teilnahme, dessen treue Sorge ihm die griechische Reise verschönt, die traurige Heimfahrt erleichtert hatte, liess ihm den Leichenstein setzen, der jetzt auf seinem Grabe bei Heidelberg steht.

Hochverehrte Versammlung! Wohl trauern wir um den Dahingeschiedenen, und wir können uns nicht darein finden, dass der gebietende Mann mit dem weissen Haar und dem feurigen Auge uns für immer entrissen, dass sein lebendiges Wort für immer verstummt ist, und wir wären versucht, gerade um ihn mit dem Dichter zu klagen:

1) Bei Wunder Ecce S. 75.

2) Nach dem eingehenden Bericht des Primärarztes Dr. Fischer in Triest (s. Wunder Ecce S. 76 und 115) ist der Tod nur durch ein acutes Stadium seines chronischen (Blasen-)Leidens herbeigeführt, und der Sturz bei Marathon kann nicht als Mitursache des erfolgten Todes angesehen werden.

Digitized by Google

Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk —

hätte er nicht der dauernden Werke viele geschaffen! Die werden auch denen, welche den Lebenden nicht von Angesicht zu Angesicht gekannt und den Zauber seiner Persönlichkeit nicht empfunden haben, Zeugen sein von dem Ernste seines Strebens, der gemütvollen Tiefe seiner Auffassung, von dem Adel seiner Gesinnung und der echt hellenischen Schönheit seiner Darstellungsweise. Alle aber, die ihn gekannt haben, tragen ein dauernd Denkmal von ihm in ihren Herzen, und ich schliesse mit dem einfachen Worte, das mir und allen seinen Schülern von Herzen kommt:

Tot ist nur wer vergessen wird!

Hierauf schliesst der Präsident, dem Vorredner für den geübten Akt der Pietät dankend, mit einigen geschäftlichen Mittheilungen um 1 Uhr 30 Min. die Sitzung.

Der Nachmittag wurde von einigen Sektionen zu Sitzungen benützt, war aber im Übrigen zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt Karlsruhe bestimmt. So erhielten zahlreichen Besuch die Grossh. Hof- und Landesbibliothek, welche eine Ausstellung ihrer interessantesten Schätze (Handschriften, Incunabeln, Münzen etc.) veranstaltet hatte, die Grossh. Alterthums- und ethnographische Sammlung, die Grossh. naturhistorische Sammlung, die Grossh. Gemäldegallerie und Kupferstichsammlung u. s. w.

Da das auf 4 Uhr beabsichtigte, von der Stadt Karlsruhe den Gästen gebotene Gartenfest im Stadtgarten des dauernd schlechten Wetters halber unterbleiben musste, so fanden sich die Festgenossen erst um 9 Uhr Abends wieder in der glänzend erleuchteten Festhalle zusammen zum Festcommerse, der unter der Leitung des Herrn Professor Dr. Goldschmit von Karlsruhe nach allen Regeln von Statten gieng. Zahlreiche Trinksprüche und Salamander ernsten und heiteren Inhaltes, an der Spitze eine begeisterte Rede des Leitenden auf Seine Majestät den Kaiser und Seine Königliche Hoheit den Grossherzog, abwechselnd mit Gesängen aus dem (aus Originalbeiträgen badischer Dichter zusammengestellten) Festliederbuche, würzten das fröhliche Fest, dessen letzte Theilnehmer erst am frühen Morgen sich trennten.

Vierte allgemeine Sitzung

am Sonntag den 30. September 1882 Vormittags 10 Uhr

im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Der Präsident, Herr Geh. Hofrath Dr. Wachsmuth ertheilt nach einigen geschäftlichen Mittheilungen das Wort an Herrn Prof. Dr. Ziegler, bisher in Baden, jetzt in Strassburg, zu einem Vortrage

Digitized by Google

Über die Entstehung der alexandrinischen Philosophie.

Hochansehnliche Versammlung!

Im Anfang war das Wort! Wenn dieser erste Vers des Johannes-Evangeliums noch immer den modernen Menschen beschäftigt, wie ihn uns Goethe in seinem Faust mit allen seinen Skrupeln und Zweifeln, mit all' seinem Ringen und Kämpfen, mit all' seinem Lieben und Leiden dargestellt hat, so ist der erste, der diese Lehre vom Wort, der den Begriff des Logos gefunden oder doch in den Mittelpunkt der Weltbetrachtung gerückt hat, der Jude Philo gewiss noch immer unseres Interesses wert; und schon aus diesem Grunde bedarf es vielleicht keiner besonderen Rechtfertigung, dass ich es wage, die Aufmerksamkeit dieser hochansehnlichen Versammlung auf einige Augenblicke für ihn in Anspruch zu nehmen. Wenn ich aber weniger darauf ausgehe, die Lehren dieses Philosophen vor Ihnen zu entwickeln, als vielmehr das oft erörterte Problem von der Entstehung und Herleitung seiner Philosophie noch einmal zu untersuchen, so hat dies seinen speziellen Grund zunächst in dem Erscheinen zweier Schriften des Strassburger Privatdozenten Lucius über die Therapeuten und über den Essenismus. Diese zwingen uns, die alte Frage aufs neue vorzunehmen, ob die alexandrinische Philosophie wesentlich jüdisch oder wesentlich griechisch, ein Erzeugnis des Orients und des semitischen Geistes oder ein Gebilde des Occidents, eine Frucht am Baume der griechischen Philosophie sei, und — um das Resultat gleich vorwegzunehmen — seine Aufstellungen legen es uns nahe, den fast auf- und preisgegebenen Standpunkt wieder einzunehmen, dass das Jüdische nicht nur einer der Faktoren dieser Philosophie, sondern ihr Hauptfaktor, dass der jüdische Geist, wenn auch nicht für sich allein selbstständig und in seiner ganzen ursprünglichen Reinheit und Abgeschlossenheit, doch recht eigentlich der mütterliche Schooss gewesen ist, aus dem die alexandrinische Philosophie herausgeboren wurde.

Endlich aber hat diese Frage auch noch ein allgemeineres Interesse insofern, als in der verschiedenen Beantwortung derselben sich gewissermassen die verschiedenen philosophischen Standpunkte der letzten 100 Jahre wiederspiegeln. Denn wenn frühere Geschichtschreiber diese Erscheinung in kleinlich-pragmatischem Geiste auf einzelne Zufälligkeiten oder gar auf bewussten Betrug zurückzuführen suchten, so sehen wir darin die ganze Äusserlichkeit und Oberflächlichkeit, den völlig unhistorischen Sinn und Geist des Rationalismus vulgaris. Und wenn dann Georgii[1]) dieser äusserlichen und kleinen Auffassung mit Einem Schlag ein Ende machte und das System Philo's als den Ausdruck der Idee seiner Zeit, der Idee des Weltreichs darstellte, wie es Alexander der Grosse gegründet hat, so zeigt sich darin die Tiefe und Genialität der Hegel'schen Philosophie, über welche doch nur diejenigen so vornehm die Achsel zucken, welche sie nicht kennen, zeigt sich aber zugleich auch die Einseitigkeit dieser Schule, welche glaubt, mit dem Erfassen der Idee, des Allgemeinen der mühsamen Erforschung des Einzelnen auf dem Wege der Empirie überhoben zu sein. Die neuere Naturwissenschaft hat uns gelehrt,

1) Über die neuesten Gegensätze in Auffassung der Alexandrinischen Religionsphilosophie, insbesondere des jüdischen Alexandrinismus. Eine historisch-theologische Untersuchung von J. Ch. Ludwig Georgii, in Illgens Zeitschrift für historische Theologie, Jahrg. 1839. H. 3 und 4.

Digitized by Google

dass es auch im Reiche des Geistes keine generatio aequivoca giebt, dass wir mühsam und Schritt für Schritt die Mittel- und Zwischenglieder suchen müssen, um die Abstammung der Gedanken, um den Ursprung der Ideen und Systeme zu finden. Und in diesem Sinn und Geist hat dann Eduard Zeller[1]) in seiner Geschichte der griechischen Philosophie Hegelsche Tiefe und philologische Empirie, philosophischen Geist und kritischen Scharfsinn in unübertroffener Weise zu verbinden gewusst und dadurch jenes Meisterwerk zustande gebracht, in welchem jeder einzelne Satz, ja jedes einzelne Wort der Überlieferung, wenn es wichtig genug ist, aufs sorgfältigste geprüft wird, und welches doch niemals das wichtigere Ganze, niemals über den Buchstaben den Geist vergisst. Und glücklicherweise kam Zeller in unserer Frage über die Entstehung der alexandrinischen Philosophie zu einem dem unsrigen entgegengesetzten Resultat, dass nämlich Philo und sein System wesentlich griechisch und ein Produkt des griechischen Geistes sei: glücklicherweise sage ich, denn dieser Annahme verdanken wir die Aufnahme und die so überaus lichtvolle Darstellung des Philonischen Lehrgebäudes in seiner Geschichte der griechischen Philosophie.

Nun ist ja freilich zuzugeben, und es kann dies nicht genug betont werden, dass es nicht der alte jüdische Geist in seiner Unberührtheit und Abgeschlossenheit gegen alles Fremde, sondern dass es der mit griechischem Inhalt vielfach erfüllte, mit griechischer Form vielfach imprägnierte Geist des Judentums gewesen ist, dem die alexandrinische Spekulation ihre Entstehung verdankt. Mit Recht heisst sie darum die alexandrinische: nicht etwa nur der zufällige Geburtsort soll damit bezeichnet, sondern es soll gesagt sein, dass sie nur in der geistigen Atmosphäre dieser Stadt sich herausbilden konnte, welche Alexander der Grosse mit vollem Bewusstsein als die Stadt des Weltreichs gegründet und geschaffen hat. Denn die Idee des Weltreiches ist es in der That gewesen, die „mit unwiderstehlicher Gewalt sich des Lebens der Völker bemächtigte und alle Formen desselben siegend oder zerstörend sich unterwarf". Und selbst das sprödeste aller Völker, die Juden mussten sich hier in Alexandria, wohin sie seit Alexander dem Grossen immer zahlreicher eingewandert waren, dieser kosmopolitischen Idee des neuen Zeit- und Weltalters, dem Glauben an die Einheit des griechischen und des eigenen Lebens erschliessen. Indem sie anfingen, gleiche Sprache, gleiche Institutionen, gleiche Sitten, gleiche Gesetze, gleiche Könige mit den Griechen zu haben und in täglichen Verkehr mit denselben zu treten, war hinfort ein polemisches Verhalten, ein sprödes Abschliessen gegen das Griechentum und also auch gegen dessen Philosophie nicht mehr möglich. Die Verschmelzung und Abschleifung des Gegensatzes war die unvermeidliche Folge der Thatsache, dass die Juden in Alexandria ein integrierender Bestandteil des Weltreichs geworden waren, das sich gerade in dem socialen Organismus dieser Stadt vollkommener als irgend anderswo darstellte.

Und dass nun ein denkender Kopf diesen welthistorischen Process auch denkend erfasste und philosophisch zum Austrag brachte, was faktisch schon vorhanden war; dass er mitten in dieser Entwickelung stehend eine Philosophie schuf, welche eben auf dieser Idee des Weltreichs beruhte und die heimische Denkweise, also in diesem Fall die religiösen Anschauungen des Judentums mit griechischem Geist und griechischer Weisheit verschmolz, und dass er, der scheinbare Eklektiker, doch ein wirklich Neues hervorbrachte, das als der deckende Ausdruck der Idee seiner Zeit auch weiterhin befruchtend wirkte,

1) Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwickelung, dargestellt von Dr. Eduard Zeller. Dritter Teil, 2. Abteilung, 3. Auflage. 1881.

Digitized by Google

das alles versteht sich eigentlich von selbst. Dieser denkende Kopf nun war Philo. Ihm gehührt das Verdienst, wenn auch nicht als der einzige und erste, so doch den ersten und einzigen gelungenen Versnch gemacht zu haben, Judentum und Griechentum, Orient nnd Occident denkend zu einigen und das grosse Werk Alexanders spekulativ nachzuthun. Aber dabei bleibt er durchaus Jude. Vom Standpunkt der griechischen Philosophie aus betrachtet, wäre er in der That ein Eklektiker wie soviele andere seiner Zeit, ein Eklektiker, dem Heraklit, Plato und die Stoiker und teilweise auch Aristoteles ihre Gedanken leihen mussten, während er die Lehren der Sophisten, der Skeptiker und Epikureer als gottlose entschieden verwarf. Nun aber findet er dieselben Gedanken wie bei jenen von ihm so hochverehrten griechischen Meistern auch schon im alten Testament, das darum für ihn immer der Rahmen geblieben ist, in den sich alle jene Gedanken einfügen, das inspirierte Buch der Bücher, an dem sich alle zuerst auf ihre Probehaltigkeit hin prüfen lassen müssen. Zu diesem Behuf war es dann freilich für ihn subjektiv notwendig, zur Allegorie zu greifen, die ja recht eigentlich das charakteristische Merkmal und das formale Princip der alexandrinischen Philosophie ist und von Philo mit der ausschweifendsten, uns ganz unbegreiflichen Willkür und Gewaltthätigkeit gehandhabt wird.

Materiell ist für Philos System der Gottesbegriff von besonderer Wichtigkeit, und gerade zu ihm giebt das Judentum mehr als nur die Form. Denn die Transcendenz desselben knüpft zwar an an platonische Gedanken, war aber in dieser Schroffheit doch nur möglich bei einem Mann, dessen Geist von Jugend auf erfüllt war mit der alttestamentlichen Lehre vom transcendenten, über alles erhabenen heiligen Gott. Erst aus dem Gedankenkreis des alten Testaments heraus ist ein System denkbar und möglich, dessen bemerkenswerteste Eigentümlichkeit die ist, dass Gott ihm zu hoch zu stehen scheint, um selbst der Schöpfer oder richtiger gesagt: der Bildner der Welt sein zu können. Daraus folgt dann mit unmittelbarer Notwendigkeit jenes Zwischenreich von Kräften, das allerdings wieder Platos Ideenwelt nachgebildet, aber doch dadurch eigentümlich gestaltet ist, dass einerseits die Engellehre des späteren Judentums auf dasselbe eingewirkt und seine Kräfte verselbständigt hat, und dass andererseits diese Zwischenkräfte alle zusammengefasst und zur Einheit verbunden werden in dem Begriff des Logos. Die Logoslehre ist, wie schon gesagt, die spezifische Leistung und Schöpfung Philos. Es liegt nun nahe, und es ist dies schon vielfach geschehen, so von Zeller, und namentlich auch von Max Heinze[1]), dieselbe auf die stoische Logoslehre als auf ihre nächste Quelle zurückzuführen. Allein auf dem Boden des stoischen Pantheismus und Materialismus muss dieselbe doch eine ganz andere Bedeutung haben als hier unter der Voraussetzung des jüdischen Monotheismus, und daher wird es immer wieder zu allererst angezeigt sein, im alten Testament selbst nach der Wurzel dieser Lehre und nach einer Analogie für dieselbe zu suchen. Und hier bietet sich uns ja die Anschauung vom Geiste Gottes dar, der bei der Schöpfung schon thätig ist; vom Wort Gottes, das die Vermittlung zwischen dem transcendenten Gott und der Menschheit übernimmt und als Offenbarungsorgan fast schon selbständige Bedeutung gewinnt; und endlich vor allem der Begriff der Weisheit, von der namentlich die späteren Bücher des Judentums soviel zu rühmen wissen und die schon im achten Kapitel der Proverbien und noch vielmehr freilich in

1) Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie von Dr. Max Heinze. 1872.

Digitized by Google

dem apokryphischen Buche der Weisheit Salomonis von Gott selbst klar nnd dentlich nnterschieden, personifiziert und verselbständigt wird. Mittler zwischen Gott und Welt, Bildner nnd Schöpfer, Regent und Erhalter der Welt, kosmisches und intellcktnelles Princip, daneben aher auch Ideal des Menschen und Ziel seines sittlichen Lebens und Strehens — alles das ist sehon im alttestamentlichen Begriff der Weisheit zum mindesten angehahnt, und was Philo von den Stoikern hierbei entlehnt hat, beschränkt sich meines Erachtens wesentlich nur auf die Bevorzugung des Namens λόγος, da er das Maskulin λόγος der hohen Stellung, die er ihm anwies, für würdiger erachtete, als das Femininnm σοφία.

Durch die Transcendenz seines Gottes wird dann Philo weiter zu einem, dem Judentnm als Theismus ührigens durchaus nicht fremden und fremdartigen Dualismus geführt, der sieh trotz des Versuchs, die Kluft durch Zwischenwesen auszufüllen, im ganzen System geltend macht: Gott, dem Princip aller Kraft und alles Lehens, alles Vollkommenen und Gnten steht die nnr leidende und niehtseiende, form- und gestaltlose Materie gegenüher. Auch das ist zunächst ein Gedanke der griechischen Philosophie, und wir wissen, dass schon bei Plato dieser Dualismus sich anschickt, die Ethik in ungriechiseher Weise zn einer negativ-asketischen zu machen. Aber wo der grieehische Geist mit seiner nngebrochenen Lehenskraft und naiven Lehenslust, mit seinem Sinn für alles Schöne und Natürliche dominiert, da überwindet er jederzeit den Dualismus, und gerade da, wo er sich am ersten praktisch fühlhar machen müsste, am raschesten, auf dem Gehiete der Ethik. Dass nun das Philo nieht gelungen, dass seine Anthropologie und Ethik durchaus dualistisch, und die letztere eben darum teilweise asketiseh ansgefallen ist, beweist, dass seine Philosophie üherhaupt nicht griechisch gedacht, sondern dass sie wesentlich jüdisch gebliehen ist: sobald das Judentum anfing, philosophisch seiner selbst hewusst zu werden, musste es in der Konsequenz seines transcendenten Gottesbegriffs asketisch werden.

Die Seele ist ihrer Natur nach göttlich, der Körper als materieller mit Sünde behaftet; folglich wird die Verhindung heider von Anfang an als sündhaft, als eine Art von Sündenfall gedacht, und darans ergieht sich unmittelhar als sittliche Aufgabe für das menschliche Leben die Loslösung und Befreiung der Seele vom Körper und seiner Umschlingung: je schroffer Philos Dualismus ist, mit desto grösserem Nachdruck wird diese Forderung von ihm erhoben. In solchem Zusammenhang lautet es dann bei ihm doch ganz anders als bei Plato nnd den Pythagoreern, wenn er den Körper als Kerker und Grab der Seele oder gar als den Leichnam bezeichnet, mit dem unser lebendiger Geist verwachsen sei. Und weil er als Jude vom alten Testament her die Sünde als eine positive Macht, als eine Anflehnung nnd einen Ahfall von Gott keunt, so ist auch der Begriff der allgemeinen Sündhaftigkeit hei ihm viel energischer hetont, als bei Plato oder selhst bei den späterern Stoikern der römischen Kaiserzeit. Wo Plato Optimist ist, ist Philo, wie der einzige Philosoph des alttestamentliehen Kanons, der Verfasser des Kohelet, Pessimist; und wo jener die negative Richtung seiner Moral rasch durch positive Fordernngen überwindet, da hleiht dieser wesentlich befangen in einer, wenn auch milden, negativ-asketischen Sittliehkeit.

Daher — als eine Folge also nnr, nicht als principielle Abhängigkeit — fühlt sich Philo in seiner Ethik vor allem hingezogen zu den Stoikern, mit denen er alle Lust verwirft und die Apathie, die völlige Loslösung von den im Körper wohnenden und

Digitized by Google

aus ihm ihre Nahrung ziehenden Affekten fordert. Doch nimmt diese seine Tugend- und Güterlehre alsbald wieder eine religiöse Wendung und kommt zu dem Resultat, dass wie die Nachfolge und Nachahmung Gottes die höchste Tugend, so das Schauen Gottes das einzige Gut, die höchste Weisheit sei. Und wenn dahin auch die Selbstthätigkeit des Menschen, Askese und Unterricht, den Weg bahnt, so ist die höchste Vollendung dieser Weisheit doch nichts anderes als ein freies Geschenk der Gottheit selbst.

Überhaupt aber — und damit erreichen wir die Spitze des philonischen Philosophierens — kann eine vermittelte Erkenntnis Gottes niemals das Höchste sein und gehen, ja ein vermitteltes Er- und Begreifen der transcendenten Gottheit ist überhaupt nicht möglich. Hiezu bedarf es vielmehr einer besonderen Begabung und Begnadigung, eines besonderen von aller Körperlichkeit losgelösten Zustands der Erleuchtung, bedarf es mit einem Wort der Ekstase, in welcher die Seele gleich den Korybanten in bacchischer Begeisterung und ihres Gottes voll wie ein Prophet dahingerissen wird. Und gerade das ist charakteristisch für diesen philonischen Begriff der Ekstase, dass er ihn ausdrücklich und wiederholt anknüpft an das alttestamentliche Prophetentum, das er freilich dahin erweitert, dass ihm jeder Gute und Gerechte ein solcher Prophet ist. Damit hat sich Philo vollständig auf den religiösen Boden seines Volkes zurückbegeben, von dem er ausging: Gott ist Ziel und Quelle der Tugend, er ist das höchste Gut, und der einzige, der dieses Gut geben kann, er ist mit einem Wort das A und das O der alexandrinischen Religionsphilosophie.

War nun so Philo in den Principien und Grundlagen seines Systems trotz aller griechischen Einflüsse wesentlich Jude, so war er in den Einzelheiten und Detailfragen allerdings weniger konsequent, weniger aus einem Guss, und griff hier oft recht eklektisch nach stoischen oder aristotelischen Bestimmungen. Aber auch da zog ihn die natürliche Wahlverwandtschaft immer wieder zu dem dem jüdischen Geiste am nächst Liegenden, so wenn der Alexandriner mit Vorliebe die Idee des Weltbürgertums aufnimmt, weil sein spezifisch jüdisches Wesen ihn von vornherein dem Staat gleichgiltiger gegenüberstehen liess, als den occidentalischen Griechen oder Römer. Und ebenso hängt sein wenig gerechtes und mildes Urteil über die Frauen zusammen mit der dualistischen Auffassung des Geschlechtslebens und den Glauben an seine Unreinheit im alten Testament.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich wenigstens, so hoffe ich, die Möglichkeit, die alexandrinische Philosophie aus dem Judentum selbst herzuleiten. Allein die Entscheidung dieser Frage liegt doch noch anderswo. Zwei Säulen gewissermassen tragen die Ansicht von dem griechischen Ursprung des philonischen Systems, und diese müssten erst umgestürzt sein, bevor wir den jüdischen Ursprung wirklich behaupten und an demselben festhalten dürften. Von zwei Sekten nämlich berichten uns Philos Schriften, die namentlich zu seiner Ethik und der asketisch-beschaulichen Haltung derselben das lebendige Beispiel, Muster und Vorbild abgeben, von den Therapeuten und von den Essenern.

Von den ersteren, den Therapeuten, giebt uns eine unter Philos Namen überlieferte Schrift: περὶ βίου θεωρητικοῦ, vom beschaulichen Leben, ausführlichen Bericht. Und wenn wir uns für diese merkwürdige Sekte, die ihren Hauptsitz in Ägypten und ganz speziell in der Umgegend von Alexandria gehabt haben soll, nach einer Entstehungsursache umsehen, so bleibt allerdings nur der Neupythagoreismus übrig als die einzige Erscheinung jener Zeit, die etwa dazu befähigt gewesen wäre, den Therapeutismus ins Leben zu rufen. Sind aber die Therapeuten abhängig vom Neupythagoreismus und hat

Digitized by Google

Philo jene Schrift über sie wirklich geschrieben, dann allerdings ist bei dem engen Zusammenhang zwischen philonischer und therapeutischer Weltanschauung kein Entrinnen möglich, dann ist Philo in all' seinem Denken wesentlich beeinflusst von dieser alexandrinischen Sekte und mit ihr beeinflusst vom neupythagoreischen System, ist somit wesentlich ein Kind des Griechentums, nicht des Judentums. Nun hat aber, wie schon erwähnt, der Strassburger Theologe Lucius[1]), allerdings im Anschluss an frühere Aufstellungen des jüdischen Gelehrten Grätz[2]), in geradezu glänzender Ausführung nachgewiesen, dass es überhaupt keine Therapeuten gegeben habe und dass die Schrift 'de Vita contemplativa' nicht von Philo verfasst sei, sondern dass wir es hier zu thun haben mit dem Produkt eines literarisch und philosophisch gebildeten Christen aus dem Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhunderts[3]), welcher „begeistert für die Askese seiner Zeit die allenthalben und namentlich in seiner ägyptischen Heimat aufkommende Sitte der christlichen Mönche, sich von der Gesellschaft abzusondern, um ungestört allein oder im Verein mit Gleichgesinnten sich ihrem Beruf widmen zu können, durch eine panegyrische Schilderung zu verherrlichen und ihre Lebensweise zu verteidigen und zu rechtfertigen" suchte. Und „kein anderer Name konnte die Auktorität dieser Schrift besser stützen, als der Name des gefeierten alexandrinischen Philosophen Philo." Diese Ansicht, dass wir es hier mit einer völlig unhistorischen christlichen Fälschung zu thun haben, begründet Lucius teils durch das Stillschweigen aller Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte über diese Sekte, teils durch die Unmöglichkeit, sie in irgend einen geschichtlichen Zusammenhang in der Zeit vor Christi Geburt ohne Gewaltsamkeit einzureihen, teils durch philologisch-kritische Untersuchungen über die vorgebliche Schrift Philos, welche weder in die Stelle passt, die sie selbst beansprucht, noch vereinbar ist mit dessen Standpunkt im einzelnen, noch technisch der Schriftstellerei Philos angemessen wäre, noch endlich phraseologisch der vorchristlichen Literatur angehören kann. Der Macht dieser Gründe hat sich denn auch Zeller in der neuesten Auflage seiner Geschichte der griechischen Philosophie gebeugt und damit die eine Hauptstütze zur Begründung seiner Ansicht von dem durch die Therapeuten vermittelten Zusammenhang zwischen Philo und den Neupythagoreern preisgegeben.

Diese Säule ist also unwiderruflich gebrochen: wie steht's mit der zweiten? Hier stürmt freilich die ganze Fülle der Fragen, die sich um das Essenertum her aufgetürmt haben, auf uns herein, und doch können wir uns der Aufgabe nicht entziehen, in der Kürze wenigstens sie an uns herankommen zu lassen. Was wir von ihnen teils aus Philo teils aus Josephus teils aus Plinius wissen, ist folgendes, wobei ich mich natürlich auf das Allerwesentlichste beschränke und überdies zu bedenken gebe, dass in unseren Berichten über sie Dichtung und Wahrheit zusammengearbeitet und der Mythus ihrem Bilde manchen ungeschichtlichen Zug beigemischt haben dürfte. Die Sekte zählte etwas über 4000 Mitglieder, welche ihre Wohnsitze grösstenteils am Toten Meer, also in

1) Die Therapeuten und ihre Stellung in der Geschichte der Askese. Eine kritische Untersuchung der Schrift de vita contemplativa von P. E. Lucius, Lic. Theol. Strassburg 1879.

2) H. Grätz, Geschichte der Israeliten, Bd. 3. S. 463 ff.

3) Wie dieser Nachweis Weingartens Hypothese von dem Ursprung des Mönchtums im nachconstantinischen Zeitalter umstürzt, da ja Euseb (hist. eccl. II, 17) die Schrift bereits kennt, sei gelegentlich schon hier erwähnt.

Digitized by Google

der Einsamkeit aufgeschlagen hatten. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit dieses seltsamen Völkchens ist neben manchen weniger bedeutsamen Äusserlichkeiten ihre asketische Lebensweise sowohl im Essen und Trinken, als auch namentlich der Ehe gegenüber, die sie im allgemeinen verwarfen; doch gab es auch solche unter ihnen, die heirateten, vielleicht dieselben, welche statt in die Wüste zu ziehen, in den Städten und Dörfern Palästinas wohnen blieben. Aber auch diese sahen den Zweck der Ehe lediglich im Kinderzeugen und der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, resp. ihrer eigenen Sekte. Übrigens mussten sich dann auch die Frauen derselben Lebensweise wie die Männer, namentlich auch denselben strengen Waschungen unterwerfen, die ein Hauptkennzeichen der Essener bildeten. Das alles beweist, dass sie die Ehe wesentlich deshalb verwarfen, weil ihnen an und für sich die Frau mit ihrem intensiveren Geschlechtsleben im Anschluss an das alte Testament unreiner erschien, als der Mann, das Geschlechtsleben überhaupt also ihnen als Befleckung galt. Mit ihrer asketischen Lebensweise hängt dann weiter die Gütergemeinschaft zusammen, die bei ihnen herrschte: der Privatbesitz war ausgeschlossen, alles floss in eine gemeinsame Kasse, aus der wohl auch die Kosten für die gemeinschaftlichen Mahlzeiten bestritten wurden, welche ihnen teils als Opfermahlzeiten, teils deshalb für heilig galten, weil alle Speisen, von den Priestern zubereitet, vollkommen rein waren. Ferner verwarfen sie den Eid, obgleich sie damit ein „fürchterliches" Aufnahmegelöbnis für die Novizen nach Ablauf einer strengen Probezeit von drei Jahren zu vereinigen wussten, das namentlich auch zum unbedingten Gehorsam gegen die Oberen verpflichtete. Der Zug liebenswürdiger Milde und allezeit vorhandener gegenseitiger Hilfsbereitschaft, der durch die stille Ordensgemeinschaft sich hindurchzieht, zeigt sich namentlich auch darin, dass sie keine Sklaven hielten. Ihr Glaube war im allgemeinen der jüdische, obgleich sie, wie sie wahrscheinlich kein Fleisch assen, so auch die blutigen Opfer verwarfen und dadurch in einen bestimmten Gegensatz zum echten Judentum und seinem Tempeldienst gerieten. Ihre Beschäftigung bestand vor allem im Ackerbau und in dem Betriebe der „Ethik", wogegen sie die Logik als unnötig zum Besitze der Tugend, die Physik als menschliche Kraft übersteigend beiseite liessen. Und ich möchte diese Notiz Philos in der That „buchstäblich" nehmen, in dem Sinn, dass sie bemüht waren, was sie praktisch übten, auch theoretisch zu begründen, wie sie z. B. die Sklaverei auch dialektisch bekämpften, weil sie ungerecht und unnatürlich sei und gegen das Gesetz verstosse, dass alle Menschen Brüder seien. Und ebenso hing ihre Askese zusammen mit einem stark ausgeprägten theoretischen Dualismus, wornach nur das Gute auf die göttliche Kausalität zurückzuführen, das Böse also von einer ungöttlichen Ursache herzuleiten sei, die sie ohne Zweifel in der Materie fanden. Denn die Seele wohnt nach ihnen im Körper wie in einem Kerker gefesselt, und deshalb eben schien ihnen ein tieferes sich Einlassen mit dem materiellen Leib verwerflich, jede Lust vom Übel; und daraus folgt dann auch der Glaube an die Präexistenz der immateriellen Seele auf der einen, an ihre Unsterblichkeit auf der andern Seite, womit sich die Annahme einer besonderen Seligkeit der Tugendheroen und einer besonderen Bestrafung der schlimmsten Frevler verband. Auch an der altjüdischen Streitfrage vom Verhältnis zwischen sittlichem Verhalten und menschlichem Ergehen haben sie sich abgearbeitet und sich wie die Pharisäer auf die εἱμαρμένη d. h. auf die Abhängigkeit des äusseren Ergehens vom göttlichen Willen und Ratschluss zurückgezogen. Endlich sei auch noch ihrer ekstatischen Inspirationslehre im Anschluss

Digitized by Google

an den Prophetismus des alten Testaments und ihres Glaubens an gewisse magische Zauber- und Heilkräfte und dämonische Wunderwirkungen gedacht, womit sich eine Art Geheimlehre verknüpft zu haben scheint.

Was nun Zeller bestimmt hat, den rein jüdischen Ursprung dieser eben geschilderten oder wenigstens im allgemeinen charakterisierten Sekte zu bestreiten, sind vor allem folgende Punkte: ihre Verwerfung der Tieropfer und des Salböls, ihre Verschmähung der Ehe, das Verbot der Sklaverei und des Eids, gewisse Spuren von einer Verehrung der Sonne und endlich ihre theoretischen Ansichten über die Präexistenz und Unsterblichkeit der Seele und die allegorische Art der Schriftauslegung. Diese Gründe Zellers hat wiederum Lucius[1]) in einer erst jüngst erschienenen Schrift über den Essenismus zu widerlegen gesucht, doch nicht mit demselben Glück wie in seiner Schrift über die Therapeuten, und nicht ohne manche Gewaltsamkeit, so wenn er erweisen möchte, dass die Enthaltung von Fleischnahrung überhaupt nicht Sache der Essener gewesen sei, wofür doch das gerade hierin unverwerfliche Zeugnis Porphyrs und vor allem die ganze „innere Konsequenz der Sache" spricht. Allein darin hat er gewiss recht: wenn einmal der Bruch mit dem jüdischen Opfer- und Tempeldienst und dem jüdischen Priestertum erfolgt ist, so erklärt sich hieraus unschwer das meiste ihrer Gebräuche und Besonderheiten. Und dass wirklich in den Zeiten der Not unter Antiochus Epiphanes und vielleicht speziell infolge der „ungesetzlichen, lüderlichen, in ihrer Abscheulichkeit einzigartigen Hohenpriesterwirtschaft unter Iason, Menelaos und Alkimos" der äusserste Flügel der sogenannten Chasidim oder Asidäer, mit denen die Essener als „die Frommen" im Lande ja auch im Namen übereinstimmen, vollständig mit der Tradition des Judentums und seinem Opfer- und Tempeldienst gebrochen und ohne direkte fremde Einwirkung aus dem inneren Wesen des späteren jüdischen Geistes selbst heraus sich als Sekte konstituiert habe, wie sie uns in den Essenern entgegentritt, das hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Dazu kommen aber noch eine Reihe von Anhaltspunkten und Erwägungen im einzelnen, die Lucius allzuwenig beachtet hat. Schon der allgemeine jüdische Charakter der Gesetzlichkeit und die Vermischung von äusserer Reinlichkeit und Reinhaltung auf der einen, von innerer Heiligkeit und Heiligung auf der andern Seite erklärt den ganzen — äusseren Habitus der Sekte, möchte ich es nennen; und ebenso haben wir auch die, übrigens nicht allgemein durchgeführte, Verschmähung der Ehe in der jüdischen Gesetzgebung begründet gefunden; das jüdische Gelübde des Nasiräats[2]) weiter weist auf einen asketischen Zug schon im älteren Judentum und zugleich auf den darauf erhobenen Anspruch besonderer Heiligkeit und Gottwohlgefälligkeit zurück; und das Auftreten sowohl der älteren Propheten, eines Elia und Elisa, die man ja später in dem Essener Johannes wiedergekommen glaubte, als auch die Polemik des jüngeren Prophetentums gegen die Opfer und das ganze Opferwesen des jüdischen Volkes lassen in dem am Toten Meer in der Einsamkeit lebenden,

1) Der Essenismus in seinem Verhältnis zum Judentum. Eine kritische Untersuchung von P. E. Lucius, Privatdocent der Theologie. Strassburg 1881. — Diese Schrift begrüsst A. Hilgenfeld in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie Jahrg. 25, H. 3 (1882), soweit er mit ihm einig geht in seiner Herleitung der Essäer aus dem Judentum: er selbst denkt freilich an die Rechabiten und Keniter.

2) Das giebt im Grunde auch J. Grill, „über Bedeutung und Ursprung des Nasiräatsgelübdes" (Jahrb. f. prot. Theol. 1880) zu, wenn er auch in der Aufnahme des asketischen Moments erst eine Modifikation der ursprünglich anders gedachten Institution sehen zu sollen glaubt.

Digitized by Google

Tieropfer verwerfenden, zu ekstatischem Wahr- und Weissagen geneigten, an Wunderwirkungen aller Art glaubenden Völkchen echt jüdische Züge in Hülle und Fülle erkennen; und selbst die allegorische Schrifterklärung findet im alten Testament, namentlich in der Symbolik des alttestamentlichen Kults mancherlei Berührungs- und Anhaltspunkte. Dem relativen Verbot, unbedacht zu schwören (Levit. 5, 4), mag es bei diesen skrupulösen Heiligen nicht besser ergangen sein, als dem Gebote, den Namen Gottes nicht zu missbrauchen, dessen Überspannung durch das spätere Judentum wir die Unkenntnis der Aussprache des Wortes Jehova verdanken. Ebenso werden wir in der Enthaltung von aller Fleischnahrung eine Ausdehnung der mosaischen Speisegebote erkennen. Die Verwerfung der Sklaverei endlich dürfte teils in alttestamentlichen Vorschriften über die Sklaven, teils und vor allem in der Entstehung der Sekte und der Not der Zeiten begründet sein, in denen Herren und Sklaven sich als eins zu fühlen alle Veranlassung gehabt haben werden. Und alles das Dinge, nach denen die Essener deshalb so energisch griffen, weil sie trotz des Bruchs mit dem Tempel Juden und sogar gerade die echten Juden bleiben, also in allen diesen Punkten eher mehr als weniger leisten, ein opus supererogativum thun wollten.

Dabei dürfen wir aber allerdings nicht vergessen, dass wir es in dieser Zeit nicht mehr mit dem ursprünglichen jüdischen Geist zu thun haben, sondern mit einem im Exil und nach dem Exil vielfach schon modifizierten Judentum, in welchem ja z. B. erst der Hang zur Apokalyptik grossgezogen worden ist, wie er unter dem Druck der Fremdherrschaft unverkennbar auf den Orden der Essener, namentlich auch in dessen Lehre von der Seele und ihrem jenseitigen Zustand Einfluss gewonnen hat. Und in dieser Periode dürfen wir darum auch das Hereingreifen fremder Einflüsse nicht ganz abweisen. Namentlich möchte ich dabei die Einwirkung des Parsismus nicht in Abrede ziehen, welche ja mit ihrer dualistischen Engel- und Teufelslehre selbst in scheinbar älteren Büchern des alten Testaments unverkennbar zu Tage tritt: in dem Sonnenkultus der Essener glauben wir ebenfalls seinen Spuren zu begegnen. Ja selbst den Einfluss gewisser allgemeiner Gedanken und Erscheinungen des Buddhismus möchte ich von dieser jüdischen Form des Ordenslebens ebensowenig ausschliessen, als er sich von der Entstehung des christlichen Asketismus völlig wird ausschliessen lassen. Viel zweifelhafter ist mir dagegen die Frage nach griechischen Vorbildern, auf welche ja Zeller gerade in erster Linie rekurriert. Die Kreise, aus denen die Essener stammen, gehören eben der Partei des Judentums an, welche als die Frommen im Lande den griechischen Einfluss ausdrücklich bekämpften und fernhielten, woher z. B. ihre Verwerfung des Salböls kommen könnte, das sie allzusehr an das Salben der Wettkämpfer bei den griechischen Wettspielen gemahnte. Die einzige Erscheinung im Griechentum aber, welche zur Erklärung ihres Entstehens herangezogen werden könnte, wäre der Neupythagoreismus, und dieser ist nachweisbar 100 Jahre später entstanden als die essenische Sekte; denn der Römer P. Nigidius Figulus, der Freund Ciceros, ist „der erste uns mit Namen bekannte Mann, welcher der neuen pythagoreischen Schule zugezählt wird“. Freilich war durch die orphisch-pythagoreischen Mysterien der Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Pythagoreismus einigermassen gewahrt, und Zeller schwächt daher seine Ansicht schliesslich dahin ab, dass diese orphisch-pythagoreische Lehre in Judäa Beachtung gefunden und dort sektenbildend gewirkt, dass aber erst später unter dem Einfluss der neupythagoreischen Philosophie der Essäismus die Gestalt und Ausbildung erhalten habe, in welcher er uns aus den Berichten des Philo und

Digitized by Google

Josephus entgegentritt. Solange man nun noch an die Existenz der Therapeuten als der ägyptischen Brüder der Essener glaubte, da mochte ein solcher Zusammenhang allerdings herzustellen sein zwischen den Vorläufern des Neupythagoreismus einerseits, der ja vielleicht, aber doch nur vielleicht, auf Alexandria als seine Geburtsstätte hinweist, und diesen palästinensischen Asketen andererseits; seitdem aber die Therapeuten ins Reich der Tendenzpoesie verwiesen sind, fehlt ein solches Zwischenglied, und eine irgendwie bedeutsame und einflussreiche Berührung des selber erst mühsam sich wieder ans Licht ringenden Pythagoreismus mit dem Judentum in Palästina scheint mir geradezu ausgeschlossen: weder Zeit noch Ort wollen stimmen, und notwendig ist, wie wir gesehen haben, die Annahme nicht.

Nun waren Philos Muster und Vorbild und zugleich die praktische Probe für die Richtigkeit seiner Theorie die Essener. Sind diese aus der griechischen Philosophie abzuleiten, dann ist es ohne alle Frage auch Philo; sind sie aber eine genuin jüdische Partei, so kann Philo, wie wir gesehen haben, dem Judentum erhalten bleiben: innere Gründe sprechen dafür, Therapeuten und Essener bilden keine Instanz mehr dagegen; dem Judentum erhalten freilich nicht in der ausschliesslichen Weise wie die Essener selbst, aber doch soweit, dass er nicht der Philosophie der Griechen, sondern der Spekulation der Juden zuzuweisen ist. Leichter und vollständiger wäre dieser Nachweis vielleicht dann zu führen, wenn wir von den Vorläufern Philos Genaueres wüssten. Aber der einzige, den wir kennen, ist Aristobul, ums Jahr 150 vor Christus, und zwischen ihm und Philo, dem Zeitgenossen Christi, verliert sich fast jede Spur; denn das wichtigste Zeugnis dieser alexandrinischen Spekulation ausser Philo, die Hauptstütze allerdings für unsere Auffassung derselben, das pseudosalomonische Buch der Weisheit hat wohl selbst wieder einen, wenngleich etwas älteren Zeitgenossen Philos zum Verfasser.

Hochansehnliche Versammlung! Es war natürlich nicht möglich, in der kurzen Spanne Zeit, die mir vergönnt war, meine Ansicht von der Entstehung der alexandrinischen Philosophie im einzelnen nachzuweisen und zu begründen; vieles musste blosse Behauptung bleiben, vieles konnte nur kurz angedeutet werden[1]). Aber wenn es mir auch nur gelungen ist, das Problem, das Lucius hinsichtlich der Therapeuten und Essener so glücklich gefördert hat, auf Philo auszudehnen und von neuem die Möglichkeit wenigstens aufgezeigt zu haben, dass wir es hier mit einer spezifisch jüdischen Erscheinung zu thun haben, so ist der Zweck meines Vortrags erreicht. Was aus einer solchen Auffassung des Philonischen Systems für die von ihr abhängige Logoslehre des neuen Testaments folgt, das zu untersuchen muss ich den Theologen überlassen; und ebenso kann es hier nicht meine Aufgabe sein, den Einfluss dieses grossen jüdischen Philosophen auf den Neuplatonismus und dessen Entstehung zu entwickeln. Aber hervorheben darf ich doch zum Schluss, dass so aufgefasst Philo ein weiterer Beleg ist für den Satz Mommsens, dass „auch in der alten Welt das Judentum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition“ gewesen ist.

Nach diesem Vortrage, für den der Präsident im Namen der Versammlung dankte, erhielt das Wort Herr Oberlehrer Dr. Soltau aus Zabern zu seinem Vortrage

1) Genauere Literaturnachweise und Quellenbelege werde ich seiner Zeit im zweiten Band meiner „Geschichte der Ethik“ beibringen.

Digitized by Google

Über den Ursprung von Census und Censur in Rom.

Hochgeehrte Versammlung!

Anziehender als alle historischen und sagenhaften Einzelheiten der älteren römischen Geschichte, namentlich soweit sie Kriege und Parteikämpfe schildert, ist eine Betrachtung der Entwickelung der staatlichen und rechtlichen Institutionen des alten Rom.

Nicht allein haben manche derselben dem Wechsel von Jahrtausenden getrotzt, und ihr Gepräge auch den Formen, unter welchen spätere Generationen lebten und wirkten, aufgedrückt: jene Institutionen lassen uns auch einen tieferen Einblick in die Gedankenwelt und Vorstellungsweise einer Zeit thun, von der kaum noch Trümmer und Steine zeugen.

Allerdings wächst mit der Entlegenheit der Zeiten auch die Unsicherheit des Wissens, zumal dann, wenn man dem Reiz nicht widerstehen kann, bis auf den Ursprung und die ersten Anfänge zurückzugehen.

Und gerade nach dieser Richtung hin erwarte ich einigen Einspruch, wenn ich es heute unternehme, Ihnen meine Ideen über den Ursprung von Census und Censur mitzuteilen. — Schon mit einigem Unbehagen werden mir manche in die ältere republikanische Zeit folgen. Nun aber gar hinter Servius zurück! Das könnte auch gläubigeren Gemütern, welche noch nicht durch Mommsen's kritische Geschichtsforschung an der Glaubwürdigkeit der älteren römischen Geschichte irre gemacht sind, ebenso gewagt wie resultatlos erscheinen.

Solchen Erwägungen gegenüber will ich mich nicht mit Alex. von Humboldt's Worten (Kosmos II, 413) decken: „Ein absolutes Ableugnen alles Thatsächlichen aus der Weltgeschichte, wo die Zeugnisse unbestimmter sind, scheint mir — keine glückliche Anwendung der . . . . historischen Kritik zu sein."

Nein! ich schreibe den Resultaten meiner Untersuchungen durchweg eine grössere Sicherheit zu. Denn ich gewinne sie im wesentlichen nur durch Rückschlüsse aus den Zuständen späterer Zeiten, und glaube auch, dass die Methode, auf diesem Gebiete zu wirklich feststehenden Wahrheiten zu gelangen, einer strengen philologischen Methode durchaus verwandt ist.

Wie diese teils mit Rücksicht auf die äussere Fassung eines Schriftstücks, teils aus inneren Gründen aus dem Zusammenhange Fälschungen und Irrtümer aussondert, durch Herbeiziehung von Analogien und vor allem durch eine besonnene Interpretation die Lücken zu ergänzen, die dunkeln Partien aufzuhellen und zu deuten sucht, ebenso kann auch der Forscher auf dem Gebiete der römischen Antiquitäten verfahren. Auch hier gilt es, die teils aus äusseren, teils aus inneren Gründen echten Überreste von den annalistischen Verdrehungen, dem Kolorit einer späteren Tradition, zu reinigen. Die Lücken aber können auch hier durch Analogien und scharfe Interpretation der Einzelheiten, mehr jedoch noch durch Beachtung desjenigen, was sich bei dem vernünftigen Zusammenhange der einzelnen staatsrechtlichen Einrichtungen aus dem bereits Bekannten schliessen lässt[1]), ausgefüllt werden.

1) Eine solche Methode glaube ich mit einigem Erfolg bei der Eruierung der Bedeutung der servianischen Verfassung (vgl. meine „Altröm. Volksversammlungen." Weidmann 1880. Abschn. III. IV. V) und in meiner Schrift über die „ursprüngliche Kompetenz der aediles plebis" (Bonn, Strauss. 1882) befolgt zu haben.

Digitized by Google

Ob es mir gelungen ist, eine solche Methode im Einzelnen zu beachten, wird erst der Erfolg lehren. — Es sollte mich freuen, wenn derselbe nicht nur die Richtigkeit des Weges bestätigte, sondern auch meiner Überzeugung Anhänger gewänne: „dass nur auf dem Gebiete der Verfassungs- und Rechtsgeschichte eine Rekonstruktion der älteren römischen Geschichte möglich sei“[1]).

Wer nach den Ursachen der Grösse des republikanischen Roms forscht, wird auch der Censur gedenken müssen.

„In der Grossartigkeit ihrer Befugnis wie in der Maasslosigkeit ihrer Willkür, in ihrem hohen sittlichen Adel wie in ihrem localpatriotischen Egoismus ist die Censur der volle Ausdruck der römischen Republik“ (Mommsen, r. St. II, 1, 312). Die Censoren waren in historischer Zeit die höchsten Wächter über Sitte, Zucht und Ehrenhaftigkeit der Bürger. Die Censur galt als die κορυφὴ τιμῆς (Plut. Cato mai. 16). Aus den Censoriern ward der princeps senatus, der Vorsitzende jener Versammlung von Königen, genommen.

Durch die Aufstellung des Budgets, die Nutzbarmachung des Staatseigentums, die Leitung der Staatsbauten — 'urbis tecta, templa, vias, aquas, aerarium, vectigalia tuento' — war der Censur eine in alle Zweige des Staatslebens eingreifende Thätigkeit eingeräumt, deren faktischer Einfluss in der Regel noch grösser war, als selbst ihre rechtliche Kompetenz.

Leicht könnte man nun versucht sein, eine derartige imposante Institution auf die organisatorischen Ideen eines einzigen bedeutenden Mannes zurückzuführen. Und das um so mehr, als die Tradition ja mit seltener Einmütigkeit nicht allein den Census, sondern auch die Grundzüge aller wesentlich mit ihm zusammenhängenden militärischen, finanziellen und rechtlichen Ordnungen auf König Servius zurückführt. Livius stellt in seiner klassischen Stelle 1, 42 den Servius als *conditor omnis in civitate discriminis ordinumque* neben den Numa, den auctor divini iuris, und dass der römische Staat durch Servius in der That die Grundlagen seiner späteren bürgerlichen Ordnungen erhalten hat, steht fest. Auch empfahl eine solche Anschauung, dass bei ihr, bei der Existenz aller wesentlichen Seiten des Census schon seit Servius, auch das Aufkommen der Censur leicht erklärt werden konnte. Die Censur war dann nur zu dem Zwecke gestiftet, um den von äusseren Kriegen vielfach abgehaltenen Konsuln Erleichterung zu verschaffen (wie Livius 4, 8 sagt: 'neque consulibus, cum tot populorum bella imminerent, operae erat, id negotium agere'[2])).

Alles dieses musste so einfach und in sich zusammenhängend angesehen werden, dass gewiss manche der hier Anwesenden nur mit Kopfschütteln vernehmen werden, dass von dieser ganzen traditionellen Fassung der Geschichte nichts als wirklich historisch festgehalten werden dürfe.

Die erste bedeutende Bresche wurde diesem System beigebracht durch eine rein

1) Vgl. mein Buch „Über Entstehung und Zusammens. der altröm. Volksvers.“ S. 19.

2) Es genüge hier auf Mommsen's Worte (r. St. II, 1, 309) zu verweisen: „Schwerlich sind bei dieser Trennung Standesinteressen bestimmend gewesen, sondern vermutlich die Unmöglichkeit, diese ein längeres Verweilen in Rom unausweichlich fordernde . . . lästige Amtspflicht den stets durch die Feldzüge in Anspruch genommenen Oberbeamten länger zu belassen.“

militärische Erklärung der servianischen Centurienordnung, wie sie seit Mommsen's römischen Tribus sich mehr und mehr Bahn gebrochen hat.

Servius selbst kann, wenn speziell mein späterer Nachweis (Altröm. Volksvers. S. 264) richtig ist, nicht eine neue Art liberaler Volksversammlungen geschaffen haben, sondern er war nichts anderes als „der Reorganisator des Heeres", „der Urheber der Formirung eines Zwei-Legionencorps (denn das sind die 85 Centurien, 8500 Mann der iuniores)"[1].

Ich will an dieser Stelle nicht ausführlich darauf hinweisen, dass die Richtigkeit dieses Resultates vor allem dadurch festgestellt wird, dass sich aus der servianischen Centurienordnung die spätere Manipularstellung herleiten lässt (das ist im IV. Abschnitt meines Buches gezeigt worden), oder wie alle Einzelheiten, welche der Centurienordnung ursprünglich und eigentümlich sind[2], auf militärischen Ursprung hinweisen, oder dass König Servius, der tuskische Mastarna[3], als ein tuskischer Eroberer wohl schwerlich an eine Gewährung konstitutioneller Freiheiten gedacht haben wird. Aber selbst Cicero[4] bezeugt, dass erst mit Beginn der Republik eine politische Verwendung der Centurienordnung aufgekommen ist, indem er von der lex Valeria de provocatione hervorhebt, „centuriatis comitiis prima lata est".

Schon hierdurch wird der Satz 'Servius censum instituit' in gewisser Beziehung beeinträchtigt. Denn nie ist die Aushebung und Bildung des Heeres Sache des Censors oder ein Ingrediens des Census gewesen. Solange es keinen exercitus quinquennalis (wie Varro die comitia centuriata nennt) gab, so lange hätte sich der Census populi auf eine Aufstellung der Aushebungsliste und der Steuerrolle beschränken müssen.

Hier aber kommt ein zweiter von mir vertretener und in meinem Buch über die altrömischen Volksversammlungen erhärterter Satz in Betracht.

Nachdem ich daselbst S. 401 ff. nachgewiesen hatte, dass eine direkte Besteuerung der Bürger der servianischen Zeit fremd, dass tributum nicht von tribus herzuleiten, nicht von Servius eingeführt, sondern nachdecemviral sei, führte ich aus, dass die Stellung in den Klassen des Heeres und somit auch überhaupt in den Klassen auf dem quiritischen Eigentum an res mancipi beruhe, nicht aber auf der Höhe des Gesamt-Census. Ein Bürger z. B., der ein Ackergut im Wert von 25000 As zu eigen hatte, daneben aber eine Million baar oder an Ausständen besass, gehörte ebensowenig zu den Grossgrundbesitzern der 1. Klasse, wie heutzutage ein wohlhabender Banquier mit einigem städtischen Grundbesitz zu den Vertretern des alten befestigten Grundbesitzes gerechnet werden kann.

1) Ich ging aus von dem unbestreitbaren Satz, dass die Centurien und Klassen als militärische Abteilungen notwendig eine begrenzte Anzahl enthalten haben müssen und zu einer solchen Zeit noch nicht den populus universus umfasst haben können, dass sie aber als überzählige Abteilungen nicht mehr militärisch verwandt sein können.

2) Nur die gleichmässige Heranziehung der seniores und iuniores, sowie die Proletariercenturie sind nicht militärischen Ursprungs. Beide widerstreiten sogar jeder militärischen Ordnung: beide aber sind zweifellos späterer Herkunft (509 resp. 451 v. Chr.).

3) Es ist von Kubitschek (Zeitschr. f. österr. Gymnasialwesen 1881, S. 762) und von Pöhlmann (Sybels historische Zeitschr. 1882, 497 f.) die Verbindung von Servius und Mastarna gerügt worden, obgleich die Darstellungen des Grabes von Vulci die Angabe des Kaisers Claudius über Servius-Mastarna in überraschender Weise bestätigen und ergänzen. Jedenfalls ist aber einiges von den Ausmalungen der Tradition über König Servius' liberale Doktrinen zu beanstanden, und sicherlich war Servius in erster Linie ein militärischer Reorganisator. Vgl. jetzt auch Gardthausen, Mastarna (Leipzig 1882).

4) De rep. II, 31, 54.

Digitized by Google

Wenn aber diese Sätze richtig sind, so bedarf es keiner weitläufigen Darlegung, dass damit der servianische Census überhaupt in Frage gestellt ist.

Denn, wenn es feststeht (Volksv. 582), „dass die Centurien- und Klassenordnung zu Servius' Zeit noch nichts anderes waren, als eine Heeresformation", dass Servius noch nicht ein tributum ex censu eingeführt und erhoben, ja dass die Dienstpflicht und die Stellung im Heere unabhängig von der Höhe des Gesamt-Census war, so versteht es sich von selbst, dass auch ein Census nicht zum Zwecke der Bildung von Centuriatcomitien, oder zur Feststellung des Gesamt-Census eines jeden Bürgers gestiftet sein kann.

König Servius kann — abgesehen etwa von einer einmaligen genauen Katastrierung des ager privatus, auf welcher die Aushebungsliste beruhte — „nicht den Census d. h. eine in bestimmten Intervallen wiederkehrende Vermögensabschätzung" gestiftet haben. „Eine regelmässig wiederholte Lustration fällt damit von selbst hinweg und ist auch ohnedies im höchsten Grade unwahrscheinlich, solange die Centurien das Heer waren d. h. bis zum Decemvirat."

Kurz „der Census ist nicht älter als die Censur", oder wie Herr Professor Francken, der diese ganze Frage jüngst einer sorgfältigen Nachprüfung unterzogen hat (over de oonspronkelijke Samenstellung en vroegste ontwikkelung der comitia centuriata — Amsterdam. J. Müller. 1882. S. 31), resümiert: „Servius hat weder comitia centuriata noch Census eingeführt".[1])

Selbstverständlich ist auch die Frage über den Ursprung der Censur durch die so eben entwickelten historischen Auffassungen über den Census zu einer ganz andern geworden, als wofür sie bisher angesehen ward.

Man darf sich nicht mehr damit begnügen, die an sich gerade nicht unrichtige Vermutung auszusprechen, dass die Censur vom Konsulat wegen der Zunahme der konsularischen Thätigkeit und Kompetenzen abgezweigt sei[2]). Sondern es ist jetzt die Frage zu lösen, was überhaupt in der Zeit des Decemvirats eine Neuschaffung einer finanziellen Oberbehörde bewirkt hat, was die Einführung einer vierjährigen[3]) Budgetperiode, einer periodisch wiederkehrenden Schätzung des Privatvermögens, der Verbindung von Bau- und Finanzwesen und was jene zahlreichen mit dem Census zusammenhängenden finanziellen Ein-

1) „Servius heeft noch comitia centuriata, noch census ingesteld, maar tooch bevat zijn bestuur de kiemen van beiden."

2) Vgl. oben S. 147.

3) Gesetzlich: quinto quoque anno (in Pis. 5, 10, Censorin 18, 13 lustrum .... ita quidem a Servio Tullio institutum, ut quinto quoque anno censu civium habito lustrum conderetur, sed non ita a posteris servatum). — Die Praxis, namentlich der späteren Zeit, wich davon ab und interpretierte dies als eine Frist von fünf Jahren, und es sind daher die Lustralintervalle z. B. zwischen 209 und 154 v. Chr. stets gerade, hernach mindestens fünf Jahre gewesen. De Boors dreijährige Lustralperiode (fasti censorii 42f.) muss ich aufs entschiedenste perhorrescieren (vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 318). Die verfrühten lustra von 665 und 668 könnten, auch wenn die Zeitumstände völlig normal gewesen wären, nichts für eine alte Ordnung erweisen. Doch forderte die Aufnahme der Neubürger des Socialkrieges eine Beschleunigung des Census. Das Intervall von 450—454 ist normal vierjährig, wenn man das Diktatorenjahr mitrechnet. Nach Ungers Untersuchungen (die röm. Stadtära, München 1879, vgl. dazu Philol. Rundschau II, 239f.) dürfte es sich empfehlen, die Gültigkeit der Diktatorenjahre vorläufig wenigstens nicht zu beanstanden. Auch der dreijährige Zeitraum 447—450 ist, wie sich sogleich ergeben wird, nur durch ein Versehen in die Fasten gekommen. Allem Anschein nach herrschte in jener Zeit noch die vierjährige Periode (man vgl. 442. $+ 2 \times 4 =$ 450. 454, hernach 474. 478. 482). Wenn nun 447 diese

Digitized by Google

richtungen z. B. indirekte Steuererhebung durch Pachtgesellschaften, zur Verbindung militärischer Befugnisse und den im übrigen rein finanziellen Kompetenzen eines Unteramtes, wie sie die Censur umfasst, ins Leben gerufen hat.

Es ist unmöglich, auf diese hier aufgeworfenen Fragen eine auch nur annähernd befriedigende Antwort zu geben, bevor nicht scharf und präcise festgestellt ist, worin die ursprüngliche Kompetenz der Censur bestanden hat, welche Befugnisse erst späterhin mit diesem Amte vereinigt worden sind.

Zum Glücke besitzen wir genügende Anhaltspunkte, um an dieser Stelle jede Unsicherheit zu beseitigen.

Nicht allein hebt Livius 4, 8 hervor, dass die Censur von kleinen Anfängen aus ('rei a parva origine ortae') allmählich zu grösserer Bedeutung gekommen sei, sondern ebendaraufhin führen uns rationelle Erwägungen, welche an die censorische Kompetenz geknüpft werden können.

Mommsen hat in seinem römischen Staatsrechte[1]) allein schon durch eine übersichtliche Zusammenstellung der censorischen Befugnisse und Ehrenrechte mit Evidenz gezeigt, dass der Censor „seiner rechtlichen Kompetenz nach den Unterbeamten, seinen Ehrenrechten nach aber vielmehr den Oberbeamten beigezählt werden“ müsse.

Nun ist es wohl selbstverständlich, dass eine derartige eigentümliche Kombination nicht ursprünglich sein kann. Vielmehr ist von zweien nur eins möglich: entweder die Censur war anfänglich ein Oberamt und verlor mit der Zeit an Machtfülle, oder sie war ein Unteramt, dessen Kompetenzen später erweitert wurden. Von diesen beiden Eventualitäten verdient, wie jetzt gezeigt werden soll, allein die zweite Beachtung. Denn

1) von einer Reihe der dem Oberamt inhärierenden, den magistratus minores fehlenden Rechten ist ausgemacht, dass sie den Censoren von jeher gefehlt haben müssen. So z. B. das Recht den Senat zu berufen[2]), Kollegen zu kooptieren[3]), Liktoren zu führen[4]). — Es wäre bei dem faktisch so bedeutenden Ansehen, in welchem dieses Amt mindestens schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts vor Christo stand[5]), geradezu undenkbar, dass ihm solche Rechte damals genommen worden wären.

2) Ihre Rangstellung nach magister equitum und praetor[6]) zeigt, dass ihre ursprüngliche Bedeutung weit geringer war.

Reihenfolge unpassend unterbricht, für Appius' Censur zu viel, für M. Valerius' und C. Junius' (447) zu wenig Zeitraum lässt, so erregt schon dieses Bedenken und führt zu der Vermutung, dass die Censoren 447 um ein Jahr verschoben sind. Der Anlass hierzu liegt aber klar vor: die spätere Tradition berichtete, Appius habe im Widerspruch zur lex Aemilia ein Quinquennium (Liv. 9, 34) sein Amt verwaltet, bei welcher Angabe dann die spätere Lustralfrist von 5 Jahren den Berichterstattern vorschwebte. Sobald diese Nachricht recipiert war, mussten natürlich die folgenden Censoren um ein Jahr vorgeschoben werden. Allein aber auf die „vitio facti“ sogleich wieder abdicierenden Censoren von 523 eine dreijährige Lustralperiode zu gründen, dürfte wohl niemand in den Sinn kommen. Sollten hier nicht die falsi tituli Ciceros mit ihr Spiel getrieben haben?

1) II, 1, 328 f.

2) Mommsen, r. St. II, 1, 327.

3) Ebendas.

4) Zon. 7, 19.

5) Ich denke dabei besonders an Appius Claudius Caecus, der ja als Censor das römische Staatswesen in wichtigen Beziehungen umgestaltet hat.

6) r. St. I, 462. II, 1, 327.

Digitized by Google

3) sind mehrere Ehrenrechte nachweislich den Censoren erst später eingeräumt worden. Konsularischer Rang war gewiss nicht anfänglich und überhaupt niemals rechtlich Vorbedingung zur Übernahme der Censur[1]). Ferner hebt Mommsen richtig hervor: „dem Censor werde, jedoch **nicht von Haus aus**, die Dedication gestattet".[2])

Aus diesen 3 Gründen folgt mit Notwendigkeit der Satz:

Die Censur war anfänglich kein Ober-, sondern ein Unteramt, das erst später, namentlich an Ehrenrechten, z. B. sella curulis, Vorrang im Senat u. s. w.[3]) dem Oberamte gleichgestellt ist.

Offenbar aber entsprach dieser Zunahme an Ehrenrechten auch die Fortentwickelung ihres Einflusses und ihrer Kompetenz, und es ist a priori zu vermuten, dass der spätere teils faktische, teils rechtliche Zuwachs der censorischen Bedeutung die causa movens gewesen sei, die Rangstellung dieser Beamten zu erhöhen.

In der That finden sich drei wichtige Rechte, welche die Censoren in den letzten drei Jahrhunderten besassen, nachweislich erst eine geraume Zeit nach Einsetzung der Censur in ihrer Hand, nämlich

1) die senatus lectio,
2) die Rittergänzung[4]),
3) die censura morum.

Ausgemacht ist das Gesagte von der senatus lectio. Die klassische Stelle bei Festus[5]) und Hofmann's Nachweis[6]) überheben mich einer weiteren Beweisführung dafür, dass erst seit der lex Ovinia, d. h. erst eine Zeit lang nach 366 v. Chr. die senatus lectio Sache der Censoren war (vgl. Anm. 7).

Aber auch bei der recognitio equitum ist ein Gleiches mit Sicherheit festzustellen. Solange die centuriae equitum Romanorum ein militärisches Corps waren — und das waren sie zweifellos bis nach der Errichtung der equites equo privato 406 v. Chr. — wäre eine censorische Reiterergänzung — alle 4 Jahre! — widersinnig gewesen[7]).

Obenein ist der census equitum zeitlich und rechtlich vollständig vom census populi getrennt und in seiner Eigenart längst erkannt worden. Vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 366 f.

Auch die censorische Befugnis, eine Prüfung des Lebenswandels anzustellen, ist offenbar erst mit der Zeit das geworden, was sie später war: morum disciplinaeque Romanae regimen (Liv. 4, 8, 2).

1) r. St. II, 1, 313.

2) r. St. II, 1, 328.

3) Ebendas.

4) Diese heisst technisch recognitio equitum (Liv. 39, 44, 1. Val. Max. 4, 1, 10. Sueton Aug. 38. Claud. 16) und ist begrifflich streng von dem Teil des census, welcher census (oder recensus) equitum heisst, zu trennen. Der letztere Begriff ist der allgemeinere und umfasste (anfangs wohl allein, späterhin) daneben noch die Vermögensabschätzung und die Lustration der equites. Diese beiden Bestandteile der Rittermusterung sind zweifellos in der Hand der Censoren gewesen, seitdem es einen census populi betr. eine lustratio populi gab. Vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 366 A. 1, der zwar nicht den Gegensatz der Begriffe recognitio und census equitum, wohl aber den sachlichen Gegensatz scharf betont hat.

5) s. v. conscripti.

6) Der römische Senat 1 ff.

7) Ich stehe nicht an, die censorische recognitio equitum ebenfalls auf die lex Ovinia zurückzuführen d. h. 318—312 v. Chr. Zur Datierung vgl. Mommsen, röm. Staatsr. II, 1, 395 A. 1 und Willems, le sénat de la R. R. I, 156.

Digitized by Google

Diese weitgehende censorische Kompetenz ist allmählich aus zwei an sich höchst untergeordneten Rechten erwachsen, nämlich vor allem aus dem Recht, Standesregister der dienstberechtigten Wehrfähigen aufzustellen, bez. die frühere Musterrolle zu revidieren[1]) und daneben auch wohl noch aus dem andern Rechte, den Census eines jeden nach Gutdünken — selbst im Widerspruch mit den Angaben des Deklaranten — zu erhöhen[2]). Mochten somit die Keime der censura morum auch schon von Anfang an innerhalb der ältesten censorischen Befugnisse liegen, unzweifelhaft ist, dass dieselbe erst mit der Zeit und vor allem erst dann zu jenem morum severissimum magisterium (Cic. de prov. cons. 19, 46) geworden, als schon die obengenannten beiden Rechte, die senatus lectio und die Ergänzung der Rittercenturien, den Censoren übertragen worden waren.

Aber auch so noch enthält das censorische Amt manches Rätselhafte und Widerspruchsvolle in sich. Bei dem so eben gefundenen Resultat, dass die Censur anfangs ein Unteramt gewesen, ist vor allem einer Erklärung bedürftig: Wie kam einem solchen Unteramte eine lex centuriata de imperio, und wie die Berufung des exercitus zur censorischen Umfrage auf dem Marsfelde und zur Lustration zu?

Zunächst ist bemerkenswert, dass selbst in diesen Anomalien eine gewisse Bestätigung des Satzes, dass die Censur ursprünglich zu den magistratus minores gehörte, enthalten ist.

Abgesehen nämlich von den genannten beiden Äusserungen des imperium fehlte den Censoren das militärische, wie das jurisdiktionelle imperium völlig. Diese Abzweigung eines Teiles des imperium ist aber darum nicht minder auffällig.

Auf die Lösung des Problems giebt uns nun schon die annalistische Tradition bei Livius eine Antwort, welche nicht so kurz beiseite hätte gelassen werden dürfen.

Zum Jahr 435 berichtet Livius 4, 22: eo anno C. Furius Pacilus et M. Geganius Macerinus censores villam publicam in campo Martio probaverunt, ibique primum census populi est actus.

Würde uns nicht Livius weitläufig von einer früheren Einführung des Census und einer ersten Lustration auf dem Marsfelde durch K. Servius berichtet haben, so zweifle ich nicht daran, dass Livius' Worte allgemein — zwar nicht von dem ersten census populi — wohl aber von der ersten censorischen contio auf dem Marsfelde verstanden worden wären. Erst als die villa publica in campo Martio errichtet war, wurde „ibi primum" zum erstenmal dort ein Census des Volkes abgehalten.

Diese annalistische Notiz, welche Livius seiner Quelle nachschrieb, ist um so wertvoller, je weniger es Livius entgangen sein konnte, dass er selbst bereits unter Servius einen Census auf dem Marsfelde ausführlich beschrieben hat, und tritt jetzt, nachdem ein Census vor der Censur im Eingang von uns geleugnet worden ist, in sein volles Recht. Erst seit 434 v. Chr. ist, wenn anders wir der annalistischen Tradition folgen dürfen, jene censorische contio auf dem Marsfelde abgehalten worden. — Auch finden sich weitere Spuren einer späteren Einführung der Akte auf dem Marsfelde bei Livius.

Livius 10, 47, 2 meldet zum J. 293 v. Chr. censores vicesimi sexti a primis censoribus, lustrum undevicesimum fuit. Wer hier die Lesart der besseren Handschriften

1) Mommsen, r. St. II, 1, 349.

2) Wie bei der Gelegenheit Strafen wegen sittenlosen Lebenswandels verhängt wurden, zeigt Liv. 39, 44.

Digitized by Google

undevicesimum nicht in *inde vicesimum*[1]) ändert, muss anerkennen, dass auch hier eine Tradition existierte, die lustra erst eine Zeit lang nach der herkömmlich angenommenen Einsetzung der Censur zählte oder kannte[2]).

Vor allem aber ist wichtig, dass Livius gerade von den Censoren, welche von 435 auf 434 fungiert haben, berichtet, dass ihre Amtsdauer und damit überhaupt die censorische Amtsfrist auf 18 Monate reduciert worden sei. Die lex Aemilia, welche diese Bestimmungen traf, hat also zufolge einer guten annalistischen Tradition mit einer Beschränkung der Amtsdauer eine Kompetenzerweiterung der Censur durchgeführt: erst seit ihr fand ein Census und eine Lustration auf dem Marsfelde statt. In erwünschtester Weise aber hebt eine solche Auffassung über die Entwickelung, welche die Censur durchlaufen hat, die Widersprüche, welche dieses Amt enthielt. Wir erkannten, dass die Censur als ein ursprünglich finanzielles Unteramt erst eine Zeit lang nach ihrer Stiftung einige Kompetenzen des Oberamts, das imperium, erhalten hat.

Nur ein Vorurteil hat bisher dieser Auslegung der lex Aemilia im Wege gestanden. Man glaubte, dass zu einem census populi jene contio auf dem campus Martius notwendigerweise gehöre, ja dass diese recht eigentlich der Ausgangspunkt und das Fundament der ganzen Schatzungsthätigkeit der Censoren gewesen sei. Diese Voraussetzung ist irrig. — Vor allem ist zu beachten, dass ein census populi, der notwendig mit einer Abschätzung, einer aestimatio verbunden war, zu keiner Zeit auf jene Umfrage auf dem Marsfelde beschränkt gewesen sein kann, oder auch nur eine solche militärische Musterung zur Voraussetzung hatte. Censorische Gehülfen, die iuratores, mussten nachweislich zu Catos Zeit[3]), zweifelsohne aber von jeher an Ort und Stelle eine Besichtigung und Taxierung des steuerfähigen Besitzes vornehmen. — Denn wenn auch jene Umfrage auf dem Marsfelde tagelang gedauert hätte, etwa so, dass täglich (nach dem ordo tribuum) auf dem campus Martius nur die Bürger einer Tribus aufgefordert wurden, so wäre es doch absolut unmöglich gewesen „eine detaillierte Vermögensdeklaration auf dem Marsfelde abzugeben und mündlich abzunehmen“.

Ferner: Die Klassificierung der Bürger und ihre Einreihung in die Centurien des comitiatus maximus sind zwar später unter censorischer Aufsicht erfolgt, keineswegs aber integrierende Teile des Census. Sie erfolgten, wie vorher hervorgehoben wurde, nicht nach dem Gesamt-Census, sondern nach dem Umfange der res mancipi. Altröm. Volksv. S. 586: „Nichts zeigt schlagender die Unabhängigkeit der servianischen Klassenordnung, der auf ihrer Grundlage gebildeten Centuriatcomitien, kurz der auf dem campus Martius getroffenen Anordnungen vom Census, als ihre Fortexistenz, nachdem die Censur durch Sulla — wenigstens faktisch — beseitigt war und 15 Jahre geruht hatte. Auch mussten andere Beamte, hauptsächlich die curatores tribus, fortlaufend die Veränderungen in Stand, Eigentumswechsel, Leistung der Dienstpflicht, Altersgrenze nachtragen, wenn die auf dem

1) Es ist eine keineswegs gut begründete Hypothese, dass Livius die Decimalzahlen unter den Censuren besonders berücksichtigt hat. Zu Liv. 3, 24 (zum J. 459 v. Chr. idque lustrum decimum conditum) vgl. meine „Altröm. Volksvers.“ 586.

2) und welche — wie ich wohl hinzufügen darf mit Rücksicht auf das, was über die Echtheit des ersten Censorenpaares überliefert ist — das lustrum von 443—439 nicht mitzählte.

3) Liv. 39, 44, vgl. „Altröm. Volksvers.“ 577—581.

Digitized by Google

Marsfelde revidierte Aushehungslistc, die tahulae iuniorum seniorumque, welche zugleich als comitia centuriata[1]) dienten, verwendbar bleihen sollten."

Bei dieser Sachlage ist also die Annahme, welche eine gute annalistische Tradition bietet, dass die auf dem campus Martius vorgenommenen censorischen Akte erst 434 v. Chr. der Censur, einem ursprünglich rein finanziellen Unteramt, übertragen worden seien, keineswegs zu heanstanden.

Zu verwerfen ist jedenfalls der Ausweg, dass eine wichtige Veränderung der Censur, die Beschränkung auf 18 Monate, nur durch einen Irrtum aus dem Gesetze, welches die Censur einführte, an spätere Stelle als lex Aemilia eingeschaltet sei[2]). Denn sicherlich ist die Censur anfangs quinquennal und nicht intervallierend gewesen.

Das hezeugt nicht nur die annalistische und antiquarische Tradition aufs bestimmteste[3]), sondern dies steht schon nach rationellen Erwägungen fest.

Wenn irgend etwas der Censur ursprünglich und eigentümlich war, so ist es ihre finanzielle Kompetenz und ihre Leitung von Staatshanten. Die zweiten Censoren lassen die villa publica in campo Martio erbauen, und schon der Name censor zeigt, dass es widersinnig wäre, wollte man auch nur an die Möglichkeit einer Censur ohne finanzielle Kompetenzen denken. Wenn dies aber richtig ist, so kann die Censur vernünftigerweise nicht intervalliert hahen. Denn wie kann man sich im Ernst vorstellen, dass verständige Gesetzgeher, wie die Decemvirn und die Männer, welche gleichzeitig mit ihnen an einer Reorganisation der römischen Verfassung gearheitet hahen, ein Amt geschaffen hätten, das während 1½ Jahren befugt war, Staatseigentum zu veräussern, Lokationen vorzunehmen, Bauten zu vergehen und bei ihrer Vollendung abzunehmen, während 2½ Jahren aber zu pausieren hatte. Das Unzweckmässige einer solchen Einrichtung wird nicht verdeckt, sondern vielmehr erst recht ersichtlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie man später für diese seltsamen Zustände Abhülfe zu schaffen gesucht hat. Die censorischen Befugnisse wurden nicht während der 1½ Jahre, sondern während der intervallierenden 2½ Jahre, namentlich auf Ädilen und Quästoren, teilweise aber auch auf Konsuln, Prätoren, curatores viarum, Duumvirn u. a.[4]) übertragen. Eine derartige Desorganisation kann nicht von Haus aus geplant sein, vielmehr weist dieselbe darauf hin, dass es anfangs anders war, dass die Censur anfangs ohne Intervall d. h. wirklich quinquennal gewesen ist.

Durch die lex Aemilia vom Jahre 434 v. Chr. tritt allerdings auffallend früh eine zeitliche Reduktion der censorischen Amtszeit auf 1½ Jahre ein, für die eine völlig hefriedigende Erklärung noch aussteht und erst zum Schluss gegeben werden kann. Aber dieselbe ist bei der von uns nachgewiesenen, damals eingetretenen Kompetenzerweiterung doch wenigstens einigermassen motiviert. — Aus denselhen Gründen, weshalh wir jene Umdeutung der lex Aemilia verwarfen, werden wir übrigens auch hei einer andern Vermutung — hei Mommsen's Annahme, dass jene lex die Censur erst geschaffen habe — kurz vorüher gehen können. Denn die Censur muss als Finanzamt anfänglich ohne Intervall gewesen sein.

1) d. h. unter unbedeutenden Modifikationen; s. darüber „Altröm. Volksvers." IV, 13—15. V, 13.

2) Ebenso auch Lange's (r. A. I³, 799) vermittelnde Hypothese: dass anfangs „die Amtsdauer der Censur .... vermutlich nur durch den Zeitpunkt der Beendigung des Census selbst" fixiert sei.

3) Liv. 4, 24. Zonaras 7, 19.

4) Vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 100. 214. 475 f. 520. 579. 632 und meine Schrift: „Die ursprüngliche Bedeutung und Kompetenz der aediles plebis" S. 7.

Gleichsam die Probe für die Richtigkeit dieses Resultates liegt in dem vor, was uns über das Verhältnis der finanziellen Geschäfte des Censors zum lustrum überliefert ist.

Keiner der zahlreichen censorischen Kontrakte und Verdingungen ist irgendwie von dem Lustrum abhängig. Alles war gültig — einerlei ob die Censoren lustrierten oder nicht[1]). Der Tag des lustrum war gleichgültig für den Beginn der Gültigkeit der Kontrakte. „In der That", sagt Mommsen[2]), „würde es ein abenteuerlicher Gedanke sein, dass die Gültigkeit der vielen und wichtigen Kontrakte auf viele Monate hinaus von dem Zufall des Lustrum abgehangen haben sollte." Ja selbst die scheinbar eng mit der Aufstellung der Listen auf dem campus Martius zusammenhängenden Steuerlisten sind — wenigstens zuweilen — erst nach der Lustration abgeschlossen und im Ärarium deponiert worden, also gültig auch ohne folgende Lustration. Das zeigt Liv. 29, 37. Nachdem erwähnt worden war 'lustrum conditum serius. . . . . . condidit lustrum C. Claudius Nero', ja schon des Eidschwurs desselben gedacht worden ist, welcher bei Niederlegung des Amtes auf die Gesetze geschworen wurde, reichte dieser erst die Ärarierlisten im Ärar ein. 29, 37, 12: 'cum in leges iurasset C. Claudius et in aerarium escendisset, inter nomina eorum, quos aerarios relinquebat, dedit conlegae nomen'. Wie wäre eine solche Beziehungslosigkeit des lustrum zu allen diesen finanziellen censorischen Kompetenzen denkbar, wenn die Lustration gleichzeitig mit diesen Befugnissen ins Leben getreten wäre?

Noch wichtiger ist übrigens die Thatsache, dass diejenigen Censoren, welche über $1\frac{1}{2}$ Jahre im Amt blieben, das Recht zu lustrieren verlieren sollten[3]). Schärfer konnte der Gedanke nicht durchgeführt sein, dass die lustratio und damit die dieselbe vorbereitende militärische Revision auf dem Marsfelde als Kompensation für die den römischen Verhältnissen weniger zusagende Quinquennalität zu gelten habe.

Die besondere Stellung der nach meinem hier gegebenen Nachweise erst 434 v. Chr. der Census übertragenen Befugnisse spricht sich endlich auch noch darin aus, dass die der Census erst über ein Jahrhundert später anvertrauten Rechte der senatus lectio und der equitum recognitio (nicht der übrige Rittercensus!) gleichfalls zu der Lustration in gar keiner Beziehung stehen.

Von der senatus lectio hat dieses Mommsen, r. St. II, 1, 396 A. 2 so nachgewiesen, dass ein ferneres Zweifeln unzulässig ist. „Die periodische Revision der Senatsliste gehört zu den das Lustrum vorbereitenden Censusgeschäften so wenig, wie der Senat als solcher einen Platz hat in dem centuriierten Fünfjahrheer."

Da andrerseits aber gerade die Ritter als solche 'in suis quisque centuriis' (Liv. 1, 43) bei der Lustration mit erschienen, so könnte es scheinen, dass wenigstens die equitum recognitio notwendig mit zu den das lustrum vorbereitenden und erst durch dasselbe rechtsgültig gewordenen Akten gehöre. Jedoch selbst diese Annahme ist ungegründet.

Allein schon die der Rittermusterung eigentümlichen Formeln *traduc* und *vende equum* zeigen, dass hier ein speziell militärischer Befehl, der sogleich perfekt wurde, vorliegt. Sodann aber ist es schwer glaublich, dass der im übrigen so scharf von allen censorischen Geschäften getrennte Akt auf dem Forum von der lustratio auf dem campus

1) Mommsen, r. St. II, 1, 401.

2) Eb. A. 4.

3) Dies weist Mommsen (r. St. II, 1, 326) mit erwünschter Sicherheit nach.

Digitized by Google

Martins abhängig gewesen sein sollte. Der 'equitum census' ist ja, wie Mommsen, r. St. II, 1, 368 treffend hervorhebt, „von dem census populi wenigstens ebenso verschieden wie von der eigentlichen feldherrlichen Heerschau".

Wann aber und unter welchen Umständen ist die Censur als ein Finanzamt, das anfänglich zu den magistratus minores gehört, mit voll 4jähriger Amtszeit gestiftet worden?

Man hat darauf 2 Antworten gegeben, die beide wenig befriedigen. Entweder hat man im Widerspruch zur Tradition die Wahl der ersten Censoren mit dem Aufkommen der tribuni militum consulari potestate 444 kombiniert[1]), indem die Patricier gewünscht haben sollten, bei Verlust des Konsulats wenigstens die einflussreiche Censur sich zu reservieren, oder man hat nach Livius' Worten zum Jahr 443 v. Chr. 'idem hic annus censurae initium fuit', die eigentliche Einsetzung der Censur in dieses Jahr verlegt.

Beide Vermutungen sind unglücklich. Die erste ist schon nach dem, was vorher über die anfänglich nur geringen Befugnisse der Censur erwiesen worden ist, haltlos geworden. War das Amt anfänglich ein Unteramt, eine 'res operosa ac minime consularis', wie Livius 4, 8 hervorhebt, wie konnte der Patriciat dann, als er in der Theorie den Plebejern die Oberbeamtenstellen einräumte, sich gerade diese niederen Stellen reservieren? Und worin bestand denn die Einbusse des Patriciats bei Erwählung der tribuni militum consulari potestate, da doch noch Jahrzehnte faktisch alle Plebejer ausgeschlossen blieben? Nur wer im Widerspruch zu der Überlieferung und den Grundsätzen des römischen Staatsrechts die Stellung der tribuni militum consulari potestate schmälert, die Censur gleich anfangs als ein besonders einflussreiches Oberamt hinstellt, kann obige Argumentation gutheissen. War aber nur die Vermehrung der Beamten das Ziel jener Verfassungsänderungen, wie auch eine bessere annalistische Tradition bezeugt[2]), so sieht man nicht ein, weshalb dann gleichzeitig auch eine doppelte Vermehrung der Beamten habe erfolgen müssen.

Dagegen gehalten ist die livianische Angabe, dass das Jahr 443 v. Chr. censurae initium war, relativ gut. Denn wenn schon eine Zeit lang vor 435 v. Chr. bereits alle 4 Jahre (das heisst 'quinto quoque anno' ursprünglich) Censoren gewählt worden waren, so müssen gerade 443 v. Chr., 8 Jahre vorher, neue Censoren gewählt worden sein.

Aber schwerlich sind die Namen der ersten Censoren authentisch.

Zunächst wird den Censoren, solange sie nicht wenigstens an Ehrenrechten den Oberbeamten gleichgestellt waren, die Eponymität gefehlt haben. Und in der That schweigen die Fasten im übrigen von Censoren vor 435 v. Chr., namentlich zum Jahr 439, wo Censoren fungiert haben müssten. Sodann aber sprechen, wie Mommsen nachgewiesen hat, gewichtige Gründe gegen die Echtheit der ersten Censoren. Die Namen

1) So zuletzt de Boor fasti censorii 37 f., der sogar äussert, 'omnes quod sciam sani iudicii homines, ... id tamen omni dubitatione exemptum esse uno consensu concesserunt, censurae instituendae causam hanc ipsam tribunorum militum creationem fuisse'. Leider gehöre auch ich zu diesen Leuten, denen mein Freund das sanum iudicium abspricht. Doch befinde ich mich hier in guter Gesellschaft, vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 309 A. 2.

2) Liv. 4, 7, 2 und dazu Mommsen, r. St. II, 1, 166: „Die wahrscheinlich ältere Darstellung der Annalen knüpft den Konsulartribunat nicht an den ständischen Hader um die Wahlqualifikation, sondern daran, dass für die mehreren gleichzeitig entbrannten Kriege die zwei Konsuln nicht genügt hätten." Eb. II, 1, 309 A. 2.

Digitized by Google

beider erscheinen auch als consules suffecti zum vorhergehenden Jahre[1]) und sind dort sicher gefälscht, schon aus dem Grunde, weil es in jener Zeit keine consules suffecti[2]) gab.

Wenn aber Livius hinzufügt: 'Papirium Semproniumque, quorum de consulatu dubitabatur, ut eo magistratu parum solidum consulatum explerent, censui agendo populus praefecit', so kann man, wie Mommsen hervorhebt, „beide Aufstellungen nicht naiver der conexen Fälschung zeihen“.

Mit den Censoren fällt aber auch das censurae initium. Ja es ist eigentlich noch schlechter erfunden. Denn wie es auch mit der Echtheit des ersten Censorenpaares bestellt sein mag, das eine — denke ich — ist klar, dass — soweit wir sehen können — ein besonderer Anlass zur Neuorganisation der römischen Finanzverwaltung und zur Stiftung einer neuen Oberfinanzbehörde im Jahre 443 v. Chr. nicht vorgelegen hat.

Sollten daher gewichtige innere Gründe eine andere und zwar eine frühere chronologische Ansetzung empfehlen, so dürfen uns jene annalistischen Angaben des Livius, wonach 443 v. Chr. der Beginn der Censur angesetzt worden ist, nicht im Wege stehen.

Ich sehe die Reorganisation der römischen Finanzverwaltung und damit die Stiftung von Census und Censur als ein Werk der ersten Decemvirn an. Ich folgere dies

1) daraus, dass die Zustände Roms vor dem Decemvirat vor allen Dingen eine solche Reorganisation der Finanzverwaltung erheischten, und dass eine solche daher eine der Hauptaufgaben der Decemvirn gewesen sei,

2) aus der Verwandtschaft der römischen Census- und Finanzverwaltung mit attischen Einrichtungen.

Falls mir der Nachweis einer solchen Verwandtschaft gelingt, so können es nur die nach Athen geschickten Gesandten, die zu den ersten Decemvirn gehörten, gewesen sein, welche die Neuorganisation der römischen Census- und Finanzverwaltung nach attischem Vorbild herbeigeführt haben.

Zunächst die Ursachen der finanziellen Zerrüttung, welche eine Reorganisation durch die Decemvirn notwendig gemacht haben!

Eine Geschichte der Vermehrung der Tribus[3]), der secessio plebis und der darauf folgenden agrarischen Streitigkeiten ergiebt das Resultat, dass die Zahl der Tribulen und somit der Grundeigentümer vermehrt, die Menge des ager publicus wie die der nicht dienstberechtigten, aber steuerpflichtigen aerarii vermindert wurde.

Umgekehrt mussten aber bei einer Heranziehung der Ärmeren zum Dienst, der dann bald — seit 406 v. Chr. regelmässig[4]) — erfolgenden Soldzahlung, aber auch schon durch die Vergrösserung der Heere die Staatsausgaben zunehmen.

Dies musste in der Zeit des Decemvirats zu einer Regulierung des Staatshaushalts und zu einer Steuerordnung oder mit anderen Worten zur Censur führen.

Dass aber die neue Finanzverwaltung gerade diese Form angenommen hat, das ist — so hoffe ich jetzt zu zeigen — entschieden in Anlehnung an attische Verhältnisse geschehen.

1) Über die Entstehung dieses Falsums vgl. Mommsen röm. Chronologie 94, de Boor fasti censorii 37.

2) Mommsen eb. 82.

3) 494 v. Chr., vgl. „Altröm. Volksvers.“, Abschn. VI.

4) „Altröm. Volksvers.“ IV, 7 S. 334 f.

Digitized by Google

Eine der bestbeglaubigten[1]) Angaben über die ältere republikanische Geschichte ist die Nachricht, dass einige Jahre vor dem Decemvirat von Rom aus eine Gesandtschaft nach Athen geschickt ist, um die dortigen Gesetze zu studieren.

Viel Staub hat diese Nachricht aufgewirbelt. Ebenso oft verworfen ist sie, wie gutgeheissen[2]).

Ich halte den Versuch nachzuweisen, dass das römische Privatrecht, soweit es in den 12 Tafeln enthalten war, vielfältig durch griechisches Privatrecht beeinflusst worden ist, für misslungen[3]). Vor allem auch nach der geistvollen und anziehenden Untersuchung Fr. Hofmanns (Beiträge zur Geschichte des griech. und röm. Rechts, Wien 1870). — Ein solcher Beweis, der in Wahrheit nur auf ca. 4 Fällen[4]), wo wirklich genaue Anlehnung stattgefunden hat, nicht auf den 24 Fällen Hofmann's beruht, ist schon deshalb nicht zu erbringen, weil — wie Hofmann S. 34 selbst zugesteht — ein Volk überhaupt nicht „seine nationalen Anschauungen, seine religiösen Überzeugungen, die Organisation der Familie nach fremden Mustern umzuändern“ pflegt. Am allerwenigsten gewiss das römische!

Auch waren die römischen Verkehrszustände nicht mehr so primitiv, dass für sie ein neues Recht hätte geschaffen bez. in Anlehnung an ausländisches Recht hätte importiert werden müssen.

Die trotzdem nicht wegzuleugnende Thatsache, „dass Rom sich nach Hellas wegen juristischer Erfahrungen und Vorbilder wendete“, bedarf also einer andern Erklärung.

Was für das Gebiet des römischen Privatrechts unerweislich und unglaublich ist, hat nicht nur wahrscheinlich, sondern augenscheinlich stattgefunden in der Staatsverwaltung und im Staatsrecht.

Ich lasse hier beiseite, dass der Decemvirat die Teilung der Magistratur[5]) bewirkt und den Schwerpunkt der Verwaltung in die Hände des Senats gelegt hat — beides den attischen Verhältnissen entsprechend. Noch speziellere Anlehnung zeigt sich in der Umbildung der plebejischen Ädilität zu einem Amt, welches der attischen Agoranomie glich[6]).

1) Vgl. Franz Hofmann „Beiträge zur Geschichte des griechischen und römischen Rechts“ S. 5 f.

2) Eb. 6; verworfen ist namentlich jeglicher Einfluss Griechenlands auf die Entwickelung des römischen Rechts.

3) Ich stimme also u. a. Peter, r. G. I, 158, Niebuhr, r. G. II, 344 f., Mommsen, r. G. I, 272 bei.

4) Ganz unsicher sind, wie Hofmann grösstenteils selbst zugesteht (vgl. No. 1. 2. 17. 18), die unter No. 1. 2. 4. 5. 6. 7. 17. 18. 21. 23 verzeichneten Fälle. Allerhöchstens könnten diese ganz unsicheren Anzeichen einer Verwandtschaft des römischen und attischen Rechts dafür Zeugnis ablegen, dass das griechische und römische Recht auf gemeinsamen Grundanschauungen beruhen, wofür auch No. 3. 11. 12. 14. 15. 24 sprechen. Hofmanns Behauptung wird durch Fall 8. 9. 10. 13. 16. 19. 20. 22 einigermassen unterstützt. Jedoch thut man gut auch noch von der Hälfte dieser Beispiele einen andern Entstehungsmodus (z. B. Anlehnung an süditalische griechische Städte, nachdecemvirale Entstehung u. a.) anstatt attischer Herkunft anzunehmen. So z. B. bei 8. 9. 13. 20, für sicher halte ich nur 10. 16. 19. 22.

5) Bis zum Decemvirat wurden die wenigen staatlichen Beamten von den Konsuln ernannt, waren also Mandatare der Konsuln. Nach dem Decemvirat wurden nicht nur die plebejischen Beamten magistratus p. R. (man vgl. Lange, r. A. I[2], 857, wo jedoch mit Unrecht auf die lex Aternia Tarpeia bezogen wird, was erst wenige Jahre später, durch die Decemvirn festgesetzt ist), sondern Quästoren, Censoren und tribuni militum teilten sich mit Tribunen und Ädilen in die bisher im wesentlichen konsularischen Geschäfte.

6) Vgl. hierüber meine so eben bei Strauss in Bonn erschienene Schrift über die ursprüngliche Bedeutung und Kompetenz der aediles plebis. — Auch erscheint es mir wenigstens sehr wahrscheinlich, dass die Zehnzahl der Decemvirn selbst auf die 10 Strategen zurückzuführen ist.

Digitized by Google

Am wichtigsten für uns und zugleich am sichersten ist sie aber auf dem Gebiete der Finanzverwaltung.

Die römische Finanzverwaltung, mit ihrer Spitze in der Censur, ist — so behaupte ich — durch die Decemvirn unter vielfältiger Anlehnung an die attische Finanzverwaltung reorganisiert worden, und zwar zeigt sich die Verwandtschaft beider

1) in den allgemeinen Verwaltungsgrundsätzen,
2) bei der Steuer-Erhebung,
3) bei der Bemessung der Steuerfähigkeit.
4) in der Ähnlichkeit der Oberfinanzbeamten.

---

1. Zunächst sind die allgemeinen Principien der römischen Finanzverwaltung durch den Decemvirat offenbar nach attischem Vorbild umgestaltet worden.

Vor dem Decemvirat hatten die Konsuln, welche nach Cic. de rep. 2, 56 'potestatem haberent tempore dumtaxat annuam, genere ipso ac iure regiam', freies Dispositionsrecht über die Kasse[1]) oder übertrugen die Leitung derselben ihren Mandataren, den von ihnen ernannten Quästoren. Erst mit dem Decemvirat wurde dies anders. Seitdem[2]) wurden die Quästoren vom Volke erwählt und — was wichtiger ist — diese vom Volke erwählten Beamten durften, abgesehen von einigen notwendigen Zahlungen an die Konsuln, nur Gelder aus dem Ärar zahlen, soweit sie dazu vom Senate ermächtigt waren[3]). Polybius 6, 13, 2: οὔτε γὰρ εἰς τὰς κατὰ μέρος χρείας οὐδεμίαν ποιεῖν ἔξοδον οἱ ταμίαι δύνανται χωρὶς τῶν τῆς συγκλήτου δογμάτων πλὴν τὴν εἰς τοὺς ὑπάτους.

Gerade das gleiche Princip charakterisiert auch die attische Finanzverwaltung, dass alle Fäden derselben in der Boule zusammenlaufen. In Anwesenheit des Rats nahmen die κωλακρέται, später die ἀποδέκται die Tribute, Kriegssteuern und Zölle entgegen und zahlten „nur auf Anweisung des Rates das Geld für die Kosten der Verwaltung an die übrigen Kassen."[4]) Aristoteles (bei Harpokration) ἀποδέκται δ' ἐν τῇ Ἀθηναίων πολιτείᾳ δεδήλωκεν ὡς δέκα τε εἴησαν καὶ ὡς παραλαβόντες τὰ γραμματεῖα ἀπαλείφουσι τὰ καταβαλλόμενα χρήματα τῆς βουλῆς ἐναντίον ἐν τῷ βουλευτηρίῳ καὶ πάλιν ἀποδιδόασι τὰ γραμματεῖα τῷ δημοσίῳ.

Ferner: vor dem Decemvirat lag das Recht, das Staatseigentum nutzbar zu veranlagen, oder zu vergeben, zugleich mit der Oberleitung über die Staatskasse, in der Hand der Konsuln. Seit dem Decemvirat, mit der Wahl der Quästoren und der Er-

1) Mommsen, r. St. II, 1, 116 f. 419: „Bis zur Einführung der Censur konnte der Konsul kraft seiner censorischen Kompetenz die Gemeinde nach Gefallen verpflichten, zum Beispiel jeden beliebigen Bau verdingen und kraft seiner anderweitigen Befugniss, das dafür erforderliche Gold auf das Aerarium anweisen."

2) Mommsen, r. St. II, 1, 498 A. 1. Die Wahl der Quästoren durch das Volk ist mit Mommsen an d. St. nach Tacit. ann. 11, 22 in die Zeit gleich nach dem Decemvirat zu setzen, zumal gerade der Decemvirat bemüht gewesen ist die konsularische Allgewalt (genere ipso ac iure regiam) zu beschränken.

3) Über diese ganze Angelegenheit handelt ausführlich Mommsen, r. St. II, 1, 216—218. Es steht auf alle Fälle fest, dass die Befugnis des Senats „Gelder aus der Staatskasse anzuweisen" „in sehr entfernte Zeit zurückreicht", dass das konsularische Verfügungsrecht über die Kasse im Felde ruht und dass daher rechtlich in dieser Zeit, faktisch aber noch viel häufiger der Senat der eigentliche Herr der durch die Quästoren verwalteten Kasse war. Wahrscheinlich waren die den Konsuln ohne weiteres zu leistenden Zahlungen früh fest normiert.

4) Bei griechischen Verhältnissen habe ich der Einfachheit wegen oft auf Worte des bekannten Handbuchs von Gilbert verwiesen.

Digitized by Google

nennung der Censoren, mit der Abhängigkeit beider Beamten vom Senat[1]), ward dies völlig anders. Die Censoren erhielten ein weit ausgedehntes Recht über das Staatseigentum zu disponieren, ohne Kassenbeamte zu sein; die Quästoren allein zahlten[2]), aber nie ohne Anweisung der Censoren, Konsuln, Diktatoren; beide Beamten aber, wie mehrfach erwähnt, waren abhängig vom Senat.

Eine analoge Trennung der Oberaufsicht über die nützliche Verwendung des Staatsgutes von der Kassenführung finden wir in Athen. Die πωληταί (Gilbert 227) „verpachteten die Zölle, die Bergwerke .... verkauften die vom Staate eingezogenen Güter, deren Erlös sie einzogen, und verdangen die für den Staat auszuführenden Arbeiten". „Die von den Poleten vereinnahmten Gelder wurden an die Hauptkasse (der κωλακρέται nnd später[3]) der ἀποδέκται) abgeführt." Diesen dagegen lagen, wie den Quästoren, nur die eigentlichen Kassengeschäfte ob. — Selbständiges Verwendungsrecht fehlte den attischen so gut wie den römischen Hauptkassenvorstehern, während andererseits den Disponenten über das Staatsgut eine eigene Kasse mangelte[4]).

2. Noch schlagender ist die Analogie zwischen attischer und römischer Finanzverwaltung auf dem Gebiete der Steuer-Erhebung. Und das ist um so wichtiger, als ursprünglich in Rom ein andres System herrschte.

Bei den älteren Verhältnissen, zur Zeit als die Naturalwirtschaft die Stelle der späteren Geldwirtschaft vertrat, werden die Bauern ihre Abgaben vom Gemeinland als „Fuhren",[5]) als vectigalia, direkt an den Staat abgefahren haben und ihr Vieh auf die Gemeinweide, auf den ager compascuus — sei es umsonst, sei es gegen ein geringes, direkt an den Staat zu zahlendes Hutgeld — getrieben haben[6]).

Aber die censorische Verwaltung der vectigalia beruhte auf ganz abweichenden Grundsätzen.

In Athen wie in Rom nach dem Decemvirat wurden die Steuern nicht direkt[7]) von staatlichen Einnehmern, sondern von Pächtern und Pachtgesellschaften vereinnahmt und erst von diesen den Kassenbeamten überliefert.

---

1) Vgl. die Worte des Polybius 6, 13 und u. a. Mommsen, r. St. II, 1, 419. In Bezug auf die Censoren steht erstens fest, dass der Senat durch Spezialaufträge die censorischen Dispositionen durchkreuzen konnte (Mommsen, a. a. O., 409 A. 1), ferner, dass er die gesamten censorischen Verträge kassieren und prolongieren konnte, dass er endlich vor allem die Höhe der zu verwendenden Summen bestimmte (Liv. 44, 16, 8 ad opera publica facienda, cum eis dimidium ex vectigalibus eius anni attributum ex senatus consulto a quaestoribus esset). Offenbar wird der Senat aber nicht ins Blaue hinein Geld angewiesen haben, sondern erst nach einer Beschlussfassung über die ihm von den Censoren unterbreiteten Anträge.

2) Mommsen, r. St. II, 1, 409: „Das Aerarium steht unter den Quästoren, das sonstige Staatsgut unter den Censoren; und so wenig wie jenen ist diesen ein Übergriff in die fremde Kompetenz gestattet."

3) J. Christ de publicis populi Atheniensis rationibus saeculo a. Chr. quinto et quarto, diss. in. Gryphisw. p. 26.

4) Von den Censoren ist dieses bekannt. Wenn einige eine eigene Kasse der πωληταί annehmen, so irren sie, vgl. Suidas πωλητής — καὶ πωληταὶ .... τούτων γὰρ τὰς οὐσίας πωλοῦντες παρακατέβαλλον εἰς τὸ δημόσιον und dazu Gilbert, Handbuch I, 227: „Die von den Poleten vereinnahmten Gelder wurden an die Hauptkasse der Apodekten abgeführt."

5) Marquardt, röm. Staatsverw. V, 156: „Der technische Ausdruck *vectigal*" ist, „von *vehere* abgeleitet, zunächst von dem Zehnten, der von dem ager publicus in natura angefahren wurde, zu verstehen."

6) Frontin. p. 15, 4.

7) Über Athen vgl. Gilbert I, 335, über Rom Marquardt, röm. Staatsverw. II, 289.

Dieses zunächst bequeme, aber auf die Dauer für Staat und Staatsbürger verderbliche System[1]) ist nun offenbar bis ins Einzelste hinein in Rom nach dem Muster der attischen Verwaltung ausgebildet worden.

Selbst die rechtlichen Formen sind die gleichen. 'Mancipes autem', sagt Hygin p. 116 Lach., 'qui emerunt lege dicta ius vectigalis, ipsi per centurias locaverunt aut vendiderunt proximis quibusque possessoribus'. Die Pachtung wird als ein Kauf[2]) des Rechts auf die Pachtsumme angesehen, ebenso wie in Attika die verpachtenden Beamten πωληταί Verkäufer heissen. Wie in Athen die τελῶναι, die Zollpächter, so traten in Rom die publicani zu Pachtgesellschaften zusammen (Gilbert 335). Dort kam die Rechtsvertretung der Gesellschaft dem an der Spitze stehenden ἀρχώνης[3]) zu, hier dem manceps[4]).

Auch waren in Rom ähnliche Grundsätze geltend in betreff der Rechte der Pächter, wie in Athen. Die attischen Pächter besassen z. B. den Privaten gegenüber das Recht der Wegnahme der eingeschmuggelten Waren (Gilbert 335, A. 6), während in Rom (Gaius 4, 28) 'lege Plaetoria data est pignoris captio publicanis vectigalium publicorum populi Romani adversus eos, qui aliqua lege vectigalia deberent[5])'.

Endlich bieten die Namen der Pachtgesellschaften manches Ähnliche; in Athen δεκατηλόγοι, ἐλλιμενισταί, in Rom die decumani, portoriorum conductores u. s. w.

3. Weiter finden wir in der Art der Taxierung der Steuerfähigkeit bemerkenswerte Analogien.

Weniger wichtig, weil selbstverständlich, ist, dass in Athen wie in Rom die behördliche Abschätzung durch Schatzungskommissäre erleichtert oder vielmehr erst ermöglicht wurde[6]).

Dagegen ist unverkennbar gleich der Modus der Schatzung: Selbsteinschätzung mit eventueller Nachschätzung und Korrektur seitens der Schatzungsbeamten. Wie in Rom aktivisch[7]) 'mancipia censuisti' vom Deklaranten und passivisch 'census es mancipia' mit Rücksicht auf den Schatzungsbeamten gesagt wurde, so in Athen ἀπογράφεσθαι

1) Marquardt, a. a. O., S. 290 sagt treffend: „Der Staat erspart bei diesem Systeme die Kosten der Verwaltung, wogegen die Steuerpflichtigen allen Bedrückungen einer ungesetzlichen und nur auf den Gewinn der Unternehmer berechneten Steuereintreibung berechnet werden."

2) Fest. p. 376 'venditiones dicebantur olim censorum locationes, quod velut fructus publicorum locorum venibant'. Mommsen, r. St. II, 1, 412: Rechtlich wird das Geschäft (der Pachtung) immer gefasst als Nutzung (*frui*) und zwar entweder als Kauf der Früchte und des sonstigen Nutzgewinnes, so dass die Gemeinde verkauft (*vendere*), der Private kauft (*emere, redimere*), welche Auffassung die ältere ist u. s. w.

3) Der Name selbst ist Andok. von den Myster. 133 4, allerdings nur durch eine Konjektur Valckenaer's hergestellt.

4) Marquardt, a. a. O., S. 290: „Der Disponent der Gesellschaft (manceps) that bei der Licitation das Gebot, machte mit den Censoren den Kontrakt, leistete Sicherheit praedibus et praediis und übernahm die Gefahr des Geschäfts."

5) Allerdings ist die lex Plaetoria nachdecemviral. Aber unmöglich hätten derartige weitgehende Rechte den Staatspächtern eingeräumt sein können, wenn nicht von Anfang an ihre Stellung den Privaten gegenüber besonders sichergestellt gewesen wäre.

6) Gilbert I, 348 und vgl. die iuratores Liv. 39, 44 sowie mein Buch: „Über Entstehung und Zusammensetzung der altröm. Volksvers." Abschn. V § 9. Abschn. VII § 6.

7) Cic. pro Flacco 32, 79 f. Vgl. dazu Mommsen, r. St. II, 1, 363.

Digitized by Google

τίμημα von der Selbstschätzung und εἰσφορὰν ἐπιγράφειν (C. I. A. II, 86) vom Schatzungskommissär[1]).

Wie in Athen nicht die Klassenstellung, sondern das τίμημα, d. h. eine neben dem Grundeigentum vor allem auch die Mobiliarwerte berücksichtigende Vermögensabschätzung die Höhe der Steuer bedingte[2]), so in Rom der census, nicht die classis. — Die Klassenstellung hing, wie ich im Eingang ausgeführt, lediglich von dem quiritischen Eigentum an res mancipi ab, das tributum ex censu von der Höhe des abgeschätzten Gesamtvermögens.

Beachtenswert sind weiter die Analogien zwischen den Formen der athenischen Revision der bundesgenössischen Schatzung und der Censur. — Dort waren es in jedem der 5 Tribut-Bezirke zwei Beamte, zwei τάκται, welche die Einschätzung vornahmen. „Vor diesen τάκται schätzten sich zuerst — analog der Selbsteinschätzung der Steuerpflichtigen — für die Eisphora die Bundesstädte selbst ein.“ „Hielten die τάκται die Selbsteinschätzung für zu niedrig, so stellten sie ihrerseits eine Schatzung auf.“

Die Hauptsache aber ist: „Die Schatzung der Bundesgenossen erfolgte regelmässig alle 4 Jahre, und diese 4jährige Tributperiode war mindestens seit 454 v. Chr.[3]) mit der grossen athenischen Finanzperiode, welche mit den grossen Panathenäen in jedem dritten Olympiadenjahr ablief, identisch.“ (Gilbert 395.)

Es ist unmöglich zu verkennen, dass die ältere römische Censusperiode *quinto quoque anno*[4]) dieser attischen πενταετηρίς entspricht und in ihr ein Vorbild hat.

Hier ist eine Anlehnung der römischen Finanzverwaltung an die attische also zweifellos[5]).

4. Ich könnte an dieser Stelle eine weitere Erörterung über Analogien in der attischen und römischen Finanzverwaltung beiseite lassen, wenn mich nicht die Wahrheitsliebe

---

1) Gilbert, Handbuch I, 346. — Leider wissen wir über die Formalitäten der eigentlichen Bürgerschatzung in Athen nichts, vgl. E. Curtius, das Leokorion und die Volksversammlungsräume von Athen, Monatsb. d. Ak. 1878 S. 82.

2) Vgl. Gilbert ebendaselbst, auch Anm. 1. Böckh's Versuch, das τίμημα zu definieren, musste scheitern, da er es in die engste Beziehung zu den Minimalsummen der Klassen brachte. Eine leidlich rationelle Besteuerung muss von derartigen untergeordneten Vermögensdifferenzen absehen und vielmehr die Differenzen innerhalb der ersten Klasse besonders berücksichtigen. — Es beruht deshalb auch auf einer Verkennung der Sachlage, wenn Gilbert I, 346 aus der Erwähnung der solonischen Klassen (bis zum J. 387 v. Chr.) noch auf eine fortdauernde Berücksichtigung derselben für die εἰσφορά schliesst.

3) Vgl. U. Köhler in den Abh. der Berl. Akad. 1869.

4) Über die Bedeutung („nach Ablauf von 4 vollen Jahren“ oder, wie wir sagen „in jedem fünften Jahre“) ist bereits oben gehandelt worden.

5) Herr Professor E. Curtius machte mich nach Anhörung meines Vortrages auf seine Abhandlung über „das Leokorion und die Volkversammlungen von Athen“ (Monatsber. der kgl. pr. Akad. d. Wissensch. Februar 1878) aufmerksam, die mir leider bis dahin nicht bekannt geworden war. Er sagt u. a. S. 82 darin ähnlich: „Wenn aus römischen Einrichtungen auf griechische Vorbilder ein Rückschluss gestattet ist, so ist meines Erachtens nichts gerechtfertigter, als die Annahme, dass das römische lustrum, wie auch Mommsen annimmt, der griechischen Penteteris nachgebildet sei; nur denke ich nicht an die von Olympia, sondern an das attische Bürgerfest und möchte glauben, dass nach Solons Ordnung an jedem fünften Panathenäenfest sich in der Niederung am Areopag die Bürgergemeinde der Athener neu konstituieren sollte.“ Zum Schluss werde ich übrigens noch darauf zurückkommen, inwieweit die jene 4jährige Finanzperiode abschliessende lustratio ihr Vorbild in den religiösen Feierlichkeiten bei den grossen Panathenäen gehabt hat.

Digitized by Google

zu dem Geständnis brächte, dass ich seit längerer Zeit gerade das eigentliche Vorbild des römischen Censors in dem attischen ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου gesehen hätte.

Durch diesen Hinweis glaubte ich früher eine besondere Unterstützung zu gewinnen für meine Argumentation, dass Census und Censur, soweit sie eine Ordnung der römischen Finanzverwaltung beträfen, auf attische Muster zurückgeführt werden müssten. Jetzt glaube ich nun zwar, dass das, was ich bisher an Gründen für diese Ansicht vorgebracht habe, genüge, um die Richtigkeit derselben ausser Zweifel zu stellen, und dass meine Argumentation nicht gewinnt dadurch, dass ich auf Dinge hinweise, welche zwar nicht die neuere, so doch die allerneueste kritische Forschung längst eliminiert zu haben glaubt.

Doch man verlässt nicht gern einen alten Freund, zumal wenn er in Not ist, und so will auch ich hier noch einige Worte zu seinen Gunsten vorbringen.

Allerdings weiss ich, dass in keiner Inschrift des 5. Jahrh. v. Chr. ein solcher ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου vorkommt. Ein Umstand, der gewiss wahrscheinlich macht, dass der ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου kein wichtiger Kassenbeamter[1]) in jener Zeit war. Denn sonst hätte er bei einer der zahlreich erhaltenen Abrechnungen erwähnt sein müssen.

Gewiss halte auch ich es für einen Vorzug der neueren Forschung, dass sie scharf die Staatsverwaltung des 5. und 4. Jahrhunderts auseinandergehalten hat. Somit ist nur zu billigen, dass alles das beseitigt worden ist, was Böckh über einen ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου lediglich auf Grund der Nachrichten über einen erst gegen Mitte des 4. Jahrhunderts vorkommenden Beamten ἐπὶ τῇ διοικήσει vorgebracht hat.

Noch weniger will ich endlich verschweigen, dass auch ich der Ansicht bin, dass Müller-Strübing in seinem bekannten Buch vielfach zu weit gegangen ist und durch geistreiche, aber oft höchst unsichere Vermutungen mit Recht eine starke Opposition hervorgerufen hat.

Nichtsdestoweniger glaube ich den Forschern[2]), welche hier tabula rasa machen möchten, 5 (wie ich hoffe) gut fundierte Argumente entgegenhalten zu können:

1) Der Amtsname eines ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου kommt mehrfach, sogar in einer Urkunde[3]), die wenn einmal nicht authentisch, so doch ganz im Sinne jener Zeit nach-

1) Die Censoren waren ebenfalls, trotz ihrer weitausgedehnten finanziellen Kompetenzen keine eigentlichen Kassenbeamten. Man wird sich daran gewöhnen müssen, falls man den ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου für das 5. Jahrhundert retten will, die faktische und politische Bedeutung dieses Beamten gegenüber den wechselnden Beamtenkollegien und Ratsherrn höher zu stellen, als ihre staatsrechtliche Kompetenz. Schon der Titel ταμίας zeigt, dass sie nicht zu den Oberbeamten gehörten, und wenn andrerseits gerade dieser Titel als Beleg dafür verwandt werden könnte für die Behauptung, dass sie Kassenbeamten gewesen seien, so verdient hervorgehoben zu werden, dass ταμίας ganz allgemein für einen über einen bestimmt abgegrenzten Berufszweig gesetzten Verwalter gesagt wird. — War der ταμίας τ. κ. π. aber kein Kassenbeamter, so fällt auch Fellners Argument (Sitz. d. k. Ak. 1879. S. 392).

2) Aus der Literatur über diesen Gegenstand hebe ich hier folgendes hervor. Nachdem U. Köhler, a. a. O., S. 151 seine Zweifel gegen die Existenz eines ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου in voreuklidischer Zeit geäussert hatte, stimmte ihm Fellner (Sitzungsber. der kais. Ak. d. W. 1879, 383 f.) in soweit bei. Christ de publicis populi Atheniensis rationibus, Gryph. 1879, Droege de Lycurgo Athen. pec. publ. adm., Bonn. 1880 und Gilbert Handbuch I, leugnen überhaupt die Existenz eines solchen Beamten.

3) Droege hat in scharfsinniger Weise den Versuch gemacht, den Wert dieser urkundlichen Angabe zu verringern S. 23 f. Vgl. dagegen Fellner a. a. O. S. 433. C. Curtius im Philol. 24 p. 86 f. Hartel in comm. acad. Vind. 1878 p. 147.

Digitized by Google

gebildet[1]) ist, vor. Titel und Ämter werden aber selbst in Fälschungen dieser Kategorie nicht erfunden, sondern derartige Nachbildungen lehnen sich gerade an bekannte echte Titulaturen, an geschichtliche Zustände und an gebräuchliche Formeln an. Wie konnten Idomeneus[2]), Plutarch und der gebildete Verfasser der pseudoplutarchischen Schrift de decem oratoribus dazu kommen, den Titel eines solchen Beamten — noch dazu des einzigen, welcher für eine Pentaeterie gewählt wurde — sich auszudenken?

2) Der Titel: τῆς κοινῆς προσόδου spricht dafür, dass dieser Beamte in einer Zeit existierte, da Athen an der Spitze einer grösseren Bundesgenossenschaft stand. — Einen Oberfinanzbeamten zur Zeit des zweiten attischen Seebundes haben wir aber in der Person des für eine Budgetperiode von 4 Jahren gewählten ἐπὶ τῇ διοικήσει[3]). Hat also ein solcher Beamter τῆς κοινῆς προσόδου existiert, so kann er nur in die Zeit des 5. Jahrhunderts, des ersten attischen Seebundes, gesetzt werden[4]).

3) Ohne einen solchen einheitlichen Mittelpunkt der Staats- und Finanzverwaltung würde „das Bedürfnis nach regelmässiger Ordnung und Gliederung, nach einem Haupt, in dem das gesamte Verwaltungssystem gipfelte" in keiner Weise befriedigt sein. Nur ein solcher Beamter stellt, wie Müller-Strübing (S. 383) mit Recht sagt, „die Einheit des Staates dar und bringt durch die 4jährige Dauer seiner Amtsthätigkeit ..... die nötige Einheit in die Verwaltung"[5]).

---

1) Vgl. dazu C. Curtius im Philol. a. a. O. Wenn, wie Anm. 3 noch ausführlicher gezeigt werden wird, nicht erst nach 300 v. Chr. (so Fellner a. a. O. 435) oder nach 338 v. Chr. (so Gilbert, Handb. I, 231) ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει eingeführt ist, so kann der Wortlaut des Dekretes des Stratokles (καὶ γενόμενος τῆς κοινῆς προσόδου ταμίας) nicht staatsrechtlich korrekt sein. Denn zwei Titel können zu gleicher Zeit nicht offiziell gewesen sein. — Wohl aber sind sie unbedenklich, wenn ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει nichts anderes war, als gewissermassen der Rechtsnachfolger des ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου.

2) Ein Zeitgenosse Epikur's. Christ, diss. Gryphisw. p. 5 nennt ihn zwar einen homo nequissimus, cuius auctoritas prorsus nulla est, aber seine ganze Schlechtigkeit beruht lediglich darin, dass er manche anekdotenhaften Züge überliefert hat. Gerade derartige Leute pflegen sich aber nicht neue staatsrechtliche termini technici auszudenken. Mit Recht sagt Fellner a. a. O., S. 388: „Die Worte des Idomeneus τῶν — προσόδων αἱρεθεὶς ἐπιμελητής können als glaubwürdig bezeichnet werden." Fellner unterscheidet aber den ἐπιμελητής τῶν κοινῶν προσόδων von dem ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου (eb. 389 A. 1), ersterer ist ihm „eine ausserordentliche, aber vorübergehende Gewalt". Darüber s. die folgenden Anm.

3) Ich konstatiere hier zunächst, dass ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει — nicht etwa, wie Gilbert Handb. I, 231 meint, erst im Jahre 338 v. Chr. eingesetzt ist. Die Worte des Äschines (vom J. 343 v. Chr.) v. d. Ges. 149: καλῶς δὲ καὶ δικαίως τῶν ὑμετέρων προσόδων ἐπιμεληθείς, ὅτε αὐτὸν ἐπὶ τὴν κοινὴν διοίκησιν εἵλεσθε können nicht von dem ἐπὶ τὸ θεωρικόν verstanden werden. Äsch. gegen Ktes. 25 setzt gerade die Existenz des ἐπὶ τὴν διοίκησιν voraus. Sodann aber hebe ich hervor, dass Fellner a. a. O. 431 mit Recht betont, wie schon zur Zeit „des neuen Seebundes" „die Notwendigkeit an das athenische Volk herangetreten sei, eine Behörde zu gründen, welche die Verwaltung der Staatseinkünfte in die Hand nahm".

4) Zur Zeit des zweiten attischen Bundes existierten weder Bundesschatzmeister, die Ἑλληνοταμίαι, noch ein Bundesschatz, es gab also genau genommen auch keine κοιναὶ πρόσοδοι. Wenn berichtet wird (C. I. A. II, 17 Z. 45) κοινὸν ἔστω τῶν συμμάχων, so ist mit nichten daraus schon auf die Existenz einer eigenen Bundeskasse zu schliessen. (Gilbert I, 417, Busolt, der zweite athenische Bund 716). Es folgt aus einem solchen Hinweis nur, dass die von den Bundesgenossen eingelaufenen Gelder im Budget besonders verrechnet wurden (vgl. auch Droege a. a. O. S. 31).

5) Fellner, a. a. O., 392 meint, es könne nie genug betont werden, „dass die Gesamtheit des Rates im Verein mit den Prytanen die oberste Finanzbehörde im athenischen Gemeinwesen vorstelle". Aber wie eine derartige vielköpfige Behörde irgendwelche einheitliche Pläne verfolgen und eine genügende

Digitized by Google

Bis jetzt ist es mir wenigstens nicht gelungen, bei der Fülle von Kassenbeamten ἀποδέκται, πωληταί, κωλακρέται, πράκτορες, ταμίαι τῆς θεοῦ, ταμίαι τῶν ἄλλων θεῶν, τῶν στρατιωτικῶν, Ἑλληνοταμίαι und wie sie alle heissen mögen, mir eine deutliche Vorstellung davon zu machen, wie in dem attischen Staat ohne eine solche Centralbehörde, die das Budget aufstellte, die Verpachtungen und Verdingungen kontrollierte, eine so musterhafte Ordnung existieren konnte, wie sie uns die Inschriften jener Zeit verraten.

4) Sodann frage ich: Wenn das attische Staatswesen zu Demosthenes' Zeit einen auf 4 Jahre gewählten Oberfinanzbeamten ἐπὶ τῇ διοικήσει[1]) bedurfte, wie viel mehr zu einer Zeit, da es 400 Bundesgenossen hatte und als es galt nicht allein die zahlreichen Einzelkassen in Verbindung zu halten, sondern vor allem eine einheitliche Ordnung in die Verhältnisse der attischen Finanzen zu den Reichsfinanzen unter den Hellenotamiai zu bringen?

5) Endlich: Wie ist eine 4jährige Finanzperiode, die sicherlich seit 454 v. Chr. in Athen bestand, denkbar bei jährlichem Wechsel aller Beamten, aller Ratsherren, bei dem weitgehenden Einfluss, welchen Rat und Bürgerschaft auf die Verwendung der Staatsgelder ausübten, ohne dass wenigstens ein einziger Finanzbeamter die Kontinuität der Verwaltung gewahrt, die abgeschlossenen Kontrakte gegen Eingriffe anderer Faktoren hochgehalten, kurz eine πενταετηρίς funktioniert hat[2])?

Nur bei den Übertreibungen, mit denen früher von einer solchen Oberfinanzbehörde geredet ist, ist es erklärlich, dass manche besonnene Gelehrte diesen Beamten ganz zu eliminieren gesucht haben.

Nach Ausmerzung dieser Übertreibungen werden voraussichtlich auch sie etwas schonender gegen diesen einflussreichen Finanzbeamten verfahren.

Der ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου, für eine πενταετηρίς gewählt, gehörte staatsrechtlich als ταμίας zu den Unterbeamten, er hatte keine Hauptkasse zu verwalten und war formell und rechtlich durchaus von der βουλή abhängig, aber er war, wie der Censor, dessen getreues Vorbild er in allen diesen Beziehungen gewesen ist, faktisch von dem weitgreifendsten Einfluss. Er war, wie der Censor, das Organ, durch welches der Rat seinen Einfluss auf die Finanzverwaltung ausübte, und andrerseits, sobald ein einflussreicher Mann dieses Amt bekleidete, das Organ, durch das in Athen ἡ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς ἀρχή möglich wurde[3]).

Übersicht über die gesamte Finanzverwaltung haben konnte, ist mir unklar. — Treffend hat sich aber gerade Fellner a. a. O. 389 gegen eine finanzielle Kompetenz der Strategen ausgesprochen.

1) Meine Meinung ist also kurz die: Da es zu Demosthenes' Zeit keine Bundeskasse, sondern nur eine athenische Hauptkasse gab, keine Tribute (φόροι), sondern nur συντάξεις, keine Ἑλληνοταμίαι, sondern attische ἀποδέκται, so wird man folgeweise auch den Namen der κοιναὶ πρόσοδοι offiziell fallen gelassen und dafür das unbestimmtere ἐπὶ τῇ διοικήσει substituiert haben.

2) Vielleicht könnte gerade aus der kürzeren Amtsfrist der Censur ein Gegenargument entnommen werden. Doch nur scheinbar mit Recht. Denn gerade die Unregelmässigkeiten der römischen Finanzverwaltung sind ebenso bekannt, wie andrerseits kein Zweifel darüber bestehen kann, dass dieselben bei streng innegehaltener Quinquennalität der Censur nicht eine solche Ausdehnung hätten nehmen können.

3) Auch Appius Claudius Caecus hat seine das römische Staatswesen umgestaltenden Reformen grösstenteils als Censor durchgeführt, also ohne imperium und formell abhängig vom Senat. Aber welchen Einfluss seine Persönlichkeit und sein Wort hatten, das zeigte sich nach der Schlacht bei Asculum. (Cic. Brut. 55. 61.)

Digitized by Google

Damit will ich den ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου verlassen. Ich betone, dass ich glaube, auch ohne die Existenz dieses Beamten den Satz erwiesen zu haben, dass die Censur, soweit sie selbst und die mit ihr ins Leben gerufenen Einrichtungen **finanzieller** Art waren, in attischen Verhältnissen ihr Muster hat.

Die im Jahre 454 v. Chr. nach Athen geschickten Gesandten (Liv. 3, 31), 'iussi inclutas leges Solonis describere', haben also weniger die privatrechtlichen Gesetze Athens als vielmehr die attische Staats- und Finanzverwaltung studiert und namentlich in letzterer ein Vorbild gefunden, das sie bei der in Rom damals durchaus wünschenswerten Reorganisation oder besser Neuorganisation der Finanzverwaltung trefflich verwerten konnten.

Ich fasse jetzt das in der gesamten Untersuchung Gefundene noch einmal kurz zusammen.

Die Censur ist als Oberfinanzamt, das aber anfänglich zu den magistratus minores gehörte, durch die Decemvirn und zwar im wesentlichen nach attischem Vorbild geschaffen worden. Die Amtszeit der Censoren war wie ihre Kompetenz anfangs auf vier volle Jahre festgesetzt.

Die reaktionäre Partei in Rom, welche durchaus nichts vom Decemvirat und seinen Neuerungen wissen wollte[1]), welche in ihrer Borniertheit lieber das Tribunat wieder erstehen liess, ehe sie ihre Vorrechte, Konsulat und conubium, gegenüber den gemässigten Einigungsversuchen der Decemvirn aufgab, wird auch diese Neuerung missliebig aufgenommen haben, und es ist bei der ausländischen Herkunft der Censur nur erklärlich, dass man ihre Quinquennalität beanstandet haben wird.

Doch noch zwei andere Umstände wirkten mit darauf hin, diese Amtszeit zu verkürzen.

Zunächst musste bei den ziemlich einfachen Verhältnissen Roms jener Zeit eine kürzere Frist genügend scheinen, um alle wichtigeren finanziellen Anordnungen zu treffen[2]).

Sodann aber mochte es sich für die patricische Partei empfehlen, bei der Aussicht über kurz und lang das alleinige Anrecht aufs Konsulat zu verlieren, einige wichtige Kompetenzen vom Konsulat abzuzweigen und einem Amte zu übertragen, welches in grösserer Abhängigkeit vom Senate stand. Dass dann eine solche Kompetenzerweiterung benutzt wurde, um die für römische Verhältnisse weniger passende Quinquennalität abzuschaffen, ist selbstverständlich, zumal bei zunehmender Kompetenz eine so ausgedehnte Amtsdauer doppelt unbequem werden musste.

---

1) Ich beziehe mich hier nur kurz auf Mommsens (r. G. I[6], 287) mustergültige Schilderung der historischen Grundzüge der Decemviralzeit, welche er der Erzählung, „wie sie der Griffel der römischen Aristokraten aufgezeichnet hat", gegenüberstellt. Nicht die Plebejer waren es nach Mommsen, „welche Ursache hatten, sich gegen die neue Magistratur aufzulehnen und mit Waffengewalt das rein patricische Konsularregiment zu restaurieren. Das Ziel kann nur von der Adelspartei verfolgt sein."

2) Die römische Finanz- und Bauverwaltung jener alten Tage wird noch so primitiv gewesen sein, dass ihre wesentlichsten Geschäfte in wenigen Monaten erledigt werden konnten. — Nur soweit es sich um eine fortdauernde Oberaufsicht über öffentliche Gebäude und die Ausführung der verdungenen Bauten handelte, war eine längere Amtsdauer der Censur erwünscht (vgl. oben S. 154). Gerade hier aber konnten zur Not jährlich wechselnde Beamte aushülfsweise die Censoren vertreten (Ädilen u. s. w.).

Digitized by Google

Im Jahr 434 v. Chr. ist diese Veränderung eingetreten. Seit jener Zeit kam zu den finanziellen Kompetenzen die militärische Inspektion auf dem Marsfelde, seitdem ordneten die Censoren den exercitus quinquennalis, lustrierten ihn und beantragten, um diese neuen Funktionen von Rechts wegen ausführen zu können, die lex centuriata de imperio. Alle weiteren, nichtfinanziellen Kompetenzen haben sich teils auf Grund dieser erweiterten Machtfülle entwickelt (so die censura morum) oder sind nachweislich, wie die senatus lectio, die equitum recognitio, späteren Ursprungs.

Nur ein Punkt scheint mir noch einer weiteren Aufklärung zu bedürfen.

Weshalb gab man der Censur eine 18monatliche und nicht wie allen anderen Magistraten eine jährliche Amtsfrist? —

Wenn man von einer achtzehnmonatlichen Amtsfrist redet, so macht man sich eigentlich einer Ungenauigkeit schuldig. Die Amtszeit der Censur ist höchstens 18 Monate, meist nur 14—15 Monate lang. Sobald die lustratio vorbei ist, ist der Censor gesetzlich gehalten, sein Amt niederzulegen. Dass Appius Claudius Caecus die lex Aemilia ignorierte und länger fungierte, verschaffte ihm scharfen Tadel: diese Anomalie bestätigt also nur die Regel.

Für diese eigentümliche Befristung giebt es nun ein treffendes Analogon im römischen Staatsrecht: nämlich die Diktatur[1]. Auch sie hat keine streng begrenzte Amtszeit, sondern eine Maximalfrist = $\frac{1}{2}$ Jahr[2]. — Bei der Diktatur liegt aber der Grund deutlich vor. Dieses Amt war von Haus aus für eine bestimmte Funktion, einen bestimmten Zweck eingeführt, und der Diktator sollte ordnungsgemäss nach Vollendung der ihm gestellten Aufgabe vom Amt zurücktreten. — So ist denn auch wohl ähnliches für die Censur anzunehmen. Offenbar setzt sich die sogenannte 18monatliche Amtsdauer der Censur zusammen aus einem Amtsjahr für die censorischen finanziellen Geschäfte und aus einer Frist bis zur Absolvierung der zur Lustration notwendigen Geschäfte.

Selbst hierin zeigt sich unverkennbar die Censur in ihrer zwiefachen Herkunft, als Doppelamt.

Ehe ich aber die Censur und die so eben entwickelten Hypothesen über ihre teilweise ausländische Herkunft verlasse, möchte ich noch ein Vorurteil beseitigen.

Weitverbreitet ist das Bestreben, jeden ausländischen und speziell griechischen Einfluss auf die Entwickelung des römischen Staats- und Rechtslebens abzuleugnen. Römische Staatsverwaltung wie römisches Privatrecht stehen so eigenartig und gross da, „dass die Meinung, die Römer hätten von anderen in dieser Richtung etwas gelernt, manchen wie ein crimen laesae maiestatis erscheint“. (Hofmann S. 41.)

Sehr treffend bemerkt hiergegen Hofmann (a. a. O.): „Ähnlichen Erscheinungen begegnen wir auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft. Dass die Griechen gar manches von den Ägyptern gelernt und angenommen haben, erschien vielen Bewunderern hellenischer Genialität unglaublich. Heutzutage wird kaum noch jemand allen Zusammenhang zwischen der ägyptischen und der griechischen Kultur leugnen wollen.“ — „Gelernt zu haben,

1) „Auch die römischen Staatsrechtslehrer stellen die Censoren auf eine Linie mit dem Diktator und dem Reiterführer als προςκαίρως ἄρχοντες Zonaras 7, 19“ (so Mommsen, r. St. II, 1, 319 A. 1). Προςκαίρως ἄρχοντες heisst offenbar die „auf eine Zeit lang funktionierenden, für bestimmte Zeitverhältnisse geschaffenen Beamten“, nicht „die extra ordinem eintretenden Magistraturen“.

2) Mommsen, r. St. II, 1, 143

gereicht aber auch Völkern nicht zur Unehre, insbesondere wenn sie die Lehrer weit hinter sich zurücklassen."

So können also auch diejenigen, welche eine besonders hohe Meinung von der Originalität und Selbständigkeit des römischen Volkes auf dem Gebiet der Staatsverwaltung haben, meinem Resultat über die Censur beistimmen.

Hat sich doch nirgends trotz und neben dem Fremdartigen, was in der Censur sein mag, der altrömische Geist strenger Zucht und männlichen Ernstes grossartiger ausgeprägt, als in diesem Amt.

Zum Schluss der eigentlichen Untersuchung wird es gestattet sein, noch einen Ausblick zu thun auf einige Verhältnisse und Einrichtungen des alten Roms, welche unter dem Einflusse jener Kommission, welche nach Athen geschickt war, um die dortige Verwaltung zu Nutz und Frommen der heimischen Verfassungslage zu studieren, entstanden oder umgestaltet worden sind.

Wenn die hier vorgebrachten Bemerkungen teilweise ohne nähere Begründung geboten werden, ja manchmal in das Gebiet blosser Vermutungen hinüberstreifen, so werden sie doch schon deswegen nicht unliebsam aufgenommen werden, da sie den Versuch machen, das Bild jener denkwürdigen frühesten Begegnung der beiden Hauptstädte der alten Welt: Athen und Rom zu vervollständigen. —

Die römische Gesandtschaft kam der annalistischen Tradition zufolge im Jahr 454 v. Chr. nach Athen. Welche Zustände fand sie damals vor? Entspricht das Jahr 300 a. u. c. dem Jahre 454 v. Chr.?

Nach Ungers gründlichen chronologischen Untersuchungen (die röm. Stadtaera, München 1879), denen ich in der Hauptsache durchaus beigestimmt habe[1]), ist das Jahr a. u. c. 300 = Juni 444 bis 443 v. Chr. Die Rückkehr der Gesandten wird zwei Jahre später gesetzt[2]), fällt also ins Jahr 1. Juni 442—441.

Sie waren also in Athen zu einer Zeit, da Perikles die Staatsleitung in Händen hatte, bald als Strateg, bald als ἐπιστάτης der Bauten, bald — wie ich jetzt wohl hinzufügen darf — als ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου, der alle Anträge finanzieller Art dem Rat unterbreitete und eine Oberaufsicht über alle anderen Finanzbeamten ausübte. — Auch fiel ihnen gewiss auf, wie bei der grossen Anzahl von Beamten das eigentliche Regiment in der Hand der Ratsversammlung lag und einzelne Beamte, vor allen aber gerade Perikles, weniger durch ihre rechtliche als durch ihre persönliche Stellung zum Rat den Einfluss ausübten, welcher für eine stetige und gedeihliche Weiterentwickelung der Finanz-, Bau- und sonstigen Staatsverwaltung erwünscht war[3]).

---

1) Philologische Rundschau II, 239 f. Auch Lange, Leipziger Osterprogramm 1881, stimmt zum Schluss im wesentlichen Unger bei.

2) Liv. 3, 32 Inde consules C. Menenius P. Sestius Capitolinus — —. iam redierant legati cum Atticis legibus.

3) Vgl. Ad. Schmidt's (Epochen und Katastrophen 86) treffende Schilderung: „Mit dem Einfluss der Rede verband er nunmehr unausgesetzt den Einfluss der Amtsgewalt. Regelmässig von Jahr zu Jahr wurde ihm das Feldherrnamt erneuert. . . . Diese oberfeldherrliche Macht des Perikles wurde dadurch noch erhöht, dass er daneben wiederholt das vierjährige Wahlamt des Finanzverwalters, Tamias oder Epimeletes, bekleidete."

Nach dem was vorher über die Verwandtschaft der römischen Finanzverwaltung mit der attischen ausgeführt worden ist, bedarf es keiner detaillierten Ausführungen darüber, dass die römischen Gesandten die attische Finanzverwaltung sorgfältig studiert haben. Sie sahen, wie und in welchen Formen die Zölle und Bergwerke an Pachtgesellschaften verpachtet wurden, wie die Steuerfähigkeit der einzelnen Gemeinden und der athenischen Bürger abgeschätzt, die Steuern erhoben, das Kassenwesen unter Oberaufsicht des Rats geordnet ward. Übrigens konnten auch für andere Verhältnisse die Gesandten von attischen Einrichtungen manches lernen, und das haben sie allem Anschein nach auch gethan.

An einem andern Orte[1]) glaube ich wenigstens den Erweis erbracht zu haben, dass — wie schon vorher bemerkt wurde — die plebejische Ädilität durch die Decemvirn nach dem Muster der attischen Agoranomie umgestaltet ist. Und kaum ist es zu verkennen, dass die zehn militärischen Befehlshaber, welche an Rang den Archonten nachstanden, die Römer auf den Gedanken gebracht haben, durch die Wahl einer grösseren Zahl militärischer Oberbeamten minderer Rangstellung die Beilegung des innern Konflikts anzubahnen und zugleich den militärischen Bedürfnissen zu entsprechen.

Im Juli des Jahres 442 v. Chr. werden die Gesandten aber dann noch dem festlichen Abschluss der Penteteris[2]), den grossen Panathenäen beigewohnt haben.

Es ist für unsern Zweck gleichgültig, uns zu vergegenwärtigen, welchen Eindruck jenes grossartige Volksfest, der Umzug durch die Stadt und auf die Akropolis, der Anblick der festlich geschmückten Tempel bei den römischen Gesandten hinterlassen hat. Jedenfalls wird ihnen als praktischen Staatsmännern der Umstand nicht entgangen sein, dass jenes grossartige Volksfest, verbunden mit Opfern und Umzug, gerade mit dem Abschluss der attischen Finanzperiode zusammengefallen sei, und es entsteht für uns die Frage, ob nicht die ebenfalls an den Schluss der censorischen Geschäfte gestellte Lustration jenen Reiseeindrücken der römischen Gesandtschaft die Entstehung verdankt.

Die Verschiedenheiten zwischen Panathenäen und lustratio sind ja so sehr ins Auge fallend, dass ich vor der Behauptung, dass beide in Beziehung gestanden hätten, zurückgeschreckt bin, bis ich E. Curtius' mehrfach erwähnte Abhandlung über das Leokorion zu Gesicht bekam.

Hat Curtius (a. a. O. S. 82) recht und ist „nach Solons Ordnung an jedem fünften Panathenäenfest die Bürgergemeinde der Athener“ um sich neu zu konstituieren „in der Niederung am Areopag zusammengetreten“ und ist dort am Leokorion, jener „Sühnstätte vor dem Tempel des Apollon patroos“ (a. a. O. S. 80) „die solonische Bürgergemeinde“ in bestimmten Intervallen gesühnt worden, indem sie mit den Opfertieren die Sühnstätte „umwandelte“, so hat auch die lustratio in Athen ihr Vorbild. Der spezielle Ritus der Sühne, die suovetaurilia, sind römisch[3]), aber die Idee, die Neukonstituierung der Gemeinde nach Abschluss ihrer Schätzung zu sühnen, ist aus Athen entlehnt.

1) Über die ursprüngliche Bedeutung und Kompetenz der aediles plebis. Bonn, Strauss, 1883.

2) Es ist speziell von Müller-Strübing (Aristophanes und die historische Kritik S. 192) hervorgehoben, dass „die Wahl des Verwalters der öffentlichen Einkünfte“ „zur Zeit der alle vier Jahre wiederkehrenden grossen Panathenäen, im dritten Jahre jeder Olympiade“ stattfand.

3) Fraglich ist sogar, ob nicht „die an den Marskult sich anschliessenden Sühngebräuche“ in Rom „ursprünglich dem attischen Ares“ galten, „welcher nur durch die Verbindung mit den Semnai diese ganz lokale Bedeutung des Sühngottes erlangt hat“ Curtius, a. a. O., S. 82.

Digitized by Google

Doch es ist Zeit abzubrechen, nachdem wir so schon eine Zeit lang den sicheren Boden historischer Forschung verlassen und das luftige Gebiet phantasiereicher Hypothesen durcheilt haben. — Möchten denn auch die, welche an den Schlussbetrachtungen weniger Geschmack gefunden haben, um so bereitwilliger das wirklich erweisbare Resultat in Ehren halten, dass die römische Censur und Finanzverwaltung, wie sie durch die Decemvirn gestaltet ist, ihr Vorbild hat in den bewährten Einrichtungen des perikleischen Athens.

Auch diesem Redner spricht der Präsident den Dank der Versammlung aus und bittet dann die Herren Sektionsvorstände, über die Verhandlungen der Sektionen zu berichten. Es erstatten Bericht über die Verhandlungen

der pädagogischen Sektion: Herr Oberschulrath Dr. v. Sallwürk,
der orientalischen Sektion: Herr Professor Dr. Merx,
der germanisch-romanischen Sektion: Herr Geh. Hofrath Dr. Bartsch,
der archäologischen Sektion: Herr Professor Dr. v. Duhn,
der philologischen Sektion: Herr Professor Dr. F. Schöll,
der neusprachlichen Sektion: Herr Oberlehrer Dr. Lambeck.

Über die Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion konnte kein Bericht erstattet werden, da der Vorsitzende, Herr Professor Holmes, schon abgereist war.

Hierauf ergreift das Wort der Präsident Geh. Hofrath Dr. Wachsmuth:

Hochgeehrte Festgenossen!

Der Sitte gemäss fängt Ihr zweiter Präsident zu reden an, wenn zu reden aufgehört wird, wenn sich also des «Sprechens Überfluss» und des «Hörens Überdruss» bereits allseitig geltend macht — ich darf Ihnen nur noch einen Abschiedsgruss zurufen.

In einem Punkte waren die Verhandlungen dieser Versammlung, im Vergleich mit der Periode der Entstehung des Vereins, besonders geeignet, Betrachtungen über den Wandel der Dinge hervorzurufen. Wieweit liegen die Zeiten hinter uns, wo man es noch für nötig, wenigstens für wünschenswert erachtete, dem Studium der «Sachen», wie man es damals bezeichnete, und wie man es definierte, der Beschäftigung mit «dem in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt» die Gleichberechtigung neben den Sprach- und Literaturstudien ausdrücklich zu stipulieren, wie das ja in der Göttinger Fassung, der ältesten, unserer Statuten, geschehen ist. Diesmal nahmen die Arbeiten der «monumentalen Philologie», wenn ich kurz so sagen darf, vielmehr den breiten Vordergrund unserer Verhandlungen ein; und das ist ja nur der natürliche Ausdruck eines Zuges, der die Philologie unserer Tage beherrscht. Immer gewaltiger ist gerade in jüngster Zeit von den verschiedensten Seiten her die Fülle der neu zu Tage geförderten Monumente angeschwollen; es fliesst hier eine stete, mächtige, mitunter fast überflutende Quelle neuer wichtiger Erkenntnisse, während das literarische Material zwar nicht ganz ohne Vermehrung geblieben ist, aber naturgemäss nur in relativ geringem Grade noch ab und zu Zuwachs erhält. Begreiflicherweise wendet sich auch das Interesse zunächst diesen frisch gehobenen monumentalen Schätzen zu; zu ihrer Ausbeutung bedarf es einer langen Reihe von Arbeiten, an deren Anfang wir nur eben stehen; und gewiss ist es eine hohe Freude zu sehen, wie hier überall neues wissenschaftliches Leben aus den Ruinen spriesst.

Digitized by Google

Aber mehr als das. Durch die so reich gemehrte Fülle monumentalen Materials und durch die nun begonnene systematische Verwertung desselben ist der Charakter ganzer Disciplinen oder wenigstens einzelner Teile derselben vollkommen verändert, indem hier den monumentalen Thatsachen das erste Wort gegeben ist, das ihnen gebührt. Und von diesem festen Boden monumentaler Thatsachen aus durchströmt ein gesunder Realismus auch die übrigen Teils unserer Wissenschaft, die sonst so leicht entgegengesetzten Neigungen anheimfällt. «Unter Trümmern» wandeln wir Philologen ja auf allen Gebieten der Forschung, und wie übel zugerichtet diese Trümmer oft sind, davon ist Ihnen in diesen Tagen ein ganz besonders augenfälliges Beispiel in dem einen Plautinischen Blatte vorgelegt worden; unter Trümmern aber giebt man sich nur zu gern Phantasien hin.

So hat sich in der That durch diesen Einfluss die ganze Arbeitsmethode unserer Wissenschaft in unseren Tagen nicht unwesentlich verändert, wir hoffen vervollkommnet. Aber die Aufgabe selbst, die Aufgabe der gesamten grossen Altertums-Wissenschaft, immer neu gestellt, vertieft, erweitert, je nach dem Stande der Wissenschaft aufgefasst und angefasst, bleibt ihrem Wesen nach dieselbe; und in dieser Gesamtwissenschaft bildet nach wie vor die klassische Literatur den mütterlichen Boden, aus dessen Berührung jeder der dem Ganzen zustrebt seine besten Kräfte ziehen muss und umsomehr ziehen wird, je inniger die Berührung ist.

Und so bleibt auch trotz allen Wandels der Forschungsmethoden und trotz der immer weiter fortschreitenden Arbeitsteilung innerhalb der Wissenschaft selbst das enge Band, das die klassische Philologie mit der humanistischen Schule verknüpft, fest, es bleibt fest, wenn anders diese Schule, immer unbeschadet mancher Wandlungen im Einzelnen und minder Wesentlichen, ihrer eigentlichen Natur selber nicht untreu wird. In diesen Einklang, meine Herren, lassen Sie auch unsere Verhandlungen ausklingen.

Es erübrigt noch, den Dank des Präsidiums für die reiche Unterstützung, die es von allen Seiten gefunden hat, auszusprechen. Wir danken ehrerbietigst Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog, unserem gnädigsten Fürsten und Herrn, der uns seine persönlichste Teilnahme und sein hohes Interesse an unseren Verhandlungen sowohl durch den Mund des Herrn Ministers, als auch durch eigenes Telegramm in wärmster, zu Herzen sprechender Weise kundgegeben hat und dessen Huld uns überdies den hohen, wahrhaft klassischen Genuss an dem ersten, köstlichen Theaterabend geschaffen; wir danken auch an dieser Stätte der Hohen Grossherzoglichen Staatsregierung, bei der wir auch bei dieser Gelegenheit für unsere Wünsche offene Ohren, für unsere Bedürfnisse offene Hände, für unsere Sache warmes Interesse gefunden haben. Wir danken den städtischen Behörden von Karlsruhe und Baden, sowie dem Kurkomité der letzteren Stadt für den so überaus freundlichen und so glänzenden Empfang, den sie der Versammlung bereitet haben, durch den — trotz des Grollens des Jupiter Pluvius — der Genuss dieser Tage wesentlich erhöht worden ist; wir danken den Einwohnern dieser Stadt, alt und jung, die jeder an seinem Teil den Philologen den Aufenthalt in Karlsruhe angenehm zu machen bemüht waren. Wir danken ferner den Herren der verschiedenen Festkomités und des Bureaus, den Vorständen der hiesigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, sowie den Vorständen der Sektionen für die liebenswürdige, aufopfernde Bereitwilligkeit, mit der sie uns überall unterstützt haben. Und endlich, nach allem und doch vor allem, danken wir den verehrten Herren, die durch Vorträge und Diskussionen unsere Zusammen-

Digitized by Google

kunft belebt, ihr den eigentlich geistigen Gehalt verliehen haben. Uns selbst bleibt nach allem diesem positiven Dank nur noch der negative Wunsch auszusprechen, dass die geehrten Herren Festgenossen allzumal die Karlsruher Tage in keinem schlechten Andenken behalten mögen, dass sie, um das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen, bei der Erinnerung an diese Tage nicht mit Goethe sagen mögen: „In Karlsruhe hat sich die Langeweile von Stunde zu Stunde verstärkt."

Und somit erkläre ich im Namen des Präsidiums die 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen — es lebe die siebenunddreissigste!

Der auf den Nachmittag projektierte Ausflug nach Pforzheim musste des schlechten Wetters wegen unterbleiben.

Digitized by Google

Verhandlungen der Sektionen.

I. Pädagogische Sektion.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. v. Sallwürk, Dr., Oberschulrat. Karlsruhe. I. Vorsitzender.
2. Uhlig, Dr., Gymn.-Dir. Heidelberg. II. Vorsitzender.
3. Ableiter, Dr., Prof. Ulm.
4. Adam, Prof. Karlsruhe.
5. Albracht, Dr., Oberl. Pforte.
6. Albrecht, Dr., Oberschulrat. Strassburg.
7. Amann, Gymn.-Dir. Bruchsal.
8. Autenrieth, Dr., Gymn.-Dir. Zweibrücken.
9. Baur, Dir. Kolmar.
10. Bechstein, Dr., Oberl. Strassburg.
11. Behaghel, W., Dr., Prof. Heidelberg.
12. Bender, Gymn.-Dir. Offenburg.
13. Bender, Dr., Gymn.-Rector. Ulm.
14. Berger, Sem.-Dir. Karlsruhe.
15. Bertram, Dr., Prof. Pforte.
16. Bihler, Prof. Karlsruhe.
17. Blase, Gymn.-Lehrer. Darmstadt.
18. Blaum, Dr., Oberl. Strassburg.
19. Böckel, Dr., Prof. Karlsruhe.
20. Brandt, Dr., Priv.-Doc. Heidelberg.
21. Buchenau, Dr., Gymn.-Dir. Rinteln.
22. Caspari, Prof. Mannheim.
23. Dammert, Gymn.-Dir. Freiburg.
24. Dammert, Dir. Hagenau.
25. Danner, Prof. Mannheim.
26. Dauber, Dr., Prof. Karlsruhe.
27. Dewitz, Prof. Offenburg.
28. Dieck, Dr., Oberl. Pforte.
29. Dinter, Dr., Prof. Grimma.
30. Döring, Gymn.-Lehrer. Strassburg.
31. Dorn, Oberstudienrat. Stuttgart.
32. Durler, Lehramtsprakt. Freiburg.
33. Eckstein, Dr., Geh. Rat. Leipzig.
34. Eisinger, Dir. Mülhausen i/E.
35. Emlein, Prof. Lörrach.
36. Enthofen, Dr. Strassburg.
37. Erdmann, Dr. Strassburg.
38. Eymann, Gymn.-Assistent. Zweibrücken.
39. Faltin, Dr., Prof. Barmen.
40. Fertsch, Oberl. Weissenburg.
41. Fleischer, Gymn.-Oberl. Mülhausen i/E.
42. Fleuchaus, Lehramtsprakt. Karlsruhe.
43. Föhlisch, Dr., Lehramtsprakt. Pforzheim.
44. Forstmann, Dr. Strassburg.
45. Frühe, Gymn.-Dir. Baden.
46. Geyer, Dr. Saarburg.
47. Goldschmit, Dr., Prof. Karlsruhe.
48. Goos, Gymn.-Lehrer. Durlach.
49. Grober, Dr., Oberl. Mülhausen i/E.
50. Gruno, Dr., Rektor. Biedenkopf.
51. Haas, Lehramtsprakt. Durlach.
52. Hachtmann, Dr., Prof. Dessau.
53. Hägele, Dir. Buchsweiler.
54. Hahn, Prof. Zweibrücken.
55. Hammes, Prof. Karlsruhe.
56. Haug, Gymn.-Dir. Mannheim.
57. Hehle, Dr., Prof. Ehingen.
58. Heim, Prof. Karlsruhe.
59. Heldmann, Dr., Oberl. Kassel.
60. Herrmann, Dir. Metz.
61. Heyer, Dr., Dir. Bischweiler.
62. Höcker, Lehramtsprakt. Freiburg.
63. Hoffmann, Lyceallehrer. Strassburg.
64. Hoffmann, Lehramtsprakt. Offenburg.
65. Höhler, Prof. Karlsruhe.
66. Holländer, Dr., Oberl. Strassburg.
67. Hornburg, Dr., Oberl. Metz.
68. Hüttemann, Oberl. Strassburg.
69. Jäger, Prof. Mannheim.
70. Kägi, Dr., Prof. Zürich.
71. Kappes, Realg.-Dir. Karlsruhe.
72. Kaufmann, Dr. Strassburg.
73. Kautzmann, Lehramtsprakt. Heidelberg.
74. Keim, Prof. Karlsruhe.

Digitized by Google

75. Keller, Prof. Freiburg.
76. Klein, Dr., Lehramtsprakt. Karlsruhe.
77. Knapp, Dr., Prof. Ulm.
78. Köhler, Prof. Tauberbischofsheim.
79. Kränkel, Gymn.-Dir. Donaueschingen.
80. Krempp, Prof. Rastatt.
81. Krüger, Dr., Schulrat. Dessau.
82. Kuhn, Gymn.-Dir. Rastatt.
83. Kühne, Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.
84. Lange, Dr., Gymn.-Lehrer. Kassel.
85. Lempfried, Gymn.-Lehrer. Saargemünd.
86. Leutz, Prof. Karlsruhe.
87. Luthmar, Oberl. Zabern i/E.
88. Lüttgort, Dr., Dir. Lingen.
89. Maier, Prof. Tübingen.
90. Maier, Lehramtsprakt. Bruchsal.
91. Mathy, Prof. Mannheim.
92. Meichelt, Prof. Offenburg.
93. Meyer, Bruno, Dr., Prof. Karlsruhe.
94. Neff, Prog.-Dir. Durlach.
95. Neff, Prof. Freiburg.
96. Nuech, Prof. Speier.
97. Ortmann, Dr., Konrekt. Schleusingen.
98. Oser, Dr., Prof. Karlsruhe.
99. Oesterlen, Rekt. Stuttgart.
100. Pähler, Dr., Gymn.-Dir. Wiesbaden.
101. Pax, Dr., Prof. Konstanz.
102. Planck, Dr., Oberstudienrat. Stuttgart.
103. Platz, Prof. Pforzheim.
104. Plew, Dr., Oberl. Strassburg.
105. Prächter, Gymn.-L. Durlach.
106. Pressel, Dr., Gymn.-Rekt. Heilbronn.
107. Rettinger, Prof. Bruchsal.
108. Richter, Prof. Zweibrücken.
109. Ritter, Prof. Heidelberg.
110. Rösch, Prof. Heilbronn.
111. Röeiger, Dr., Prof. Konstanz.
112. Sadée, Prof. Freiburg.
113. Sarrazin, Dr. Baden.
114. Schambach, Prof. Altenburg.
115. Schanzenbach, Prof. Stuttgart.
116. Schirmer, Oberl. Metz.
117. Schlegel, Dr., Gymn.-Dir. Wertheim.
118. Schmalz, Prog.-Dir. Tauberbischofsheim.
119. Schmozer, Prof. Mannheim.
120. Schmidt, Subrektor. Pirmasens.
121. Schmitt, Prof. Freiburg.
122. Schneider, Dr., Gymn.-Dir. Pforzheim.
123. Schönflies, Dr., Oberl. Kolmar.
124. Schröder, Dr., Strassburg.
125. Schuler, Dr., Prof. Rastatt.
126. Seitz, Prof. Donaueschingen.
127. Seldner, Dr., Prof. Mannheim.
128. Sickel, Reall. Strassburg.
129. Silbereisen, Prof. Lahr.
130. Sitzler, Dr., Prof. Tauberbischofsheim.
131. v. Soden, Dr., Prof. Reutlingen.
132. Steinhauer, Gymn.-L. Rastatt.
133. Stichter, Prof. Zweibrücken.
134. Stocker, Prof. Karlsruhe.
135. Stösser, Prof. Baden.
136. Stoy, Prof. Jena.
137. Stutzer, Gymn.-L. Barmen.
138. Thilo, Prof. Heidelberg.
139. Tomaszewski, Dr., Gymn.-Dir. Konitz.
140. Ullmann, Prof. Baden.
141. Vogel, Dr., Oberl. Kolmar.
142. Vogt, Dr., Gymn.-Dir. Kassel.
143. Vorländer, Dr., Oberl. Saarburg.
144. Wallraff, Oberschulrat. Karlsruhe.
145. Wegehaupt, Gymn.-Dir. Neuwied.
146. Weiland, Gymn.-Dir. Lahr.
147. Wichmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Mülhausen i/E.
148. Wilckens, Prof. Lahr.
149. Windhaus, Dr. Darmstadt.
150. Wintterlin, Prof. Stuttgart.
151. Winzer, Dr., Prof. Mannheim.
152. Wissmann, Gymn.-L. Weissenburg.
153. Witte, Dr. Strassburg.
154. Zelle, Dr., Oberl. Berlin.
155. Ziegler, Dr., Prof. Strassburg.
156. Zöller, Dr., Oberl. Kolmar.
157. Zürn, Prof. Rastatt.

Erste (konstituierende) Sitzung

am 27. Sept. 1882, 12 Uhr.

Oberschulrat Dr. von Sallwürk, welcher die vorbereitenden Geschäfte für die pädagogische Sektion übernommen hatte, begrüsst die Sektion mit dem Wunsche und der Hoffnung, dass die Verhandlungen derselben der Sache, der sie dienen wollen, förderlich sein mögen, und dankt denjenigen Herren, welche Vorträge für die Sektion in Aussicht

Digitized by Google

gestellt haben. Mancher bedeutende Mann, an den er sich mit der Bitte um Behandlung eines Themas auf dieser Versammlung gewendet, fehle infolge von Krankheit oder hindernden Amtsgeschäften; andere dagegen hätten in ihrer Erwiderung Zweifel geäussert über die Erspriesslichkeit, ja Berechtigung der Debatten, wie sie gewöhnlich in der pädagogischen Sektion geführt werden. Demgegenüber scheine ihm nicht bloss ein Standes-, sondern ein wichtiges Bildungsinteresse zu verlangen, dass die Behandlung der die Schulwelt bewegenden Zeitfragen nicht der Presse allein oder den vielfach sich herandrängenden, nicht immer berufenen Anklägern unserer heutigen Schulzustände überlassen werde. Es sei bekannt, dass kein Beruf in dieser Beziehung mehr zu leiden habe als der schulmännische, und wenn auch Anklagen wie die, dass die heutige höhere Schule direkt für das Irrenhaus arbeite, durch statistische Erhebungen widerlegt seien, so höre man doch von manchen Seiten nicht auf, auch das Widerlegte, ja Dinge, die kaum je einmal bestanden, der Schule immer wieder zur Last zu legen.

Übrigens harren auch zahlreiche Fragen, welche ohne eingehende principielle Erörterungen nicht gelöst werden können, noch der Erledigung, und jeder neue Schritt der Wissenschaft verlange einen Ausgleich mit pädagogischen Forderungen und die Umsetzung in die methodische Form.

Endlich bringe die Geschichte des Schulwesens fast täglich Erscheinungen, zu denen die Schulwelt Stellung nehmen müsse. Der badische Landtag habe noch vor kurzem die Regelung des Gelehrtenschulwesens durch ein Gesetz verlangt. Der liberale Schulverein für Rheinland und Westfalen bringe die Ergebnisse verständig eingeleiteter Enquêten zur Veröffentlichung. In Elsass-Lothringen sei eine neue Organisation der Unterrichtsverwaltung vollzogen worden, welche nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung des höheren Schulwesens in jenem Lande sein könne. In Preussen seien neue Lehrpläne für alle Gattungen der höheren Schulen geschaffen worden, mit denen sich die Sektion bald beschäftigen werde. Auch in Sachsen seien ähnliche Arbeiten im Gange.

Das alles seien Aufforderungen genug zu einem Austausch der Meinungen und Erfahrungen, wie ihn in solch umfassender und freier Weise nur die Verhandlungen dieser Sektion ermöglichen können.

Hierauf geschäftliche Mitteilungen und Wahl der Vorsitzenden und der Schriftführer. Herr Oberschulrat Dr. von Sallwürk wird zum Präsidenten, Herr Gymnasialdirektor Prof. Dr. Uhlig zum Vicepräsidenten gewählt. Als Schriftführer werden bestimmt Professor Wilh. Silbereisen aus Lahr und Professor Otto Hammes aus Karlsruhe.

Es wird beschlossen, auf die Tagesordnung für 28. September 2 Vorträge zu setzen:

1. Vortrag des Herrn Direktor Schmalz aus Tauberbischofsheim: „Über die Übungen im mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache in unseren Gymnasien."
2. Vortrag des Herrn Professor Dr. Schiller aus Giessen: „Der griechische Unterricht in der preussischen Gymnasialreform und die griechischen Schreibübungen in der Maturitätsprüfung."

Zweite Sitzung

am 28. September 1882, morgens 8 Uhr.

Vortrag des Herrn Direktor Schmalz aus Tauberbischofsheim.

Hochzuverehrende Herren!

Wenn ich einen Vortrag „über den mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache im Gymnasium" ankündigte, so mag dies manchem bei der vielfach gepflogenen Erörterung dieses Gegenstandes überflüssig erschienen sein; die einen werden sich gewundert haben, wie man heute noch die längst abgethane Forderung, Latein zu sprechen, auf die Tagesordnung einer pädagogischen Versammlung zu setzen wage, andere werden nicht haben begreifen können, wie ein so selbstverständliches Postulat des humanistischen Gymnasiums noch mag der Diskussion ausgesetzt werden; wieder andere, die in der Mitte zwischen den bezeichneten Richtungen stehen, werden gespannt sein, was hier Neues vorgebracht werden soll, um die eine oder die andere Seite in ihren Ansichten und Bestrebungen zu stützen oder zu entkräften. Unter diesen Umständen ist es meine nächste Aufgabe, die Berechtigung meines Vortrages nachzuweisen. Es geschieht dies, glaube ich, am besten durch folgende Sätze:

1. Es ist Pflicht der Philologenversammlungen, an ihrer eigenen Tradition festzuhalten und ein Thema, das einmal angeregt worden, in entsprechenden Zwischenräumen auf Grund der mittlerweile in Fach- und Zeitschriften erfolgten Besprechungen und praktischen Versuche zu erneuter, zeitgemässer Behandlung auf die Tagesordnung zu setzen;

2. es ist Pflicht der Schulmänner, ihre in der Schule gemachten Erfahrungen zur näheren Beleuchtung angeregter Fragen vorzulegen;

3. es ist Pflicht jedes Mannes, der es mit der Schule ernst nimmt, das Wahre und Richtige, mag es auch nicht den Reiz der Neuheit an sich tragen, so lange offen und öffentlich auszusprechen, bis es die verdiente Beachtung gefunden und in seinen gebührenden Platz in der Schulpraxis eingesetzt ist.

Nun aber haben sich die Hamburger Versammlung im Jahre 1855, die Wiesbadener 1877 mit den lateinischen Sprechübungen beschäftigt, ferner wurden die Thesen und Anregungen beider Versammlungen in Zeitschriften und Programmen theoretisch und praktisch näher beleuchtet, man hat vielfach in der Schule Versuche gemacht, welche die Entscheidung der Frage förderten, und so soll denn heute auf Grund der Thesen früherer Versammlungen, unter Beiziehung der mittlerweile erschienenen Litteratur und namentlich mit Berücksichtigung mehrjähriger eigenen Erfahrungen die Frage der lateinischen Sprechübungen neu revidiert werden.

Unser Lehrer Köchly pflegte seinen angehenden akademischen Schülern, die gar oft ungewandt im Ausdrucke und mit mässiger formaler Schulung in das Seminar eintraten, vor allem die Bedeutung des Wortes φιλόλογος zu entwickeln und an den beiden Wörtern *ratio* und *oratio*, welche in λόγος gleichmässig enthalten sind[1]), die Aufgabe des Philologen und Lehrers darzustellen; diese bestimme sich dahin, dass man nicht allein der sprachlichen Erscheinung auf den Grund gehe und so der *ratio* gerecht werde, sondern auch das gewonnene Verständnis gut zum Ausdruck bringe und so der

1) cfr. Köchly's opuscula II ed. Böckel p. 385.

Digitized by Google

oratio mächtig werde. Gewiss können wir das Ziel alles Unterrichts nicht besser präcisieren, als wenn wir die nebeneinandergehende Pflege der *ratio* und der *oratio* als Hauptaufgabe bezeichnen, und je mehr eine Methode diese Forderung adoptiert und praktisch ausführt, um so mehr wird sie der Beachtung und der Einführung in die Schulpraxis würdig sein. Ich behaupte nun, dass die lateinischen Sprechübungen im Anschlusse an die Lektüre systematisch von VI bis I betrieben ganz wesentlich die Denkkraft des Schülers üben, und dass sie zweitens demselben eine Gewandtheit und Originalität im mündlichen und schriftlichen Ausdruck verleihen, welche in gleicher Korrektheit und Eleganz auf andre Weise nicht erreicht werden kann. Wenn nun Professor Teuffel in Würzburg[1]) im Jahre 1869 sagte, dass wir unsere Schüler das Lateinische lehren, damit sie denken lernen, damit sie sprechen und schreiben lernen, damit sie ihrem künftigen Lebensberufe zu entsprechen wissen, so sage ich, unter freudiger Zustimmung zu Teuffels Ansicht, dass das Lateinische diese hohe Aufgabe nur mit Beiziehung der Sprechübungen lösen kann. Daraus aber geht mit Evidenz hervor, dass wir in den Sprechübungen lediglich ein Mittel zur Erreichung eines viel höheren Zieles, nicht aber Ziel und Zweck selbst erblicken, dass es somit nicht unsere Absicht ist, dem Lateinsprechen die unwiederbringlich verlorene Stellung in Schule und Leben zurückzuerobern; ebenso evident ist, dass wir in der Lektüre den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts anerkennen; nur an sie dürfen Sprechübungen angeschlossen werden; was mit ihr nicht zusammenhängt, wird zur lateinischen Behandlung nicht zugelassen. Mit einem Worte also: wir erkennen in den an die Lektüre sich anschliessenden Übungen im mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache ein vorzügliches Mittel, das Verständnis der Lektüre zu fördern und zu vertiefen, die grammatisch und stilistisch korrekte und elegante Handhabung der lateinischen Sprache zu heben und so den Zweck des lateinischen Unterrichtes, ein tüchtiges Bildungsmittel für Herz und Kopf zu sein, zu verwirklichen.

Dass mit den Sprechübungen in VI zu beginnen ist, hat Eckstein in Wiesbaden[2]) als These aufgestellt, Fries[3]) und Perthes[4]) sind gleichfalls dafür, ebenso Lattmann[5]), Gustav Richter[6]) und der Referent der VII. pommerschen Direktorenkonferenz, Weicker[7]). Es entspricht dies dem berechtigten Verlangen, dass man den Anfänger möglichst bald in das volle Leben der Sprache einführe; so wird demselben die Aneignung des Sprachgefühls erleichtert und ihm die Scheu, sich in der fremden Sprache auszudrücken, sogleich beim Beginne genommen. Ausserdem sind wir für Anfang der Sprechübungen in VI, weil wir wie bemerkt in ihnen ein unentbehrliches Glied der methodischen Behandlung der Lektüre erblicken und nach unserer Ansicht auch schon in VI die Lektüre den Mittelpunkt des sprachlichen Unterrichts zu bilden hat. Allerdings bedürfen wir dann eines zweckentsprechenden Lesebuches. Ohne uns auf die Übungsbuchfrage einzulassen, welche die verschiedensten Versuche gezeitigt hat, als deren äusserste Rechte wir die Bücher mit ausschliesslich einzelnen Sätzen, als äusserste Linke aber das Unternehmen, Apuleius als Lektüre für VI zuzuschneiden[8]), bezeichnen müssen, wollen wir vom Perthes'schen Lesebuche

1) Verhandlungen der XXVII Versammlung etc. zu Würzburg 1868, p. 182. — 2) Verhandlungen etc., p. 101. — 3) Neue Jahrbb. 1878, II p. 226 ff. — 4) Zur Reform des lat. Unterrichts, IV Artikel, p. 59 f. — 5) Programm des Gymnasiums in Clausthal 1882, p. 33. — 6) Programm des Gymnasiums in Jena 1881, p. 6. — 7) Verhandlungen etc., p. 63. — 8) Bolle im Programm von Celle 1877.

Digitized by Google

ausgeben; denn die Erfahrungen, welche Naumann[1]) am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin und Richter in Jena mit der Perthes'schen Methode in den unteren Klassen gemacht haben[2]), dürften wohl auch die schärfsten Gegner der Perthes'schen Bücher zu neuer Prüfung von dessen Reformvorschlägen einladen; ich selbst bin durch die überraschend günstigen Resultate der mir ohnehin sympathischen Methode noch mehr zugethan worden, ohne freilich zu verkennen, dass auch hier im Einzelnen noch vieles zu verbessern ist. Wir verlangen mit Naumann für VI ein Lesebuch, das den Schüler in einen Kreis einfacher, dem Kindesalter entsprechender Vorstellungen, realer und geschichtlicher Kenntnisse einführen kann, und dies bietet Perthes. Sobald einmal die regelmässige Konjugation in ihren Hauptformen zur Erkenntnis gekommen ist, kann auch mit dem Sprechen begonnen werden. So lässt sich beispielsweise Nro. 28 des Perthes'schen Lesebuches, welches von Theseus und dem Labyrinthe handelt, schon vortrefflich in dieser Weise behandeln. Nachdem das Stück gelesen, übersetzt und erklärt ist, mag der Lehrer etwa in folgender Weise Fragen stellen: Ubi Daedalus labyrinthum magnum aedificavit? Qualis erat labyrinthus a Daedalo aedificatus? Quis in labyrintho a tyranno saevo saginabatur? Qua forma foedum illud monstrum erat? Cur monstrum illud foedum ab incolis Minotaurus appellatum est? Alle diese Fragen, welche der Lehrer mit Leichtigkeit sich aus dem Lesestücke bildet, ohne dass er deshalb ein gewandter Sprachkünstler zu sein braucht, lassen den Inhalt des Stückes bis ins Einzelne eruieren, nötigen somit den Schüler, sich mit der Materie desselben genau zu befassen; ferner aber verlangen sie durch Umwandlung des Aktivs ins Passiv, Versetzung des Nominativs in den Ablativ, Umbildung der Satzteile, Wechsel im Gebrauche der Tempora, Ersatz der Substantiva durch geeignete Pronomina und ähnliche Abänderungen des Textes sorgfältige Rücksichtnahme auf das Pensum der VI, Sicherheit und Übung im Gebrauche der regelmässigen Formen.

Wie die Sprechübungen in Quinta passend an die Lektüre angeschlossen werden, hat Lattmann in seinem diesjährigen Programme in trefflicher Weise gezeigt. Jedoch weiche ich in einigen Punkten von ihm ab. Zunächst verlangt er, dass während der Zeit, die der lateinischen Sprechübung zugedacht ist, der Lehrer selbst niemals deutsch spricht; auch alle nebenbei vorkommenden Dinge müssen lateinisch besprochen werden. Ich halte es hier mit Genthe, der meint[3]), „dass die Zeiten des *veniam*-Rufens, des *licet exire domine doctor* und *Ferdinande stilum mihi subministra* nur mässigen Gewinn gebracht haben"; ähnlich äussert sich auch Eckstein in seinem vorzüglichen Artikel über den lateinischen Unterricht[4]) und Direktor Weicker als Referent der VII. pommerschen Direktorenkonferenz[5]). Dass man zwischenhinein einmal, um etwas kurz abzumachen, deutsch spricht, lässt sich bis in die Prima hinauf nicht vermeiden; eine lateinische Erörterung grammatischer Dinge mit den entsetzlichen Ausdrücken enuntiatum primarium und enuntiatum pendens oder ähnlichem ist mir vollständig zuwider, gerade wie die französische Behandlung der französischen Grammatik in einer deutschen Schule; einen Gewinn für unsern eigentlichen Unterrichtszweck kann ich darin schlechterdings nicht finden. Wir bleiben also dabei, dass die Sprechübungen sich ausschliesslich an die Lektüre halten und alles ausser ihr Liegende ignorieren. Selbstverständlich kann ich nun auch Lattmann

---

1) Z. f. G.-W. 1881, p. 193—214. — 2) Vgl. auch Pfander im Pädag. Archiv von Krumme 1882, p. 575—618. — 3) Z. f. G.-W. 1869, p. 659. — 4) p. 194. — 5) p. 63.

Digitized by Google

nicht beistimmen, wenn er schon in IV gar den Anfang eines freieren, von der nächsten Lektüre unabhängigen Sprechens machen will. Es soll nämlich der Quartaner die im Quintanerbuch gelesenen und durch eigene deutsche Lektüre oder Zuthat des Lehrers erweiterten Heroengeschichten lateinisch vortragen. Diese Aufgabe geht über die Kräfte des Quartaners hinaus und stimmt nicht mit unserm Princip; denn Lattmann verlangt, dass der Schüler das was er deutsch gelesen oder deutsch gehört lateinisch vortrage. Wir sind der Ansicht, dass die auf langjähriger Erfahrung beruhende Verteilung der Klassiker auf die einzelnen Stufen des Gymnasiums auch der Gradmesser für die Anforderungen im Lateinsprechen sein soll, und begnügen uns deshalb damit, wenn der Quartaner seinen Nepos so versteht und innehat, dass er auf Fragen, welche in der von mir in den Neuen Jahrbb. charakterisierten und von Eckstein und von Lattmann selbst gebilligten Weise gestellt werden, genügend antwortet und über eine recht leichte erzählende Partie geringen Umfanges zusammenhängend referieren kann. Damit ist ein weiterer Unterschied gegenüber Lattmann gegeben, indem uns der von Ortmann gereinigte Nepos genügt und wir Sprechübungen nicht an ein Lesebuch anknüpfen wollen, welches in buntem Gemisch oft auf ebenderselben Seite die klassische Sprache des Cicero mit der archaisierenden Latinität des Gellius und dem unter eigener Zuthat aus Trogus excerpierenden Justinus u. a. mengt. Eine solche Lektüre lässt keinen Geschmack an guter Latinität aufkommen, und doch soll, wie Nägelsbach sagt und Rothfuchs an der Spitze seiner trefflichen „Beiträge" reproduciert, „das Latein, das man dem Schüler in den unteren Gymnasialklassen bietet, das reinste, ächteste" oder, sagen wir, mindestens einheitliches Latein sein. Wie die Sprechübungen in Quinta unausgesetzt die Einübung der unregelmässigen Formenlehre nebst den unentbehrlichen syntaktischen Vorbegriffen im Auge haben müssen, so hat der Lehrer der IV bei den an Nepos sich anschliessenden Kolloquien stets die Verwertung der Casuslehre zu beachten. So bietet beispielsweise das erste Kapitel des Aristides Gelegenheit, aequalis c. gen., obtrectare, antestare, den Gen. qual., Abl. separ., quaerere ab aliquo, dignus c. abl., ducere mit doppeltem Accus., den Abl. temporis einzuüben; der verständige Lehrer wird durch passende Fragen alle diese Konstruktionen in verschiedenster Weise wenden und so mit dem genauen Verständnisse des Schriftstellers phraseologische Bereicherung und grammatische Sicherheit verbinden.

In Tertia schliessen sich die Sprechübungen an Caesar an. Dieser Schriftsteller kann in sprachlicher Beziehung nicht genug ausgebeutet werden, und was der alte Seyffert von dem Einflusse der Xenophonlektüre auf den griechischen Unterricht in den Oberklassen behauptete, etehe ich nicht an für Caesar hinsichtlich des Lateinischen in Anspruch zu nehmen. Schon Wichert hat durch seinen Memorierstoff aus Nepos und Caesar, ferner durch seine Phraseologie gezeigt, welchen sprachlichen Reichtum die so anspruchslos scheinenden Commentarii de bello gallico enthalten. Dieser kann aber nicht besser zum Eigentum der Schüler gemacht werden, als durch die unausgesetzten Sprechübungen. Ferner wird durch diese umfänglichste Verwertung des caesarischen Sprachstoffs eine wie uns scheint berechtigte Aussetzung Heynachers[1]) gehoben; der letztere beklagt es, dass mit vielem Aufwande von Zeit und Mühe in IV und III syntaktische Regeln eingeübt werden, welche in Caesars bellum Gallicum sich gar nicht oder nur höchst selten

1) Programm des Gymnasiums in Norden 1881.

angewendet finden. Machen wir entsprechend unserm Princip den Schriftsteller zum Mittelpunkt des ganzen Unterrichts, so dass er allein das phraseologische und grammatisch-stilistische Material bietet, dann kommt nichts zur Einübung, was ausserhalb dieser Peripherie gelegen wäre; die Sprechübungen aber haben dann wie gesagt die Aufgabe, den ganzen Sprachschatz Caesars durch die mannigfaltigste Variatio zum geläufigen, stets präsenten Besitz des Schülers zu erheben.

Auf diese Weise wird der angehende Sekundaner wohl geübt an die schwierigere Arbeit herantreten. Während wir die quaerendo et respondendo erfolgende Behandlung eines Lesestücks oder einer Partie aus Nepos und Caesar im Untergymnasium als Regel aufstellen und nur ausnahmsweise bei besonders geeignetem, hübsch sich abrundendem Stoffe eine Darstellung oratione perpetua zulassen, tritt umgekehrt in II und I der zusammenhängende lateinische Vortrag in den Vordergrund; der lateinische Dialog muss so in den Unterklassen geübt sein, dass es sich hier um sehr vereinzelte Übung, mehr um Erhaltung und Glättung der vorhandenen Geläufigkeit handelt. Die stilistischen Härten, welche in dem zusammenhängenden Vortrage sich notwendig ergeben, müssen mit Beihilfe des Lehrers sofort beseitigt werden; ein sehr instruktives Beispiel dafür hat Schmalfeld[1]). Dass das Lateinsprechen bei der erst das Verständnis vermittelnden Erklärung übel angebracht sei, betonen die revidierten Lehrpläne; Lüttge[2]) u. a. finden, dass durch den Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Interpretation die Lebendigkeit und Gründlichkeit der Lektüre beeinträchtigt werde. Dagegen frägt Hoffmann auf der Hamburger Versammlung, wenn das Lateinsprechen nicht ins Interpretieren komme, wohin soll es denn? Wir antworten „in die Repetition und in die Kontrolle der Privatlektüre“. Wir halten nichts auf solche Repetitionen, welche die in der letzten Stunde gelesene Partie nochmals deutsch vorführen, weil man da in der Regel eine memorierte Übersetzung ohne jeden bildenden Wert zu hören bekommt, die Lehrer und Schüler gleichmässig langweilt; wir halten ferner nicht viel auf das sogenannte Retrovertieren, namentlich wenn der Lehrer das Buch in der Hand nach momentaner Eingebung den Text variiert und der Schüler das mehr oder minder dürftig Memorierte ohne besondere Anstrengung und Frucht antwortet; die einzig richtige und erfolgreiche Art der Retroversion muss schriftlich geschehen, d. h. durch geschickte Verarbeitung des Lesestoffs in den Extemporalien. Dagegen geben wir sehr viel auf derartige Repetitionen, welche durch geeignete Fragen in grossen Zügen den gelesenen Stoff lateinisch noch einmal vorführen oder über das richtige Verständnis schwieriger Stellen Klarheit verschaffen und schliesslich in zusammenhängendem Vortrage des Schülers den Abschluss des Gelesenen mit dem Beginne des erst Vorzunehmenden vermitteln. Wenn nun eine methodische Lektüre von anfänglich geringem Umfange ausgehend, immer weitere Kreise zieht und schliesslich auf dem Standpunkte einer thatsächlich kursorischen Lektüre anlangt, so muss umgekehrt die Übung im mündlichen Ausdruck, welche die Anfangsrepetitionen bildet, immer mehr zurücktreten; denn das Verständnis der Schüler für die Lektüre wird täglich gründlicher, und dadurch erweisen sich die lateinischen Repetitionsfragen immer mehr als unnötig. Allein die Fertigkeit in der Lektüre lässt auch die Notwendigkeit, alles in der Klasse selbst zu lesen und zu übersetzen, mehr und mehr verschwinden; und wenn so die Sprechübungen

1) Erfahrungen auf dem Gebiete des Gymnasialwesens. Berlin 1857, p. 195. — 2) Programm von Charlottenburg 1876, p. 6.

Digitized by Google

zur Repetition bei steigender Übersetzungsfähigkeit, schnellerem Überblick und tieferem Einblick überflüssig erscheinen, finden sie jetzt ihren richtigen Platz in der raschen Förderung der Lektüre. So lassen sich bei Livius und Cicero ganze Partien nachweisen, die der übersetzungsgewandte Sekundaner oder Primaner nur zu Hause liest und über welche er dann in der Klasse referiert; wie viel Zeit damit gewonnen wird, ist ersichtlich, und Zeit, meint Rothfuchs, müsse man der Jugend in jedem möglichen Falle ersparen, während man ihr in keinem Falle Arbeit ersparen dürfe. Damit ist auch der Weg zu einer richtigen Kontrolle der Privatlektüre gezeigt. Der Lehrer wird entsprechend der Wichtigkeit oder der Schwere einer privatim gelesenen Partie bald durch einzelne Fragen sich über die erfolgte Lektüre vergewissern, bald durch einen zusammenhängenden Vortrag seitens der Schüler sich Rechenschaft ablegen lassen. Bei dieser Art der Kontrolle ist jede Umgehung unmöglich, und die Kontrolle selbst verliert durch ihren höheren Zweck das Gehässige, was sonst derartigen Massregeln anzuhaften pflegt.

Wenn Benary in Hamburg[1]) das Lateinsprechen vor allem als Sache des Lehrers hinstellte, damit der Schüler immer und immer wieder das Richtige höre und so dasselbe fest ins Gehör bekomme, so hat er damit auch für II und I einen beachtenswerten Wink gegeben; es muss nämlich der Lehrer selbst auch von Zeit zu Zeit zusammenhängend vor den Schülern lateinisch vortragen. Verlangt wird dies schon durch die Rücksicht, dass der Lehrer selbst auch leistet, was er vom Schüler geleistet wissen will, und durch die Erfahrung, dass die Macht des Beispiels auch hier kräftiger wirkt, als mahnende Worte. Am besten wird der Lehrer seine eigenen Vorträge der Lektüre als Einleitung vorausschicken. Dabei müssen die Schüler mit angestrengter Aufmerksamkeit zuhören, und es ist kein Zweifel, dass durch den ununterbrochenen Vortrag, wo in eleganter und korrekter Verbindung die lateinischen Worte in richtiger Aussprache das Ohr des Schülers treffen, der Sinn für gute Latinität genährt, das ästhetische Gefühl gebildet und der Eifer zur Nachahmung angestachelt wird. Diese einleitenden Vorträge können aber noch weiter nutzbar gemacht werden, indem sie gewissermassen das Fundament bilden, auf welchem während der Lektüre und nach derselben eine erweiterte Darstellung vom Schüler aufgebaut wird. So wird beispielsweise eine Einleitung zur Horazlektüre sich kurz über die Persönlichkeit des Mäcenas, die litterarische und politische Bedeutung des Mannes, über dessen Verhältnis zu Horaz, über die Dankbarkeit des letzteren verbreiten. Während der Lektüre, die natürlich in methodischer Auswahl etwa nach Gebhardis Kanon zu geschehen hat, notiert sich der Schüler die einzelnen Züge, welche zur weiteren Ausführung des vom Lehrer skizzierten Bildes dienen; am Schlusse der Lektüre werden dann die gemachten Notizen mit dem fundamentalen Vortrage zu einer einheitlichen Ausarbeitung verwoben, die auch schriftlich fixiert werden kann. Ähnlich kann man es bei anderen Gruppen Horazischer Gedichte, bei Reden und Briefen Ciceros und einzelnen Büchern aus Livius und Tacitus machen.

G. Richter sagt im Jenenser Programm von 1881, „dass bei allen Massnahmen des Unterrichts ihr Zusammenhang mit den letzten und höchsten Fragen aller Erziehung gegenwärtig zu halten sei". So werden denn auch Sie, hochverehrte Herren, fragen, welchen Gewinn ich mir von den lateinischen Sprechübungen in dieser Beziehung verspreche.

1) Verhandlungen etc. 1855, p. 97

Digitized by Google

In erster Reihe behaupte ich, dass diese Methode mehr, als es bisher geschehen ist, der harmonischen Bildung unserer Jugend Vorschub leistet, indem ein nur nebenher beigezogener Sinn, das Gehör, eine volle Aufgabe beim Unterrichte erhält und die Vermittlung des Sprachstoffes an den Geist gleichmässig mit dem Auge zu besorgen hat. Zweitens ist nichts geeigneter, die Aufmerksamkeit der Schüler rege und wach zu erhalten, als gerade die lateinischen Sprechübungen. Beim deutschen Satze, den der Lehrer spricht, genügt es dem Schüler oft, wenn er rasch noch zwei oder drei Worte erhascht, aus denen er sich dann die ganze Frage ergänzt und verständlich macht. Dies ist bei der lateinischen Frage unmöglich; dieselbe fordert volle und ungeteilte Aufmerksamkeit; der Schüler, welcher nicht jedes Wort des Lehrers auffasst, kann unmöglich genügend antworten. Denn durch alle Klassen ist streng daran festzuhalten, dass die Antwort des Schülers in einem ganzen Satze erfolge und dass dieser Satz die Frage des Lehrers möglichst reproduciere. Ferner behaupte ich, dass diese Methode einen besondern Reiz auf den Schüler ausübt und ihm das Lernen angenehm macht. Nach der herrschenden Übung ist der Schüler gewohnt stets in sein Buch hineinzusehen und nur allein im Verkehr mit dem Buche seine Weisheit zu suchen. So wird für ihn die Schule zu einer in gleichmässigem Einerlei sich fortbewegenden Zwangsanstalt, der man das bisschen Wissen durch viele Langeweile abkaufen muss. Hat er gar ein Übungsbuch mit deutschen Sätzen vor sich, von denen er ja weiss, wie Perthes sagt[1]), dass sie ihm nicht davonlaufen können, dann fehlt ihm jede Anregung, und der ganze Betrieb des Latein wird ihn bald anekeln. Allein die Sprechübungen, welche das volle Leben in die Schule einführen und nicht allein das auf dem Lehrer haftende, nicht ins Buch gesenkte Auge, sondern auch das Ohr, ferner Verstand und Phantasie vollauf beschäftigen, bringen reiche Abwechslung in die gewohnte Einförmigkeit und dadurch Lust an der Arbeit. Diese Lust an der Arbeit aber wird noch genährt durch das Gefühl des Schülers, dass er vorwärts kommt und immer mehr in Stand gesetzt wird, selbst etwas zu leisten. Wenn auch unsere lateinischen Sprechübungen im wesentlichen Reproduktion sind, so bleibt doch dem Schüler ein weites Feld eigener Thätigkeit, und je weiter er vorrückt, um so mehr wird er den zu reproduzierenden Stoff nach freiem Ermessen gestalten und in seine Antwort oder seinen Vortrag verweben, was er sonst gelernt hat. So muss beispielsweise der Primaner, welcher über eine Partie des Tacitus, etwa über den Prozess des Libo Drusus, über den Tod des Britannicus, das letzte Geschick des Germanicus, die Ermordung der Agrippina zu berichten hat, sich zunächst von der Sprache des Tacitus emancipieren, er muss im Satzbau, in der Phraseologie, in der Grammatik sich von der Diktion des Tacitus freimachen; er wird unwesentliches beiseite lassen; ferner wird die Anlage des Referates als eines selbständigen Vortrages Zusätze und Abänderungen notwendig erscheinen lassen. All dieses aber verlangt Gedankenarbeit, und das Bewusstsein dieser gewachsen zu sein, erhebt den Schüler und macht ihn frohen Mutes. Um aber nicht ausschliesslich von den Schülern zu reden, wollen wir in Kürze erwähnen, dass auch der Lehrer durch diese Methode viele Anregung erhält und dass dieselbe den Unterricht auf der untersten Stufe, dem die Lehrer gewöhnlich möglichst schnell zu entkommen suchen, zu einer ansprechenden, der Entfaltung der Phantasie oder der praktischen Gewandtheit Raum gebenden Thätigkeit ge-

1) IV Artikel, p. 60.

Digitized by Google

staltet. Naumann hat in Z. f. G.-W.[1]) gezeigt, was sogar aus den einzelnen Sätzen in VI von einem verständigen Lehrer gemacht werden kann: um wieviel mehr muss die methodische Behandlung eines zusammenhängenden Lesestückes Gelegenheit bieten, pädagogische Geschicklichkeit an den Tag zu legen und aus unscheinbarem Stoffe für die Jugend eine Quelle des Wissens und Könnens zu erschliessen. Das deutsche Übungsbuch ist, wie Eckstein mit Recht bemerkt, lediglich ein Schosskind der Bequemlichkeit, da man mit seiner Hilfe ohne Vorbereitung an die Arbeit gehen kann; daher fort mit dem Übungsbuche, das Lehrer und Schüler langweilt, an seine Stelle trete das Lesebuch in der Hand des eifrig mitarbeitenden Lehrers und der belebende, wechselseitig anregende mündliche Verkehr zwischen Lehrern und Schülern.

Doch nicht allein die höchsten Ziele des Unterrichts werden uns durch die Sprechübungen näher gerückt, die Erfolge des Lateinunterrichts selbst steigern sich, und die gleichmässige, stete Klage der Schulmänner, dass die Resultate in diesem Fache der aufgewandten Zeit und Mühe nicht entsprechen, verliert an Berechtigung.

Zunächst ist auf diesem Wege am besten die korrekte Aussprache der lateinischen Wörter zu erzielen. Mit Recht finden Bouterwek und Tegge[2]) es lächerlich, wenn jemand von gefälligem Versbau der lateinischen Dichter und von dem rhythmischen Wohllaut der Sprache redet, dabei aber die einzelnen Wörter nicht korrekt aussprechen kann. Auf die Orthoëpie ist im Lateinischen schon auf der untersten Stufe ebenso streng zu halten, als im Griechischen die stete Beachtung des Accentes vom ersten griechischen Worte an, das gelernt wird, zu verlangen ist. Besser aber lässt sich die richtige Aussprache nicht vermitteln, als durch den dauernden mündlichen Gebrauch; der Schüler, der stets nur nĕpōs, rĕcēns, sălūs aus dem Munde des Lehrers hört und sofort veranlasst wird in seiner Antwort das schwierige Wort in korrekter Weise nachzubrauchen, wird schliesslich ebenso gewohnheitsmässig das Richtige sagen, als jetzt unsere Schüler gewohnheitsmässig falsch aussprechen.

Zweitens erspart uns das Lateinsprechen gar manche Belehrung über die Stellung einzelner Wörter oder Satzteile oder auch ganzer Sätze. Dies hat schon Wiggert[3]) richtig erkannt. So wird der Schüler, welcher immer die Negation vor dem Verbum hört, nie in der bei Anfängern beliebten Weise non ans Ende des Satzes stellen; er wird schon von Sexta an das gemeinschaftliche Subjekt von Haupt- und Nebensatz an den Anfang, quisque hinter se und suus etc. treten lassen; kurz die ganze Lehre von der Wort- und Satzstellung wird ihm praktisch durchs Ohr vermittelt, und wir halten viel mehr darauf, dass der Schüler später aus der richtigen Angewöhnung sich die Regel selbst abstrahiert, als dass er auf Grund der Regel das Richtige sich angewöhnt.

Drittens wird die grammatische Sicherheit durch die Sprechübungen wesentlich befördert. Lattmann hat recht[4]), der Schüler der immer wieder hört: Parce mihi! De me ipse loquar! noli timere! Vidistine lupum venientem etc. kann gegen die hier verkörperten Regeln sich nie verfehlen. Es sind somit die Sprechübungen allerdings eine plastische Grammatik, welche in immer neuen Bildern als wahres Kaleidoskop spielend dem Knaben beibringt, was er sonst unter der Zwangsrute der Regel lernen musste.

1) Z. f. G.-W. 1881, p. 209. — 2) Die altsprachliche Orthoëpie und die Praxis, Berlin 1878. — 3) Handbüchlein der lat. Stammwörter, Magdeburg 1866 (14. Aufl.). — 4) Clausthaler Programm 1882, p. 37.

Digitized by Google

Viertens wird durch die Sprechübungen die Übersetzungsfähigkeit der Schüler bedeutend gehoben. Durch die mannigfaltige Verwendung der lateinischen Phraseologie bekömmt der Schüler eine solche Vertrautheit mit dem Sprachschatze, dass die Schulklassiker ihm gegen Ende seiner Gymnasiallaufbahn wenig Schwierigkeit mehr bereiten können und er so mit Leichtigkeit und Genuss der Lektüre lateinischer Autoren sich hingeben kann, ein Ziel, das durch blosses Lesen kaum erreichbar ist.

Am meisten aber gewinnt durch diese Übungen der lateinische Stil und besonders der sogenannte color latinus. Ich kann aus Erfahrung bestätigen, was auch andere Lateinlehrer gesehen und ausgesprochen haben, dass jahrelanges Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nicht die Gewandtheit und Eleganz der Diktion hervorzubringen im stande ist, welche sich durch die steten Sprechübungen erreichen lassen. Dies kann man am besten an Abiturientenarbeiten durch Vergleichung ersehen. Schüler, welche nur durch Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische vorbereitet sind, werden in ziemlicher Konformität ihre Aufgabe lösen, dagegen zeigen die Arbeiten von Abiturienten, welche in Sprechübungen sich Gewandtheit zu erwerben Gelegenheit hatten, reiche Abwechslung sowohl hinsichtlich der Satzbildung, der Phraseologie, als auch der gesamten Auffassung des ihnen vorgelegten Diktates, und es werden unter 20 Arbeiten kaum zwei oder drei sein, die in der Diktion sich ähneln. Darin aber erblicken wir schliesslich den grossen Vorteil der Originalität der Diktion, der bei aller Korrektheit doch die Subjektivität des Schreibenden in vollem Umfange zur Geltung kommen lässt.

Eine letzte Frage wird sein, was wir den Abiturienten auf Grund dieser Übungen im Lateinsprechen zumuten dürfen?

1. Dass die ersten der Schüler über eine vorher noch nicht gelesene Partie aus Livius oder Tacitus, nachdem man ihnen etwa eine halbe Stunde Zeit gegeben, während mit den anderen weiterübersetzt wird, zusammenhängend in klassischem Latein referieren.
2. Dass die mittleren Schüler über das was während des Examens gelesen worden in gleicher Weise oratione perpetua berichten.
3. Dass die geringsten Schüler über das Gelesene quaerendo et respondendo in korrektem Latein sich ausweisen können.

Mehr dürfen wir nicht verlangen.

Und nun, meine Herren, nachdem ich Ihnen meine Erfahrungen und meine Ansichten über die Frage der lateinischen Sprechübungen dargelegt habe, möchte ich Sie ersuchen, auch Ihrerseits zur Förderung der Klärung dieser Frage durch eingehende Diskussion beizutragen, da es nicht meine Absicht war, Sie zu belehren, sondern vielmehr die Gelegenheit wahrzunehmen, aus Ihren Erfahrungen zu lernen und meine Ansicht bestätigt, widerlegt oder modificiert zu sehen.

Eintritt in die Debatte.

Geheimrat Eckstein schlägt vor, die Debatte durch Lateinsprechen abzukürzen. Aus der Versammlung wird ein Vorschlag zur Abkürzung durch Aufstellung von Thesen seitens des Vortragenden gemacht. Uhlig wünscht, dass Eckstein lateinisch diskutiere. Eckstein spricht lateinisch und erklärt sich für die Sache. Oberstudienrat Planck aus Stuttgart ist der Ansicht, dass der Vortrag so lichtvoll war, dass keine Thesen nötig seien, wünscht aber, dass diejenigen, welche derartige Übungen zu veranstalten pflegen, ihre Erfahrungen mitteilen möchten. Eckstein verteidigt den Gebrauch der lateinischen

Digitized by Google

Sprache. Er konstatiert hierin einen Gegensatz zwischen dem Norden und Süden, in Württemberg werde das Lateinsprechen verdammt. Planck erklärt sich nicht gegen das Lateinsprechen, wie Eckstein anzunehmen scheint. Der Vorsitzende bemerkt, im Seminar in Tübingen sei früher lateinisch diskutiert worden, die Übung im Lateinsprechen werde also den württembergischen Lehrern nicht mangeln. Oberlehrer Kaufmann aus Strassburg ist dagegen, dass Schmalz seinen Vortrag in Thesen fasse. Der Gedanke des Vortrags sei klar. Die Sache habe sich ihm (Schmalz) bewährt. Diese Erfahrung könne er (Kaufmann) aus seiner eigenen Schulzeit bestätigen. Dennoch sei er dagegen, weil zu viel Zeit auf die Form verwendet werden müsste. Schmalz überschätze den Wert des Gegenstandes. Die Burg des Humanismus dürfe durch Aussenwerke nicht beeinträchtigt werden. Das Lateinsprechen sei ein Aussenwerk. Oberschulrat Wendt aus Karlsruhe erklärt, das Lateinsprechen sei nicht Zweck, sondern Mittel. Das Sprechen solle zu Repetitionen des Gelesenen verwendet werden. Freie Wiederholungen des Vorgekommenen in lateinischer Sprache seien eine gute Übung. Der Inhalt des Altertums lasse sich auch aus Übersetzungen kennen lernen.

Uhlig: Wenn Herrn Direktor Schmalz gegenüber das Lateinsprechen als Aussenwerk bezeichnet worden ist, das man besser preisgehe, um das Wichtigste festzuhalten, so muss erwidert werden, dass nach des Vortragenden Ansicht und Plan die von ihm empfohlenen Übungen vielmehr innig mit den übrigen Seiten des Lateinunterrichts zusammenhängen und eine wesentliche Unterstützung von Dingen sind, die niemand als unwichtig wird bezeichnen wollen. Allerdings bezweifle ich, dass alles, was Herr Kollege Schmalz als sichere Wirkung des methodisch von unten auf betriebenen Lateinsprechens bezeichnet hat, in der That durch dieses Mittel erzielt werden wird. Dass die Schüler der obersten Klassen dadurch die Fähigkeit erworben haben werden, die Schulschriftsteller so ziemlich vom Blatt zu lesen, glaube ich nicht; ebenso wenig, dass die lateinische Färbung in den schriftlichen Arbeiten durch das Lateinsprechen beträchtlich gehoben werden wird. Und die in Aussicht gestellte Wirkung der mündlichen Übungen auf geistige Frische und Gewandtheit der Schüler wird jedenfalls wesentlich durch die Eigentümlichkeit des Lehrers bedingt sein. Jedoch einen Erfolg möchte ich allerdings mit Herrn Schmalz garantieren. Ich meine, dass überall, wo man das Lateinsprechen von unten auf treibt, die Zahl der groben Fehler gegen Formenlehre und Syntax sich erheblich vermindern wird. Wir alle, glaube ich, müssen zugeben, dass noch vielfach ein starkes Missverhältnis herrscht zwischen der Ausdehnung des grammatikalischen Unterrichts und dem Resultat desselben in bezug auf Korrektheit der Scripta. Selbst in den obersten Klassen, so klagt man an vielen Orten, werden noch gröbste Fehler in grosser Zahl gemacht. Der Grund kann kein anderer als Mangel an Übung sein, Mangel an solchen Übungen, welche die lateinischen Formen und Fügungen in sucum et sanguinem der Schüler überführen, so dass sie einen Schreck bekommen, wenn sie etwas grob Falsches sagen oder schreiben. Solche Übungen aber sind gerade die Sprechexercitia. Und aus dem Gesagten erhellt auch, dass sie von unten auf getrieben werden müssen.

Oberlehrer Zöller aus Kolmar bestätigt Wendts Ansicht. Das Lateinsprechen habe Wert hinsichtlich der Entwickelung des Sprachgefühls. Deshalb müssten von unten auf Sprechübungen veranstaltet werden, dieselben müssten aber durch den lateinischen Aufsatz, der die Lektüre verinnerliche, gestützt werden.

Digitized by Google

Direktor Genthe aus Hamburg spricht gegen das Missverständnis, es möchte durch das Lateinsprechen eine Verengerung des Umfangs der Lektüre herbeigeführt werden. Er will das lateinische Übungsbuch in unteren Klassen auf ein Minimum reduciert, in oberen gar nicht angewandt wissen. Sprechübungen dagegen sollen von unten auf getrieben werden. Über die Betreibung der Privatlektüre ist er etwas anderer Ansicht als Schmalz. Er lässt die Bücher in die Klasse mitbringen und frägt, was von dem zu Hause Gelesenen etwa nicht verstanden worden. Das wird nun erklärt und erst in der nächsten Stunde ein Referat darüber gefordert. Im Übrigen verfahre er seit langem wie Schmalz und habe davon die besten Ergebnisse beobachten können.

Dr. Kaufmann aus Strassburg rechtfertigt sich gegen die Unterstellung, als sei er gegen die Übungen an sich. Er wende sich nur dagegen, dass man dem Lateinsprechen zu grossen Wert beilege.

Wendt bemerkt, dass der Vorschlag ein Princip involviere. Es komme dadurch das mündliche Verfahren, das für Erlernung jeder Sprache so ausserordentlich wichtig sei, zu seinem Rechte. Das Ohr müsse geübt werden wie das Auge.

Prof. Vogel aus Leipzig wendet sich gegen die Anschauung Kaufmanns. Er legt dem Lateinsprechen hohen Wert bei und will möglichst früh ein Können erzielt sehen. Schmalz gehe zu weit in bezug auf Entfernung des Übungsbuches und hinsichtlich seiner Forderungen bezüglich der Orthoëpie.

Direktor Krohmeier aus Weissenburg giebt die Möglichkeit der Durchführung der besprochenen Übungen für die unteren Klassen zu, für die oberen aber seien die Lehrer auf den Universitäten nicht vorgebildet.

Aus der Mitte der Versammlung wird der Antrag auf Schluss der Debatte gestellt.

Der Vorsitzende wünscht, dass noch ein Redner, der vorgemerkt sei, gehört werde.

Direktor Dammert aus Freiburg:

Der Schluss der Debatte ist gewünscht worden, es wäre also unhöflich, noch viele Worte zu machen. Nur zwei Bemerkungen, die lediglich aus der Erfahrung stammen, da ja gewünscht worden, dass Erfahrungen ausgetauscht werden. Als früherer Kollege des Herrn Schmalz und zugleich als sein damaliger Direktor erlaube ich mir nur zu konstatieren, dass die praktischen Leistungen desselben recht wohl im Einklang stehen mit den hier entwickelten Theorien, dass namentlich die Leistungen seiner Primaner im Lateinschreiben in betreff des color latinus wohl mit den besten Leistungen anderer Anstalten sich messen dürfen, soweit ich das beurteilen kann.

Sodann möchte ich, da der Unterschied der württembergischen Methode zu der unsrigen hervorgehoben worden ist, mit der Bitte eine rückhaltlose Offenheit nicht zu verübeln, aus meiner Erfahrung folgendes mitteilen. An meiner Anstalt bin ich durch besondere Umstände in der Lage, gelegentlich Schüler aus württembergischen Schulen aufzunehmen. Die Leistungen dieser einzelnen Schüler stimmen nur wenig zu denen der unsrigen. Da sie gewohnt sind nur mit Wörterbuch und Grammatik ihre Studien zu machen, so will es ihnen gar nicht gelingen, unseren Anforderungen, denen die Schmalz'schen Ansichten zu Grunde liegen, zu genügen.

Oberstudienrat Planck aus Stuttgart bemerkt, man würde wohl auch an württembergischen Schulen ähnliche Erfahrungen mit Schülern machen, welche aus badischen

Digitized by Google

Anstalten kommen. Überhaupt könne von solchen Uberläufern auf den Zustand der Schule, aus der sie kommen, nicht geschlossen werden.

Direktor Dammert: Es ist nicht meine Absicht, die bekannte Leistungsfähigkeit der württembergischen Schulen herabzusetzen, — man hat mich nicht aussprechen lassen, sonst hätte ich genau mit der Bemerkung des Herrn Vorredners geschlossen, denn ich weiss sehr genau, dass man nicht vom Teil auf das Ganze, geschweige von einzelnen Beispielen auf ein Gesamtresultat schliessen kann.

Oberstudienrat Planck versichert Dammert, dass er bei genauerer Einsicht in die württembergischen Anstalten eine günstigere Ansicht gewinnen würde.

Schluss der Debatte.

2. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Schiller aus Giessen.

Meine Herren!

Wenn ich mir erlaube, die Stellung des Griechischen in der preussischen Gymnasial-Reform und das griechische Scriptum in der Maturitätsprüfung zum Gegenstande einer Besprechung zu machen, so möchte ich von vornherein weder die Erwartung, noch die Besorgnis aufkommen lassen, dass ich etwa nur eine Polemik gegen die betreffende preussische Verordnung beabsichtige. Ich habe vor beinahe 10 Jahren in einer Programm-Beilage, von der ich einige Exemplare zur Verfügung des Bureaus gestellt habe, schon im wesentlichen diejenige Gestaltung verfochten, welche heute vorhanden ist, ich habe im Grossherzogtum Hessen zu einer ähnlichen Gestaltung im Jahre 1877 mitgewirkt, ich habe früher in Baden unter ungünstigeren Verhältnissen eine ähnliche Einrichtung kennen gelernt, ich kann seit $5^1/_2$ Jahren die Wirkungen einer der preussischen nahe kommenden Einrichtung beobachten, ich habe aus allen diesen Ursachen keinen Grund, gegen die Gestaltung des griechischen Unterrichts in der preussischen Verordnung in der Hauptsache aufzutreten. Dass ich nicht mit allem einverstanden bin, was in derselben steht, darf ich ebenfalls jetzt schon aussprechen. Wenn ich mich zu einem Vortrage entschlossen habe, so geschah dies mit dem Wunsche, durch Mitteilung der Erfahrungen, die ich durch besondere Verhältnisse vielleicht in ausgedehnterem Masse als andere zu machen in der Lage war, manchem der preussischen Schulmänner, welche nach den Verhandlungen der Direktoren-Konferenzen zu schliessen zum Teil die Verordnung mit schwerem Herzen und banger Besorgnis aufgenommen haben und betrachten, einiges Material geben zu können, das vielleicht dazu beitragen kann, die Besorgnis zu mindern, dass durch Zurückschiebung des griechischen Unterrichtes nach Unter-Tertia an den Grundlagen des humanistischen Gymnasiums gerüttelt werde, weiter aber hier eine Aussprache herbeizuführen über eine Frage, die nicht fundamental, aber doch wichtig genug erscheinen muss, um eine Beschäftigung der Sektion mit derselben zu rechtfertigen.

Meine Herren! Die Ursachen, aus welchen die königlich preussische Regierung sich zu einer Verschiebung des Griechischen um ein Jahr entschloss, sind bekannt genug. Es waren die schlimmen Erfahrungen, welche man bei der Erlernung von drei fremden Sprachen in den drei ersten Jahren des Gymnasialunterrichts machte, insbesondere der hohe Procentsatz an Zurückbleibenden, welcher sich bei den Versetzungen von der IV nach III ergab. Wiese in den Oktober-Konf., S. 76 sagt: „dass thatsächlich nur wenige Schüler in dem normalen Jahrescurse die IV durchmachen". Ärztliche und pädagogische Voten hatten sich gleich entschieden seit Jahrzehnten für eine solche Massregel ausgesprochen; ich

Digitized by Google

kann bei dieser Gelegenheit mein Bedauern nicht unterdrücken, dass nicht ein weiterer Schritt gethan und das Französische nach Quarta verlegt wurde; ich fürchte, die Vermehrung des Französischen um 4 Stunden in V, wesentlich um eine Gleichstellung mit der Realschule herbeizuführen, die thatsächlich doch nicht einmal äusserlich erreicht wird, wird sich bald als eine Quelle von Unzuträglichkeiten erweisen, und das Princip, welches doch dahin gehen müsste, die jüngeren Schüler am wenigsten zu belasten, finde ich dadurch nicht gewahrt. Und ob der Nachteil dieses massenhaften Betriebs des Französischen, der ja ohnehin auf Kosten des Lateinischen zum Teil erfolgt, nicht letzteren Unterricht weiter schädigen wird, ist mindestens eine offene Frage, die zu recht ernster Beobachtung auffordern muss.

Ein so berufener Beurteiler wie Herr Geheimrat Bonitz hat bei der Erörterung der Frage des griechischen Unterrichts in den preussischen Oktober-Konferenzen das bekannte Wort gesprochen: 6×7 sei nicht $= 7 \times 6$; ich will nicht darauf hinweisen, dass jetzt $4 \times 7 + 2 \times 6$ Stunden für genügend erachtet werden; sondern ich halte jenes Wort an und für sich für völlig berechtigt. Man wird in der Schule stets in 7×6 Stunden ruhiger und stetiger arbeiten können, als in 6×7. Aber es handelt sich darum: Ist gegenüber den unzweifelhaften Vorteilen in anderer Hinsicht die Einbusse, welche durch letztere Anordnung des Stundenplans entsteht, wirklich so bedeutend, dass durch sie der humanistische Charakter unserer Gymnasien ernsthaft bedroht wird? Und diesen Schluss habe ich mit Herrn Geheimrat Bonitz nie zu ziehen vermocht.

Meine Herren! Es hiesse vor so vielen Kennern dieser Verhältnisse die Zeit vergeuden, wenn ich des längeren ausführen wollte, dass der griechische Anfangsunterricht wesentlich anders gestellt ist, als der lateinische; hier handelt es sich nicht um die allgemeine Grundlage grammatischer Bildung, welche der lateinische geliefert hat; hier handelt es sich neben der Erwerbung des Wortvorrates lediglich um diejenigen grammatischen Kenntnisse, welche der griechischen Sprache eigentümlich sind. Meine Herren! Ich halte es heute nicht für meine Aufgabe, allgemeine Erörterungen und Reflexionen anzustellen, sondern Ihnen an ganz konkreten, teilweise ziffermässigen Daten den Nachweis zu liefern, dass es möglich ist, mit der jetzt dem Griechischen gewidmeten Zeit alle wünschenswerten Ziele des Gymnasialunterrichts zu erreichen, nur in eine allgemeine Erörterung gestatten Sie mir noch einzutreten. Für die Begründung im Einzelnen muss ich auf meine Abhandlung von 1874 „das Griechische im Gymnasium“ verweisen.

Ich glaube, darüber herrscht keine Verschiedenheit der Ansichten, dass in dem griechischen Sprachunterrichte der Nachdruck auf der Kenntnis der griechischen Literatur liegen muss; unter Kenntnis verstehe ich diejenige Bekanntschaft, welche auf Kenntnis der Grammatik und des Sprachschatzes basiert; ohne Kenntnis der griechischen Grammatik giebt es für mich keine der griechischen Literatur, und die schönen Reden von tieferer Erfassung des antiken Geistes durch massenhafte Lektüre machen auf mich keinen grossen Eindruck, da ich weiss, wie wenig dahinter steckt. Ich weiss wohl, dass man häufig im Publikum anders denkt, und dass das Ideal mancher dem klassischen Altertum nicht feindlich gegenüberstehenden Kreise jene seichte ästhetische Schwärmerei ist, welche bewundernd den Lehrer Sophokles, Äschylus und alle möglichen griechischen Dichter übersetzen lässt und hört, vielleicht auch mit Hülfe einer Übersetzung bewundernd dies nachmacht, dann von dem Genusse der griechischen Literatur redet und mit Bedauern die

Digitized by Google

Kurzsichtigkeit der „Philologen“ verurteilt, welche von der Jugend verlangt, dass sie **arbeite**, ehe sie **geniessen** will; anderen Kreisen erscheint die Kenntnis der Accente als eine Sisyphusarbeit, als ob der Accent dazu da sei, losgelöst von dem Worte ohne dieses gelernt zu werden und der armen Jugend nur neue Mühsal zu schaffen, von denen nicht zu reden, denen alles vom Überflusse zu sein scheint, dessen unmittelbare Anwendung nicht einleuchtet, die in ihrem utilitarischen Streben jeden erhebenden und idealen Charakter des Unterrichtes zerstören würden. Also, meine Herren, ich verlange **Kenntnis der griechischen Literatur**, ruhend auf wirklicher **Kenntnis der Sprache**. Diese Kenntnis verlangt aber ein gewisses Alter, eine gewisse Reife, und sie wird progressiv und nicht direkt proportional vollkommener mit den Jahren; es kommt also meines Erachtens besonders darauf an, je weiter nach oben, desto mehr Raum für das Griechische zu schaffen, und aus diesem Grunde bedaure ich, dass während in der preussischen Verordnung zwar für Tertia und Sekunda 7 Stunden angesetzt sind, für die Klasse, in der die Literatur mit dem reichsten Gewinne behandelt werden kann, für Prima nur 6 bestimmt wurden. Ich hielte es viel eher für möglich, der Tertia als der Prima 6 Stunden zuzuweisen, und wenn man sich scheut, die Stundenzahl der Prima um eine Stunde zu vermehren, so wäre es meines Erachtens sehr wohl möglich, der Tertia 4 Stunden Mathematik zuzuweisen und diese für Prima auf 3 Stunden zu reducieren. Das jetzt von dem Lehrplane verlangte mathematische Pensum liesse sich auch bei dieser Einrichtung mit Leichtigkeit erreichen.

Die Erfahrungen, die ich Ihnen mitzuteilen beabsichtige, sind gemacht bei 6 Stunden in getrennten Tertien, 7 in getrennten Sekunden, und 6 in kombinierter Prima; sie sind genauer kontrolliert, als dies vielfach sonst möglich ist, da mit dem Giessener Gymnasium ein pädagogisches Seminar verbunden ist und der Unterricht auch im Griechischen häufig Anfängern im Lehramte zuerteilt werden muss, für deren Thätigkeit der Direktor verantwortlich ist. Dadurch wird nicht nur eine sehr genaue Kontrolle notwendig, sondern ich habe den Unterricht fast alljährlich kürzere oder längere Zeit selbst erteilt. Ich habe zugleich, meine Herren, etwas versucht, was, wie ich denke, durch die Art der hier behandelten Frage gerechtfertigt ist, ich habe eine Anzahl von Heften aufgelegt, in denen Sie den Gang, zum Teil auch die Resultate des Unterrichts verfolgen können, wenigstens bezüglich der schriftlichen Arbeiten. Letztere sind bei dem an unserer Anstalt festgehaltenen Gange des Unterrichts so ziemlich ein Niederschlag der grammatisch-sprachlichen Kenntnisse, welche in einer bestimmten Zeit erarbeitet worden sind. Ich habe Ihnen, soweit dies möglich war, je ein Exemplar eines besseren, eines mittelmässigen und eines geringen Schülers vorgelegt, damit Sie auch beurteilen können, wieviel der Gang des Unterrichtes der Fassungskraft zumutet. Zugleich liegen die Maturitätsaufgaben von 1880—1882 vor, dieselben müssten auch für die jetzigen Primaner, die zuerst nach dem Lehrplan von 1877 gebildet sind, wie Sie leicht aus den Arbeiten von U.-I und II erkennen werden, betreffs ihrer Anforderungen nicht reduciert, sondern könnten sehr wohl erhöht werden. Dabei will ich bemerken, dass im Griechischen im Jahre 1877/78 in U.-III 12%; im Jahre 1878/79 in U.-III 13½%, in O.-III 15%; im Jahre 1879/80 in U.-III 12%, in O.-III 16%, in U.-II 11%; im Jahre 1880/81 in U.-III 16%, in O.-III 9%, in U.-II 12½%, in O.-II 6%; im Jahre 1881/82 in U.-III 16%, in O.-III 16%, in U.-II 12%, in O.-II 10%, in U.-I 6% ungenügende Noten erhielten. Die meisten dieser Schüler bewiesen aber auch in anderen Gegenständen ungenügende Leistungen.

Digitized by Google

Ich stelle den jungen Lehrern in Unter-Tertia im Anfange des Schuljahres für die Behandlung des Griechischen jetzt, nach 5jährigen Erfahrungen, folgende Zeiteinteilung fest.

Aufgabe des Sommersemesters: das Nomen.

Im Einzelnen: für die Lesezeichen, Lese- und Schreibübungen	8	Stunden
„ „ 1. Deklination	12	„
„ „ 2. „	18	„
„ „ 3. „	40	„

Während der Einübung der 3. Deklination werden täglich 5 Zahlwörter gelernt und die Komparation.

Für die Pronomina . . . . 12 Stunden.

Vokabeln werden in den ersten 14 Tagen je 5, von da an je 8, nach 4 Wochen je 10 und im Maximum je 15 täglich gelernt, im Anschluss an das Übungsbuch von Wesener.

Dabei bleiben immer noch 10—15 Stunden nicht eingerechnet, welche für besondere Verhältnisse als Reserve dienen. Im allgemeinen konnte diese Stundeneinteilung stets mit gutem Erfolge durchgeführt werden.

Für das Wintersemester bleibt neben der Befestigung der Lehre vom Nomen die Einübung des Verbums. Bis jetzt wurden stets noch die sogenannten grossen Verba in μι in U.-III erlernt; ich halte es aber für besser, diese Lehre künftig nach O.-III zu verlegen; nicht als ob man mit diesem Pensum in U.-III nicht fertig werden könnte, sondern weil diese Zeitwörter doch erst am Ende des Semesters zur Erlernung kommen, mit dem rückwärts liegenden Pensum in keinem rechten Zusammenhange stehen, auch bei der Kürze der Zeit nicht gebracht werden können und ihre rechte Verwendung und Eingliederung in den Unterrichtsgang erst in O.-III finden können und um so eher auch finden dürfen, als das grammatische Pensum dieser Klasse verhältnismässig nicht gross ist.

Die Behandlung des Verbums verläuft so, dass bis Mitte, auch bis Ende Januar das regelmässige Verbum in ω behandelt ist, der Rest der Zeit auf die contracta und liquida verwandt wird.

Dem Unterricht zu Grunde gelegt wird die Grammatik von Curtius und das griechische Lesebuch von Wesener. Ich will hier nicht in eine Diskussion der oft erörterten und nie zum Abschlusse gebrachten, auch nicht zu bringenden Frage, inwieweit die Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft für die Schule verwendet werden können oder müssen, eintreten; ich glaube, die meisten der Herrn, welche sich mit dieser Frage beschäftigt haben, werden mit den mass- und einsichtsvollen Bemerkungen einverstanden sein, welche Herr Geheimrat Bonitz seiner Zeit über die Benutzung der Curtius'schen Grammatik veröffentlicht hat; erst das Können, dann das Erkennen muss vor wie nach die Losung des griechischen Elementarunterrichtes bleiben, wenn seine Resultate nicht durch ein unsicheres Fundament jeden Augenblick ins Schwanken geraten sollen. Ich habe an der Curtius'schen Grammatik vor allem ihren viel zu grossen Umfang auszusetzen, der nie zum Eigentum eines Schülers werden kann. Die lateinische Grammatik leidet ja auch noch unter einem Ballaste von Ausnahmen und Unregelmässigkeiten, aber viel weiter geht dieser Unfug in der griechischen. Wir haben daher an unserer Anstalt eine grosse Menge dessen, was in der Curtius'schen Grammatik zu finden ist, — ich rede hier zunächst von der Formenlehre — gestrichen und den Memorierstoff auf das

Digitized by Google

Allernotwendigste reduciert; ich will versuchen an einem Beispiele dies klar zu machen. Von der Deklination sind die Bemerkungen gestrichen und auf dasjenige beschränkt, was in den Vokabeln erlernt wird, die att. Deklination bleibt ganz unberücksichtigt; unter den Accentregeln der kons. Deklination befinden sich als Ausnahmen aufgeführt: δᾴς Fackel, θώς Schakal, φώς Brandfleck, σής Motte, Worte, die schwerlich einem Schüler je vorkommen. Was sollen ferner Dinge wie § 195 μέσος ἴσος εὔδιος πρώϊος ὄψιος für den Schüler, welche im Komp. und Superl. αι an die Stelle von ο oder ω setzen, sie stossen ihm in seiner Schullektüre nie auf, oder λάλος πτωχὸς ὀψοφάγος μονοφάγος, die ἴστερος haben? So ist dies durch die ganze Formenlehre geschehen, nur das wirklich Gebräuchliche und Gewöhnliche wird gelernt, alles Seltene, Vereinzelte vorkommenden Falles der Erklärung in der Lektüre vorbehalten. So wahren wir das Princip der *Beschränkung*. Der andere Hauptsatz unserer Behandlung ist die *Gruppierung des gesamten Unterrichts um den Lesestoff*. Die Schüler haben so gut wie nie im Unterricht das Lesebuch in der Hand. Der Lehrer spricht den griechischen bezw. den deutschen Satz vor, der Schüler wiederholt und übersetzt ihn; kein Satz wird in derselben Form bei der Wiederholung des Pensums vorgenommen, sondern nur variiert dem Schüler vorgeführt. Ich persönlich hätte aus diesem Grunde am liebsten ein Übungsbuch, das nur griechische Sätze enthielte, doch muss es auch mit dem bei uns eingeführten gehen; denn sehr bald sehen die Schüler ein, dass das häusliche Auswendiglernen wenig hilft, die Hauptarbeit von ihnen in der Stunde gefordert wird. Dadurch dass sie die Krücke des Buches entbehren, werden sie an geschärfte Auffassung und an rasches Zusammennehmen, an Geistesgegenwart gewöhnt. Mit diesen mündlichen Übungen werden ganze Partien der einfachen syntaktischen Verhältnisse erlernt. Substantiv-Plurale und prädikatives Verb im Singular, die geläufigsten Präpositionen in Verbindung stets mit dem Casus bei der Deklination, die Verbindung des Adjektivs in attritutiver und prädikativer Stellung bei der Deklination, die gebräuchlichsten Partikeln; die Bedeutung der Modi in unabhängigen Sätzen, sowie der Imp. und Aor. mit ἄν, der Opt. mit ἄν, Konstruktion von ἵνα, εἰ, ἐάν werden bei der Konjugation sofort geübt; ebenso μή beim Prohibitiv u. ä. Meine Herren! Bezüglich der schriftlichen Übungen bekenne ich mich zu der heute etwas anrüchigen Ansicht, dass ohne dieselben eine fremde Sprache gründlich und wissenschaftlich nicht erlernt werden kann. Aber andererseits halte ich auch an der Überzeugung fest, dass häusliche Übersetzungen sehr geringen Wert haben und dass sie nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich sind, wenn sie nicht vom Lehrer korrigiert werden. Wie weit letzteres bei unseren überfüllten Klassen heute möglich ist, wenn täglich oder auch nur einige Male in der Woche solche häusliche Übersetzungen gegeben werden, darüber ist kein Wort zu verlieren. Jedes Wissen, das für einen Schüler wertvoll sein kann, muss präsent sein — von diesem Satze aus sind die schriftlichen Arbeiten an unserer Anstalt geordnet, es werden in den unteren Klassen nur Extemporalien geschrieben d. h. Arbeiten, bei welchen der deutsche Satz von dem Lehrer vorgesprochen, von dem Schüler sofort griechisch niedergeschrieben wird; und in den drei oberen Jahreskursen kommt auf ungefähr drei Extemporalien je eine sogenannte Klassenarbeit, bei welcher der Schüler den deutschen Text vor sich und in bestimmter Zeit ohne Wörterbuch und Grammatik zu übersetzen hat. Diese Aufgaben sollen vorwiegend dem Zwecke dienen, dass der Schüler lernt seine Zeit einzuteilen. Ich weiss wohl, dass man hier einwenden kann, dass der langsame Schüler durch das Extemporale

Digitized by Google

in Nachteil gerät; aber ein solcher Nachteil ist von ihm überhaupt nicht abzuwenden, das Extemporale ist zweitens nicht das einzige, nicht einmal ein Hauptkriterium für die Beurteilung, und auch der Langsame kann durch Übung, aber auch nur durch solche zum rascheren Auffassen und Kombinieren gebracht werden. Solche Extemporalien werden in den beiden Tertien wöchentlich, von da ab 14tägig geschrieben; sie werden auf allen Stufen vom Lehrer gearbeitet und müssen sich an die Lektüre und damit an den grammatischen Lehrstoff enge anschliessen. Natürlich wären solche Forderungen nicht durchzuführen, wenn sie nicht durch den ganzen Unterricht vorbereitet und auch in ihrer unmittelbaren Gestalt dem Schüler geläufig wären. Letzteres suchen wir durch eine Einrichtung zu erreichen, bei deren Mitteilung ich manchem Kopfschütteln zu begegnen glaube, die sich bei uns aber vortrefflich bewährt hat und die wir unter keinen Umständen aufgeben würden, nämlich der intensivste Gebrauch der Wandtafel. So ziemlich jeder Satz, der von einem Schüler mündlich übersetzt wurde in die fremde Sprache, wird von einem anderen an die Wandtafel geschrieben. Sie werden nun vielleicht denken, dadurch würde der Unterricht unterbrochen oder die Aufmerksamkeit der Schüler abgelenkt; ich gebe zu, dass dies vielleicht in der ersten Woche, in welcher diese Übungen begonnen werden, der Fall sein kann; in der Folge kümmert sich kein Schüler um das, was an der Tafel vorgeht, bis der Lehrer einen auffordert, die etwaigen Fehler anzugeben. Dazu sind meistens wenige Sekunden erforderlich; dann geht der Unterricht weiter. Wir haben bei den zahlreichen Versuchen und Beobachtungen, welche gerade über diesen Punkt gemacht worden sind, konstatieren können, dass neben der übrigen Arbeit bis zu 10 Sätzen in der Stunde angeschrieben werden konnten; ein Fehler kann sich hierbei nicht, wie bei den häuslichen Übersetzungen, festsetzen, von Unselbständigkeit ist nichts zu fürchten, die Aufmerksamkeit wird gesteigert, die rasche und präsente Verwendung der Kenntnisse anerzogen. Übrigens sind die Schüler der Tertia schon von unten herauf im lateinischen und französischen Unterrichte so an dieses Verfahren gewöhnt, dass es für sie nichts Neues oder Auffälliges hat. So sind wir in der Lage, ohne alle und jede häusliche schriftliche Arbeit eine sehr reichliche Übung im Schreiben eintreten zu lassen.

In Ober-Tertia wird zunächst das bisherige Verfahren beibehalten und das Sommersemester für die Einübung der Verba in μι und die Erlernung der unregelmässigen Verba verwendet, von denen jedoch im ganzen nicht mehr fest erlernt werden als ungefähr in dem Verzeichnisse der Krügerschen Schulgrammatik aufgeführt sind. Alles Seltene — und die Zahl der seltenen Verba und Formen ist bei Curtius sehr gross (S. 148 ff.) — überlassen wir der Erwähnung bei dem Vorkommen in der Lektüre.

Die Hauptaufgabe dieser Klasse besteht 1) in der Einführung in die Syntax. Ich brauche hierüber nicht ausführlich zu sprechen, wir haben mit den durch die Beschränkung des Lesestoffes, der Fassungskraft und der Zeit gebotenen Änderungen die Grundsätze durchgeführt, welche Rehdantz in der Z. f. G.-W. 1851, 393 ff. dargelegt und teilweise in seiner Anabasisausgabe teils angedeutet teils durchgeführt hat. Die Beschränkung auf die dem Griechischen eigentümlichen grammatischen Lehren — Partikeln, Participialkonstruktionen und Modi — in streng systematischer Aufeinanderfolge ist der Kernpunkt der Behandlung. Die von Rehdantz empfohlenen verschiedenen Heftschreibereien werden bei uns durch häufige mündliche Zusammenfassungen und Zusammenstellungen durch die Schüler mit gutem Erfolge ersetzt. Mit dem Übersetzen des Xenophon, von dem B. I und

Digitized by Google

II, 1—5 gelesen werden, wird es wie in U.-III gehalten, Variieren, Übersetzen mit geschlossenem Buche bei der Repetition, Einarbeiten der unregelmässigen Zeitwörter in die Variation und Extemporalien kehren auch hier wieder; die häusliche Arbeit besteht ausser in der festen Einprägung der Vokabeln in einer Muster-Übersetzung, welche hier wie in allen fremdsprachlichen Stunden nach dem ersten Versuche der Übersetzung durch die Schüler und der Erklärung aller einzelnen Schwierigkeiten der Lehrer zu geben verpflichtet ist, und die mindestens in so gutem Deutsch wiederholt werden muss, als sie gegeben wurde. Feder und Bleistift sind hierbei nicht in den Händen der Schüler. Um dem einförmigen Mechanismus der Repetition entgegenzutreten, wird dieselbe bisweilen in der Form gegeben, dass bei geschlossenen Büchern ein Schüler den Text liest, ein anderer die deutsche Übersetzung giebt, oder umgekehrt; bei der Variation gilt als Grundsatz, möglichst viele Schüler durch rasches Fragen und Antworten zu beteiligen. Die zweite Hauptaufgabe ist die Einführung in den Homer. Dieselbe erfolgt an 300 Versen des ersten Buches der Odyssee, die lediglich infolge der intensiven und sehr langsamen Durcharbeitung von den Schülern so ziemlich auswendig gewusst werden. Die ganze homerische Formenlehre wird nur an der gerade vorliegenden Form erlernt und die eigene Kombination der Schüler hierbei möglichst in Anspruch genommen. Die Extemporalien schliessen sich durchaus dem Gange der Lektüre und Grammatik an; selbst bei der Homerlektüre wird — natürlich mit Festhaltung des attischen Sprachgebrauchs — der Stoff der Schreibübungen aus der Lektüre entnommen. Die Arbeiten gehen, sobald die Partikellehre und die Participialkonstruktion begonnen ist, nur noch zusammenhängende Stücke, da ja sonst die Gelegenheit zu deren Anwendung nicht reichlich genug sich ergeben würde.

Aufgabe der Unter-Sekunda ist die Fortsetzung der Einführung in die Syntax, welche die in O.-III erlernten Regeln in derselben Fassung öfter repetiert und diejenigen, welche dort nur experimentell erlernt wurden, ergänzt und teilweise zum Abschluss bringt. Während der Schüler in O.-III z. B. nur gelernt hat, dass τυγχάνω mit dem Particip verbunden wird, werden jetzt alle Fälle der Verba des modificierten Seins in der Lektüre zusammengestellt und die Lehre vom prädikativen Particip entwickelt, von dem vielleicht gelegentlich noch einige weitere Fälle gelernt werden. Die Hauptarbeit wendet sich der Casuslehre zu, wobei die Hauptschwierigkeit darin besteht, dass von den Regeln, welche hier entgegentreten, nicht alle aus der Lektüre erlernt werden können. Ich halte das an und für sich für kein Unglück, und vielleicht wäre es richtiger zu sagen, alles, was nicht in der Lektüre begegnet, wird zunächst nicht gelernt und späterer Ergänzung vorbehalten. Andererseits wird dies durch die Anlage der Curtius'schen Grammatik sehr erschwert, da dieselbe gerade in der Casuslehre verhältnismässig wenig zusammenfassende und abstrahierende Gesichtspunkte gebende Regeln enthält, sondern eine Menge von einzelnen Vokabeln aufzählt; zugleich wird, wenn nicht der Unterricht in beiden Stunden in derselben Hand liegt, was allerdings immer der Fall sein sollte, in der Weise, dass der Lehrer in U.-II die Klasse nach O.-II fortführt, ohne Zweifel und unvermeidlich vieles übergangen werden, was Prima doch immerhin voraussetzen muss. So machen wir uns hier noch der Inkonsequenz schuldig, dass wir als Vokabeln bei manchen Regeln auch die übrigen zu einer Gruppe gehörigen Wörter lernen lassen, selbst wenn sie nicht in der Lektüre begegnen.

Ober-Sekunda bringt die syntaktische Bildung zum Abschluss. Für die schrift-

Digitized by Google

lichen Arbeiten und die grammatischen Einübungen verwenden wir im Durchschnitt in U.-II $3\frac{1}{2}$, in O.-II $2\frac{1}{2}$—3 Stunden wöchentlich; selbstverständlich giebt es keine Grammatikstunden ad hoc, sondern die Zeit, welche bei der Lektüre auf grammatische Dinge und auf die Extemporalien verwendet wird, lässt sich ungefähr so bemessen. Bei jeder Regel spielen die Beispiele eine Hauptrolle. Wir haben einen Kanon von Beispielen für die ganze Anstalt, der gedruckt sich in den Händen der Schüler befindet und thatsächlich die Grammatik ersetzt. Diese Beispiele sind wo möglich metrisch und enthalten einen Sinnspruch oder irgend etwas für den betreffenden Dichter Charakteristisches — auch hiervon liegen einige Exemplare beim Bureau. — Und dass diese Beispiele nicht totes Kapital sind, dafür sorgt folgende Übung, die sehr häufig eintritt. Statt die Regel für einen in der Lektüre vorkommenden Fall sagen zu lassen, wird der Schüler aufgefordert das Beispiel anzugeben; man nötigt ihn auf diesem Wege zu einer Geistesoperation mehr, und wenn er das richtige Beispiel anzugeben vermag, beweist er, dass er den Fall der Lektüre unter die richtige Regel subsumiert hat. Meine Herren! Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit ein Geständnis, welches vielleicht manchem unter Ihnen unerwartet sein wird, darum aber doch gesprochen werden muss. Für den Schulgebrauch halte ich den syntaktischen Teil der Curtius'schen Grammatik noch weniger geeignet, als die Formenlehre. Derselbe enthält auf 170 Seiten eine Menge von Regeln, welche der dogmatischen Schärfe entbehren und Erklärung und Gesetz durcheinanderbringen, daher für den Schüler gar nicht mit Sicherheit, in den seltenen Fällen aber, wo dies gelingt, nur mit Aufgebot von vieler Zeit und Kraft gelernt werden können. Ich wundere mich, dass noch nicht Curtius, wie Seyffert, seinen Harre oder Schaper gefunden hat. Wir haben uns z. B. über kurze und knappe Fassungen, oft im Anschluss an die vortrefflichen Regeln von Krüger geeinigt und berücksichtigen einen grossen Teil der Curtius'schen Syntax gar nicht, einen anderen nur für die Erklärung. Wenn ich die Zeitströmung verstehe, so meine ich, wenn die Curtius'sche Grammatik sich erhalten soll, so müsste ihr syntaktischer Teil ungefähr auf den Umfang, auch die Präcision von Krüger, Seyffert, Tillmanns oder Lindner gebracht werden. Zur Durchnahme so ausgedehnter syntaktischer Regeln ist bei der Zahl der griechischen Lehrstunden nur auf Unkosten der Lektüre oder des häuslichen Fleisses die Zeit zu finden; die Lektüre wird nicht einmal durch dieselben gefördert, da ein sicheres grammatisches Wissen dabei nicht gewonnen wird. Und machen wir uns darüber keine Illusionen, ein grosser Teil der Klagen des Publikums wird durch unsere dickleibigen Grammatiken veranlasst. Es sind mir nicht vereinzelt Fälle bekannt, in denen 4—5 Seiten Grammatik, natürlich wie dies nicht fehlen kann, ohne Durchnahme in der Schule und ohne Scheidung von Gesetz und Erklärung, für die Hausarbeit aufgegeben wurden; ich kann es keinem Elternhause verdenken, wenn es über solche Verkehrtheit Lärm schlägt.

In der dargelegten Weise wird es möglich, in U.-II 4—5 Bücher Xenophon und ungefähr 8 Gesänge Homer zu lesen. Und über letztere Einrichtung möchte ich ein paar Worte bemerken. Wir halten für die homerischen Gedichte den Grundsatz fest, dass sie ganz gelesen werden sollen. Selbstverständlich meine ich dabei nicht, dass unpassende oder triviale Stellen nicht überschlagen werden; wer möchte z. B. die zahlreichen Wiederholungen oder in der Ilias alle Kampfscenen lesen lassen, die auf die Dauer etwas Einförmiges, oft etwas Rohes und das Gefühl Beleidigendes haben? Aber bei dem im ganzen langsamen Fortschritte, welchen die Lektüre in U.-II zunächst nehmen muss, würde die

Digitized by Google

Zeit nicht vorhanden sein, um die Aufgabe von 8 Büchern zu bewältigen, und wir haben deshalb eine Einrichtung getroffen, welche der von Herrn Direktor Radtke im Programm von Pless 1874 vorgeschlagenen nahekommt. Es ist ein für alle Male festgesetzt, bestimmte zusammenhängende Partieen (ungefähr 5 BB.) in der Schule zu lesen, während andere (ungefähr 3 BB. und 1 in den Ferien) von den Schülern zu Hause gelesen, aber in der Schule kontrolliert werden. So gewinnen wir neben schwachen Anfängen von Privatarbeit, welche sich hier lediglich als freie Disposition über die Arbeitszeit äussert, die Zeit, nicht bloss die Kenntnis der homerischen Formen zu befestigen, sondern vor allem in die Kenntnis des homerischen Lebens einzuführen, was ich für die Hauptseite dieses Unterrichts halte. Hieran werden die Schüler namentlich in O.-II beteiligt, und ich brauche nur anzudeuten, dass der deutsche Aufsatz häufig den Prüfstein abgiebt, wieviel in dieser Hinsicht ihnen klar und ihr Eigentum geworden ist. In O.-II wird die Lektüre gewöhnlich mit einer grösseren oder 2—3 kleineren Reden des Lysias eingeleitet und geht zu Herodot über, von dem ich selbst früher wiederholt von 6, 94 bis 9 einschl. gelesen habe; jüngere Lehrer haben wenigstens noch einen Teil des 9. Buches gelesen. Alle abschweifenden Episoden, z. B. die an und für sich sehr interessanten sikilischen Ereignisse, oder alle zu viel Detail der Erklärung fordernden Partieen, wie z. B. die Völkerkataloge, bleiben dabei weg. Hauptgesichtspunkt ist, dass die Schüler eine klare Übersicht über Gang und Ereignisse der Perserkriege gewinnen. Dass die sprachliche Seite nicht vernachlässigt wird, möge folgende Betrachtung zeigen. Bei der Versetzungsprüfung wird von dem Schüler verlangt, dass er von den Herodoteischen Formen sichere, selbst systematische Kenntnis besitzt. Die regelmässigen Übungen bei der Repetition sind: Variieren des Textes in der Weise, dass gute attische Ausdrucksweise gewonnen wird — das häufig beliebte Lesen des ionischen Textes mit attischen Formen giebt einen Mischmasch, der nachher durch die Anwendung rein dialektischer Vokabeln die Schüler irreführt — zusammenfassende und kürzende Erzählung einer grösseren zusammenhängenden Partie in Form des Extemporale oder durch die Schüler mit häuslicher Vorbereitung. So machen sich selbst bei längerer Herodotlektüre keine besonderen Nachteile bemerkbar; wenn ab und zu ionische Formen in den Extemporalien erscheinen, wird man dies dem Gewinne einer reichen Lektüre gegenüber für kein Unglück halten können. In der Odyssee liest diese Klasse B. 10—24, davon ungefähr 7 Bücher zu Hause mit Kontrolle in der Schule.

Für Prima sind nur grammatische Wiederholungen und Erweiterungen erforderlich, welche bisweilen an die Lektüre, regelmässig an die Extemporalien angeschlossen werden. Im Durchschnitt beträgt hier die für Grammatik verwandte Zeit ungefähr eine Stunde wöchentlich, und dieselbe vermindert sich gegen die zweite Hälfte des Kursus auf nicht viel mehr als $^3/_4$ Stunden. Auch hier schliessen sich die Extemporalien und Klassenarbeiten nur der Lektüre an, und auch die Arbeiten der Maturitätsprüfung werden regelmässig an einen Teil der Jahreslektüre angeschlossen. Diese Arbeiten haben sämtlich den Zweck, nicht bloss Grammatik und Sprachstoff der Lektüre zu fördern, sondern auch die Kenntnis des Inhalts; sie sind teils Inhaltsangaben und Auszüge, teils die Darlegungen der historischen Thatsachen, namentlich der Anlässe, Zwecke, Erfolge bei Reden, teils kürzende Erzählungen einzelner Vorgänge, welche lediglich mit dem vorgekommenen sprachlich-grammatischen Materiale zu lösen sind; überall bieten dieselben ein abgeschlossenes Ganzes.

Digitized by Google

Es wird den Schülern nie eine Partie besonders namhaft gemacht, auf die sie sich speziell vorzubereiten haben; dafür bleiben seltenere Worte und Verbindungen aus diesen Arbeiten verbannt. Die Hauptarbeit fällt in dieser Klasse der Lektüre zu, und dass hier nicht wenig gelesen werden kann, mag folgende Übersicht zeigen:

Im Jahre 1881. Hom. Il. 13—24. Thucyd. l. I., Plato Apol., Krit., Phaedo Anfang und Ende. Soph. Antigone.

Im Jahre 1880. Hom. Il. 1—12. Thucyd. l. II. Demosthenes Ol. I., Phil. 1. 3., Cherson., Soph. Oed. Rex.

In der Iliaslektüre erleichtere ich die Arbeit der Schüler dadurch, dass ich ihnen in jeder Stunde die noch nicht dagewesenen oder selten erscheinenden Vokabeln für 100 bis 150 Verse diktiere, um ihnen die zeitraubende und mechanische Thätigkeit des Aufschlagens ihres Lexikons zu ersparen.

Im Thucyd. l. I wird die Pentekontaetie unter die Schüler verteilt.

Auswendig gelernt werden in den Homerstunden jeder Klasse von U.-II ab 100 bis 150 Verse jährlich, in I die von Schwierigkeiten der Überlieferung oder der Metrik freien Chöre des Sophokles.

Dass auf das Verständnis des Inhaltes und Beteiligung der Schüler an dessen Verarbeitung besonderer Nachdruck gelegt wird, brauche ich kaum zu bemerken. Bei der Dichterlektüre werden die Schüler sämtlich mit freien Vorträgen — oder ich will lieber sagen — Auseinandersetzungen beteiligt. Im einzelnen muss ich auf die Ausführungen verweisen, die ich in Z. f. G.-W. 1874 S. 881 ff. gegeben habe.

Meine Herren! Durch das neue preussische Reglement wird aus der Maturitätsprüfung das griechische Scriptum entfernt, bezw. in derselben bloss für die Extraneer beibehalten und durch eine Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche ersetzt. Ich glaube, so weit sind wir schon durch die letzten Jahrzehnte belehrt worden, dass wir von dieser Einrichtung, speziell von dem Ausfall des griechischen Scriptums einen Ruin der Gymnasien nicht befürchten; aber bedauern werden wir doch, dass uns ein wesentliches Mittel der Vertiefung und der Förderung der Lektüre fehlen soll. Es ist ja allerdings nicht ausgeschlossen und in Preussen direkt ausgesprochen, dass auch künftig das griechische Extemporale in Prima beibehalten wird, und es wird gewiss zum Teil von dem Ansehen und der Geschicktheit der betreffenden Lehrer abhängen, ob seine Taxation bei den Schülern abnehmen wird oder nicht, aber im grossen und ganzen haben wir auch heute keinen Grund, eine andere Wirkung zu erwarten als die, welche Herr Geheimrat Bonitz in seinem lehrreichen Aufsatz in der Z. f. d. G.-W. 1871, S. 77 f. geschildert hat: „Wird das griechische Scriptum der Maturitätsprüfung aufgegeben, so wird dadurch, wie nachdrücklich man auch gleichzeitig in Worten die Bedeutung sicherer grammatischer Kenntnisse betonen möge, durch die That unausbleiblich dem wahrhaft gymnasialen Charakter des griechischen Unterrichtes ein schwerer Schlag beigebracht“; und: „Wenn von dem griechischen Unterricht an den Gymnasien die eine Seite des Erfolges, nämlich die Gewandtheit, einen leichten griechischen Text zu übersetzen, durch die Maturitätsprüfung erprobt wird, die andere dagegen, die Sicherheit der grammatischen Kenntnisse, auf welcher allein ein wertvolles, den Kraftaufwand verdienendes Verständnis beruhen kann, trotz etwaniger Worte des Vorbehaltes in betreff der mündlichen Prüfung, nicht mehr wird erprobt werden: so ist die unausbleibliche Folge, dass zunächst unter den Schülern

Digitized by Google

eine solide Kenntnis des Griechischen zum Eigentum einer kleinen auserlesenen Schar werden wird, und dass bald genug an einem grossen Teile der **Gymnasien** selbst der griechische Unterricht zu dilettantischer Leichtigkeit herabsinkt.“ Insofern halte ich den Ausfall des griechischen Scriptums für eine bedauerliche Massregel, die ich mir wohl erklären, die ich aber nicht billigen kann. Man kann allerdings anführen, dass die Anforderungen der Maturitätsprüfungs-Ordnungen in allen deutschen Staaten für das Scriptum stets niedrig bemessen waren, und dass diese Anforderungen thatsächlich jetzt meist in U.-II erreicht und in Prima überschritten werden. Aber es ist ein falscher und lediglich bei dem Laienpublikum verständlicher Schluss, wenn man hiernach glaubt, ein früheres Aufhören der griechischen Schreibübungen sei dadurch gerechtfertigt. Unsere Methode des Anschlusses der gesamten Schreibübungen an die Lektüre hat zu scheinbar viel höheren Leistungen geführt, die aber keineswegs in gleichem Masse höhere Ansprüche an den Fleiss und die Arbeitskraft der Schüler stellen. Das Scriptum, richtig behandelt, ist heute ein notwendiger Teil des Unterrichtes, und damit eigentlich schon über seine Berechtigung in der Schlussprüfung entschieden. Die Verordnung befürchtete wohl eine Beeinträchtigung der Lektüre durch die Schreibübungen, und ich kann diese auf sicherlich zahlreichen Thatsachen beruhende Besorgnis nicht anzweifeln. Aber ich hätte einen anderen Schluss gezogen, wenn diese Beobachtung vorlag; die Art und die Ausdehnung der Schreibübungen müsste reformiert, nicht diese selbst einfach beseitigt werden. Die häufig beklagte Belastung der Prima mit einem Übermasse von grammatischen Erörterungen und Quisquilien wird, wenn überhaupt mit der Verordnung noch sichere sprachliche Kenntnisse als nötig erachtet werden, weit eher eintreten, als jetzt, wo dieselben wesentlich dem Extemporale zugewiesen werden können. Zu beseitigen wird diese Gefahr überhaupt nie vollständig sein, solange der Lehrer nicht Jeden, sondern nur Alle lehren kann; aber wenn der Lehrer durch lediglich mündliche Besprechungen die Lektüre für die Grammatik fruchtbar machen soll, so wird grosse Erfahrung, Lehrkunst und Selbstbeherrschung erforderlich sein, um das richtige Mass nicht zu überschreiten. Tröstlich ist eines: wir bewegen uns ja im Schulwesen, wie im übrigen Leben, ruckweise vorwärts, und auf Zeiten der Energie folgen solche des Nachlasses. Ich glaube, auch die griechischen Scripta in der Maturitätsprüfung werden wieder eine bessere Zeit sehen. Und wenn Sie einen kleinen Blick rückwärts werfen, so wird derselbe eher er- als entmutigen. Es sind noch keine fünf Jahrzehnte, da wurde in den süddeutschen Kammern, wo der Parlamentarismus älter ist, als im Norden, die Forderung auf Abschaffung des Griechischen erhoben, und die Strömung war dieser Sprache so ungünstig als möglich: die griechischen Schreibübungen fielen. Kaum 10 Jahre später nahm man das rasche Sinken der griechischen Kenntnisse mit Überraschung wahr; von da an suchte man die Pflege des Griechischen speziell in Baden und Hessen — Würtemberg und Bayern sind mir nicht genug bekannt — zu fördern. Ich will nicht sagen, dass die damaligen Resultate heute absolut befriedigen würden, aber gegen frühere Zeiten war ein Fortschritt zu konstatieren; besser wurden jedoch erst die Resultate, als man das griechische Scriptum wieder zurückführte, das allerdings verstohlen an wenigen Anstalten stets beibehalten worden war; ich kann aus eigener Erfahrung konstatieren, dass dasjenige badische Gymnasium, an dem griechische Schreibübungen, wenn auch in unvollkommener Weise betrieben wurden, zu jener Zeit den Ruhm besonderer sprachlicher Leistungen genoss. Äusserungen in den gesetzgebenden Körperschaften und in der Presse

erklären sich zum Teil aus dieser Sachlage. Wenn heute der Vater die Gelehrsamkeit des Sohnes im griechischen Exercitium sieht — Accente, zusammenhängende Stücke statt einiger Sätze, Extemporalien ohne Wörterbuch und Grammatik —, so denkt er mit Entsetzen an die Überanstrengung und an die unnütze Zeitvergendung, die eine solche Kunst erfordert, und macht, wenn er dazu Gelegenheit findet, dem gepressten Herzen Luft. Er bedenkt aber nicht, dass diese Dinge unter ganz anderen Voraussetzungen, wenn die Sache richtig gehandhabt wird, entstehen, als zu seiner Zeit, und er weiss nicht, dass seine Beschuldigung, durch diese Übung werde die Lektüre und die Kenntnis der griechischen Literatur geschädigt, häufig ohne Grundlage ist. Ich behaupte, meine Herren, dass wir heute im allgemeinen nicht nur mehr von der griechischen Literatur kennen lernen, sondern dass dieses Mehr auch gründlicher von unseren Schülern kennen gelernt wird, als vor 30 und 40 Jahren meist der Fall war, und ich behaupte weiter, dieses Mehr verdanken wir der Unterstützung durch das an die Lektüre angeschlossene Extemporale. Und ich behaupte endlich, unsere Schüler müssen für das Griechische nicht mehr arbeiten, als vor 30—40 Jahren, wenn der Unterricht richtig gehandhabt wird. Ich sage, wenn die Sache richtig gehandhabt wird, denn leider scheint kein Zweifel darüber bestehen zu können, dass dies recht häufig nicht der Fall ist. Ich will nicht auf die Angaben der Presse oder des preussischen Ministeriums rekurrieren; ich will nur eine Thatsache ins Auge fassen — die Literatur der griechichen Übersetzungsbücher. Wenn dieselben nicht massenhaft gebraucht würden, könnten sie nicht so rasch zum Teil in neuen Auflagen erscheinen; daraus wird eines klar, dass die Gruppierung des griechischen Unterrichts um die Lektüre vielfach nicht vorhanden ist; ich glaube, man darf auch weiter daraus schliessen, dass die häuslichen Arbeiten noch recht häufig gefordert werden. Und ich kann nicht günstiger über die neueste Gestalt dieser Übungsbücher urteilen, welche an die Schriftsteller sich anschliessende Texte bringen, obgleich ja an und für sich ein richtiges Princip hier zu Tage tritt; denn abgesehen davon, dass kein Lehrer die von anderen für einen bestimmten Schülercötus und unter ganz bestimmten Voraussetzungen gefertigten Übungsstücke in der Regel ohne weiteres für seinen Unterricht gebrauchen kann, hemmen sie die Entwickelung, die wir allgemein wünschen müssen, dass nämlich jeder Lehrer seine Aufgaben selbst ausarbeitet; und doch werden nur in diesem Falle die Schreibübungen den griechischen Unterricht befruchten, wie sie von ihm befruchtet werden; auch wird am sichersten auf diesem Wege zu hohen Anforderungen an die Schüler begegnet werden können; denn nur wenn der Lehrer seine Stücke selbst komponiert, übersieht er die Ansprüche ganz genau, welche sie an die Schüler stellen. Den einzigen Vorteil, den gutgearbeitete Stücke der letzterwähnten Gattung haben können, dass sie nämlich unerfahrenen Lehrern den Weg zeigen, werden sie leider wohl nicht allzu oft erreichen; sie werden nur selten als Wegweiser, um so öfter als Brücken der Bequemlichkeit dienen.

Aber, meine Herren, sollte denn der Ersatz, den die preussische Verordnung herstellen will, die Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche, nicht ausreichen? Ich stehe nicht an, diese Frage, wenn man den idealen Gedanken derselben erfasst, zu bejahen. Man kann aus dieser Übung allerdings etwas machen, das, wenn auch in etwas anderer Weise, wohl imstande ist, das Scriptum zu ersetzen. Wenn ein Schüler so weit gebracht ist, dass er abgesehen von der Korrektheit der Konstruktionen und Worte, z. B. in einer leichten Platonischen Stelle jedes δή, τοί u. s. w. richtig im Deutschen wiedergiebt, wenn

er die Ineinanderschachtelung einer Platonischen Gedankenverbindung — natürlich gilt dasselbe von Demosthenes oder Thukydides, von letzterem in noch erhöhterem Masse — nach den Gesetzen der einfachen deutschen Satzverbindung entwirrt, welche die Häufung untergeordneter Sätze zurückweist, wenn er endlich den Ausdruck selbst im Anschluss an das Original möglichst plastisch und treffend und doch gut deutsch wiederzugeben vermag, meine Herren, von einem solchen Schüler wird niemand behaupten wollen, dass er die griechische Sprache nicht gelernt, in das Verständnis der Griechen nicht eingedrungen sei. Und dass eine solche Fähigkeit nur durch ausgedehnte Lektüre gewonnen werden kann, wird man der Verordnung ebenfalls zugeben können. Aber, meine Herren, so viel ist doch auch unbestritten, 1) diese Kunst wird immer eine seltene bleiben, weil sie auch in der Lehrerwelt erfahrungsmässig eine seltene ist. Sehen Sie alle gedruckten Übersetzungen auf diese Forderungen hin durch, wie wenige werden denselben entsprechen; zahlreiche Beobachtungen in Schulen mehrerer deutscher Staaten haben diese Wahrnehmung nur bestätigen können; 2) werden die zu diesem Zwecke zu stellenden Anforderungen nicht nur grösser sein müssen, als bei dem Scriptum, sondern sie setzen eine Konsequenz und eine Übereinstimmung der Schriftstellerbehandlung an einer Anstalt voraus, die wohl recht häufig ein Ideal bleiben werden. Und praktisch stellt sich die Sache doch so. Werden diese Übersetzungen ins Deutsche nach der gewöhnlichen Art gefertigt, d. h. so, dass der griechische Text in eine sogenannte deutsche Übertragung gezwängt wird, so wird eine solche Übung nicht nützen, sondern eher schaden; denn der deutsch-altsprachliche Typus, der in so bezeichnender Weise die meisten der Übersetzungsbücher für das Lateinische oder Griechische, oft auch die deutschgeschriebenen philologischen Arbeiten beherrscht, wird sich in gesteigerter Weise in diesen Schülerübersetzungen zur Geltung bringen, in umsomehr gesteigerter Weise, als hier das Ringen mit Sinn und Ausdruck zu der Beeinflussung durch die ganze Fügung der alten Sprache kommt. Meine Herren, ich urteile nicht bloss theoretisch, ich kenne solche Einrichtung aus Erfahrung; sie bestand früher in Baden, und ich habe sie dort an drei Gymnasien kennen, aber nicht schätzen gelernt. Ich habe sodann am Giessener Gymnasium derartige Übungen überall eingeführt, wo ein Schriftsteller den Schülern einigermassen vertraut geworden ist, also von Unter-Sekunda ab; ich vermag deshalb die Schwierigkeiten und Resultate einigermassen zu beurteilen. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass man eine solche Einrichtung schätzen kann, weil ich es selbst thue, und die Erfahrungen des englischen Schulwesens können nur dazu ermutigen; die Engländer erklären bekanntlich die auffallende stilistische Gewandtheit der jungen Gentlemen hauptsächlich durch ihre häufige Übung, aus den alten Klassikern ins Englische zu übertragen. Aber zu solch gehäuften Arbeiten werden wir nicht greifen, weil wir nicht wagen dürfen, an die häusliche Arbeit unserer Schüler weitere Anforderungen zu stellen, und auf der anderen Seite uns nicht entschliessen werden, unsere ganze Unterrichtsweise auf den Stand der englischen zurückzuschrauben.

Meine Herren, ich halte also den Ersatz des Reglements für eine treffliche Einrichtung, ideell gedacht; praktisch wird sie meines Erachtens zu zwei Lösungen führen können. Entweder die Arbeiten werden in der gewöhnlichen deutsch-griechischen Redeweise gefertigt, die keine Förderung für die deutsche stilistische Bildung, keine für die Kenntnis der griechischen Sprache, keine für die geistige Schulung ist, dies wird die Regel sein. Oder man wird zu besseren Resultaten zu gelangen suchen, dann wird aber

Digitized by Google

sehr leicht die grammatische Kenntnis, ich meine die Befähigung zur Anwendung der Regeln Not leiden; oder aber es müssen grosse Anforderungen an die Schüler eintreten, denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben: eine solche Fertigkeit wird nur erreicht, wenn jede mündliche Übersetzung auch ein Muster von deutscher Ausdrucksweise sein wird; welche Anforderungen dabei auch bei den Lehrern vorausgesetzt werden, brauche ich nicht besonders hervorzuheben. Wird ein befriedigendes Resultat erreicht, so ist der Ausfall des Extemporale nicht zu beklagen; aber so viel scheint mir nicht fraglich zu sein, dass bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen letzteres als Unterrichtsmittel sicherer fungierte, als menschlicher Berechnung nach das neue fungieren wird. Es hielt zum Teil die Gefahr ferne, welche jetzt näher gerückt wird, dass das doktrinäre Wissen der Regel mehr gilt, als ihre sichere Anwendung, die Grammatik mehr, als die Sprache. Wenn die neue Einrichtung überhaupt einmal ihren Zweck erfüllen wird, so wird dazu längere Zeit erforderlich sein; in dieser Zwischenzeit aber liegt die Gefahr eines allgemeinen Sinkens der griechischen Kenntnisse nahe, und dass dem entsprechend auch jene Leistung, welche das Reglement voraussetzt, schwieriger zu erzielen sein wird, liegt auf der Hand. Das Richtige scheint auch hier in der Mitte zu liegen: das eine nicht lassen und das andere thun. Das Extemporale in richtiger und massvoller Anwendung und Beschränkung garantiert uns mit grösserer Sicherheit die Erhaltung grammatischer Schulung; umgekehrt kann jene die deutsche stilistische Bildung fördernde Übersetzung aus dem Griechischen ohne die Voraussetzung tüchtiger grammatischer Kenntnisse nicht erzielt werden; ausserdem muss jede Übersetzung in musterhaft deutschem Ausdrucke vom Lehrer gegeben und vom Schüler gefordert werden. Beide Aufgaben schliessen sich nicht aus, sondern können und müssen sich gegenseitig ergänzen und finden. Deshalb beklage ich den Wegfall des griechischen Extemporales aus der Prüfungsordnung, und deswegen halte ich die Erfolge des in derselben angeordneten Ersatzmittels für zweifelhaft, letzteres selbst für einseitig.

Thesen, meine Herren, habe ich nicht aufgestellt; sie scheinen mir bei der wechselnden Zusammensetzung unserer Versammlungen nirgend von erheblichem Werte zu sein und haben in dem vorliegenden Falle um so weniger praktische Bedeutung, als an eine unmittelbare Änderung der hier besprochenen Verhältnisse nicht zu denken ist, höchstens vielleicht eine und die andere Schulbehörde, die im Begriffe ist, dem preussischen Vorgange zu folgen, sich dadurch zu einer erneuten Prüfung der Frage bestimmen lässt; diesen Erfolg wird aber möglicherweise die Diskussion selbst herbeiführen. Was der Hauptwert an solchen Erörterungen zu sein scheint, dass man die verschiedenen Ansichten zum Ausdruck und zur Begründung gelangen lässt, kann und wird sich auch ohne Thesen vollziehen. Selbstverständlich würde ich nicht das mindeste einzuwenden haben, wenn solche aus der Versammlung gestellt oder gefordert würden.

(Wegen vorgerückter Zeit wird der zweite Teil des hier ganz abgedruckten Vortrags erst am Freitag auf die Tagesordnung gesetzt.)

Digitized by Google

Dritte Sitzung.

Freitag den 29. September 1882.

1. Geschäftliche Mitteilungen.

2. Fortsetzung des Vortrags von Prof. Schiller.

Eintritt in die Debatte.

Der Vorsitzende empfiehlt Kürze wegen Mangel an Zeit.

Oberlehrer Hüttemann aus Strassburg war früher — so führt er aus — im wesentlichen mit Schiller einverstanden. Er hatte die Übungsbücher von Sekunda ab verbannt, wendete im Extemporale an, was die Lektüre bot, verfasste dasselbe zwar für sich griechisch, bemühte sich aber, seine Arbeit in ein richtiges Deutsch mit Vermeidung aller Gräcismen zu übertragen und benützte diese Übung zugleich zur Einführung in das Verständnis des Inhalts.

Baumeister sei mit dieser seiner Art wohl einverstanden gewesen, aber er (Hüttemann) habe sie in den Reichslanden, wo es keine Maturitätsscripta aus dem Deutschen in das Griechische gebe, dennoch nicht beibehalten wollen: 1) weil die Schüler nach Abschaffung des Maturitätsscriptums nicht denselben Fleiss auf solche Übungen verwendeten, 2) weil die Lektüre ohne Schreibübungen in grösserem Umfange betrieben werden könne. Thatsächlich sei die Lektüre auch um ein Drittel erweitert worden.

Direktor Uhlig (Heidelberg): Es ist an der Zeit, meine Herren, mit der Kürze Ernst zu machen. Verzeihen Sie daher, wenn ich mich eines etwas lapidarischen Stils bediene.

In der Gymnasialpädagogik sind die Dissense so häufig, die Konsense im allgemeinen so selten, dass es wohl am Platz ist, auch Übereinstimmung ausdrücklich zu bezeugen. Und so erlaube ich mir zu erklären, dass ich mit dem von Herrn Professor Schiller Vorgetragenen durchaus übereinstimme und dass in ganz ähnlicher Weise auch von uns in Heidelberg verfahren wird. Nur drei kurze bestätigende Zusätze zu dem Gesagten möchte ich machen.

1) Ich habe sechs Jahre an einer Anstalt unterrichtet, an welcher das Abiturientenexamen keine Übertragung ins Griechische forderte und infolgedessen solche Übersetzungen auch in der obersten Klasse fast ganz in Wegfall kamen. Ich unterrichte jetzt an einem Gymnasium, welches das griechische Scriptum in der Maturitätsprüfung hat und wöchentlich einmal ein an die Lektüre angeschlossenes Extemporale (das ½ Stunde kostet) schreiben lässt. An der letzteren Anstalt vermag ich ungleich mehr zu lesen, als an der ersteren.

2) Das griechische Extemporale hat ausser anderem auch den Wert für mich, dass dadurch die Lektürestunden von trivialen grammatikalischen Erörterungen befreit werden, dass man jetzt Sophokles und Platon lesen kann, ohne wiederholt von Dingen sprechen zu müssen, welche dem Eindruck der Schriftsteller notwendig Abbruch thun müssen.

3) Mit vollkommenem Recht hat Herr Schiller die Stoff-Fülle und Weitschweifigkeit in den Grammatiken von Curtius und Koch getadelt und darauf hingewiesen, wie vieles von syntaktischem Wissen nicht systematisch, sondern gelegentlich erlernt werden müsse. Das systematische Verfahren überwiegt überhaupt noch immer zu sehr in unseren

Digitized by Google

Schulen. Starke Vorneigung zu demselben ist das Zeichen eines ungeschickten Schulmeisters; der geschickte weiss die gute Gelegenheit beim Schopf zu nehmen. Vielleicht am wenigsten zu systematischer Behandlung eignet sich die Casuslehre. Wir lassen die wichtigsten Regeln derselben folgendermassen kennen lernen: von denjenigen unregelmässigen Verben, deren Rektion vom Deutschen abweicht, werden die Stammformen in der Weise memoriert und aufgesagt, dass zu ihnen ein bestimmtes substantivisches Objekt hinzugesetzt wird. Ein substantivisches ist dem Pronomen indefinitum aus mehr als einem Betracht vorzuziehen.

Direktor Pähler (Wiesbaden): Herr Schiller habe zum Beginne seines Vortrages darauf hingewiesen, dass manche preussische Schulmänner die Bestimmungen, welche die jüngste Gymnasialreform hinsichtlich des griechischen Unterrichts getroffen habe, schweren Herzens und mit Besorgnis aufgenommen hätten; er bekenne, dass er zu diesen Schulmännern gehöre und dass ihm nicht nur der Wegfall des griechischen Scriptums in der Maturitätsprüfung, sondern auch die Verlegung des Anfangsunterrichtes im Griechischen nach Tertia Befürchtungen eingeflösst habe. Indes habe die preussische Ministerial-Verfügung vielfach (nicht hier) eine so herbe Kritik erfahren, dass es scheine, als ob man ganz übersehe, welch eine Fülle von Goldkörnern echter pädagogischer Weisheit in den neuen Lehrplänen und den dazu gehörigen Erläuterungen zu finden sei. Er glaube versichern zu dürfen, dass die preussischen Schulmänner auch innerhalb des neuen Rahmens den griechischen Unterricht hochhalten und die Erreichung seiner hohen Ziele unentwegt erstreben würden. Wenn Kollege Schiller genau auseinander gesetzt habe, welche Wirkungen der Ersatz des Scriptums durch eine Übersetzung aus dem Griechischen voraussichtlich üben werde, so sei es mit derartigen Prophezeiungen eine heikle Sache; man möge lieber die Erfolge selbst abwarten, in solchen Dingen könne nur die thatsächliche Erfahrung entscheiden.

Im übrigen sei er mit den Darlegungen des Vortragenden in der Hauptsache einverstanden; nur zwei Bedenken habe er zu äussern. Einmal könne er es nicht billigen, dass man die griechischen Schreibübungen selbst an die Homerlektüre anschliessen solle; die unsterblichen Gesänge Homers ständen doch zu hoch, als dass ihr Inhalt zur Einübung der Grammatik, zu prosaischen Extemporalien verwendet werden dürfte. Sodann sei er bezüglich der Interpretation der Klassiker anderer Ansicht. Direktor Schiller habe verlangt, dass zunächst der Schüler eine Übersetzung zu geben versuchen, dann aber der Lehrer eine Musterübersetzung liefern solle. Er sei der Meinung, dass diese Musterübersetzung nicht vom Lehrer zu geben, sondern durch die Schüler zu finden sei, dass sie in gemeinsamer Arbeit der Schüler und des Lehrers festgestellt werden müsse. Auf diese Weise komme man freilich langsamer von der Stelle, aber das Gelesene sei dann auch voll und ganz begriffen, und das Übersetzen werde in dieser Art die trefflichste Übung für die Schärfung der Denkkraft und für den deutschen Ausdruck; er sei überhaupt kein Freund dessen, was man kursorische Lektüre nenne; vor dem Umfange der Lektüre des Kollegen Hüttemann stehe er in staunender Bewunderung, das könne er nicht fertig bringen.

In den bisherigen Verhandlungen sei mehrfach betont worden, dass der Unterricht häufig nicht in der rechten Weise erteilt werde; auch sei auf die Anklagen Bezug genommen worden, die in den Versammlungen der Volksvertretungen und in der Presse oftmals gegen unser höheres Schulwesen erhoben würden.

Digitized by Google

Was den ersteren Punkt angebe, so müsse jeder, der seiner Stellung nach dazu in der Lage und verpflichtet sei, auftreten gegen Lehrer, die etwa aus Bequemlichkeit oder Leichtsinn sich den Forderungen nicht fügen wollten, welche die neuere Pädagogik als unzweifelhaft berechtigte und notwendige erwiesen habe. Auf der anderen Seite müsse man geradeso energisch Front machen gegen die masslosen und ungerechten Angriffe, die in letzter Zeit von Unberufenen gegen unsere Gymnasien, insbesondere gegen die klassischen Studien auf denselben geschleudert würden.

Diese Angriffe hätten eine Ausdehnung gewonnen, die bedenklich werde und die altsprachlichen Fächer entschieden zu gefährden drohe. Es sei sehr zu wünschen, dass endlich einmal jemand zur Feder greife und in einer besonderen Schrift das Pygmäengeschlecht der Gegner nicht bloss mit ruhiger Widerlegung, sondern auch mit scharfer Zurückweisung, selbst mit der Waffe des Spottes und des Sarkasmus niederschmettre.

Nach seiner Ansicht empfehle es sich auch, dass die Versammlung in dieser Sache Stellung nehme und in irgend einer Form, vielleicht durch eine Resolution eine bestimmte Erklärung abgebe.

Der Vorsitzende ersucht den Redner, diese Resolution schriftlich zu formulieren und in der nächsten Sitzung einzubringen.

Pähler erklärt sich dazu bereit.

Wendt will nicht mehr auf Einzelheiten eingehen. Auch er will Homer nicht zu Extemporalien benutzt wissen. Selbst sein eigenes Übungsbuch möchte er nicht mehr benutzt haben, wie er überhaupt gegen den Unterricht mit Übungsbüchern sei. Schreibübungen seien in seiner Jugend keine gemacht worden, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb habe man weniger gelesen. Den Gegnern gegenüber müsse man Stellung nehmen; aber zu seinen Gegnern zählten nicht seine Schüler, sondern solche, denen das genauere Verständnis fehle. Es gebe Stimmen, auf welche man am besten mit Stillschweigen antworte; aber der Regierung gegenüber, deren entscheidende Beamten Juristen sind, sei Begründung notwendig. Wenn das Scriptum falle, mache er sich wenig daraus; wenn aber die neue preussische Prüfungsordnung nur Xenophon und derartige leichte Schriftsteller beim Abiturientenexamen fordere, so sei das zu wenig; denn der Schüler ziehe daraus den Schluss, dass er nicht mehr zu leisten brauche. — Aus dem Ganzen erhelle die Notwendigkeit einer Einigung.

Genthe erklärt sich mit den Ausführungen Wendts einverstanden und beklagt die Beseitigung des griechischen Scriptums noch mehr. Er habe unter Bonitz gestanden, als er die von Schiller angezogene Abhandlung geschrieben habe; jetzt habe Bonitz einer mächtigeren Gegenströmung gegenüber gestanden.

Grohmeier schickt voraus, dass er die grösste Bedeutung auf den griechischen Unterricht lege. Es handle sich aber nicht darum, ob wir Griechisch treiben wollten oder nicht, sondern darum, welches die besten Wege seien. Zu diesem Zwecke bedürfe es des Austausches der Erfahrungen. Auch im Reichslande seien solche gemacht worden, die man denen Uhligs entgegenstellen könne. Die Abschaffung beschränke sich auf Prima. Darum drehe sich die Frage. Er schliesse sich Hüttemann an; er habe zwar nicht so viel gelesen, aber doch seine Lektüre weiter ausdehnen können, als dies möglich sei, wenn man das Scriptum beibehalte. Die Vertiefung der Lektüre habe nicht gelitten, sondern

Digitized by Google

der Eifer dafür sei gehoben, und im Reichslande sei man mit den Erfahrungen zufrieden. Die Methode Schillers sei nichts Neues.

Pähler fragt Grohmeier, ob in Prima Arbeiten angefertigt worden seien oder nicht.

Grohmeier antwortet, es bestehe kein regelmässiges Scriptum in den Reichslanden.

Der Vorsitzende bemerkt, dass man in Baden das griechische Scriptum nicht gehabt, aber durch die Erfahrung dazu gedrängt worden sei, es einzuführen. Bei den Abiturientenprüfungen, denen er zu präsidieren gehabt, habe er oft bemerkt, dass das griechische Scriptum keinen für einen Schüler ungünstigen Ausschlag zu geben pflege; im Gegenteil habe es manchem Schüler, der während des Jahres im griechischen Stil nicht excelliert habe, am Ende eine bessere Censur verschafft.

Wendt bestätigt diese Bemerkung seines Kollegen.

Vierte Sitzung.

Freitag den 29. September 1882. Nachmittags 4 Uhr.

I. Verlesung der Resolution des Herrn Direktor Pähler.

Der Vorsitzende will dieselbe morgen zur Diskussion stellen.

II. Vortrag des Herrn Professor Bruno Meyer:

Die Kunstwissenschaft und die Mittelschule.

Wenn die Vertreter von besonderen Disciplinen, die nicht zu den Lehrgegenständen der Mittelschulen gehören, über das Verhältnis ihrer Wissenschaften zu den letzteren sprechen, so geschieht es gewöhnlich von dem einseitigen und kurzsichtigen Standpunkte der gegenwärtig die wissenschaftliche Arbeit beherrschenden Spezialforschung aus, mit der Tendenz, für ihre Wissenschaft einen Platz unter den obligatorischen Lehrgegenständen der Mittelschulen zu erstreiten, Ansprüche, die fast immer von einem etwas höheren wissenschaftlichen Standpunkte und mit Berücksichtigung der Praxis als unbegründet abgewiesen werden müssen. Mir als ehemaligem praktischen Schulmanne kann es nicht einfallen, die viel berufene und in gewissem Sinne unzweifelhaft vorhandene Überbürdung der Schüler noch zu vermehren. Diese Rücksicht aber entbindet die Schule nicht von der Verpflichtung, Gegenstände in ihren Kreis zu ziehen, die als wesentliche Elemente der allgemeinen Bildung anerkannt sind. Letzteres aber ist bei den Werken der bildenden Kunst der Fall. Glücklicherweise vergelten diese Gegenstände die ihnen im Unterricht gewidmete Mühe reichlich. Der Überbürdung der Schüler nämlich ist (neben der Entlastung der Schulen von dem Ballast nicht hingehöriger Schüler) vorzugsweise dadurch zu begegnen, dass der Lehrer mehr Arbeit auf sich nimmt. Einmal dadurch, dass er den Lehrstoff nicht als einen nach Inhalt und Form vorher bestimmten vorträgt, sondern ihn sich in sichtbarer Gedankenarbeit vor und mit den Schülern entwickeln lässt; sodann aber, indem er alle Hülfsmittel heranzieht und beherrscht, welche die Methode wirksamer zu machen imstande sind. An letzterer Stelle hat die Kunstwissenschaft mit ihren Gegenständen und Ergebnissen ihren Platz. Durch sie erhalten die gelernten Dinge für das Gedächtnis neue Anknüpfungspunkte und die Phantasie Anleitung zum Entwerfen klarer und treffender Bilder. Dazu kommt, dass wenn man mit Recht als Kennzeichen

Digitized by Google

der Bildung neben der Fähigkeit zum mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck die Fertigkeit in der graphischen Darstellung gefordert hat, auch die Formen und Vorbilder der letzteren bekannt und geläufig gemacht werden müssen. Fragt man nun aber, mit welchen Gegenständen die Beschäftigung mit der Kunst zu beginnen hat, so kann kein Zweifel sein, dass den Formen der Baukunst in ihrer stilgeschichtlichen Entwickelung der Vortritt gebührt. Für die grundlegenden Anschauungen aber ist im Klassenunterricht die grosse Wandtafel das unbedingt vorzüglichste, ja einzig ausreichende Lehrmittel. Aus diesem Grunde habe ich es versucht, durch Herstellung eines baugeschichtlichen Wandatlas[1]) ein Unterrichtsmaterial darzubieten, welches die bis jetzt allerdings vorhandenen Schwierigkeiten bei der Berücksichtigung der monumentalen Überlieferung neben der bisher ausschliesslich ins Auge gefassten literarischen gründlich hinweggräumt, indem es sowohl die nötigen Anschauungen vermittelt wie die wünschenswerten Winke für die ausgiebigste Benutzung derselben giebt. Allerdings aber ist damit noch nicht genug gethan, vielmehr wird sich die Notwendigkeit fühlbar machen, nicht nur über andere Arten von Denkmälern, sondern gelegentlich auch über nicht unerhebliche Mengen derselben zu verfügen. Das einzige, für derartige Fälle allen Anforderungen genügende Hülfsmittel sind die wandgrossen Bilder, welche mit Hülfe des Projektionsapparates (laterna magica, Skioptikon, Nebelbilderapparat u. s. w.) mit Leichtigkeit hergestellt werden können. Diese Art der Demonstration ist die bequemste, billigste und schönste, welche für grössere Zuhörerkreise existiert. Doch verfügen bisher nur die Naturwissenschaften, die an dieser Stelle in jedem Betracht bescheidener sind, über ein wissenschaftlich gearbeitetes und leidlich ausreichendes Bildermaterial. Ich habe mir daher angelegen sein lassen, dasselbe auch für die hier sehr viel anspruchsvolleren geschichtlichen Wissenschaften zu beschaffen, indem ich dabei von dem Bedürfnis meiner speziellen Wissenschaft ausging[2]). Da aber diese die allerverschiedensten Gegenstände zu betrachten hat, so ist damit zugleich auch anderen historischen Disciplinen das für sie nötige Material vorbereitet. Auch hier sind die Schwierigkeiten der Einführung im Verhältnis zu den Vorteilen derselben gleich Null. Die Kosten sind gering, zumal der Apparat als solcher in die physikalischen Kabinette gehört, auch schon vielfach in guter Ausstattung zum Zwecke der Benutzung naturwissenschaftlicher und technischer Photogramme angeschafft ist, und die Bilder in jeder Anzahl um geringen Preis nach und nach dem wachsenden Bedürfnis entsprechend angeschafft werden können. Die Anwendung selber aber macht so wenig Umstände, wie irgend eine andere Demonstration. Die gegenwärtig gebräuchlichen Lichtquellen sind so stark, dass die projicierten Bilder ohne erhebliche Verdunkelung des Raumes scharf und klar sichtbar werden. So reichen also einfache dunkle Fenstervorhänge aus, um das

1) Baugeschichtlicher Wandatlas für Hoch-, Mittel- und Fachschulen. Mit Unterstützung des Königlichen Preussischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, herausgegeben von Bruno Meyer. Zehn Lieferungen von je sechs Tafeln (aus denen auch Auswahlen abgegeben worden) im Formate von 190 : 146 cm mit erläuterndem Text. Karlsruhe, Selbstverlag des Herausgebers, von dem ein ausführlicher Prospekt kostenfrei zu beziehen ist. — Die erste Lieferung war der Sektion vorgelegt.

2) Glasphotogramme für den kunstwissenschaftlichen Unterricht, im Projektionsapparat zu gebrauchen. Herausgegeben von Bruno Meyer. (Vorläufig) 4000 Nummern. Karlsruhe, Selbstverlag des Herausgebers, von dem ein ausführlicher Prospekt kostenfrei zu beziehen ist. — Eine kleine Auswahl dieser Publikation wurde den dazu eingeladenen Mitgliedern der Sektion vorgeführt.

Digitized by Google

Licht zu dämpfen; hiermit fällt zugleich aber auch die Befürchtung, dass die Verfinsterung in Schulklassen Gefahren für die Disciplin herbeiführen könnte.

Der Vorsitzende will, falls eine Diskussion über diesen Vortrag gewünscht werde, dieselbe morgen auf die Tagesordnung bringen, den Professor Bihler aber, der sich schon mehrere Male mit seinem Vortrag hat müssen zurückschieben lassen, ersuchen, gleich jetzt seinen Vortrag zu halten. Zugleich bittet er Uhlig, nun den Vorsitz zu übernehmen, da er selbst an der Debatte sich beteiligen möchte.

III. Vortrag des Herrn Professor Bihler aus Karlsruhe:

Über die Methode des französischen Sprachunterrichtes auf den badischen Gymnasien.

Nachdem ich vorausgeschickt, dass wir zur Zeit den französischen Unterricht in IV mit 4 Wochenstunden beginnen, in III und II mit je 3 fortsetzen und in I mit zwei zu Ende führen, kann ich sofort in medias res eingehen, wie wir es in unserem Unterrichte auch machen, und kann Ihnen mitteilen, dass wir mit der Lektüre beginnen. Natürlich unterscheidet sich unser Lesestoff von dem in den meisten Chrestomathien gebotenen wesentlich. Wir setzen unsern Ehrgeiz nicht darein, mit Anekdoten beginnend unseren Weg durch alle Stilgattungen hindurch zu nehmen, um an verwickelten Sätzen die Kunst des Übersetzens zu lehren — dazu haben wir in den oberen Klassen noch reichlich Gelegenheit —, sondern wir suchen schlichte Erzählungen aus, die sich möglichst in Hauptsätzen bewegen, und finden sie am besten in den französischen Schulbüchern. Die komplicierte, eben nicht für die Schule geschriebene Anfangslektüre so mancher Lesebücher erinnert mich an jene deutsche Grammatik, in der es heisst, ein Nebensatz sei ein Satz, der für sich keinen Sinn habe, und ich glaube, dass der geehrte Verfasser für unseren Fall wenigstens das Richtige geahnt hat.

Im Chore und im Takte lesen und sprechen zu lassen ist unser wirksames Mittel. Es gewährt den Vorteil, dass Zeit erspart, dass auch der Schüchterne mit fortgerissen wird, dass der schallende Klang der vielen Stimmen sich schärfer dem Ohre einprägt, und dass die Kontrolle sich durch Überschauen der Mundhaltung sehr leicht ausüben lässt. Ein Wort nach dem andern wird vor- und nachgesprochen, dann werden sie zu passenden Gruppen verbunden, bis die Klasse einen ganzen Satz fliessend nachspricht. Darauf wird die Probe am einzelnen Schüler gemacht. Das Übersetzen kann bei richtiger Wahl des Stoffes und nachdem uns das Lateinische zwei Jahre vorgearbeitet hat — ein Punkt, auf den wir später zurückkommen werden —, nicht schwer fallen. Um einen so durchgenommenen Satz möglichst oft zu wiederholen und dem Gedächtnisse einzuprägen, wird er zu Fragen umgestaltet, aus denen sich die Antwort, anfangs mit Hülfe des vorliegenden Textes, leicht ergiebt, und diese werden so lange eingeübt, bis alle Schüler die Antworten bereit haben. Der mehrere Stunden nacheinander behandelte Text wird memoriert. So vorwärts schreitend sind wir nach wenigen Wochen imstande, uns ein Stündchen mit unseren Schülern in französischer Sprache zu unterhalten. Von diesem Augenblicke an tritt das grammatische Pensum in den Vordergrund.

Auf diese Weise zu beginnen empfiehlt sich aus mehreren Gründen. Lehrer und Schüler gewinnen von vornherein die Überzeugung, dass sie es mit einer lebenden Sprache zu thun haben, die das Bedürfnis hat gesprochen zu werden, dass sich der Unterricht in erster Linie an Ohr und Verstand, und erst in zweiter an das Auge zu wenden hat, dass

Digitized by Google

die Pflege verständiger und gewandter Konversation ebenfalls eine achtenswerte Geistesgymnastik ermöglicht. Dadurch dass der Lehrer gezwungen ist, so lange das Wort und den Satz vorzusprechen, bis alle Schüler sie richtig nachsprechen, dass derselbe Satz aus dem Munde des Lehrers in Frageform immer wiederkehrt, werden nicht nur die einzelnen fremden Laute, sondern auch der französische Satzton, der sich durch seine stetige Tonhöhe, wobei sich die Stimme nur vor der kürzeren, in der Schrift etwa durch ein Komma zu bezeichnenden Pause hebt und am Satzschluss senkt, sowie durch die liaison wesentlich vom deutschen unterscheidet, den Schülern zu Eigentum gegeben. Wir dürfen uns dabei getrost auf den in der Jugend so mächtigen Nachahmungstrieb verlassen, wofern wir nur selbst Mustergiltiges leisten; wo dieser nicht ausreichen will, rufen wir aus der Sprachphysiologie geschöpfte, präcise Anweisungen zu Hülfe, wie Herr Merkel sie uns z. B. mit der ihm eigenen Klarheit in seinen Programmbeilagen zur Verfügung stellt.

Das Gesetz der Analogie spielt in der Sprachgeschichte eine gewaltige Rolle. Diesem Gesetze gehorcht das Kind im Erlernen der Muttersprache. Seinem unbewussten Sprachgefühle folgend bringt es seine Gedanken in Sätze, welche gehörten sich nachbilden, und lernt nach und nach korrekt sprechen. Diesem Gesetze vertrauen wir, indem wir das Kind durch die Lektüre mitten in die lebende Sprache hineinführen, und wohl mit Recht, denn in den jungen Jahren, wo der Verstand noch nicht genügend erstarkt ist, um jedes Wort, jede Wendung auf die Goldwage zu legen, macht das unbewusste Sprachgefühl seine Rechte am nachhaltigsten geltend. Des Lehrers Sache ist es, dieses Gefühl zu unterstützen und zu heben, und er thut dies durch die mannigfaltige Umbildung eines und desselben Satzes zu Fragen und Antworten; seine Sache ist es aber auch, nur Nachahmungswertes vorzulegen. Fürchten wir uns jedoch in der Leitung der Konversation ja nicht vor den Fehlern, die etwa gemacht werden können, sie sind einer der Pfeiler jener Brücke, die zum Gebrauche der Sprache führt. Vor lauter Ängstlichkeit, einen Sprachfehler zu machen, bringen wir es sonst so weit, lieber unseren Gedanken keinen Ausdruck zu geben: weil man im Wasser ertrinken kann, lernen wir nicht schwimmen. Der grammatische Unterricht bietet Gelegenheit zu sichten unter dem, was aufwächst, und zum akademisch Reinen und Unverfälschten überzuführen.

Nachdem wir, wie ich vorhin schon gesagt, etwa vier Wochen lang die ganze Stundenzahl der Lektüre gewidmet haben, tritt das grammatische Pensum in den Vordergrund, und der Lektüre verbleibt noch eine Wochenstunde durch IV und III. Der Betrieb bleibt der gleiche, Präparation wird nicht verlangt, Einübung des Ohres auf das Erfassen hingeworfener Fragen, Erzielung einer gewissen Fertigkeit im Antworten und Nacherzählen sind die Hauptaufgaben. Stücke erzählenden Inhaltes, sei es aus der Geschichte oder aus dem Tagesleben, geben den Stoff, der allerdings nach Massgabe der gewonnenen grammatischen Kenntnisse schwieriger wird, ohne sich zum style soutenu zu erheben. Wir pflegen also die Konversation, aber nur im Anschlusse an die Lektüre, die sich ihrerseits wieder den Anforderungen jener anbequemt. Zu mehr fehlt uns die Zeit. Als Muster wage ich meinen Herren Kollegen die in New-York erschienenen Causeries avec mes élèves von Sauveur zu empfehlen.

Von Unter-Sekunda an, wo die Lektüre Selbstzweck wird, wo wir beginnen, den Schüler in das geistige Leben Frankreichs während der letzten Jahrhunderte einzuführen, greifen wir zu Originalausgaben, wie es ja im altklassischen Unterrichte auch geschieht.

Digitized by Google

Wenn es ratsam ist, einen Kanon für die Lektüre aufzustellen, so muss wohl von dem Grundsatze ausgegangen werden, dass diejenigen Schriftsteller des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, deren Werke ein getreues Bild französischen Lebens, Denkens und Fühlens geben, den Ausdruck der Ideen einer bedeutungsvollen Zeit enthalten oder eine solche vorbereiten, deren Werke endlich für unsere vaterländische Literatur, für die Gestaltung unserer socialen und politischen Verhältnisse von Einfluss waren, in passender Gruppierung und mit Wahrung der erzieherischen Zwecke herangezogen werden sollen. Geht man von diesen Gesichtspunkten aus, so ist es einleuchtend, dass eine Chrestomathie mit ihrem bunten Wechsel von Schriftstellern und Stoffen uns keine Dienste thun kann. Um einen Autor in der Stellung zu seiner Zeit zu begreifen, muss man mindestens eines seiner Hauptwerke in seinen Hauptzügen kennen gelernt haben. Ausgedehnte literarhistorische Kenntnisse, die sich auf die Lektüre von jeweils ein paar Seiten Text gründen, sind wertlose Gedächtnisarbeit. Für uns ergeben sich die für die Schule notwendigen Literaturkenntnisse aus der Einreihung des gelesenen Schriftstellers in seine Zeit, in seine Schule, aus einer Zusammenstellung mit seinen Vorgängern und Nachfolgern. Für leichtlebige Geister mag es recht unterhaltend sein, jede andere Stunde auf ein neues Thema überzuspringen, unsere Schüler sollen aber angeleitet werden, auch in der Anlage und dem Plane ganzer Werke die Geistesarbeit kennen zu lernen.

Allerdings brauchen wir eine Sammlung Reden und lyrischer Gedichte, die den Schülern in den vier oberen Klassen neben der übrigen Lektüre zur Hand sein muss. Solche Stücke sind in sich abgeschlossene Ganze, von denen die einen, weil sie zugleich den Memorierstoff abgeben, sorgfältig ausgewählt sein wollen, die anderen, sofern sie politischen Inhaltes sind, nur dann beigezogen werden können, wenn sie einen für unsere Geschichtsstudien bedeutungsvollen Hintergrund haben, sofern sie aber der Kanzel oder der Akademie entnommen sind, einen die Jugend fesselnden Gegenstand behandeln müssen.

Um das 17. Jahrhundert zu verstehen, um die dasselbe beherrschende Autoritätsidee in ihrem Wirkungskreise zu durchschauen, ist das Studium der Tragiker, Corneilles, Racines, sowie des sich im folgenden Jahrhundert gegen diese Idee empörenden Voltaire unerlässlich. Und doch sträuben sich manche Kollegen dagegen, sie in der Schule zu lesen, mit der Begründung, unsere Primaner könnten dieser Art zu denken und sich auszudrücken, „diesem verfälschten Altertume“ keinen Geschmack abgewinnen.

Nun fällt es aber keinem Literarhistoriker ein, obgleich er seine Augen durchaus nicht gegen die Schwächen dieser Zeit verschliessen kann, wenn er die Bewegungen der folgenden Jahrhunderte in das rechte Licht setzen will, über die Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. den Stab zu brechen oder vom Geistesleben des 17. Jahrhunderts antike Anschauung verlangen zu wollen. Die französische Jugend bildet sich mit Liebe und Nutzen daran; die Erwachsenen, wenn auch ein Teil ihrer Begeisterung auf Rechnung nationalen Stolzes zu setzen ist, lauschen mit ungeschwächter Teilnahme den Aufführungen Corneillescher und Racinescher Stücke im Théâtre-Français: müssen wir demgegenüber nicht fürchten, dass der Fehler an unserem Schulbetriebe liege, wenn unsere Jugend sich angewidert fühlt? Wenn man bedenkt, mit welcher Gewissenhaftigkeit bis in die neuesten Zeiten herein der Alexandriner iambisch skandiert wurde, so ist es den Schülern nicht zu verargen, dass sie an diesem an sich so abwechslungsreichen Verse keinen Gefallen finden konnten: wir haben unserer Jugend zugemutet, was für ein französisches Ohr

Digitized by Google

ein Greuel gewesen wäre. Dieser Uebelstand wird nun allerwärts beseitigt sein, seit gründliche Arbeiten über französische Verskunst veröffentlicht worden sind.

Obschon man zugeben muss, dass Reichtum an genialen Bildern in diesen Tragödien nicht zu suchen ist, dass flüchtige Andeutung, welche die Phantasie der Hörer und Leser zur Thätigkeit anregt, oftmals bessere Wirkung verspräche, als lange Deklamation, so zeichnen sich die Meisterwerke dieser in ihrer Art grossen Zeiten doch durch solche Innigkeit der Empfindung, Wahrheit der Charakterschilderung und Gedankenfülle aus, dass der Primaner eher alles Recht hätte, mit dem Gefühle der Bewunderung bei ihnen in die Schule zu gehen, als die Nase zu rümpfen.

Durch die verdienstvollen, aber etwas prüden Bestrebungen des Hôtel Rambouillet und ähnlicher Kreise hatte sich dem früheren rauhen Kriegstone gegenüber eine Sprache der höheren Stände oder, was zur Zeit Ludwigs XIV. dasselbe besagen will, des Hofes herausgebildet, die sich mit einer Menge von Umschreibungen, welche minder schickliche Wörter ersetzen sollten, breit machte. Jene und die folgende Zeit waren derart von der Vortrefflichkeit solcher Periphrasen überzeugt, dass der geniale Friedrich der Grosse aus dem Umstande, dass die deutsche Sprache sich dieser Verbesserung nicht fügte, den falschen Schluss ziehen konnte, dieselbe sei überhaupt nicht bildungsfähig. Während diese Neigung in der Prosa schon auffällig ist, wurde sie in der Poesie durch die Gesetze des Alexandriners, der zur Vermeidung des enjambement Füllwörter brauchte, noch bedeutend gesteigert. Das französische Ohr fühlt sich dabei heimisch, denn diese Entwickelung geschah naturgemäss aus lateinischem Vorbilde; anders aber ergeht es uns. Lassen wir wörtlich übersetzen, so sehen unsere Schüler vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr, der Adel der Empfindung, die Tiefe der Gedanken geht für sie in Geziertheit und Wortschwall unter. Hierin ist der Hauptgrund jener Abneigung zu suchen, wie ich aus eigener Lehr- und Lern-Erfahrung zu wissen glaube. Gute Übersetzung, die dem Texte sowohl als dem Geiste der deutschen Sprache gerecht wird, ist also notwendig.

Fürchten Sie nicht, dass damit der Phantasie des Schülers Thür und Thor geöffnet werde: die Abweichungen der beiden Sprachen lassen sich auf ein paar einfache Regeln zurückführen, deren Beobachtung die Hindernisse wegräumt. Auf die Gefahr hin, die Grenzen meines Themas zu überschreiten, will ich einige derselben kurz berühren.

Bernhard Schmitz giebt im zweiten Hefte der „Neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie" einen sehr lehrreichen Aufsatz über „die charakteristischen Grundzüge der Verschiedenheit der französischen und deutschen Sprache in grammatisch-stilistischer Hinsicht." Darnach ist das Subjekt im Französischen an die Spitze des Satzes zu stellen, eine Abweichung davon setzt eine besondere Intention, einen nötigenden Grund voraus; während im Deutschen von einem Satz zum andern leicht ein Wechsel des Subjektes stattfindet, bleibt man im Französischen gerne bei demselben Subjekte; statt eines abstrakten oder sächlichen Subjekts im Deutschen wird im Französischen gerne ein konkretes, ein persönliches Subjekt zum Träger des Satzes gemacht.

So wertvoll diese Sätze sind, so reichen sie doch für unsere Zwecke nicht aus. Bei der grossen Menge von Gallicismen, die sich in unsere Sprache eingenistet haben, verlohnt es sich schon, auf in der Grammatik gelernte Dinge aufmerksam zu machen, wie z. B. auf die richtige Verwendung des Artikels vor Abstrakten mit oder ohne Adjektiv, auf die Übersetzung des Demonstrativpronomen, auf die grosse Zahl französischer

Digitized by Google

Verba, die durch deutsche Adverbien wiederzugeben sind, auf die Übersetzung französischer Participien des Perfekts durch deutsche Abstracta, französischer Relativsätze durch indirekte Fragen u. s. w. Die pronoms personnels verraten offenbar zu keckes Vortreten des Individuums und werden deshalb meistens vermieden. An ihre Stelle treten allerhand Körperteile, körperliche oder geistige Eigenschaften und Thätigkeiten; das verallgemeinernde on kehrt unsägliche Male wieder, wo wir Deutsche frisch mit der gemeinten Person herausrücken. Den pronoms possessifs geht es wenig besser: wo der Sinn es irgend gestattet, tritt der unbestimmte Artikel an ihre Stelle, oder aber der Besitzer wird durch einen Relativsatz ausgedrückt, was man dem Versbedürfnis zuschreiben möchte, wenn es nicht in Prosa so häufig wiederkehrte. Ici und là sind streng verpönt, dafür regnet es lieu, endroit, séjour, bord, rivage, climat, ciel u. s. w. Umschreibungen mit den Verben der Wahrnehmung, der Bewegung sind dem lebhaft auffassenden und zu malerischer Ausdrucksweise geneigten Romanen Bedürfnis, wo wir uns mit der unvermittelten Thatsache begnügen. Ebendahin gehören die vielen Ausrufe, wo der Germane es vorzieht, seinen Gefühlen in der Form des Aussagesatzes Luft zu machen, die vielen si, die vielen tant u. s. w.

Mögen diese wenigen Andeutungen eine ausführliche Behandlung der Sache anregen, der Schule würde dadurch ein guter Dienst geleistet werden. Wenn wir uns wohl hüten, die Helden des Altertums sich auf der Bühne mit Sie anreden zu lassen, wenn Talma das Kostüm der Zeit Ludwigs XIV. für die klassische Tragödie abgeschafft und durch historisch zutreffendes ersetzt hat, so dürfen wir wohl, ganz abgesehen davon, dass Pflege der Reinheit unserer Muttersprache für die Schule Pflicht ist, kein Bedenken tragen, die tragische Sprache ihrer Modetracht zu entkleiden. Von diesem Augenblicke an wird das, was dem Franzosen seine klassischen Tragiker wert macht, sich auch dem Sinne unserer Schüler erschliessen, die Gedanken werden klar vor unser Verständnis, die Gefühle warm an unser Herz herantreten, die unverdiente Geringschätzung wird unbefangenem Urteile weichen.

Um den Überblick über ein ganzes Werk nicht allzulange hinauszuziehen und damit in den oberen Klassen je zwei und mehr Werke gelesen werden können, mag man über einzelne minder wichtige Partien referierend weggehen. — Über die Verteilung der Lektüre geben zwei Cirkulare des Grossherzoglichen Oberschulrates von den Jahren 79 und 82 Winke. Sie beginnt mit historischer Prosa, wofür Voltaire, Charles douze; Ségur, Histoire de Napoléon et de la Grande-Armée u. dergl. sich eignen, wogegen die räsonnierende und philosophische Geschichtschreibung in Prima ihren Platz findet. Unterhaltungslektüre als solche ist aus dem Gymnasium überhaupt auszuschliessen; zulässig sind indessen wegen ihrer eigentümlichen Vorzüge Souvestre und Xavier de Maistre. In die dramatische Literatur wird durch Racine eingeführt, Corneille, Molière und Voltaire folgen. Ein Konversationslustspiel zu lesen kann nur empfohlen werden, wenn dies ohne Schädigung der der klassischen Tragödie und Komödie zuzuwendenden Aufmerksamkeit geschehen kann.

Die Konversation wird in der Weise weitergeführt, dass an die Stelle der Repetitionen mündliche Referate oder Nacherzählungen treten, bei denen es niemals an Gelegenheit zu Kreuz- und Querfragen fehlen wird, dass überdies etwa die literarhistorischen Überblicke und Einleitungen in Gesprächsform eingekleidet werden und dass der Lehrer

Digitized by Google

selbst wo immer thunlich sich der französischen Sprache bedient. Jedenfalls müssen wir soviel erreichen, dass eine aus dem Schulstoffe entnommene französische Frage verstanden und in leidlicher Form beantwortet wird. Für den Lehrer steigert sich dadurch die Aufgabe, doch mag von Zeit zu Zeit ein Ferienaufenthalt in Paris zur Auffrischung der Konversationsgewandtheit nachhelfen, wozu allerdings öffentliche Mittel zu Gebote stehen sollten.

Geben wir zum grammatischen Unterrichte über. Die Formenlehre bietet nur eine Schwierigkeit: das Zeitwort in all seinen Gestaltungen und Verschlingungen mit anderen Wörtchen den Schülern dergestalt zu Eigentum zu geben, dass die Formen nicht mehr erst durch zeitraubendes Nachdenken gefunden werden, sondern wie in der Muttersprache unvermittelt vom Munde fliessen. Diese Forderung bedarf bei einer lebenden Sprache keiner weiteren Begründung: das Gespräch verlangt Schlagfertigkeit. Wenn diese Aufgabe durch die vielfache Ähnlichkeit der Formen unter sich noch erschwert wird, so bedingt sie um so beharrlichere Übung. Gleich mit dem Beginnen des grammatischen Unterrichtes widme man also einen bestimmten Teil jeder Stunde dem Verbum. Ich habe seither dem Anschluss an das Übungsbuch zulieb mit avoir angefangen, das ich, wie nachher être, nach und nach an die Tafel schrieb, von den Schülern in fragende und verneinende Form umbilden und umschreiben liess und durch mannigfaltige, am besten in bestimmter Ordnung vorzunehmende Wiederholung vokabelartig so lange einübte, bis auch die schwächsten Schüler darin sicher waren. Ich fürchte nach meinen Ausführungen über die Lektüre nicht mehr, dass man mir den Einwurf mache, die Aussprache sei ja noch nicht so weit an der Hand des Übungsbuches erlernt worden; ebensowenig wird man noch Klage erheben, wenn in den Beispielen einmal eine Regel zur Verwendung kommt, die noch nicht nach der Schnur gelernt worden ist: wozu ist denn der Lehrer da? müsste man ja darauf antworten. Doch gebe ich zu, dass es vorzüglicher sein dürfte, mit einem Verbum qualitatis anzufangen und zwar wegen des leichteren Anschlusses an das Lateinische, der grösseren Regelmässigkeit, der leichteren Verwendung zu inhaltvollen Sätzen und der Übertragung auf eine Menge anderer Verba, sofern des Übungsbuch darnach eingerichtet ist. — Die Konjugationen werden nach den Endungen erlernt; die unermüdlichen Repetitionen erhalten den Reiz der Neuheit durch Kombination mit all den kleinen Wörtchen, die sich wie im Elfenreigen, bunt wechselnd und doch nach bestimmter Regel, um das Zeitwort drehen. Diese Übungen mögen noch in die Unter-Tertia hinein fortgesetzt werden; Zusammenstellungen wie s'en aller, s'en repentir, s'enfuir u. s. w. werden Gelegenheit geben, etwa Vergessenes wieder aufzufrischen. Wieweit die Hauptregeln der Syntax schon bei der Erlernung der Formenlehre beizuziehen und mit einzuüben sind, wird in der Regel durch das Übungsbuch normiert. Da die empfohlene Eindrillung der Verba einen sehr raschen Gang im Übungsbuche ermöglicht, so lohnt sie sich reichlich.

Indem wir unseren Unterricht mit der Lektüre beginnen, sind wir naturgemäss darauf hingewiesen, den Schülern das Neue, Unbekannte aus dem ihnen schon Bekannten zu erklären, d. h. wir müssen auf das Lateinische zurückgehen. Dass wir uns nicht begnügen, bloss auf das lateinische Wort hinzuweisen, wie es z. B. die neue Auflage der Süpfleschen Grammatik macht, sondern die Neugierde der Jugend besser ausbeutend die Regelmässigkeit der Umgestaltung betonen und das eigene Finden lehren, liegt deshalb

Digitized by Google

nahe, weil in allem Unterricht weniger der einzelne Fall als die zu abstrahierende Regel bildende Kraft hat. Darum setzen wir auch das einmal Begonnene im gesamten Unterrichte fort und bahnen die Erkenntnis der Gesetze, nach welchen sich das Französische aus dem Lateinischen herausentwickelt hat, soweit sie unbestritten feststehen und der Altersstufe zugänglich gemacht werden können, zu derjenigen Zeit an, wo der Nutzen einer Vergleichung der Tochtersprache mit der Muttersprache dieselbe geradezu herausfordert. Wenn man sich auch anderwärts geeinigt hat, die Resultate der romanischen Studien in besonderen Exkursen der Prima zuzuschieben, so bezweifle ich doch, dass Primaner, welche etwas anderes als Philologie zu studieren beabsichtigen, denselben viel mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen, als ihnen eine angenehme Unterhaltung wert zu sein scheint, wobei sie sich noch immer höchlich verwundern mögen, warum man ihnen diese Dinge so lange geheim gehalten. Ausserdem brauchen wir unsere zwei Wochenstunden in Prima vollauf, um den Anforderungen der Maturitätsprüfung gerecht zu werden. Die Korrekturen der Stilübungen, noch nicht gelernte, vergessene oder falsch verstandene Wörter geben schon Gelegenheit zur Rekapitulation früher gelernter Gesetze. — Um unsern Versuch fruchtbar zu machen, werden im Elementarbuch die Wörter für einige Nummern so auszuwählen und zusammenzustellen sein, dass sich an den einem Paragraphen überschriebenen ein Gesetz demonstrieren lässt. So erhält der französische Anfangsunterricht einen Anschluss mehr an den eingeschlagenen Bildungsgang und der Lernstoff wird interessanter. Wenn man zu den sogenannten unregelmässigen Verben kommt, muss, was zur richtigen Erkenntnis der abweichenden Formen nötig ist, genügend vorbereitet sein. — Über das Mass, wieweit hierin gegangen werden darf oder soll, wird man so bald nicht einig werden; doch ist die Forderung billig, dass nur Erwiesenes und Unbestrittenes gelehrt werde, dass etymologische Erklärungen nur eintreten, wenn sie das Verständnis und Gedächtnis unterstützen, dass ihnen zulieb nicht neuer Lernstoff in den engen Rahmen der uns zugemessenen Zeit hineingetragen oder der klare Überblick gestört werde. Eine gewisse Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der französischen Sprache ist für uns Süddeutsche ein unabweisliches Bedürfnis, dem wir vor allem gerecht werden müssen. Man würde uns schlechten Dank wissen, wenn wir vor lauter Philologie den praktischen Zweck aus dem Auge verlören.

In der Syntax erspart ein genauer Anschluss an das im Lateinischen Erlernte viele Zeit und Arbeit. Ich will damit nicht der Pedanterie derjenigen das Wort reden, die meinen, man dürfe nicht mehr subjonctif, participe passé, sondern nur noch Konjunktiv, Participium Perfecti u. s. w. sagen, und zwar schon deswegen, weil der Gebrauch der französischen Bezeichnungen immer auch eine Ausspracheübung involviert. Die Lehre von den Zeiten bedarf z. B. nur weniger Erweiterungen, wie etwa genauer Fixierung des Gebrauchs des Perfectum praesens als passé indéfini. Bei den Modi ist festzustellen, wann der Conditionnel an die Stelle des lateinischen Konjunktivs tritt. Bei der Lehre vom Accusativ mit dem Infinitiv ist der abenteuerliche Dativ bei faire, laisser etc. auf die Konstruktion von jubeo, sino zurückzuführen. Beim Ausfall der zweiten Negation sind die Fälle, wo das lateinische quin, ne, nisi sich erhalten hat, zu konstatieren u. s. w. Gut ist es, wenn dem Lehrer die aus der lateinischen Grammatik erlernten Musterbeispiele zur Verfügung stehen: non ego is sum qui mortis metu terrear, res difficilis est ad intelligendum, difficile est rem intelligere, nemo fere est quin acutius vitia

Digitized by Google

in altero quam recta videat u. s. w. werden, wo ein Fehler droht, gleich auf den rechten Weg führen.

Erlauben Sie mir noch eine kurze Rekapitulation des Gesagten, um unseren Standpunkt abzugrenzen und gegen jede falsche Auffassung sicher zu stellen. Wenn wir mit Lektüre und Konversationsübung beginnen, so beabsichtigen wir keineswegs, den Empirikern ein Koncession zu machen. Unsere Art übt nicht allein Laut und Wort, sondern von vorherein auch den Satzton ein. Sie verwertet die Sprachkenntnisse, welche in VI und V erworben worden sind, während nebenbei die Formenlehre schulgerecht erlernt wird. Sie macht ein Zurückgehen auf das Lateinische zur Notwendigkeit und bewahrheitet so einerseits den alten Satz: Wer Latein gelernt hat, für den ist das Französische leicht, während sie anderseits den Grund zur Kenntnis der Sprachgeschichte legt. Bei alledem kommt sie aber auch im Verhältnis der aufgewendeten Zeit dem praktischen Zweck der Erlernung einer neueren Sprache am meisten entgegen. Indem wir dem Anfangsunterrichte den Schein der Unbedeutendheit nehmen, indem wir die Schüler anleiten, in einer fremden Sprache zu denken, versagen wir dem Formen- und Regelnlernen unsere Achtung durchaus nicht; indem wir in Syntax und Lektüre Mittel zur Schärfung des Verstandes besitzen und eine Geistesgymnastik üben, die sich neben jede andere stellen darf, eröffnen wir unter den für die Schule denkbar günstigsten Vorbedingungen, da wir beim Erlernen der Tochtersprache die Muttersprache zum Teil schon besitzen, einen Blick in die Werkstätte der Sprachentwickelung, so klar und so überzeugend, wie er in den alten Sprachen der Jugend kaum geboten werden kann. In den oberen Klassen aber lernen unsere Schüler das geistige Leben eines der einflussreichsten modernen Kulturvölker kennen, das durch Jahrhunderte bestimmend auf Europa eingewirkt hat. Dieser Betrieb sichert dem Französischen nicht nur eine der Anzahl der Wochenstunden entsprechende Gleichberechtigung, sondern auch die Unentbehrlichkeit.

Das den Unterricht begleitende Übungsbuch nimmt auf der unteren Stufe hauptsächlich auf die Umgangssprache Rücksicht, ohne deshalb uns in alle Handwerkersbuden einzuführen. Neben den Einzelsätzen mögen kleinere Stücke zusammenhängenden Inhaltes hergehen, um bei Zeiten dem discours suivi vorzuarbeiten. Auf ein Übungsbuch zu verzichten und es dem Eifer des Lehrers zu überlassen, den Übungsstoff mündlich zu geben, wie es zum Teil in den alten Sprachen geschieht, dazu werden wir uns, ganz abgesehen von der Gefahr der Einseitigkeit und Einförmigkeit, die eine lebende Sprache am allerwenigsten ertragen kann, wohl schon deshalb nicht entschliessen, weil das Elternhaus, wenn einmal ein Schüler aus irgendwelchen Gründen nicht mehr nachkommen kann, einen Anhaltspunkt für die Nachhülfe von uns beansprucht.

Nun habe ich noch gar nichts von des französischen Schulmeisters Hauptqual, den Schreibfehlern, gesagt. Die Differenz zwischen Laut und Schrift erschwert unsere Arbeit erheblich. Wir müssen darum von Anfang an auch die Schrift lehren. Ein grosser Teil dessen, was im Übungsbuche übersetzt wird, wird gleichzeitig an die Tafel und in die Hefte geschrieben, die Schüler kontrollieren den an die Tafel schreibenden, der Lehrer, zwischen den Bankreihen hin und her gehend, den richtigen Eintrag in die Hefte. Auch diese Übungen können noch in die Unter-Tertia hinein fortgesetzt werden, freilich mit sorgsamer Rücksichtnahme auf die knapp zugemessene Zeit. Häufiges Buchstabieren und Syllabieren — ich erinnere nur an e ouvert in geschlossener Silbe —, Zuhülfenahme des

Digitized by Google

Lateinischen und der Sprachbildungsgesetze — man denke an défense, silence, correspondance, raison und leçon, also an die Neumannsche Regel, an combler und accomplir, an die Endungen au und eau u. s. w. — werden die schwerlich ganz auszurottenden Schreibfehler auf ein bescheidenes Mass zurückführen. — Ein kurzes Extemporale rekapituliert und prüft die Wochenarbeit, lässt also voraussetzen, dass es weniger eine Übung für das Feblermachen als für korrektes Schreiben sein werde. Hierzu eignen sich besonders Stückchen zusammenhängenden Inhaltes, die man, ohne der Würde der Sache Eintrag zu tbun, füglich vor dem Niederschreiben erst von den schwächeren Schülern einmal mündlich übersetzen lässt. Von der Zeit an, wo wir die Grammatik absolviert haben, was im Laufe der Ober-Sekunda wohl überall eintreten wird, schliessen sich die Extemporalien an die Lektüre an, so dass Übersetzen, Schreib- und Sprechübungen sich um den gleichen Stoff drehen.

Aus dem Gesagten ist ein Schluss auf unsere Ansprüche an den häuslichen Fleiss leicht zu ziehen. Wenn einerseits die Klagen der Eltern über Überbürdung der Jugend durch Schulaufgaben laut genug geworden sind, um beachtet zu werden, so ist anderseits das Französische am Gymnasium auch noch ein Nebenfach, das vor den Anforderungen der Hauptfächer bescheiden zurücktreten muss. Wir beschränken uns also darauf, die zu den Übungsbeispielen gehörigen Vokabeln und phraseologischen Redensarten nach tüchtiger Einübung der Aussprache und, wo das Gedächtnis dadurch unterstützt wird, auch etymologischer Erklärung daheim lernen zu lassen. Daran schliessen sich die paar Regeln, die sich nicht aus der lateinischen Syntax ergeben, und die jeweils aus einem vorher gegebenen Beispiele abgeleitet werden. Häusliche Schreibereien bleiben dem freien Willen überlassen. Die Korrektur der Extemporalien wird in der Schule gemacht, mit Benutzung der Tafel in den unteren Klassen. Den Lesestücken der Unterstufe wird, da die Vokabeln durch die Sprechübungen sich dem Gedächtnisse einprägen, am Ende des Buches die Präparation beigegeben, auf der Oberstufe genügt mündliche Rekapitulation des in der vorhergehenden Stunde Gelesenen. Unerlässlich für die Aneignung des französischen Satztones ist das Memorieren von Poesie und Prosa: wir lassen also in jedem Jahre zwei bis drei Gedichte, Gespräche oder dramatische Scenen mässiger Grösse auswendiglernen. — Trotz dieser bescheidenen Anforderungen wird doch noch manches Elternhaus, wenn der Sohn durch Kränklichkeit oder Unaufmerksamkeit verhindert nicht folgen kann, seine Zuflucht zur Nachhülfe nehmen müssen.

Nachdem ich nun zugestanden, dass das Französische vermöge der ihm zugewiesenen Stundenzahl ein Nebenfach am Gymnasium ist, und nachdem ich die Ansprüche an den häuslichen Fleiss auf ein Minimum herabgesetzt habe, gestatten Sie mir noch einige Worte zur Präcisierung seiner Stellung. Noch vor wenigen Jahren ist bei uns unverhohlen die Meinung zu hören gewesen, weil das Französische dem übrigen Unterrichte zu ferne stehe, sollte es aus der Reihe der obligatorischen Fächer des Gymnasiums ausgeschieden werden. Wer so sprach, verkannte nicht bloss die Bedürfnisse Süddeutschlands, er übersah auch, dass eine wissenschaftliche Vorbildung auf vorwiegend sprachlich-historischem Untergrunde zum mindesten eine moderne Kultursprache aufnehmen muss, wenn sie modernes Kulturleben begreifen will. Alt-philologische Einseitigkeit, die sich dem widersetzt, lässt sich aus dem bescheidenen Wunsche erklären, keine anderen Götter neben sich angebetet zu sehen. Daneben giebt es noch andere Widersacher, das sind diejenigen, welche ihre

Digitized by Google

Kenntnisse der französischen Sprache sich etwa als Hauslehrer geholt haben. Während sie leidlich konversieren können, verzichten sie auf einen Einblick in die grossartigen Leistungen der Philologie auf neu-sprachlichem Gebiete und machen, indem sie die Aufgabe, den Geist des Zöglings zu bilden, der alten Sprache zuweisen und für das Französische nur den äusserlichen Nützlichkeitsstandpunkt zugeben, dasselbe zu einem unorganischen Anhängsel der Schule.

Aus beidem resultiert eine gewisse Aschenbrödelstellung für das Fach sowohl als den Lehrer desselben. Die Kennzeichen davon will ich nicht einzeln aufzählen, betone aber, dass sie sich in dem Verhältnisse mehren, als die erzieherische Aufgabe der Schule entzogen wird.

Doch ich spreche hier, was Baden betrifft, von vergangenen Zeiten. Seit einigen Jahren geht ein frischer, schöpferischer Hauch durch den neu-sprachlichen Unterricht in unserem Lande. Lehrer und Fach finden die ihnen gebührende Stimme in den Konferenzen, und in der Oberschulbehörde nicht nur Schutz, sondern auch eine Fülle anregender Gedanken, wovon ich Ihnen eben freilich nur einen kleinen Teil vorzutragen die Ehre hatte. Erlauben Sie mir zum Schlusse, dem Urheber derselben hier in öffentlicher Versammlung den Dank der Fachgenossen auszusprechen: es ist der Vorsitzende der Sektion, Herr Oberschulrat Dr. von Sallwürk.

Debatte über den Vortrag von Professor Bihler.

Uhlig: Ich habe zunächst dem Vortragenden für seinen belehrenden Vortrag im Namen der Sektion zu danken. Sie haben jetzt, meine Herren, zum zweitenmal an diesem Tage eine Auseinandersetzung vernommen, wie sie, meine ich, für unsere Beratungen besonders fruchtbringend ist: nicht eine Darlegung dessen, was sein sollte, sondern dessen, was an einer bestehenden Anstalt ist und sich bewährt hat. Es wünscht nun zunächst Herr Oberschulrat von Sallwürk das Wort zu ergreifen, der Urheber des Ihnen so eben dargelegten Verfahrens, um einige erläuternde und ergänzende Zusätze zu machen.

Oberschulrat v. Sallwürk. Anknüpfend an die letzten Worte des Professors Bihler, für die er ihm, wenn er den Vorsitz gehabt, eine Rüge hätte erteilen müssen, wolle er in Kürze angeben, was ihn bewogen habe, seiner Behörde eine Umgestaltung des französischen Unterrichtes nach den soeben von Professor Bihler dargelegten Gesichtspunkten zu empfehlen. Er habe vor über fünf Jahren das Referat über den neu-sprachlichen Unterricht an den badischen Gymnasien angetreten und an diesen Anstalten eine grosse Mannigfaltigkeit von Lehrkräften und Methoden getroffen, klassische Philologen, die auch Französisch unterrichtet, Lehrer, die irgend ein leichtes Examen im Französischen gemacht, andere, welche im Ausland praktische Kenntnis im Französischen sich erworben, und auch eine kleine Zahl romanistisch gebildeter junger Philologen. Die Arbeit sei überall tüchtig, die Erfolge nicht schlecht, der Unterricht im ganzen aber nicht erfreulich gewesen. Es habe nun gegolten, vor allem den Unterricht aus der schiefen Stellung zum Lateinischen herauszuziehen. Diesem habe er die ganze formelle Schulung zuweisen wollen, wogegen das Französische ergänzend das zu leisten hätte, was ganz nur die moderne Sprache leisten könne in der Schule und die französische Sprache besser als irgendwelche andere, die Übung im Phonetischen und Stilistischen. Daher werde nun im Französischen auf den badischen Gymnasien gleich Zusammenhängendes gelesen und gleich gesprochen. Zur Erleichterung der Lektüre werde das Lateinische nach bestimmten Grundsätzen herangezogen.

Digitized by Google

Dabei komme es auf das sogenannte Ableiten weniger an, als auf die Begründung der Lautlehre, auch dies ganz in analytischer Weise. Im Anfang werde nur heigezogen, was eine Gedächtnisshülfe abgebe; aus dem so gewonnenen Material werden nach und nach die wichtigsten Lautgesetze abstrahiert. In oberen Klassen müssen die Etymologien auf Grund dieser Gesetze von den Schülern selbst gefunden werden; dass jedes französische Wort abgeleitet werde, sei durchaus nicht notwendig. So glaube er die Forderungen der Praktiker mit der romanistischen Wissenschaft, soweit diese in die Schule eintreten könne, versöhnt zu haben, und er bedauere daher, dass gerade auf der Karlsruher Philologenversammlung neben der romanistisch-germanistischen Sektion eine neu-sprachliche im ausgesprochenen Gegensatz zu jener sich gebildet habe. In den oberen Gymnasialklassen sei für einen historisch-vergleichenden Kursus keine Zeit zu finden; hier treten Lektüre und der Abschluss der grammatischen Kenntnisse in den Vordergrund.

Uhlig: Bevor nun in die Diskussion eingetreten wird, frage ich die Versammlung, ob Sie in der Weise verfahren will, dass jeder, der sich über das Gehörte zu äussern wünscht, auf einmal alles vorbringt, was er auf dem Herzen hat, oder vielmehr so, dass wir eine Anzahl von Diskussionspunkten feststellen und über diese dann nach einander verhandelt wird. Mir scheinen folgendes die Hauptfragen zu sein, welche von Herrn Professor Bihler und Herrn Oberschulrat von Sallwürk erörtert worden sind:

1. Soll der französische Unterricht im Anfang ein analytischer oder ein systematisch grammatikalischer sein?
2. Wie soll es mit dem Französisch-sprechen gehalten werden?
3. In wieweit soll sich der französische Unterrricht an den lateinischen anschliessen?
4. Welche Auswahl ist in der Lektüre zu empfehlen?

Wer von Ihnen, meine Herren, wünscht, dass über diese vier Punkte nach einander in der von mir genannten Reihenfolge diskutiert werde, den bitte ich, sich zu erheben. Es ist die entschiedene Majorität. Ich bitte nun zunächst diejenigen Herren sich zum Wort zu melden, welche sich über den ersten Punkt aussprechen wollen.

Rektor Oesterlen aus Stuttgart: Er habe selbst eine französische Grammatik im Anschluss an das Lateinische geschrieben. Den Aufstellungen des Professor Bihler gegenüber habe er jedoch Bedenken, ob überall das Lehrermaterial zu finden sei, d. h. Lehrer, welche der lebenden Sprache so mächtig seien, dass sie die ersten stammelnden Versuche der Schüler leiten können. Nicht überall habe man nur Lehrer, die einzig das Französische treiben, sondern auch Philologen, die zwar fest in der Grammatik, aber nicht geeignet seien für die analytische Methode. Ein zweites Bedenken sei, ob nicht für das Gymnasium die Rücksicht auf den praktischen Nutzen zu sehr hervorgehoben werde; das Utilitätsprincip soll nicht das entscheidende sein, sondern eine tüchtige grammatische Schulung. Er fürchte, dass die von Bihler empfohlene Methode zu einer gewissen Oberflächlichkeit führen könnte.

von Sallwürk: Man mache sich eine zu grossartige Vorstellung von dieser gleich ins Sprechen hineinführenden Methode. Es werde einfach eine kleine historische Anekdote, die der Lehrer noch vereinfachen könne, wenn es ihm notwendig scheine, Satz für Satz unter Anschreiben an die Tafel den Schülern erklärt. Man wähle diesen ersten Text so aus, dass man vorzüglich nur Wörter erhält, die aus dem Lateinischen oder dem deutschen Fremdwort sich leicht erklären. (Redner giebt ein Beispiel und bemerkt, dass in Baden

Digitized by Google

der französische Unterricht in Quarta beginne, wo eine gewisse copia verborum latinorum vorhanden sei). Ob man die Lehrer für diese Methode habe? Man müsste sie haben; denn die Prüfungsordnungen schreiben ja überall Fertigkeit im Gebrauch der französischen Sprache vor. Weiter könnten die Schulverwaltungen durch Stipendien sorgen. Die badische Schulverwaltung sei darin stiefmütterlich bedacht; aber viele Lehrer gingen mit eigenen Mitteln ins Ausland. Utilitätsrücksichten hätten bei dieser Methode nie einen Standpunkt abgegeben. Ob unsere Schüler in den oberen Klassen Französisch reden können, ob sie viele Wörter aus dem Lateinischen ableiten können, sei ihm gleichgiltig; sie könnten beides aber jedenfalls besser, als diejenigen Schüler, mit denen man derartige Übungen erst in den oberen Klassen beginne. Endlich werde die Grammatik nicht vernachlässigt; aber ihre Aufgabe sei jetzt, das am Lesestück Gelernte in systematischer Repetition zusammenzustellen.

Schulrat Stoy aus Jena empfiehlt die analytische Methode:

1. Es ist dadurch möglich ein ansprechendes Material vorzubringen.

2. In dem Zusammenhängenden liegt eine anziehende psychologische Kraft.

3. Die einzelnen Elemente eines Sätzchens heben sich gegen einander heraus und ergänzen sich. In Jena werde das Deutsche und Lateinische am Gymnasium in dieser Weise betrieben, die indessen nur möglich sei, wenn dem Lehrer der systematische Gang des Unterrichts jederzeit gegenwärtig sei. Erst Analyse, dann Gruppierung, drittens Übung.

Schiller hat nie einen anderen Unterricht gekannt als analytischen. Plötz sei ja nach diesen Grundsätzen eingerichtet. Andere Mittel seien zu finden, als die Lehrer nach Paris zu schicken. Der Erfolg sei nicht immer sicher, auch wenn sie nach Frankreich gehen. Ein praktisches Seminar in Giessen, das die jungen Leute 6—8 Semester besuchen müssen, betreibe unter der Leitung eines bewährten Mannes praktische Sprachübungen mit bestem Erfolge. Ohne solche Übungen werde ein Aufenthalt in Paris wenig Früchte bringen.

Ad 2

wünscht niemand das Wort.

Ad 3

wünscht niemand das Wort.

Ad 4.

Schiller: Das Französische sei nur aus Utilitätsrücksichten im Gymnasium vorhanden. Die Lektüre der tragischen Dichter passe nicht für das Gymnasium. Warum denn gerade die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts kultiviert werden sollen? Unsere Jugend erfreue sich nicht darau. Diese Unnatur brauchen wir ihr nicht beizubringen. Er empfiehlt neuere Lektüre. Es soll etwas gelehrt werden, was in den Geist der jetzigen Sprache einführe, wie die Nouvelles génevoises von Töpffer, Mirabeau, Béranger; dann werde gewiss grösserer Nutzen erzielt werden.

von Sallwürk: Das Französische, welches der Vorredner befürworte, scheine ihm in ein Gymnasium überhaupt gar nicht zu gehören. Wenn man so über literarische Grössen einer Zeit, die auf unsere Kultur den grössten Einfluss geübt haben, urteile, so möge man bedenken, dass dann bald auch Cicero und mancher andere Name aus der lateinischen Welt aus unseren Schulen verschwinden müssten. Er wolle nur zwei Punkte zur Beherzigung empfehlen: 1. hätten wir eben in unserer Jugend einen französischen

Digitized by Google

Unterricht gehabt, der wissenschaftlich ungenügend und praktisch höchst geschmacklos gewesen. Das habe manchem, der später mit Französisch sich nicht mehr befasst, einen bleibenden Widerwillen gegen französische Sprache und Literatur eingeflösst; das sei aber jetzt anders und müsse noch besser werden. Er habe im französischen Unterricht, den er versuchsweise an einem Lehrerseminar gegeben, erfahren, welch tiefen Eindruck die Sprache und Kunst Racines auf junge Menschen geübt habe, welche höchstens eine kleine höhere Bürgerschule absolviert hätten. 2. handle es sich, wenn man ein sprachliches Fach in den Gymnasialunterricht einführe, zunächst nicht um praktische Ziele, sondern um die Frage, welchen Anteil die Kultur des Volkes, mit dessen Sprache und Literatur wir unsere Jugend bekannt machen, an unserer Kultur gehabt habe. Für das Französische stehe hier die Sache so, dass die Einwirkung der französischen Kultur auf die unsrige in jedem Teile unseres geistigen Wesens noch jetzt deutlich spürbar sei. Früher haben wir unsere geistigen Waffen bei den Franzosen geholt; jetzt gelte es, den Nachbar, den wir bezwungen, der aber nach der Niederlage sich gewaltig zu rühren beginne, und nicht bloss mit den Waffen, nicht aus dem Auge zu lassen.

Pähler schliesst sich den Ausführungen von Sallwürks an. Die französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts würden häufig zu hart beurteilt. Den Molière werde wohl auch Herr Schiller gelten lassen. Was aber die Tragiker Corneille und Racine anlange, so seien die Mängel ihrer Kunst gewiss nicht zu verkennen. Betone man aber unter scharfem Tadel immer und immer wieder, dass die antiken Helden jener Tragödien keine alten Römer, sondern Ritter vom Hofe Ludwigs XIV. seien, so übersehe man, dass auch ein Shakespeare, ein Goethe modernisiert hätten; er erinnere nur an Iphigenie, die keine griechische Priesterin, sondern eine deutsche Jungfrau von christlicher Idealität sei. Es liege ihm fern, die Schöpfungen Corneilles und Racines Goethes unsterblichen Werken gleichzustellen, allein man möge doch in der Verurteilung dieser Dichter nicht zu weit gehen und dadurch ungerecht werden. Wenn Herr Schiller bezweifle, ob sich die französische Jugend für Corneille und Racine erwärme, so könne Redner aus den Beobachtungen, die er selbst in Pariser Lyceen gemacht habe, mitteilen, dass die französischen Schüler sich an der Lektüre jener Tragiker nicht minder begeisterten, wie unsere Schüler an Schiller und Goethe. Und auch deutsche Knaben liessen sich für manche Stücke Corneilles und Racines bei richtiger Behandlung sehr wohl interessieren. Jedenfalls sei er entschieden gegen die Lektüre der französischen Tagesliteratur in unseren Schulen.

Schiller (zu einer persönlichen Bemerkung). Griechisch und Latein gehöre ein für alle Male zur Grundlage des Gymnasiums, Französisch nicht. Die Franzosen mögen sich an ihren Dichtern begeistern, deshalb müssen wir es nicht auch thun.

Zöller. Der vernünftige Betrieb der französichen Grammatik wirke ebenfalls formell bildend; darin liege auch eine gewisse Utilität. Zu wählerisch brauche man daher in dieser Beziehung nicht zu sein.

Uhlig bringt den Antrag auf Schluss. Angenommen.

Digitized by Google

Fünfte Sitzung.

Samstag, den 30. September 1882. Vormittags 8 Uhr.

Direktor Pähler (Wiesbaden) begründet in längerem freien Vortrage[1]) die nachstehende

Resolution.

„In Erwägung, dass in letzter Zeit gegen den Wert der klassischen Studien auf dem Gymnasium, insbesondere gegen die Beschäftigung mit dem Griechischen fort und fort von einer ephemeren Literatur die heftigsten und masslosesten Angriffe erhoben werden;

in Erwägung, dass eine nachdrückliche, aber selbstverständlich die Bedürfnisse unserer Zeit vernünftig berücksichtigende Betreibung des Lateinischen und Griechischen für die Geistesbildung derjenigen Kreise, die aus dem Gymnasium hervorzugehen pflegen, in formaler wie materialer Beziehung von unantastbarer Wichtigkeit ist, dass namentlich eine gründliche, besonnen geleitete Einführung in die alle Gebiete des menschlichen Denkens und Empfindens umfassende Literatur der Hellenen, an der unsere grossen Dichter und Denker das Gesetz des Masses kennen gelernt und die Formen des Schönen geschaut haben, für die geistige Entwickelung unserer Jugend wie für die Zukunft der deutschen Wissenschaft von feststehender, bleibender Bedeutung ist;

in Erwägung endlich, dass die hartnäckig fortgesetzten Bemühungen der Gegner, einschneidende Veränderungen im Organismus des Gymnasiums zu erstreben, die öffentliche Meinung zu verwirren, die Lust und den Eifer der Schüler zu lähmen, kurz eine Gefahr zu werden drohen,

hält die pädagogische Sektion der Karlsruher Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner — wie sie es einerseits betont wissen will, dass die Methode des Unterrichts stets mehr und mehr zu vervollkommnen und den Klagen wegen Überbürdung der Gymnasiasten, soweit sie berechtigt sind, die gebührende Beachtung zu schenken sei — doch es andererseits für ihre Pflicht, im Interesse des heranwachsenden Geschlechtes Zeugnis abzulegen, dass sie eine Beeinträchtigung der klassischen Studien für unheilvoll erachtet, und protestiert von vornherein auf das entschiedenste gegen jede Konzession, die einer irre geleiteten Zeitströmung gemacht werden könnte.“

M. H.! Man ruft heutzutage Ärzte zusammen, um über wichtige, die Organisation der höheren Schulen betreffende Fragen zu beraten und Beschlüsse zu fassen. Es gewinnt fast den Anschein, als ob Mediziner und Juristen unter Ausschluss der Schulmänner über unser Unterrichtswesen entscheiden sollen. Dass Philologen und Lehrer versammelt worden seien, um medizinische und juristische Tagesfragen, wie z. B. den Impfzwang oder die Zweckmässigkeit der Einzelhaft zu erörtern, ist noch nicht vorgekommen. Wir beanspruchen dies auch nicht, überlassen es gern den Fachmännern, die es angeht. Aber in Schulsachen wollen wir wenigstens mitgehört werden und unsere Ansicht geltend machen. Und es ist Zeit, dass wir nicht mehr schweigen. Wir müssen Front machen gegen Bestrebungen, die eine Gefahr für unser Schulwesen zu werden drohen. Insbesondere tritt

1) Da die in der Sitzung niedergeschriebenen Protokolle sehr unvollständig waren, so kann hier nur eine kurze Skizze der Verhandlungen gegeben werden.

Digitized by Google

uns in der Tagesliteratur eine Bewegung entgegen, die wir nicht ferner mehr ignorieren dürfen. Eine wahre Flut von Broschüren ist hereingebrochen, welche die Reform des höheren Unterrichtswesens zum Gegenstande haben. Da wird denn häufig über alles Bestehende schonungslos abgeurteilt. So sucht der Verfasser einer solchen Broschüre zu zeigen, dass die deutschen Gymnasien einer radikalen Reform dringend bedürften. Latein und Griechisch z. B. müsse ganz entfernt oder wenigstens in die philologische Fachschule verwiesen werden. Wozu brauche der Theologe das Griechische? Man sage, damit er das neue Testament verstehen könne. Aber Luther habe ja die Bibel übersetzt; weshalb also noch den griechischen Text studieren? Der Theologe habe wichtigere Aufgaben. Dem Juristen solle das Lateinische unentbehrlich sein, weil das corpus iuris in dieser Sprache abgefasst sei. Indes einmal gebe es davon Übersetzungen, und ausserdem würden unsere Juristen überhaupt gut daran thun, auf das ganze römische Recht zu verzichten, die Brücke zu den Alten definitiv abzubrechen und ein echt nationales, deutsches Recht zu schaffen!! In diesem Tone geht es weiter. Und ein solches Geschreibsel wird dann in den Zeitungen gepriesen und verherrlicht als ein „hochbedeutender Beitrag zu der wichtigen Frage der Gymnasialreform, als der ernstesten Beachtung aller Gebildeten würdig", als „sehr gründliche Erörterungen und verständige Vorschläge eines kundigen Fachmannes" etc. etc.

Inhaltsangabe und Beurteilung druckt natürlich ein Blatt dem andern nach. Dass den Schülern, welche über die Studien, die sie treiben, so abfällige Äusserungen lesen, Eifer und Lust dadurch nicht gemehrt werden, liegt auf der Hand. Obendrein versucht man derartige Broschüren in den Kreisen der Schüler zu verbreiten. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass strebsame und befähigte Primaner, denen man diese Literatur unter warmen Empfehlungen in die Hände gegeben hatte, irre wurden an dem Zwecke ihrer Arbeit für die Schule; sie fragten sich, wozu sollen wir uns anstrengen, wenn uns die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen mehr schadet als nützt? Allerdings vermag der Lehrer, der auf seine Schüler den rechten Einfluss besitzt, nachteilige Folgen dieser Lektüre ziemlich zu beseitigen. Schlimmer ist, dass die Eltern unserer Zöglinge durch die planmässig fortgesetzten Angriffe der Tagespresse — wenigstens eines grossen Teiles derselben; denn dass es ehrenwerte Ausnahmen giebt, soll nicht geleugnet werden — gegen den Lehrplan, die Einrichtungen und Ordnungen der Schule eingenommen, ja geradezu verhetzt werden. Ich habe von wissenschaftlich gebildeten, denkenden Männern in letzter Zeit oftmals Ausserungen gehört, wie diese: „Man nimmt ja kein Zeitungsblatt zur Hand, ohne dass man von der mangelhaften Organisation unserer Gymnasien liest, wie die Schüler mit wertlosem Wissensstoff gequält werden, wie ihre Gesundheit untergraben wird u. s. w. Es muss doch etwas daran sein; offenbar ist eine gründliche Reform nicht mehr zurückzuhalten." Geht man auf die Erörterung ein, so ist es nicht schwer die Anklagen zu widerlegen. Indes so gewinnt man immer nur einzelne; der Verwirrung der öffentlichen Meinung wird auf dem Wege nicht gesteuert. Wie weit diese aber gediehen ist, beweisen zur Genüge die Reden, die von den vornehmsten Tribünen unseres Vaterlandes herab Jahr für Jahr gehalten werden.

Speziell müssen wir in Preussen es alljährlich erleben, dass im Abgeordnetenhause bei Gelegenheit der Budgetberatungen bezüglich der Schule, des Gymnasiums Ansichten entwickelt werden, die ganz und gar verfehlt sind. Liest man die stenographischen

Digitized by Google

Berichte, so fragt man sich oft verwundert: Wie ist es möglich, dass sonst so einsichtsvolle Männer in pädagogischen und didaktischen Fragen so ungereimte Reden führen? Mitunter richtet sich die Polemik dieser Herren gegen Zustände, die gar nicht mehr bestehen, betrifft Mängel, die längst überwunden sind. In anderen Fällen ist man versucht anzunehmen, dass es den Kritikern, welche so herben Tadel auszusprechen wissen, an den elementarsten Grundbegriffen jeder Pädagogik fehle. Freilich werden die Angriffe von den Vertretern der Regierung stets in klarer und sachgemässer Weise zurückgewiesen; allein es liegt in den parlamentarischen Verhältnissen begründet, dass die Entgegnungen der Ministerial-Kommissarien häufig nicht die Schroffheit zeigen, welche widersinnigen, in schroffer Form auftretenden Behauptungen gegenüber am Platze wäre. So kommt es, dass nach den bezüglichen Verhandlungen der Volksvertretung im Publikum sich vielfach die Meinung geltend macht, als ob schwere Schäden dargelegt seien, welche von der Regierung beseitigt werden müssten. Welche Ansichten aber in einzelnen parlamentarischen Kreisen zu finden sind, mag die Äusserung eines preussischen Abgeordneten darthun, der mir vor kurzem sagte: „Aus der Quarta hat der Minister das Griechische entfernt. Wir werden dafür sorgen, dass es auch in den übrigen Klassen gestrichen wird. In zwanzig Jahren sind wir am Ziel.“ Nun, so schlimm steht es glücklicher Weise noch nicht. Aber eine Gefahr liegt vor. Unverkennbar erlangen die Abgeordneten immer mehr Einfluss auf die Exekutive. Ob das der Sache stets zum Nutzen gereiche, ist noch nicht erwiesen.

Kurz, es macht sich gegen die klassischen Studien auf dem Gymnasium eine Strömung geltend, der wir uns widersetzen müssen. Man wirft uns zwar Einseitigkeit vor und behauptet wohl, aus egoistischen Motiven träten wir für die Berechtigung der altsprachlichen Fächer ein; das weisen wir entschieden zurück. Uns persönlich kann es gleichgiltig sein, ob mehr oder minder einschneidende Veränderungen im Lehrplane der Gymnasien stattfinden; denn Gymnasien wird es geben, so lange es ein Deutschland giebt. — Allein gegen die in so massloser Form hervortretende Agitation müssen wir Front machen; wir thun es in dem vollen Bewusstsein eine Pflicht zu erfüllen. Wir verteidigen damit nur das Erbe unserer Väter und schützen ein Gut, auf das Deutschland alle Ursache hat stolz zu sein. Wenn man freilich die ungeheuerlichen Beschuldigungen liest, die jetzt häufig gegen unser höheres Schulwesen erhoben werden, so kann man es sich kaum erklären, dass auf die deutschen Unterrichtsanstalten das Ausland mit Hochachtung, um nicht zu sagen Bewunderung, ja mit unverhohlenem Neide blickt. Fast scheint es, als ob unsere Gegner sich anstrengten, das Ansehen der deutschen Schule dem Auslande gegenüber zu schmälern. Wahrlich, es ist an der Zeit, dass wir ein „videant consules!“ rufen.

Nach den Darstellungen der Gegner ist unser höheres Unterrichtswesen schwer krank. Dem gegenüber behaupten wir mit voller Entschiedenheit, dass es im wesentlichen kerngesund ist und durchgreifender Umgestaltungen nicht bedarf. Wir stemmen uns keineswegs gegen jedes Vorwärtsschreiten und jede Weiterentwicklung des Bestehenden, allein wir wollen, dass die bessernde Hand mit besonnenem Masshalten angelegt und mit dem historisch Gewordenen nicht gebrochen werde. Grundstürzende Veränderungen müssen wir im Interesse der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes auf das entschiedenste ablehnen; insbesondere sollen die alten Sprachen, gegen welche sich

Digitized by Google

die Hauptangriffe richten, ihre bevorzugte Stellung im gymnasialen Lehrplane durchaus behaupten: sie sollen der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts bleiben.

Vielleicht wendet jemand ein, es sei nicht nötig deshalb eine Resolution zu fassen; man könne zu der Weisheit der deutschen Staatsregierungen das Vertrauen hegen, dass sie die Organisation der höheren Schulen zu schützen, vom deutschen Gymnasium Schaden fern zu halten bestrebt sein würden. Meine Herren! Ich habe dieses Vertrauen voll und ganz, aber ich kann mich der Befürchtung andererseits nicht erwehren, dass nach und nach, wenn nur Anklagen auf Anklagen erhoben werden, wenn wir wie bisher schweigend alles über uns ergehen lassen, wenn der Druck immer nur von einer Seite herkommt, dass dann endlich das Gesetz der Schwere sich geltend machen wird. Dass allmählich selbst in den leitenden Kreisen der Gesellschaft eine Missstimmung gegen unser gymnasiales Schulwesen sich ausbreitet, ist unbestreitbar. Diese Missstimmung ist der Hauptsache nach durch fortwährendes Hetzen und Agitieren künstlich erzeugt; ich sage: der Hauptsache nach. Denn dass hin und wieder gegründete, auf lokalen Verhältnissen beruhende Veranlassungen zu Klagen vorliegen mögen, soll nicht in Abrede gestellt werden. Wo dies der Fall ist, hat jeder die Pflicht nach seinem Teile mitzuwirken, dass bestehende Missstände beseitigt werden. Dadurch zerbrechen wir den Gegnern die Waffen. Ist es doch fast Sitte geworden, dass Einzelbeobachtungen sofort generalisiert werden. Ist irgendwo die Bequemlichkeit eines älteren Lehrers oder die Unerfahrenheit eines jungen Schulmannes Schuld daran, dass nicht alles ist, wie es sein sollte, so wird gleich in der Presse ein grosses Geschrei erhoben. Jeder Missgriff wird übertrieben dargestellt und zu Anschuldigungen gegen den ganzen Lehrerstand und die Einrichtungen der Schule überhaupt benutzt. Das wird schwerlich bald anders werden; aber eben darum ist auch mit allen Mitteln dahin zu streben, dass Fehlgriffe vermieden werden. Es gehört mit zu unserer Aufgabe dafür zu sorgen, dass dem Gymnasium die feste Wurzel in den Herzen des deutschen Volkes nicht zerstört wird; es soll und muss der Stolz und die Freude insbesondere derjenigen Kreise bleiben, die ihm ihre Bildung verdanken. Wenn wir uns so gegen gerechtfertigte Beschwerden keineswegs ablehnend verhalten, so machen wir andererseits entschieden Front gegen tendenziöse, die Wahrheit entstellende Agitationen, gegen Bestrebungen, die, wenn sie Erfolg haben sollten, eine schwere Schädigung des Gymnasiums nach sich ziehen würden. Ich glaube, es steht dieser Versammlung, die so viele Schulmänner aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes birgt, wohl an, einmal ein entschlossenes Wort zu reden. Dies bezweckt die Resolution.

Der Vortragende erläutert darauf die einzelnen Absätze der Resolution und bemerkt zum letzten Teile derselben etwa folgendes: Ich habe in einem Zwischensatze die vielberufene Überbürdungsfrage mit herein gezogen, mit Absicht! Man macht uns vielfach den Vorwurf, wir ignorierten in diesem Punkte vornehm die Bedürfnisse der Gegenwart. Und doch schenken wir auch bezüglich dieser Tagesfrage einer massvollen Kritik gern die gebührende Beachtung. Gestatten Sie, meine Herren, eine kurze Erörterung der Frage: Welche Schüler unserer Gymnasien sind thatsächlich mit Arbeit überlastet? Es sind diejenigen, die überhaupt nicht in das Gymnasium gehören. Um das Gymnasium durchzumachen, bedarf der Schüler einer leidlichen Durchschnittsbefähigung. Wer diese nicht besitzt, sollte fern bleiben. Der gänzlich unbegabte Knabe muss freilich überbürdet werden, wenn er künstlich vorwärts gebracht werden soll; aber hier tragen nur die Eltern

Digitized by Google

die Schuld, welche ihr Kind in einen Unterrichtsgang zwingen, zu dessen Bewältigung ihm die Anlagen versagt sind. Ferner muss der Knabe, der in Sexta eintritt, ein gewisses Mass von körperlicher Kraft besitzen. Kinder, die es nicht aushalten können, vier bezw. sechs Stunden, die noch durch Pausen unterbrochen und abgekürzt werden, in der Schule zu sitzen, werden besser zu Hause unterrichtet. Nicht selten werden mir Schüler angemeldet, die so zart und schwächlich sind, dass es mir von vornherein zweifelhaft ist, ob sie zum Schulbesuch stark genug sind. Mache ich die Eltern, die (in einer Kurstadt) oft selbst kränklich sind, darauf aufmerksam, so predige ich tauben Ohren. Man nimmt ja solchen Knaben gegenüber gern alle Rücksicht; indes diese Eltern haben kein Recht, sich zu beschweren, wenn ihre Söhne über das Mass ihrer Kraft hinaus angestrengt werden. — Wie steht es aber mit denjenigen Schülern, die sich einer ausreichenden Begabung und einer erträglichen Gesundheit erfreuen?

Vergleicht man aktenmässig die Anforderungen, die vor 20—30 Jahren an die Schüler gestellt wurden, mit denjenigen, die wir heute stellen, so lässt sich schwerlich behaupten, dass in den wichtigsten Fächern eine irgendwie erhebliche Steigerung der Ansprüche eingetreten sei. Die Aufgaben sind wohl anderer Art, aber — wenn man vom griechischen Extemporale absieht, in dem wir, meine ich, etwas zu weit gegangen sind und unsere Forderungen mässigen können, — so verlangen wir im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik doch nicht Schwereres als früher. Nur die sog. Nebenfächer machen sich offenbar in verstärktem Grade geltend. Wenn es damals Fächer gab, die als unbedeutende betrachtet und behandelt wurden, in denen ein Schüler ziemlich unwissend sein durfte, ohne deshalb im Aufsteigen gehemmt zu werden, so ist das inzwischen anders geworden. Die Fachlehrer wollen, dass auch ihnen Rechnung getragen werde, und suchen sich bei den Versetzungen Einfluss zu verschaffen. Und gerade hierin liegt meines Erachtens in der That eine Steigerung der Forderungen, die den Klagen wegen Überbürdung einen Schein der Berechtigung giebt. Denn die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit der Jugend ist nicht gestiegen; da scheint es unrecht, mehr von ihr zu verlangen, als früher geschah; ich sage: es scheint. Denn die Fortschritte der Pädagogik haben inzwischen bereits die nötige Korrektur geschaffen. Niemand wird leugnen, dass der eigentliche Unterricht während der Lehrstunden jetzt durchweg viel intensiver betrieben wird als vor einigen Dezennien, dass jede Minute sorgfältig ausgenutzt wird und dass es mit der Behaglichkeit und Gemütlichkeit des Lehrers, der vorwiegend nur aufgab und abhörte, für immer vorbei ist. In stets höherem Masse verlegt die Schule ihre Hauptthätigkeit in die Unterrichtsstunden selbst; der Lehrer lernt mit den Schülern und sorgt dafür, dass sie das durchzunehmende Pensum der Hauptsache nach fest und sicher mit nach Hause tragen. So werden beispielsweise die Vokabeln in der Schule memoriert; die überwiegende Mehrzahl der Knaben kann sie schon auswendig, wenn die Stunde zu Ende ist; zu Hause sind sie nur zu repetieren. Einen Lehrer, der seinen Schülern etwa sagte „lernt für morgen die folgenden 30 Wörter" — wie das früher vielfach üblich war — würde sicher jeder Vorgesetzte dahin belehren, dass eine solche Methode völlig antiquiert und abgethan sei.

Diese Art der Betreibung des Unterrichts gestattet es auch, den sog. Nebenfächern ihr Recht zu geben, ohne dass die geistige Kraft der Schüler über Gebühr angestrengt werde. Da der Schwerpunkt des Lernens der Schüler in der Schule selbst

liegt, so können die Anforderungen, die an den häuslichen Fleiss zu stellen siud, sehr herabgemindert werden. Vorausgesetzt wird dabei allerdings, dass im Lehrerkollegium ein harmonisches Zusammenwirken stattfindet, dass die Ordinarien diese wichtige Sache für ihren Cötus stets im Auge behalten und dass der Direktor sich nicht scheut, wenn es not thun sollte, energisch einzugreifen und Abhilfe zu schaffen; denn dass namentlich jüngere Lehrer aus Ungeschick oder übergrossem Eifer durch unüberlegtes Aufgeben schriftlicher Arbeiten, Strafpensen u. dergl. mitunter das Rechte verfehlen, ist nicht zu leugnen. Wir haben an der Anstalt, der ich vorstehe, eine Skala für die häusliche Arbeitszeit der Schüler, die konsequent inne gehalten wird. Für Sexta fordern wir 1, für Quinta und Quarta 1½, für Tertia 2, für Sekunda 2½, für Prima 3 Stunden häuslicher Arbeit in maximo. Durch wiederholte protokollartigs Aufnahmen — z. B. wochenlang fortgesetzte Befragungen sämtlicher Schüler und schriftliche Aufzeichnungen einzelner Eltern, die sich dafür besonders interessieren, — habe ich ermittelt, dass dieses maximum vollkommen ausreicht. Durchschnittlich haben die Schüler (namentlich in I) für die Anfertigung der häuslichen Aufgahen die festgesetzte Zeit nicht einmal nötig. Und doch wird man von einem leidlich gesunden Sextaner wohl verlangen können, dass er innerhalb eines Zeitraumes von 7 Tagen 28 + 6 = 34, von einem Primaner, dass er 30 + 18 = 48 Stunden geistig thätig sei. (Durch die Teilnahme am Gesangunterricht und einem fakultativen Fache wird eventuell die Stundenzahl erhöht, aber es sind auch c. 3 Stunden für Pausen in Abzug zu bringen.) Wir Lehrer haben jedenfalls, als wir Schüler waren, zu Hause viel mehr arbeiten müssen, ohne dass wegen angeblicher Überbürdung Beschwerde geführt worden wäre. Aber es ist wie eine geistige Epidemie, dieses fortwährende Lamentieren, die Schuljugend sei überbürdet. Wären die Klagen in der Allgemeinheit und Masslosigkeit, wie sie auftreten, gerechtfertigt, so müsste man annehmen, wir Lehrer gingen planmässig darauf aus, die Gesundheit und die Frische des Leibes wie der Willenskraft bei unseren Schülern zu untergraben. Und doch wollen wir bezüglich der Wertschätzung der körperlichen Wohlfahrt des heranwachsenden Geschlechtes hinter niemandem zurückstehen, eingedenk des Satzes: 'mens sana in corpore sano'. Gewiss kann zur Hebung der Leibesübungen noch manches geschehen, und es mag sein, dass nicht überall dieser Punkt ausreichend beachtet wird. Allein in jedem Falle lassen sich hier Fortschritte erzielen, ohne dass die wissenschaftlichen Fächer durch Verminderung der Stundenzahl eine Einbusse erleiden müssen[1]). — Die vielfach erstrebte Verringerung der Unterrichtsstunden würde natürlich die altsprachlichen Fächer in erster Linie treffen. Dagegeu aber müssen wir uns auf das bestimmteste aussprechen.

Um es nochmals zusammenzufassen, so ermöglichen es die Fortschritte, welche die Methodik des Unterrichtens gemacht hat, das Mass der häuslichen Aufgahen in einer

1) Am Wiesbadener Gymnasium hat nicht bloss jede einzelne Klasse wöchentlich 2 innerhalb der gewöhnlichen Schulzeit liegende Turnstunden; an den freien Nachmittagen werden auch, sofern es die Witterung erlaubt, grössere Turnspiele (je 2 St.) im Freien veranstaltet, an denen die Schüler zahlreich und mit Lust teilnehmen; ausserdem erfreut sich ein 1881 gegründeter, das ganze Jahr hindurch an 2 Abenden in der Turnhalle übender Gymnasiasten-Turnverein einer starken Beteiligung seitens der Schüler. Diese letzteren Einrichtungen sind natürlich fakultativer Art; sie ermöglichen es, dass der Schüler unter Leitung eines Lehrers wöchentlich 6—8 Stunden den Leibesübungen obliegen kann. Es darf konstatiert werden, dass ein Bedürfnis, deshalb die Zahl der wissenschaftlichen Stunden zu mindern, nicht im entferntesten hervorgetreten ist.

Digitized by Google

Weise zu reduzieren, dass gerechte Klagen über geistige Überbürdung der Schüler nicht mehr erhoben werden können. Auf diesem Wege ist weiter zu gehen, nicht in der Richtung, dass die Zahl der wöchentlichen Schulstunden herabgesetzt werde. Dahin allerdings werden wir, auch wenn alle Lehrerkollegien fort und fort bemüht sind an der Ausgestaltung und Vervollkommnung der Kunst des Unterrichtens weiter zu arbeiten, niemals gelangen, dass die Schüler ohne häusliche Thätigkeit zum Ziele kommen; den Nürnberger Trichter werden wir nicht erfinden. Ja, es scheint gerade in unserer Zeit, in der manche unverständige Eltern dem Söhnchen gern jede Anstrengung ersparen möchten, besonders angebracht auf das Wort des Dichters zu verweisen, der recht behalten wird, wenn er sagt, dass nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, der Wahrheit tief versteckter Born rauscht.

Zum Schluss bemerkt der Vortragende, die von ihm empfohlene Resolution beziehe sich nur auf das Gymnasium; es sei aber jede etwa gegen anders organisierte Anstalten sich richtende feindliche Spitze mit Absicht vermieden worden, sodass auch die Vertreter der Realschulen seiner Ansicht nach dafür stimmen könnten. Hieran anknüpfend betont derselbe noch die erziehlichen Aufgaben, die sämtlichen deutschen Schulen gemeinsam seien, indem er unter anderem hervorhebt, dass alle die Pflicht hätten, die Jugend zu erziehen in der Liebe zum angestammten Landesherrn, in der Treue gegen Kaiser und Reich, aber auch in der Scheu vor dem Heiligen und — da trotz allen Haders, der unseliger Weise die Konfessionen scheide, doch der christliche Grundcharakter der Schule erhalten sei — auch in christlichem Glauben und christlicher Gesittung. (Bravo!)

Nach dem Vortrage eröffnet der Vorsitzende, Oberschulrat von Sallwürk die Diskussion, indem er bemerkt, dass die Resolution selbstverständlich wohl nur gegen die Presse sich richte, die nicht aus rein sachlichen Gründen Agitation betreibe und Verständigung mit der Schule gar nicht anstrebe. Er stellt die Frage, ob es an der Zeit zu sein scheine, gegen diese Presse durch eine Resolution Front zu machen.

Rektor Bender (Ulm) bezweifelt, ob die Form der Resolution unseren Feinden gegenüber die richtige sei; jedenfalls seien die Ausdrücke der vorliegenden Resolution zu allgemein. Er verstehe nicht, weshalb das Griechische darin so besonders hervorgehoben sei. Er glaube, die Opposition werde durch eine Resolution nicht zurückgedrängt, eher noch verstärkt; jeder einzelne müsse für die gute Sache eintreten.

Direktor Frühe (Baden) stimmt Bender bei; auch er verspricht sich von der Resolution keinen Nutzen. Man bringe durch dieselbe die Zeitungen nicht zum Schweigen, auch die Väter nicht. Der Lehrer sei es, der in der Klasse durch seine Persönlichkeit den Schaden leicht wieder gut machen könne. Endlich würden auch die Regierungen durch eine solche Resolution nicht umgestimmt. Wenn man also überhaupt eine Erklärung für nötig erachte, so möge man eine andere, kürzere Form wählen; dann könne er zustimmen.

Direktor Uhlig (Heidelberg): Ich befinde mich, meine Herren, gegenüber dem Vorschlag des Herrn Direktor Pähler in einer übeln Lage, und, wie ich weiss, denken andere ganz wie ich. Materiell stimmen wir mit dem von ihm Gesagten vollkommen überein, aber wir erachten nicht den Weg einer Resolution, gerichtet an Publikum und Behörden, für das Richtige. Wir versprechen uns von solchem Verfahren keine Wirkung und meinen, dass man nichts thun solle, dessen Wirkungslosigkeit man meint voraussehen zu können. Ich meine,

Digitized by Google

dass vielmehr ein andrer Weg eingeschlagen werden solle, nämlich der, dass jeder von uns, der dazu befähigt ist, die Feder in einer für Zeitungen passenden Weise zu führen, nicht, wie das meist geschieht, über die Angriffe, welche in der Presse gegen uns gerichtet werden, bloss die Achseln zuckt nnd spottet, sondern sich vielmehr entschliesst in den Kampfplatz herabzusteigen und den Gegnern mit gleichen Waffen zu begegnen. Geschieht dies geschickt und von mehreren Seiten, so wird ein Erfolg nicht ausbleiben.

Direktor Lüttgert (Lingen) erklärt sich mit dem Vortrage des Herrn Direktor Pähler, namentlich mit der in den Schlussworten desselben ausgesprochenen religiösen Gesinnung, einverstanden.

Direktor Fischer (Bernburg) kann wegen des Kampfes zwischen Realschule und Gymnasium der Resolution nicht beistimmen. Es könne scheinen, als ob die Resolution gegen die Realschule gerichtet wäre. Er verlangt also, die Gegner müssten mindestens genauer präcisiert werden.

Pähler: Die Einwendungen, die er gehört, hätten ihn nicht überzeugt; er halte die Resolution nach wie vor für zweckmässig. Man scheine freilich anzunehmen, er sehe in einer solchen Resolution das alleinige Heil, als ob wir nach derselben ruhig die Hände in den Schoss legen könnten; das sei nicht der Fall, da er die Bedeutung einer Annahme dieser Erklärung keineswegs überschätze. Mit den übrigen Mitteln, die empfohlen seien, könne er sich im ganzen einverstanden erklären; aber hier gelte es, wie Lüttgert richtig hervorgehoben habe, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen. Dass die Resolution den Unwillen der verlogenen Agitationspresse erregen und für den Augenblick die Feindseligkeit verschärfen werde, dürfe nicht abschrecken; auch wenn sie keine Annahme finde, würden Angriffe nicht ausbleiben, die man getrost verachten könne. Auf den besseren Teil der Presse und das Publikum werde das Votum dieser Versammlung des Eindrucks sicher nicht verfehlen. Wenn Versammlungen anderer Berufskreise in den ihr Fach berührenden Fragen Resolntionen fassten, so werde dies wohl auch den Schulmännern verstattet sein. Man möge nur den Mut haben, ein entschiedenes Wort zu sprechen. Die Zeitverhältnisse forderten, dass man Stellung nehme. Das Griechische sei in der Resolution so nachdrücklich hervorgehoben, weil seine Position im gymnasialen Lehrplane durch die Angriffe der Gegner am meisten gefährdet sei; auch könne es ja keinem Zweifel unterliegen, dass an innerem Gehalt die hellenische Literatur die römische bei weitem übertreffe und für die Schule den Vorzug verdiene. Herrn Direktor Fischer gegenüber bemerkt Pähler, seine Resolution sei nicht gegen die Realschulen gerichtet. Gymnasium und Realschnle könnten friedlich neben einander leben und wirken. Die Gymnasiallehrer bekämpften die Realschulen und ihre Organisation nicht, wollten aber das Gymnasium gegen seine Feinde schützen.

Nachdem noch einige Redner pro und contra gesprochen, bringt der Vorsitzende, Oberschulrat von Sallwürk die Frage znr Abstimmung: Ist es Wunsch der Sektion gegen die agitierende Presse eine Resolution zu fassen?

Da das Resultat der Abstimmung anfänglich zweifelhaft scheint, wird die Gegenprobe veranstaltet, welche ergiebt, dass eine Resolution mit schwacher Stimmenmehrheit abgelehnt ist.

Direktor Uhlig: Wenn die Majorität abgelehnt hat, eine Resolution zu fassen, so liegt nns, den Ablehnenden, gewiss am Herzen, dass dies nicht missverstanden werde. Wir

Digitized by Google

sind zweifellos alle Herrn Direktor Pähler von Herzen dankbar für den beredten Ausdruck von Gedanken und Empfindungen, welche wir vollkommen teilen, und nur das Bedenken, dass dieselben besser nicht zu einer Resolution gestaltet werden, hat uns abgehalten, ihm beizustimmen. Ich möchte mir erlauben, noch einmal auf den andern Weg hinzuweisen, der nach meiner Ansicht eingeschlagen werden sollte, den der journalistischen Polemik einzelner, und möchte zugleich noch ein anderes Mittel erwähnen, durch das eine Aufklärung des Publikums erzielt werden kann. Ich meine eine Einladung an die Eltern, sich zu einer Verhandlung in der Aula des Gymnasiums einzufinden, wo dann der Direktor zuerst die ihm zu Ohren gekommenen Klagen, welche er für beachtenswert hält, beleuchtet und hierauf jeden der Anwesenden bittet, ihn bezüglich anderer, nicht berührter Punkte zu interpellieren.

Pähler bedauert die Ablehnung und fragt, ob die Versammlung, wenngleich sie aus Opportunitätsgründen von der vorgeschlagenen Form abgesehen habe, nicht doch aussprechen wolle, dass sie mit dem Inhalte der Resolution und ihrer Begründung im wesentlichen durchaus einverstanden sei.

Der Vorsitzende bringt dies zur Abstimmung. Die überwiegende Mehrheit der Versammlung erklärt sich dafür.

Hierauf schliesst Oberschulrat von Sallwürk die Sitzungen. Die Arbeiten der Sektion seien fruchtbar gewesen, da jeder im gegenseitigen Gedankensaustausche Anregung und Belehrung empfangen habe. Er dankt dem Direktor Uhlig, der tagszuvor die Debatte über den französischen Unterricht so trefflich geleitet habe, ebenso den sämtlichen Vortragenden und den Sekretären.

Pähler dankt mit warmen Worten dem Präsidenten von Sallwürk für die ausgezeichnete, umsichtige Führung der Geschäfte und bringt ein Hoch auf ihn aus, in das die Versammlung freudig einstimmt.

Digitized by Google

II. Orientalische Sektion.

(Bericht des Sektionsvorstaodes: Hrn. Professor Dr. Merx.)

Bei der Vorlegung des Berichtes über die orientalische Sektion der Philologenversammlung scheint es geboten darauf aufmerksam zu machen, dass und inwiefern die Aufgaben dieser Sektion eigentümlich und abweichend von denen der übrigen Sektionen bedingt und bestimmt sind. Während die übrigen Sektionen eine freie und jährlich wechselnde Vereinigung von Mitgliedern darstellen, welche sich wissenschaftlich unterhalten und belehren wollen, ist die orientalische in erster Linie die statutenmässig vorgeschriebene Generalversammlong der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Bei diesen Versammlungen werden zwar auch Nichtmitglieder gerne zugelassen und, wenn sie sich dafür interessieren, in den Kreis der Gesellschaftsglieder eingeladen, aber natürlich können sie an den Abstimmungen und geschäftlichen Verhandlungen nur hörend, nicht mitredend und mitstimmeud teilnehmen. Erst nach Erledigung der Verwaltungsgeschäfte unserer Gesellschaft können wir unsere Zeit auch wissenschaftlichen Vorträgen und Erörterungen widmen und erst dann tritt der Charakter der geschlossenen Gesellschaft vollständig zurück. Dieser Sachlage entsprechend ist die Thätigkeit der Sektion auch bei der diesjährigen Versammlung eine doppelte gewesen; wir haben einen geschäftlichen Teil und einen wissenschaftlichen Teil gehabt. Die geschäftlichen Verhandlungen waren in diesem Jahre von ganz hervorragender Wichtigkeit und nahmen demgemäss den grössten Teil unserer Zeit in Anspruch. Es wurde in zwei langdauernden Sitzungen nach Erledigung der einfachen laufenden Geschäfte, d. h. nach Mitteilung der Berichte über den Stand der Gesellschaft, über ihre Bibliothek, Zeitschrift und die weiteren Publikationen und nach Prüfung der Rechnungsführung, die ausserordentlich schwierige und komplizierte Frage über die künftige Behandlung der wissenschaftlichen Jahresberichte vorgenommen. Diese Jahresberichte sollen statotenmässig geliefert werden, um über den Stand der orientalischen Studien nicht in Deutschland allein, sondern soweit solche überhaupt getrieben werden, eine Übersicht zu bieten. Im Laufe der Zeit haben aber diese ursprünglich kurzen Darstellungen der Studien sich mehr und mehr erweitert und schliesslich einen Umfang angenommen, dass weder die Kraft noch auch die Kenntnisse eines einzelnen Mannes ausreichten um sie herzustellen, da sie zuletzt ganz Asien und Teile Afrikas umspannten und jährlich einen mässigen Band in Anspruch nahmen, der das Budget der Gesellschaft belastete. Unter diesen Umständen wurde erwogen, ob es überhaupt noch möglich sei die Jahresberichte in der früher beabsichtigten Weise fortzusetzen, auf die vielfach und mit Recht ein ausserordentlich hoher Wert gelegt wird. Es ist gelungen, diese Frage in den Sektionssitzungen soweit zu bearbeiten, dass dieselbe einer gewählten Kommission hat übergehen werden können, von der mit Zuversicht vorausgesetzt und erwartet werden kann, dass sie dieselbe zu einem gedeihlichen Ende führen

Digitized by Google

wird. Erst nach Erledigung dieser Angelegenheit blieb uns Zeit zu rein wissenschaftlichen Sitzungen, deren wir zwei gehalten haben. Es sind in diesen zwei Sitzungen vier Vorträge gehalten worden. Zunächst trug Dr. Cornill aus Marburg vor über die kritische Methode, welche bei Bearbeitung schwieriger, eventuell verdorbener alttestamentlicher Texte und in diesem Falle speziell des Ezechiel angewendet werden müsse. Der Inhalt des Vortrages war kurz folgender:

Auch in der Behandlung des Alten Testamentes muss mit der auf anderen Gebieten der Philologie geübten und bewährten Methode der Texteskritik Ernst gemacht werden. Es muss die Überzeugung sich Bahn brechen, dass man sich nicht damit zufrieden geben darf, einen allenfalls lesbaren Text zu besitzen, sondern dass das die Aufgabe der methodischen Texteskritik ist, mit allen vorhandenen Hülfsmitteln die uns noch sicher erreichbare ursprünglichste Textesgestalt herzustellen. Unsere Hülfsmittel sind ausser dem überlieferten hebräischen Texte die alten aus der Ursprache gefertigten Übersetzungen: LXX, Targum, Peschito und Vulgata. Da nun die LXX im dritten vorchristlichen Jahrhundert, das Targum um die Zeit von Christi Geburt, die Peschito rund 100, die Vulgata ca. 400 nach Chr. entstanden ist, der uns überlieferte massorethische Text dagegen zur Zeit des Hieronymus noch nicht endgültig festgestellt war, also frühestens dem sechsten christlichen Jahrhundert zugeschrieben werden darf, so ist es selbstverständlich, dass eine methodische Texteskritik beim Alten Testamente nicht von der Massorah, sondern von der LXX als ältestem Texteszeugen auszugehen hat. Erstes Erfordernis ist also, mit der LXX ins Reine zu kommen, wofür Lagarde den Weg gewiesen hat. Da für den alttestamentlichen Texteskritiker die LXX als solche gar kein Interesse hat, sondern da sie ihm nur dazu dienen soll, die hebräische Vorlage zu rekonstruieren, welche die Alexandriner vor sich hatten, so ist zunächst mit Hülfe der ältesten Handschriften, der Tochterübersetzungen, der mit Vorsicht zu benutzenden Citate bei Kirchenvätern und vor allem der Hexaple des Origenes die ursprüngliche Gestalt der LXX wenigstens ihrem Bruttogehalte nach zu ermitteln und von dieser ursprünglichen Gestalt aus nach sorgfältigster Untersuchung des Charakters und der Art und Weise der Übersetzung auf das ihr vorliegende Original zurückzuschliessen. Ist so eine hebräische Handschrift des dritten vorchristlichen Jahrhunderts gewonnen, so hat die Texteskritik wenigstens einen sicheren Ausgangspunkt, wenn sie auch natürlich damit noch nicht am Ziele ist. Denn auch die übrigen selbständigen Texteszeugen sind sorgfältig abzuhören. Beim Targum ist darauf zu achten, dass die Grenzlinien zwischen Übersetzung und Umschreibung erkannt und inne gehalten werden; bei der Peschito ist die an vielen Stellen ganz unzweifelhafte Abhängigkeit von der LXX zu berücksichtigen und auch eine etwaige Abhängigkeit vom Targum nicht zu übersehen. Gelegentlich der Peschito wies der Redner auch die völlige textkritische Wertlosigkeit des von Ceriani photolithographierten Ambrosianus nach, indem derselbe durchweg nach der Massorah korrigiert ist. Auch die Vulgata will sorgfältig berücksichtigt sein, wenn auch ihr hoher Wert für uns mehr auf der in ihr niedergelegten exegetischen Tradition beruht, als in textkritischer Hinsicht. Für den überlieferten hebräischen Text ist auszugehen von der durch Lagarde bewiesenen Thatsache, dass sämtliche Handschriften des hebräischen Alten Testamentes auf einen Archetypus zurückgehen und folglich nur eine Recension darstellen; zur Illustrierung dieser Thatsache teilte der Redner das Ergebnis der von ihm vorgenommenen Kollationierung

des Codex Babylonicus Petropolitanus mit der Hahnschen Handausgabe des Alten Testamentes mit. Diese fünf Recensionen: LXX, Targum, Peschito, Vulgata und Massorah müssen dazu dienen, um aus ihnen nach den Regeln der philologischen Kritik die ursprünglichste Textesgestalt zu erschliessen, bis zu welcher wir mit Sicherheit vordringen können, und es ist dabei namentlich darauf zu achten, dass das sogenannte Princip der „schwereren Lesart" nicht überspannt und gemissbraucht werde. Falls uns die ganze Überlieferung im Stiche lässt, ist zur Konjektur zu greifen; ist auch eine Konjektur auf methodischem Weg wegen Mangels an Anhaltspunkten unmöglich, so ist die Stelle als heillos verderbt anzuerkennen.

Hierauf gab der Redner noch eine kurze Mitteilung über die äusserliche Einrichtung seiner in Arbeit befindlichen textkritischen Ausgabe des Propheten Ezechiel. Abzudrucken ist der als ursprünglich erschlossene Text einschliesslich als notwendig erwiesener Konjekturen. Dagegen ist dieser Text ohne Vokale zu drucken und die Konsonanten nach bestimmten Principien zu schreiben. Die Anwendung der matres lectionis findet ganz konsequent nach festen, teils dem herrschenden Gebrauche der Massorah entnommenen, teils auf Grund linguistischer Erwägungen aufgestellter Regeln statt. Die Stelle der Vokalisierung vertritt eine gegenüberstehende deutsche Übersetzung. Unter Text und Übersetzung tritt der textkritische Apparat, welcher nur wirkliche Varianten, diese aber auch vollständig aus allen selbständigen Texteszeugen zu bringen hat. Auch die späteren griechischen Übersetzer: Aquila, Symmachus und Theodotion sind im Apparat als Texteszeugen aufzuführen, wenn ihre Übersetzungen auf abweichende Lesarten zurückgehen. Ferner sind Abweichungen vom überlieferten Texte zu begründen, und zwar möglichst kurz, und ebenso Konjekturen als notwendig zu erweisen. Der Joel von Merx diente hierbei als Vorbild. — Es sollte sich dem Vortrage eine Exegese der verzweifelten Stelle Ezech. 21, 13 ff. als Probe der bei dem ganzen Buche befolgten Behandlungsweise anschliessen; aber da die Zeit bereits vorgerückt war, verzichtete der Redner hierauf.

Sodann führte Herr Dr. Teufel aus Karlsruhe die Versammlung zu einem Probleme der Geschichtsschreibung des neueren Orients, indem er betonte, welche Mängel der orientalischen Geschichtsschreibung bei uns zur Zeit noch anhaften. Er schilderte die Regierung des Schah Ṭahmasp I. wesentlich auf Grund seiner eigenen Aufzeichnungen, indem er bemerkte, dass das Hereinziehen der Memoirenliteratur in die orientalische Geschichtsschreibung analog der Benutzung derselben in der westlichen Geschichtsschreibung eine Bereicherung und Vertiefung derselben hervorrufen werde und daher in Angriff zu nehmen sei. Anknüpfend an eine Bemerkung Prof. Sachau's (li. Cbl. 1877) wies Redner zunächst im allgemeinen auf den Gewinn hin, welchen gründlichere Erforschung morgenländischer Geschichte von der Ausbeutung der Memoirenliteratur erwarten könne und erläuterte dann seinen Satz durch nähere Betrachtung der Denkwürdigkeiten Schâh Ṭahmâsp des Ersten von Persien. Nachdem er kurz die Mangelhaftigkeit der Grundlagen charakterisiert, auf welchen Ṭahmâsp's Vater, Ismail I. das Reich der Sefiden gegründet, schilderte er im Umriss die Regierung Ṭahmâsp's, um dann auf Grund der Berliner Handschrift Spreng. 205 zur Analyse der Memoiren selber überzugehn. Indem er aus denselben namentlich die für den Charakter des Autors bezeichnendsten Stellen hervorhob, gelangte er zu dem Resultate, dass das Werk nicht bloss für die äussere, sondern noch weit mehr für die innere Geschichte der Regierung Ṭahmâsp's eine nicht

Digitized by Google

zu unterschätzende Quelle sei, und namentlich das Verhalten des letzteren in mehreren der bedeutendsten Abschnitte seines Lebens, wie während der türkischen Kriege und bei Auslieferung des osmanischen Prinzen Bâjazîd b. Sulaimân durch dasselbe in hellere Beleuchtung gerückt werde. Mit einer zusammenfassenden Charakteristik des Schâhs schloss der Vortrag.

Hierauf sprach Herr Professor Dr. Constantin Schlottmann aus Halle nach einigen Vorbemerkungen über die vielfach ventilierte Frage nach dem Zusammenhange der altsemitischen Schrift mit der ägyptischen und der Runenschrift und suchte den Nachweis zu liefern, dass die Runenschrift in letzter Instanz vom altsemitischen Alphabet und nicht vom lateinischen entlehnt sei, obwohl der Weg, auf dem die Überführung der altsemitischen Schrift in die Runenschrift erfolgt sei, bis jetzt nicht nachgewiesen werden könne. Der Redner behandelte mit Rückbeziehung auf seinen Artikel „Schrift und Schriftzeichen“ in Riehms Handwörterbuch zwei Punkte daraus einlässlicher. Zuerst führte er die Beweise dafür weiter aus, dass die altsemitische Schrift, wahrscheinlich zur Zeit der Hyksos, innerhalb eines semitischen Stammes, der sich in Ägypten aufhielt im Anschluss an das Princip der akrophonischen Hieroglyphen entstanden sei. Sodann zeigte er, ausführlicher als in jenem Artikel, dass trotz Wimmers scharfsinnig ausgeführter Einwendungen das sechszehnbuchstabige Runenalphabet (Futhark) gegenüber dem mehrbuchstabigen das ältere sei und nicht aus der römischen Schrift der Kaiserzeit, sondern nur aus der altsemitischen Schrift selbst oder einem sehr alten Tochteralphabet derselben abgeleitet werden könne, wie dies sowohl aus der Form mehrerer Runen, als auch aus der Anwendung der Furchenschrift (Boustrophedon), bei welcher die Buchstaben in der Richtung nach rechts und links verschieden gestaltet sind, unzweifelhaft hervorgehe.

Hierauf legte der Vorsitzende den Codex Reuchlinianus der Grossherzoglichen Bibliothek zu Karlsruhe nebst einer photolithographischen Nachbildung einiger Seiten vor, welche in der photolithographischen Anstalt des Herrn Baeckmann zu Karlsruhe hergestellt worden sind. Bei der hohen Bedeutung der Handschrift und der Vortrefflichkeit der Nachbildung wurde anerkannt, dass eine auf diesem Wege hergestellte Ausgabe des Codex allen Ansprüchen genügen würde.

Endlich sprach Herr Professor Lefmann aus Heidelberg noch über die Stellung der Dynastie der Bhārata in dem Veda, aber wegen vorgeschrittener Zeit konnte er sich nur auf kurze Andeutungen beschränken. Er führte aus, dass die Stellung der Bhārata nach dem Rigveda entgegen der bisherigen Annahme nicht als eine den Sudas oder den Tritsu feindliche anzusehen sei; vielmehr lasse sich deutlich erkennen, dass jenes zuerst und am weitesten nach Osten vorgedrungene Kriegervolk sich eben aus seiner „Winzigkeit“ zu siegreicher Macht erhoben.

Im Laufe der Sitzungen war es dem Vorsitzenden vergönnt mitzuteilen, dass eine für diese Sektion bestimmte Festschrift durch die Munificenz des Grossherzoglichen Ministeriums hat zum Druck befördert werden können, wofür der ehrfurchtsvolle Dank der Sektion an dieser Stelle zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird. Die Festschrift enthält zwei bisher unedierte arabische Schriftwerke, zu deren Herausgabe sich Herr Professor Dr. Thorbeke und der unterzeichnete Vorsitzende vereinigt hatten. Herr Professor Thorbeke edierte Ibn Doreids Kitâb el malâhin mit Einleitung über Sinn und Bedeutung dieses Werkes, das für die Lexikographie ebenso wie für die Erkenntnis von

Digitized by Google

Interesse ist, wie im Orient die reservatio mentalis verbreitet ist. Der Unterzeichnete veröffentlichte die Saadjanische Übersetzung des Hohen Liedes ins Arabische nebst andern auf das Hohe Lied bezüglichen arabischen Texten mit einer Einleitung, in der die Abfassung der mitgeteilten anonym überlieferten Übersetzung durch Saadja nachgewiesen ist. Beide Schriften vereinigt erschienen in Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg 1882.

Schliesslich ist zu bemerken, dass als im Druck begriffen Müllers Ausgabe der Geschichte der arabischen Ärzte von Abu Usaibia vorgelegt wurde, welche in der ägyptischen Druckerei zu Bulaq hergestellt wird.

Digitized by Google

III. Deutsch-romanische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder:

1. Bartsch, Dr., Geh. Hofrath. Heidelberg. I. Vorsitzender.
2. Behaghel, Dr., Prof. Heidelberg. II. Vorsitzendor.
3. Amersbach, Prof. Konstanz.
4. Armitage, Oxford.
5. Baechtold, Dr., Prof. Zürich.
6. Barack, Dr., Oberbibliothekar. Strassburg.
7. Bech, Dr., Prof. Zeitz.
8. Bechstein, Dr., Prof. Rostock.
9. Becker, cand. phil. Heidelberg.
10. Bossler, Dr., Dir. Darmstadt.
11. Brandt, Prof. Baltimore.
12. Danber, Dr., Prof. Karlsruhe.
13. Egelhaaf, Dr., Prof. Heilbronn.
14. Erhardt, cand. phil. Heidelberg.
15. Fischer, Dr., Prof. Stuttgart.
16. Förstemann, Dr., Hofrath. Dresden.
17. Fulda, cand. phil. Frankfurt a. M.
18. Gehrke, Gymn.-Lehrer. Gebweiler.
19. Grober, Dr., Oberl. Mülhausen i. E.
20. Herzog, Prof. Stuttgart.
21. Holder, Dr., Bibliothekar. Karlsruhe.
22. Ihne, Dr., Prof. Heidelberg.
23. Kaiser, Dr., Oberl. Elberfeld.
24. v. Keller, Prof. Tübingen
25. Kilian, stud. phil. Karlsruhe.
26. Kluge, Dr., Privatdocent. Strassburg.
27. Koch, Dr., Privatdocent. Marburg.
28. Kölbing, Dr., Prof. Breslau.
29. Kossmann, stud. phil. Karlsruhe.
30. Krummacher, Dr., Dir. Kassel.
31. Lange, Dr., Gymn.-Lehrer. Kassel.
32. Lohmeyer, Dr., Bibliothekar. Kassel.
33. Meyer v. Waldeck, Kollegienrath. Heidelberg.
34. Meyer, Robert, Dr., Prof. Karlsruhe.
35. Müller, Prof. Karlsruhe.
36. Neumann, Prof. Freiburg.
37. Oeser, Dr., Prof. Karlsruhe.
38. Rieger, Dr. Darmstadt.
39. Scheffer-Boichorst, Dr., Prof. Strassburg.
40. Seldner, Dr., Prof. Mannheim.
41. Sottogast, Dr, Prof. Zürich.
42. Soldan, Dr., Prof. Basel.
43. Stjernström, Amanuensis. Upsala.
44. Stock, Dr., Prof. Karlsruhe.
45. Thurneysen, Dr., Privatdocent. Jena.
46. Vierordt, Dr. Karlsruhe.
47. Waag, stud. phil. Karlsruhe.
48. Wilser, Dr., prakt. Arzt. Karlsruhe.
49. Windeck, stud. phil. Hirschberg.
50. Wolpert, Studienlehrer. Augsburg.
51. Wülcker, Dr., Archivrath. Weimar.
52. Ziemer, Dr., Oberl. Kolberg.

Die Sektion konstituierte sich nach Schluss der esten allgemeinen Sitzung, Mittwoch, den 27. September, 12 Uhr Mittags unter dem auf der Versammlung zu Stettin gewählten Präsidium: Geh. Hofrath Bartsch aus Heidelberg als erstem, Professor Behaghel aus Heidelberg als zweitem Vorsitzenden. Zu Schriftführern wurden Professor Amersbach aus Konstanz und Professor Dr. Meyer aus Karlsruhe erwählt. 52 Mitglieder trugen sich in das Album der Sektion ein. Der Vorsitzende berichtete zunächst über eingegangene Begrüssungsschriften; er legte den 20. Jahrgang seiner germanistischen Bibliographie, welche der Sektion zur Feier ihres zwanzigjährigen Bestehens gewidmet wurde, in 50 Exemplaren zur Verteilung vor. Professor Funck aus Karlsruhe stellt eine Anzahl Exemplare seiner Schrift 'Beiträge zur Wielandbiographie' (Freiburg 1882) zur

Digitized by Google

Verfügung, ebenso Professor Th. Süpfle aus Metz von seinem Programm 'Über den Kultureinfluss Deutschlands auf Frankreich' (Metz 1882). Hieran knüpfte der Vorsitzende die folgende Ansprache:

Geehrte Herren,
Werte Fachgenossen!

Zwei Jahrzehnte sind heuer verflossen, seit eine germanisch-romanische Sektion der Philologenversammlung ins Leben und in Wirksamkeit trat. Die Anregung dazu wurde 1861 auf der Versammlung zu Frankfurt a. M. gegeben. Dort hatte sich, ohne vorausgehende Verabredung, zum ersten Male eine grössere Zahl von germanistischen Fachgenossen vereinigt; manchen hatte gewiss auch das von Rudolf von Raumer in der pädagogischen Sektion zur Verhandlung gestellte Thema 'über die Behandlung des Altdeutschen auf den Gymnasien und über die Heranbildung der dazu nötigen Lehrkräfte' angelockt. Ich selbst besuchte zum ersten Male den Philologenkongress: ich lernte in Frankfurt eine Anzahl von Fachgenossen kennen und empfing gleich hier so manche Anregung durch persönlichen Verkehr, dass ich von da an ein fleissiger Besucher wurde. Hier traf ich u. a. Birlinger, Crecelius, Creizenach, Diefenbach, Holland, Liliencron, Möbius, Raumer, Regel, Rieger, Franz Roth, Wilhelm Wackernagel, Weigand, Weismann. Bei regem geselligen Verkehr kam, ich wüsste nicht zu sagen durch wen angeregt, der Wunsch zur Sprache, dass die Germanisten künftig zu einer besonderen Sektion zusammentreten möchten. Der Gedanke fand lebhaften Beifall, und wir drei, Wackernagel, Raumer und ich, stellten bei der Versammlung einen dahin gehenden Antrag. Derselbe wurde von der zur Festsetzung des nächsten Versammlungsortes gewählten Kommission, zu deren Sitzungen wir drei Antragsteller hinzugezogen worden waren, dem Plenum warm empfohlen und allgemein angenommen. Raumer in Verbindung mit Eckstein und Firnhaber ward beauftragt, eine Geschäftsordnung für die neue Sektion zu entwerfen und im nächsten Jahre der Versammlung vorzulegen. Bei den Beratungen der Kommission kam zur Frage, inwiefern die Beteiligung der Germanisten eine Veränderung des Namens der Versammlung herbeiführen könne. Sie nannte sich bis dahin Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten. Waren hier unter Philologen nur die 'klassischen' Philologen gemeint und neben ihnen die Orientalisten besonders genannt, so durften die Germanisten das gleiche Recht beanspruchen. Wenn nun aber, was nicht undenkbar, auch die Romanisten, Slavisten und Linguisten sich als besondere Sektionen aufthun wollten, so wäre dadurch allmählich der Titel der Versammlung so endlos wie der eines regierenden Fürsten geworden. Die Vertreter der klassischen Philologie waren einsichtsvoll genug zuzugeben, dass Orientalisten und Germanisten, mit Vergunst zu sagen, auch Philologen seien, und so, statt dem Titel etwas hinzuzufügen, vereinfachte man ihn durch Streichung der Orientalisten, indem man unter Philologen jetzt die Vertreter der verschiedensten Gebiete der Philologie verstand. Und so sind denn die Frankfurter Verhandlungen im Jahre darauf zum ersten Male unter dem seitdem verbliebenen Titel 'Verhandlungen der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner' erschienen. Es war ein äusserlicher Punkt, und doch nicht bedeutungslos, denn er erweiterte den Begriff 'Philologen' in dem Sinne, wie es der thatsächlichen Entwicklung der philologischen Studien entsprach.

In Augsburg, dem Versammlungsorte des Jahres 1862, hiess der Vorsitzende, Rektor Metzger, in seiner Eröffnungsrede die Germanisten willkommen, durch deren

Digitized by Google

thätige Teilnahme die Versammlung 'einen längst gehegten Wunsch — oder soll ich sagen ein längstgefühltes Bedürfnis? — befriedigt sehe'[1]). Raumer erwiederte im Namen der Fachgenossen dankend, indem er betonte, wie die Germanisten den grössten Wert darauf legten, mit der klassischen Philologie und ihrer bewährten Strenge in engstem Zusammenhange zu bleiben.[2]) Der von Raumer vorgelegte Statutenentwurf, welcher mit einer ganz geringen Änderung angenommen wurde,[3]) gedenkt bereits der Verbindung der Germanisten mit den Vertretern der romanischen und osteuropäischen Philologie; daher denn das von Raumer, Wackernagel und mir erlassene Einladungsschreiben auch an sie versandt wurde. 36 Teilnehmer trugen sich in das zu Augsburg eröffnete Album der Sektion ein. Gar mancher von denen, die damals fröhlich unter uns weilten, ist seitdem aus dem Leben geschieden: ich nenne Diemer, Hoffmann von Fallersleben, Vilmar. Aber auch die beiden Männer, die damals an der Spitze unserer Sektion standen, Wackernagel und Raumer — sie sind nicht mehr. Heuer ist es das 16. Mal, dass die deutsch-romanische Abteilung der Sektion zusammentritt; an fünf Jahren (1866, 1870, 1871, 1873 und 1881) ist sie, wie die Philologenversammlung überhaupt, aus verschiedenen Ursachen ausgefallen. Den etwas veränderten Namen, der des romanischen Elementes ausdrücklich gedenkt, erhielt sie auf der Versammlung zu Meissen (1863), und trotz mancher Versuche, eine besondere Sektion für neuere Sprachen zu gründen, haben bis jetzt die Romanisten redlich mit den Germanisten zusammengehalten.

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren, überhaupt eine längere zurückgelegte Strecke, veranlasst von selbst zu einer Umschau. Nach siebenjährigem Bestehen der Sektion gab Weinhold auf der Versammlung in Kiel (1869) einen Überblick über die germanistische Literatur in diesen sieben Jahren. Das hat nach ihm kein Vorsitzender mehr gethan; auch ich gedenke es nicht zu thun. Wohl aber ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, derjenigen germanistischen und romanistischen Fachgenossen zu gedenken, welche in dem Zeitraume seit der letzten Versammlung (1880) aus unserer Mitte geschieden sind. Ich führe sie, ohne eine Sonderung nach Fächern und Ländern vorzunehmen, in der Reihenfolge ihres Scheidens an. Am 1. November 1880 starb im 78. Lebensjahre der Germanist Karl Roth in München, bekannt durch eine Reihe von Veröffentlichungen namentlich auf dem Gebiete des Mittelhochdeutschen; am 25. Dezember 1880 im 50. Lebensjahre Wilhelm Mannhardt, mir persönlich ein alter Freund und Studiengenosse, der mit begeisterter Liebe seine Thätigkeit dem Ausbau der germanischen Mythologie auf der breiteren Grundlage der vergleichenden Religionswissenschaft widmete; am 30. Januar 1881 in Algier im 36. Lebensjahre Henry Nicol, ein reichbegabter Forscher auf dem Gebiete der romanischen Sprachen; am 13. Februar 1881 im 81. Lebensjahre Paulin Paris, der Nestor unter den Romanisten, der für die Förderung der Kunde des französischen Mittelalters rastlos, als einer der frühesten, bis ans Ende seines Lebens wirkte; am 7. April 1881 der Anglist Eduard Müller in Köthen, der verdiente Verfasser des etymologischen Wörterbuches der englischen Sprache, welches in zweiter Bearbeitung zu vollenden ihm noch beschieden war; am 14. April 1881 Theodor Müller in Göttingen, 65 Jahre alt,

1) Verhandlungen von Augsburg S. 21.
2) Germania 8, 222.
3) Gedruckte Verhandlungen von Augsburg S. 164. Germania 8, 223 f.

Digitized by Google

bekannt durch seine Ausgabe des französischen Rolandsliedes, welche die erste wirklich philologische war; am 9. Mai 1881 im 69. Lebensjahre Adalbert Kuhn in Berlin, der speziell um die Germanistik durch seine musterhaften Sammlungen von Sagen und Gebräuchen, in weiterer Ausdehnung aber um die vergleichende Mythologie und um die Sprachwissenschaft sich die bleibendsten Verdienste erworben hat und mit Th. Aufrecht zusammen die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung begründete; am 2. Juni 1881 im 82. Lebensjahre Emile Littré in Paris, dessen staunenswert vielseitige Thätigkeit in dem bewunderungswürdigen Dictionnaire de la langue française, dem ersten historischen Wörterbuch der französischen Sprache, Höhepunkt und Abschluss fand; im Juli 1881 im 58. Lebensjahre Berthold Rumpelt in Kreuzburg, verdienter Grammatiker und Linguist, einer der ersten, die das physiologische Element der Sprachbetrachtung nachdrücklich betonten; am 23. Juli 1881, 61 Jahre alt, Josef Haupt in Wien, ein scharfsinniger und origineller Forscher, der durch seine Publikationen auf alt- und mittelhochdeutschem Gebiete sich mannigfache Verdienste erwarb; am 14. September 1881 Adolf Laun in Oldenburg, im 74. Lebensjahre, bekannt durch seine kommentierten Ausgaben französischer Schriftsteller und durch seine trefflichen Übersetzungen englischer und französischer Dichter; am 11. November 1881 C. Engelhardt in Kopenhagen, der verdiente Altertumsforscher und langjährige Sekretär der königl. Gesellschaft für nordische Altertumskunde; am 4. Januar 1882 im 23. Lebensjahre Friedrich Apfelstädt in der Heilanstalt zu Görbersdorf in Schlesien, der trotz seiner Jugend schon manches Treffliche geleistet und zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte; am 28. März 1882 im 69. Lebensjahre Bischof J. E. Moe in Christiansund, der in Verbindung mit Asbjörnsen sich in erfolgreichster Weise der Sammlung nordischer Sagen und Märchen widmete; am 17. Mai im 69. Lebensjahre Francis Guessard, hochverdient um die altfranzösische Literatur, der Begründer der wertvollen Sammlung der Anciens poëtes de la France; am 29. Mai 1882 im 82. Lebensjahre Hermann Hettner in Dresden, dessen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts eines der ausgezeichnetsten Spezialwerke ist, die wir besitzen; endlich, am 6. Juni d. J., im 33. Lebensjahre Anton Edzardi in Leipzig, der in den letzten Jahren sein schönes Talent ausschliesslich dem Altnordischen zuwandte und hier noch sehr Bedeutendes zu leisten verbiess. Eine lange Reihe — in nicht viel mehr als 19 Monaten 17 Namen von Männern, deren manche am Ziele eines reichen Lebens standen, während andere in bester Manneskraft, einzelne noch in der Blüte der Jugend dahingingen. Ich glaube keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie ersuche, das Andenken unserer Toten durch Erheben von Ihren Sitzen zu ehren.

(Sämtliche Anwesende erheben sich.)

Ferner machte der Vorsitzende darauf aufmerksam, dass im abgelaufenen Jahre das mittelniederdeutsche Wörterbuch seinen Abschluss gefunden; er stellte den Antrag, dass die Sektion der Reichsregierung den Dank ausspreche für die finanzielle Unterstützung des Werkes, welche Unterstützung auf frühere Anregung der Sektion gewährt worden war. Der Antrag, so wie ein zweiter des Vorsitzenden, ein Glückwunschschreiben an Dr. Lübben zu richten, wurde einstimmig angenommen.

Schluss der Sitzung 1 Uhr.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 28. September, Morgens 8 Uhr.

Vortrag des Vorsitzenden: 'Über die Gründung germanischer und romanischer Seminare und die Methode kritischer Übungen.'

Das Bedürfnis, mit den Vorlesungen philologische Übungen zu verbinden, hat sich begreiflicherweise schon frühe herausgestellt, lange bevor von seiten der Regierungen daran gedacht wurde, denselben eine feste und offiziell anerkannte Form zu geben. Schon Lachmann hielt solche Übungen, und von ihm hat sich der Brauch zunächst auf seinen Schülerkreis übertragen. Ich habe z. B. bei Weinhold in meinem ersten Semester (1849—50) an solchen Übungen teilgenommen, die mir sehr anregend waren.

Das erste offizielle Seminar für deutsche Philologie habe wohl ich geleitet. Als ich vor 24 Jahren nach Rostock berufen wurde, bestand dort ein philosophisch-ästhetisches Seminar, geleitet von meinem Vorgänger, dem durch seine eigentümliche Behandlung des Hildebrandsliedes bekannten Wilbrandt (dem Vater von Adolf Wilbrandt). Es hatte den Zweck, hauptsächlich für die Behandlung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen der Gymnasien die künftigen Lehrer vorzubereiten: gewiss ein sehr löblicher und anerkennenswerter. Bei Wilbrandt hing diese Richtung mit seinem ganzen Bildungsgange zusammen, während ich, den pädagogischen Beziehungen ferner stehend, mehr die philologische Behandlungsweise zum Mittelpunkt machte. Der alte treffliche Vizekanzler von Both hatte mich im Sommer 1857 in Nürnberg aufgesucht, um mich persönlich kennen zu lernen. Er traf mich auf der Stadtbibliothek, im Staube der Manuskripte begraben, die ich für den allgemeinen Handschriftenkatalog des germanischen Museums durcharbeitete. Leider wusste ich nicht, dass er vollständig taub war: daher ich mich vergeblich bemühte, ihm auf seine Frage nach etwa wünschenswerten Umgestaltungen des Seminars meine leitenden Gesichtspunkte auseinanderzusetzen, bis ich mich endlich genötigt sah, einen Entwurf ex tempore niederzuschreiben. Das deutsch-philologische Seminar trat dann nach meiner Berufung (Ostern 1858) ins Leben, aber erst im Herbste in Wirksamkeit. Es fehlte ihm leider dort der rechte Boden; Meklenburg hatte damals noch keine philologische Staatsprüfung und die Folge davon war, dass die meisten Philologen, namentlich die älteren, auf die man in einem Seminare doch am meisten angewiesen ist, den grössten Teil ihrer Studienzeit an andern, besonders preussischen Universitäten zubrachten, um dort das Examen zu machen. Diese ungünstigen Verhältnisse haben sich erst in den letzten Jahren meines Aufenthaltes in Rostock geändert.

Das nächste Seminar, das gegründet wurde, war das Tübinger, für welches sich Keller die Statuten des Rostocker schicken liess. Es wurde 1867 als provisorisches, 1872 als definitives Seminar für neuere Sprachen unter der Leitung von Keller geschaffen. Hier wurde neben dem Deutschen auch das Französische und Englische herangezogen, doch nur jenes in philologischem Betriebe, während die beiden andern Sprachen nur mit Rücksicht auf die Praxis behandelt wurden. Seitdem sind nun an den meisten Universitäten deutsche, romanische, englische Seminare entstanden. Ich gebe im nachstehenden eine historische Übersicht, welche zeigt, dass die Gründung der übrigen erst in die siebziger Jahre fällt.

Als ich 1871 nach Heidelberg berufen wurde, fand ich kein Seminar vor. Auch

Digitized by Google

private Übnngen hielt mein Vorgänger A. Holtzmann nicht, weil seine zunehmende Schwerhörigkeit ihm die Leitung derselben fast unmöglich machte. Schwerhörigkeit ist hier ein besonders empfindliches Übel, weil die Teilnehmer in dem Masse leise zn sprechen lieben als ihre Kenntnisse unsicher sind; wiewohl auch manchmal einer eine *tumpheit* mit recht lauter Stimme auf den Markt bringt. 1872 teilte mir das Ministerium mit, dass es die Absicht habe, ein 'Seminar für neuere Sprachen' zu begründen, falls ich die Leitung desselben übernehmen wolle. Im Interesse der Sache glaubte ich das nicht ablehnen zu dürfen, wiewohl die Vertretung des germanistischen und romanistischen Gebietes in Vorlesungen mir schon mehr Arbeit als mir lieb war auferlegte. So trat das Seminar Ostern 1873 ins Leben, die Bibliothek ein Jahr später. Es wurde zunächst, mit dem Vorbehalt einer Erweiterung, auf das Deutsche, Französische und Englische beschränkt, und vertauschte einige Jahre nachher (1877) die nicht ganz geschickt gewählte Benennung 'Seminar für neuere Sprachen' mit der jetzigen 'germanisch-romanisches Seminar'. Das Altfranzösische wurde schon im zweiten Semester in den Studienplan aufgenommen, wie auch das Altenglische bald hinzutrat. In einem Kurse von vier Semestern, welcher die verschiedenen Entwickelungsstufen des Deutschen, Französischen und Englischen umfasst, schliesst sich der Cyklus der Übnngen ab.

Gleichzeitig mit dem Heidelberger Seminar wurde das der Universität Strassburg eröffuet (Ostern 1873); doch waren hier das deutsche, romanische und englische Seminar von Anfang an getrennt, jedes stand unter einer besonderen Leitung. Auch in Würzburg wurde 1873 ein Seminar für deutsche Philologie ins Leben gerufen. 1874 folgte das zu Leipzig, das von 1875 an die Bezeichnung königlich deutsches Seminar führte; in demselben Jahre 1874 entstanden die deutschen Seminare in Marburg und Graz, doch nennt sich jenes 1875—76 auch 'deutsche Gesellschaft', wonach mir der amtliche Charakter etwas zweifelhaft ist. 1875 kamen Freiburg, Kiel, Czernowitz und Prag; 1876 Greifswald, Jena und Innsbruck; 1877 Breslau; 1879 Bonn; 1881 Wien.

Englische Seminare wurden ausser den schon genannten in Tübingen, Heidelberg und Strassburg folgende gegründet. In Greifswald hielt seit 1866 der Professor Schmitz ein englisches nnd französisches Seminar, das aber nur einen privaten Charakter hatte und auch keine wissenschaftlichen Ziele verfolgte. Das 1872 in Bonn geschaffene Seminar für französische und englische Sprache diente ebenfalls praktischen Zwecken. 1875 wurde ein englisches Seminar in Wien, ein romanisch-englisches in Marburg ins Leben gerufen. 1876 kam Breslau, wo dem romanischen Seminar eine Abteilung für Englisch beigegeben wurde; ferner Halle, Prag und München, an letzterem Orte jedoch mit ausgesprochen praktischer Tendenz. 1877 folgte das romanisch-englische Seminar in Berlin und 1878 das in Königsberg.

Die Verbindung des Romanischen mit dem Englischen, so wenig sie an sich organisch ist, besteht noch an manchen Universitäten nnd findet ihren Ausdruck in der Benennung romanisch-englisches Seminar. Romanische Seminare haben ausser Tübingen, Heidelberg und Strassburg folgende Universitäten: Wien seit 1873 ein Seminar für französische Sprache, seit 1875 mit einem Proseminar; Marburg (romanisch-englisch) seit 1875, Breslau, Halle, Prag und München (letzteres nur für die Praxis im Französischen) seit 1876; Berlin seit 1877 (romanisch-englisch); Bonn und Königsberg (romanisch-englisch) seit 1878; Bern seit 1882.

Digitized by Google

An einer Reihe von Universitäten besteht auch jetzt noch nicht ein von der Staatsregierung anerkanntes und dotiertes Seminar, sondern nur Übungen, welche die betreffenden Fachgenossen leiten. Nun ist es zwar im Grunde gleichgültig, wie sich ein solches Institut nennt, ob Seminar, ob Gesellschaft, ob Societät, ob Kränzchen, da das Wesentliche in der Art der Übungen selbst liegt und diese von der Anerkennung der Regierung unabhängig ist. Aber nicht zu verkennen ist, dass eine Dotierung durch den Staat den Studien manchen Vorteil bringt. Für gering achte ich den der Prämien, welche die Mitglieder bekommen, weil ein strebsamer Student nicht deswegen fleissig arbeiten wird. Wichtiger ist dagegen eine Seminarbibliothek, die den Studierenden den notwendigen Arbeitsapparat leichter zugänglich macht, als es auf den Universitätsbibliotheken möglich ist, sowie die Einrichtung eines Arbeitszimmers, welches den ganzen Tag geöffnet und in welchem die Bibliothek aufgestellt ist. Freilich nur dann wird das Arbeiten hier von Nutzen sein können, wenn die Bestimmung besteht, dass die Bücher nur im Arbeitszimmer benutzt, aber nicht von den einzelnen Mitgliedern nach Hause genommen werden dürfen. Jene Einrichtung hat auch den Vorteil, dass sie manche in der Aufeinanderfolge der Collegia entstehende Zwischenpause nützlich ausfüllt, die sonst leicht in einer benachbarten Kneipe zugebracht wird.

Was nun die Ziele seminaristischer Thätigkeit betrifft, so werden wohl immer zwei Ansichten sich geltend machen, die mitunter sogar zu scharfem Gegensatz geführt haben. Die eine legt das Hauptgewicht auf die gelehrte Ausbildung der jungen Philologen, die andere auf die pädagogische Schulung der künftigen Lehrer. Gerade in Heidelberg waren vor einigen Jahren diese Gegensätze hart an einander geraten, indem die beiden Direktoren des Seminars für klassische Philologie sich in ihren Ansichten schroff bekämpften. Es kann nicht fraglich sein, dass die Rücksicht auf den künftigen Lehrerberuf und die Ausbildung dafür nicht ganz ausser acht gelassen werden darf. Der Staat braucht Lehrer und kann verlangen, dass auf einer von ihm dotierten Anstalt die Studierenden für ihren einstigen Beruf vorbereitet werden. Diese Rücksicht aber zu sehr in den Vordergrund zu stellen, ist einseitig, und ist vor allem verderblich für die philologische Durchbildung. Denn jenes Betonen des künftigen Berufes führt den Studierenden nur zu leicht zu der Ansicht, er brauche nicht mehr von Wissen sich anzueignen als er für den praktischen Beruf bedürfe und verwerten könne. Solche banausische Auffassung dürfen wir nicht aufkommen lassen: sie würde geradezu die geistliche und sittliche Macht unserer Universitäten untergraben und vernichten. Sie würde nur ein geistiges Proletariat erziehen, Menschen, die nur von der Hand in den Mund leben, die nichts übrig haben für die Feierstunden des Lebens, woran sie sich geistig aufrichten von der Mühsal der täglichen Arbeit. Nein! soll eine einseitige Richtung in unseren Seminarien die herrschende sein, dann viel besser die einseitig philologische, die uns künftige Gelehrte, nicht Lehrer ziehen will. Das Richtige liegt auch hier wie so oft in der Mitte; nur ist freilich schwer, beide Zwecke zu verbinden. Am besten wird es vielleicht zu erreichen sein, wenn man eins als Aufgabe der seminaristischen Thätigkeit bezeichnet: Einführung in die philologische Methode, Gewöhnung an philologisches Denken.

Bei der Behandlung der französischen und englischen Sprache liegt die Rücksichtnahme auf den künftigen Lehrerberuf besonders nahe. Denn die mündliche und schriftliche Beherrschung beider Sprachen, die vom Lehrer erwartet wird, soll durch das Seminar

Digitized by Google

begründet werden. Man sage nicht, dass das von Lektoren geleistet werden kann. Ja, wenn die Lektoren philologisch und linguistisch geschult sind, wenn sie mit Lautphysiologie sich hinreichend beschäftigt haben, um die Fehler der Aussprache in ihren Gründen verstehen, erklären und beseitigen zu können — solche Lektoren lass' ich mir gefallen. Aber sie werden selten genug sein. Man sage auch nicht, dass der Aufenthalt im fremden Lande, etwa am Schlusse der Studien, ehe man in die Praxis tritt, die nötige Vertrautheit geben kann. Gewiss ist ein solcher Aufenthalt nützlich und jedem künftigen Lehrer des Französischen und Englischen zu empfehlen. Aber wahrhaft gedeihlich wird er nur dann sein, wenn der junge Deutsche eine Vorbildung in dem angedeuteten Sinne empfangen hat.

Wenn man klagen hört, dass in unsern romanischen und englischen Seminaren die praktischen Übungen vernachlässigt werden, so ist diese Klage nicht unberechtigt. Es liegt dem die Anschauung zu Grunde, es sei eigentlich eines Mannes der Wissenschaft unwürdig, solche Dinge im Seminar zu treiben. Sicherlich, wenn es sich um ein Parlierenlernen handelt im Sinne eines Sprachmeisters, ist das richtig; nicht aber, wenn die Aufgabe in wissenschaftlichem Geiste erfasst und durchgeführt wird. Lehrer, die auf diesem Wege ihre Kenntnis des Französischen und Englischen begründet haben, werden dem Unterrichte in den beiden Sprachen eine ganz andere Basis geben und auch viel bessere Resultate erzielen als wir sie jetzt haben, auch wenn sie (was gar nicht zu billigen wäre) nicht Lautphysiologie mit ihren Schülern treiben.

Dass im englischen und französischen Seminar die historisch-philologische Schulung, also gründliche Beschäftigung mit dem Altfranzösischen und Altenglischen, ein zweiter Hauptgesichtspunkt ist, erachte ich als selbstverständlich. Denn der Ausschluss derselben muss die verderblichsten Folgen haben.

Wie soll nun im Deutschen die philologische mit der pädagogischen Ausbildung verbunden werden? Hier kann eigentlich nur das Neuhochdeutsche in Betracht kommen; denn für das Altdeutsche hat die pädagogische Seite kaum eine Bedeutung. Dagegen neuhochdeutsche Übungen haben in doppelter Hinsicht die Aufgaben des künftigen Lehrers ins Auge zu fassen. Sie sollen durch Lektüre neuerer Schriftsteller einführen in den Geist der neueren Literatur, namentlich, wie selbstverständlich, unserer klassischen Zeit. Eine philologisch-kritische Behandlung, wie wir sie an unsern alten Quellen üben und lehren, soll zwar auch hier nicht ausgeschlossen sein, aber doch nicht im Vordergrunde stehen, weil der Einführung in diese Art der philologischen Methode besser die altdeutschen Übungen dienen. Die sprachliche Behandlung wird hier naturgemäss eine andere sein als beim Englischen und Französischen. Die geschichtliche Entwicklung des Neuhochdeutschen in Lauten, Formen und syntaktischen Erscheinungen, ebenso das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache giebt genügenden Stoff, der dem künftigen Lehrer Gelegenheit bietet, für seine Schüler den deutschen Unterricht anziehend und belehrend zu machen. Namentlich wird das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart für den Unterricht nützlich sich erweisen, da auch hier das Lautphysiologische vielfach in Betracht kommt. Wenn, wie z. B. in Heidelberg die Seminarmitglieder den verschiedensten Gegenden Deutschlands angehören, werden Dialektfragen, nicht bloss dialektische Aussprache, auch Ausdrucksweise und Syntax der Dialekte vielfach anregenden Stoff hergeben.

In unseren klassisch-philologischen Seminaren ist es alter Brauch, dass die Mit-

Digitized by Google

glieder wissenschaftliche Abhandlungen liefern, über welche disputiert wird. Diesen Gebrauch haben manche germanistische und romanistische Seminare angenommen. Und gewiss lässt sich manches dafür sagen. Doch bin ich der Ansicht, dass, was für die klassische Philologie sich nützlich erweist, nicht auch ohne weiteres für die neuere Philologie sich empfiehlt. Unsere jungen Germanisten und Romanisten kommen fast ohne Vorkenntnisse in ihrem Fach auf die Universität, der klassische Philologe hat neun Jahre Latein, sechs Jahre Griechisch getrieben. Die ersten Semester vergehen, bis der junge Student die Elemente sich angeeignet hat. Nehmen wir an, er tritt im dritten Semester ins Seminar, so ist es offenbar zu früh für ihn, jetzt schon auf eine wissenschaftliche Arbeit sich zu konzentrieren. Auch bei klassischen Philologen liegt darin eine grosse Gefahr; für Germanisten und Romanisten ist sie erheblich grösser. Eigentlich soll nicht früher als im letzten Studienjahre der Student ein grösseres wissenschaftliches Thema behandeln; er möge es dann als Grundlage seiner Dissertation oder einer Facharbeit beim Staatsexamen benutzen.

Viel zweckmässiger scheinen mir Referate und Vorträge im Seminar über Fragen und Punkte, welche an das im Seminar Getriebene sich anlehnen, oder etwa an eine damit in Beziehung stehende literarische Novität. Dies hat den Vorteil, dass dann nicht bloss Verfasser und Respondent eine den übrigen Mitgliedern, die die Arbeit nicht gelesen haben, uninteressante und meist unverständliche Disputation halten, sondern jedes Mitglied dafür interessiert wird. Auch wird dadurch der mündliche Vortrag gepflegt, ein namentlich für die Muttersprache nicht ausser acht zu lassender Gesichtspunkt, da bei der heutigen Entwicklung unseres politischen und Gemeindelebens von jedem, welche Stellung er auch einnehme, verlangt und gefordert werden kann, dass er öffentlich rede. Es empfiehlt sich allerdings auch hier, einen Respondenten zu bestellen, der sich mit dem Gegenstande näher vertraut gemacht habe, weil sonst zu befürchten ist, dass es entweder zu gar keiner oder doch einer sehr lahmen Debatte komme.

Unter den verschiedenen Arten von Seminarübungen auf dem Gebiete des Altdeutschen, Altenglischen und Altfranzösischen will ich eine zu besonderer Besprechung herausgreifen, weil ich sie für die philologische Schulung sehr nützlich erachte: ich meine die kritischen Übungen, die an einen vorliegenden Text sich anschliessen. Hier kann man freilich auch jeden beliebigen gedruckten Text, jede Ausgabe zu Grunde legen und kritische Grundsätze an ihnen lehren, resp. zeigen, inwiefern dieselben der Herausgeber beobachtet oder vernachlässigt hat. Allein dazu bieten die interpretierenden Collegia hinreichend Gelegenheit; eine selbständige Thätigkeit wird der Seminarist, wenn er nicht schon recht gereift ist, kaum üben können, höchstens kann er zu naseweisen Urteilen über die Leistungen anderer verleitet werden, denen er noch nicht gewachsen ist. Viel geeigneter sind Texte, die in einfachen Handschriftenabdrücken vorliegen. Das Bedürfnis solcher textkritischen Übungen hat in unserer Wissenschaft darin einen Ausdruck gefunden, dass man eigene Sammlungen von Texten zu diesem Zwecke veröffentlichte. So dient ihm Pfeiffers 'altdeutsches Übungsbuch', in beschränkterem Masse Müllenhoffs 'altdeutsche Sprachproben', die neben bearbeiteten Texten auch unbearbeitete liefern. Ich habe beide Bücher wiederholt bei meinen Übungen zu Grunde gelegt. Noch förderlicher ist es freilich, wenn man unmittelbar nach den Handschriften arbeiten lassen kann, weil damit zugleich eine andere dem Philologen nützliche, ja unentbehrliche Übung verbunden ist: in der Paläographie.

Digitized by Google

Da ich in Heidelberg in der glücklichen Lage war, über einen bedeutenden Schatz deutscher Handschriften zu verfügen, so habe ich sehr oft unmittelbar nach den Originalen die Abschriften nehmen lassen. Denselben Dienst leisten auch photo-lithographische Tafeln, wie wir solche auf romanischem Gebiete durch Förster, Monaci u. a. besitzen.

Der Gewinn, den das Herantreten an einen noch nicht kritisch bearbeiteten Text bringt, liegt auf der Hand. Hier hat kein anderer schon denkend, reinigend, überlegend vor uns geschaffen; keine Interpunktion fördert unser Verständnis, keine diakritischen Zeichen helfen, wir sind allein auf uns selbst angewiesen. Also in erhöhtem Masse nachzudenken zwingt uns eine solche Vorlage: das allein ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorteil. Eine Reihe von Fragen und Aufgaben tritt hier heran; ich habe es durch die Praxis bewährt gefunden, wenn dieselben an die einzelnen Seminarmitglieder verteilt werden und jeder über das ihm zugewiesene Thema referiert. Dies hat den Nutzen, dass jeder über den ganzen Gegenstand soweit orientiert ist, um den einzelnen Referaten folgen, beziehungsweise an einer sich anknüpfenden Debatte teilnehmen zu können.

Die erste und äusserlichste Aufgabe ist die der Beschreibung der handschriftlichen Quellen, wobei alle Punkte in Betracht kommen, die zu einer vollständigen und genauen Handschriftenbeschreibung gehören. Die Aufgabe des Lehrers wird hier sein, die nötigen Winke zu geben und das etwa Mangelhafte in der Beschreibung za ergänzen. Von den äusserlichen Dingen beginnend, Grösse und Umfang, Stoff, Schriftart, Verschiedenheit der Hände, Alter u. s. w. übergehend zum Charakter der Handschrift, ob sie ein einzelnes Werk enthält, oder etwa eine Sammelhandschrift ist; Verweisung auf literarische Quellen, in denen die Handschrift bereits verzeichnet oder benutzt ist.

Die zweite Aufgabe besteht darin, die Quellen auf ihren Dialekt zu prüfen. Hier ist den Studierenden nun reichlich Gelegenheit geboten, die grammatischen Kenntnisse, welche sie erworben haben, zu verwerten. Man lernt hier die in den Quellen überlieferten Formen mit denen vergleichen, die die Grammatik theoretisch aufstellt. Eine sogenannte kritische Ausgabe gewährt diesen Vorteil nicht, weil wenigstens unsere mittelhochdeutschen Textausgaben seit Lachmanns Vorgange eine Normalschreibung durchgeführt haben, von welcher thatsächlich die Quellen nur zu oft abweichen.

Eine dritte und wichtige Aufgabe ist, wenn mehrere Quellen vorliegen, dieselben zu klassifizieren, in Gruppen zu sondern, einen Stammbaum aufzustellen. Hier wird sich zeigen, ob sämtliche erhaltene Quellen auf eine der vorliegenden Handschriften zurückgehen, ob und welche verlorne Mittelglieder zwischen dem Original und den erhaltenen Quellen anzunehmen sind; ob Übergänge von der einen Gruppe zur anderen, sogenannte Mischhandschriften sich finden u. s. w. Daraus ergiebt sich dann weiter der kritische Grundsatz, der bei der Konstituierung des Textes durchzuführen ist. Die Möglichkeiten sind hier natürlich sehr mannigfaltig. Es kann sich zeigen, dass nur einer einzigen Gruppe, vielleicht nur einer einzigen Handschrift in ihr zu folgen ist; aber auch ebenso, dass nicht eine einzige Gruppe ausschliesslich den Vorzug verdient. Und dieser Fall ist, wo mehrere Zweige der Überlieferung vorhanden, sogar der häufigere.

Als nächste Aufgabe stellt sich die Untersuchung über die Sprache des Denkmals dar. Bei Werken in poetischer Form werden hier die Reime in erster Linie in Betracht kommen; aus ihnen wird sich ergeben, ob und welchen dialektischen Charakter das Denkmal hat: ob und welche handschriftliche Quellen diesen Charakter bewahrt haben.

Digitized by Google

Da wird sich denn bei Überlieferung in mehreren Handschriften fast immer zeigen, dass beinahe nie sämtliche Quellen den ursprünglichen Dialekt tragen, sondern die eine in diesen, die andere in jenen einer anderen Gegend angehörigen Dialekt umgeschrieben ist. Der Dialekt der Handschrift ist unabhängig von dem Werte ihres Textes; es kann vorkommen, dass eine dem Dialekte nach dem Original zunächst stehende Handschrift in textlicher Beziehung weit schlechter ist als eine in abweichendem Dialekte geschriebene. Trifft beides zusammen, Güte des Textes und Reinheit der Sprache, so ist dies ein günstiger Zufall, der aber nicht allzuhäufig ist.

Weitere Voruntersuchungen beziehen sich auf die Altersbestimmung des betreffenden Denkmals: ob Anhaltspunkte für eine bestimmte Zeit vorhanden; ob der Verfasser ermittelt werden kann oder anderweitig schon bekannt ist. Ebenso auf die Prüfung des Stoffes: ob eine Quelle nachweislich, wie dieselbe benutzt ist; ob andere Bearbeitungen des gleichen Stoffes in der Literatur vorhanden sind. Hier wird allerdings der Lehrer einige Winke zu geben haben, da man von einem Studierenden selten die Umsicht erwarten kann, die zur Beantwortung solcher Fragen gehört. Es bleibt dem mündlichen Referate dann vorbehalten, etwaige Ergänzungen zu liefern. Endlich eine letzte Aufgabe ist der Stil des Denkmals; die Bestimmung der Gattung, der es angehört; sein Charakter, die Stellung, die es in der Literaturgeschichte einnimmt.

Nachdem so sämtliche Vorarbeiten gemacht sind, kann zur Konstituierung des Textes selbst geschritten werden. Je nachdem hier eine oder mehrere Quellen vorliegen, je nachdem die Sprache derselben als die originale oder als eine mundartlich abweichende erkannt ist, je nachdem die Quellen ihrer Zeit nach von der auf Grund sprachlicher, stilistischer, metrischer Untersuchungen ermittelten Zeit des Denkmals abweichen, wird die Art und Weise der Konstituierung eine sehr verschiedene sein. Fast jeder Fall weicht von dem andern ab; immer ergeben sich verschiedene Arten der Behandlung, und gerade dadurch wird die Gefahr des Schablonenhaften vermieden, die, wenn alle Fälle gleichartig wären, in der That hier nahe läge. Wer etwa glauben wollte, dass, nachdem z. B. das Verhältnis und die Verwandtschaft der Handschriften auf Grund der abweichenden Lesarten erkannt ist, nun die Feststellung des Textes ein einfach mechanisches Geschäft sei, zu welchem nichts als 'Fingerfertigkeit' gehöre, der würde damit nur beweisen, dass er von kritischer Arbeit nichts versteht. Vielmehr wird in jedem einzelnen Falle zu erwägen und zu zeigen sein, inwiefern die Überlieferung im Einklang steht mit dem von uns aufgestellten Verwandtschaftsverhältnis; die Grenzen zufälliger Übereinstimmung von Handschriften, die sonst nicht verwandt sind, und des Zurückgebens auf gemeinsame Vorlagen sind oft sehr schwer zu ziehen. Nicht selten ergeben sich Kreuzungen, d. h. Angehörige verschiedener Klassen haben eine Lesart gemeinsam, der eine andere ebenfalls durch Angehörige verschiedener Klassen vertretene gegenübersteht.

Zunächst ermittelt man auf Grund der Überlieferung den mit den Mitteln derselben erreichbaren Text. Dann erst tritt die Frage heran: ist dieser Text nun auch der richtige, entspricht er den Anforderungen des Sinnes, der Sprache, der Metrik; oder ist auch er schon verderbt? Nun erst macht sich das Recht und die Forderung der Änderung des Überlieferten geltend, die Emendation, die Konjektur. Vor zu raschem und unnützem Emendieren und Konjizieren kann nicht nachdrücklich genug gewarnt werden. Erst plage man sich redlich damit ab, in das Überlieferte Sinn und Zusammen-

Digitized by Google

hang zu bringen; und nur wenn dies durchaus nicht gelingt, schreite man zur Konjektur. Je grösser die Zahl von Quellen ist, um so weniger wird die Notwendigkeit der Emendation sich fühlbar machen. Wo dagegen nur eine einzige Handschrift vorliegt und namentlich in dem nicht seltenen Falle, dass diese Handschrift der Zeit nach weit von der Abfassungszeit des Originals absteht, da wird ohne Konjekturen nicht auszukommen sein. Ich erinnere an Hartmanns Erec und an Kudrun, bei welchen beiden Dichtungen ohne zahlreiche Textbesserungen ein reiner Text gar nicht gewonnen werden konnte.

Ist der Text nach allen Forderungen der philologischen Methode festgestellt, so ist die von ihm abweichende Lesart der handschriftlichen Quellen zu verzeichnen, d. h. der kritische Apparat zum Texte anzugeben. Bei der Aufstellung und Anordnung des Apparates sind zwei Haupterfordernisse zu beachten: 1. Deutlichkeit und Vollständigkeit, 2. Genetische Darlegung der Textgeschichte.

Was den ersten Punkt betrifft, so soll ein guter kritischer Apparat erkennen lassen, worin die Überlieferung von dem abweicht, was im Texte steht. Man muss aus den Varianten die Lesart jeder einzelnen Handschrift sich rekonstruieren können. Nur in einer Hinsicht wird dies nicht gefordert werden dürfen: in Bezug auf das rein Orthographische. Denn es liegt auf der Hand, dass, wenn man namentlich bei einem umfangreichen Apparate alle orthographischen Abweichungen verzeichnen wollte, damit eine Unmasse von Lesarten geschaffen würde, die die Übersicht über die Lesarten im engern Sinne vollständig zerstörte. Man wird daher gut thun, alles Orthographische bei der allgemeinen Charakteristik der Handschriften zu behandeln, bei den Lesarten selbst aber nur wenig Orthographisches aufzunehmen. Eine Ausnahme darf statuiert werden bei derjenigen Handschrift, deren Text und Schreibweise man vorzugsweise zu Grunde legt.

Der zweite Punkt betrifft die Darlegung der Textgeschichte. Hier ist die Forderung die, dass ein gut geordneter Variantenapparat die Entwicklung des Textes stufenweise erkennen lasse. Man wird also die handschriftlichen Quellen bei jeder einzelnen Stelle zu ordnen haben nicht nach dem Zufall, etwa in der Reihenfolge, wie man kollationiert hat, auch nicht nach den Sigeln, die man zur Bezeichnung der einzelnen Quellen gewählt hat, sondern nach dem Grade, in welchem die einzelnen Quellen von dem konstituierten Texte sich entfernen. Musterhaft in beiden Beziehungen sind die Apparate in den Lachmannschen Ausgaben; von den heutigen Herausgebern wird sehr häufig gegen diese Anforderungen gefehlt. Man halte dieselben nicht für Pedanterie; nur wenn man überhaupt Mitteilung der Lesarten für pedantisch erachtet, wird man auf jene Forderungen verzichten dürfen.

Ich hoffe gezeigt zu haben, dass derartige Übungen mit grossem Nutzen für die philologische Schulung angestellt werden können, weil sie keine Seite der philologischen Thätigkeit unberücksichtigt lassen, zu selbständigem Denken nötigen und jede Art von Kenntnissen, grammatische, literarische, metrische, nutzbar machen. Veranlasst man die Seminaristen, den in den Übungen durchgenommenen und konstituierten Text nachträglich zu Hause auszuarbeiten und wenigstens bei den kritisch schwierigeren Stellen einen erläuternden und rechtfertigenden kritischen Kommentar beizugeben, so wird bei Durchsicht dieser Ausarbeitungen (etwa gegen den Schluss des Semesters) der Lehrer Gelegenheit haben sich zu überzeugen, inwieweit das, was er gewollt hat, bei den einzelnen auch erreicht worden ist. Die Nötigung, an keiner Schwierigkeit vorüberzugehen, zwingt

Digitized by Google

hier Lehrende und Lernende gleichmässig zu angespannter geistiger Arbeit, und wenn wir auch oft werden gestehen müssen, dass wir mit unsern Hilfsmitteln nicht imstande sind, alles zu lösen und zu ebenen, so wird diese Erkenntnis nicht schädigend, sondern im Gegenteil heilsam wirken und vor allem gegen philologischen Hochmut und Dünkel wahren, der der grösste Feind wissenschaftlicher Erkenntnis und rastlosen Fortschreitens ist.

Endlich möchte ich noch ein Moment hervorheben: es ist die Freude am Finden, am Schaffen. Hier gewinnt der Studierende das Bewusstsein, selbst etwas zu finden, selbst etwas zu produzieren. Dies Bewusstsein erfüllt ihn mit Freudigkeit und Lust und giebt ihm ein gewisses Selbstvertrauen, das, ohne in Selbstüberhebung auszuarten, um so mehr wachsen wird, je mehr er den festen Schritt der Methode anzuschlagen sich gewöhnt hat. Methodisch denken und arbeiten ist ja das, was alles wissenschaftliche Lehren und Lernen erstrebt, was mithin auch die Hauptaufgabe jeder seminaristischen Thätigkeit sein muss.

Es folgte der Vortrag von Professor Bechstein aus Rostock über die 'Floia, das älteste makkaronische Gedicht der deutschen Literatur'.

Dieses einst beliebte, öfters gedruckte und in älteren Sammlungen aufgenommene Gedicht (ältester Druck aus dem Jahre 1593), dessen deutsche Bestandteile niederdeutsch sind, wurde sowohl von Genthe in seiner Geschichte der makkaronischen Poesie (1829) als auch von Schade in seiner Schrift 'Fercula Maccaronica' (1855) besprochen und im Texte mitgeteilt; von Genthe ohne Angabe der Quelle, von Schade aus einer jüngeren hochdeutschen Bearbeitung vom Jahre 1689. Genthes Text ist fehlerhaft und unzuverlässig. Trotzdem macht hier das Gedicht einen frischeren Eindruck als in der hochdeutschen jüngeren Bearbeitung, die doch vieles verwischt hat. Aufs neue ist die Aufmerksamkeit auf die Floia hingelenkt worden durch eine neue Ausgabe von Dr. Sabellicus (Buchhändler Dr. Eduard Wilhelm Sabell). Mit ihr zugleich erschien von demselben Herausgeber ein zweites ähnliches Büchlein, eine Ausgabe der bekannten Dissertatio juridica über die Flöhe. Dr. Sabellicus stattete beide Büchlein mit gelehrten Zuthaten aus, doch verfolgte er mit ihnen offenbar einen populären Zweck. Der Vortragende bekannte, dass er trotzdem die Ausgabe der Floia mit besonderer Freude begrüsst habe, weil er in ihr die ersehnte gute und korrekte Ausgabe dieses unseres ältesten makkaronischen Gedichtes zu finden hoffte, zumal auch auf dem Titel zu lesen stand: „Ein makkaronisches Gedicht vom Jahre 1593. Nach den ältesten Ausgaben revidiert“. Unter den „ältesten Ausgaben“ war doch ohne Zweifel auch die älteste, nur in einem einzigen Wolfenbüttler Exemplare bekannte vom Jahre 1593 verstanden. Diese Erwartung erfüllte sich indessen nicht. Erwies sich aber auch die neue Ausgabe als recht unvollkommen, so erhöhte sie doch Bechsteins Interesse wesentlich und zwar besonders auch deshalb, weil der Herausgeber im Anschluss an eine schon im vorigen Jahrhundert ausgesprochene Vermutung die Ansicht aufstellte, der älteste ohne Ortsangabe erschienene Druck von 1593 sei wahrscheinlich in Rostock bei Augustin Ferber gedruckt. Da die Rostocker Bibliothek kein altes Exemplar der Floia besitzt, wandte sich Bechstein besonders wegen der Frage nach dem Drucker und dem Druckort nach Wolfenbüttel. Herr Oberbibliothekar Dr. von Heinemann sandte nicht allein das einzige Exemplar von 1593, sondern hatte auch die grosse Güte, eine zweite Ausgabe von 1627 beizulegen, die sich insofern als nicht unwichtig erwies, als aus ihren Lesarten höchst wahrscheinlich hervorgeht, dass dem Druck von 1593 noch ein andrer, dem Manuskript des Verfassers näher stehender vorausging. Die Vergleichung des vorderhand

Digitized by Google

ersten Druckes von 1593 mit verschiedenen Drucken aus Augustin Ferbers Officin, welche die Rostocker Bibliothek zur Verfügung stellen konnte, führten zu gar keinem Resultat. Es ist möglich, dass die Floia in Rostock gedruckt wurde, aber es bietet sich hierfür gar kein äusserer Anhalt. Für Rostock lassen sich dagegen andere, innere Gründe beibringen. — Die Lesarten der Ausgaben von 1593 und 1627 ermöglichen nun erst eine Betrachtung der Sprache. Der Vortragende beabsichtigte keine genaue Darlegung, sondern wollte nur wenige Beispiele vorführen. Wie alle mundartlichen und die zur Mundart allmählich herabsinkenden niederdeutschen Schriftstücke des ausgehenden 16. und des 17. Jahrhunderts nicht einen einheitlichen Lautstand gewähren und zugleich den Einfluss der hochdeutschen Schriftsprache zeigen, so finden sich auch im ältesten Druck der Floia unter den korrekten niederdeutschen Stammlauten, Vokalen und Konsonanten, auch hochdeutsche und neben den spezifisch niederdeutschen Vokalen auch gemein niederdeutsche. Als besonders charakteristisch für den Vokalismus der Floia hob der Vortragende hervor, dass *ei* für hochdeutsch *ie*, gemeinniederdeutsch *ê*, erscheint; *au* für hochdeutsch *uo*, gemeinniederdeutsch *ô*; *eu* für hochdeutsch *üe*, gemeinniederdeutsch *æ*, also ganz wie im meklenburgischen Dialekt Fritz Reuters. Nach Anführung noch mehrerer Einzelheiten des Vokalismus und der Wortformen kam der Vortragende auch auf den Titel zu sprechen. Beide Wolfenbüttler Exemplare schreiben Flöia (in Kapitalbuchstaben). Es fragt sich, ob die Punkte über *o* den Umlaut bezeichnen sollen, oder ob es diakritische Punkte sind, die das *o* vom folgenden *i* trennen sollen. Der Vortragende ist mehr geneigt, das letztere anzunehmen und will an Floia für den Titel festhalten, stellte aber die Frage zur Diskussion. Schliesslich führte er auch einiges charakteristisch Niederdeutsche aus dem Wortschatze an. Hierauf fanden die lateinischen Formen, in denen die deutschen Stämme auftreten, eine nähere Betrachtung. Bisher sind diese lateinischen Bestandteile nur im allgemeinen betrachtet und charakterisiert worden. Der bis jetzt geltenden Annahme gegenüber, dass in der makkaronischen Dichtung regellose Freiheit herrsche, will der Vortragende zeigen, dass nach seinen Beobachtungen wenigstens zunächst in der Floia keineswegs alles regellos und willkürlich sei. Die verschiedenen latinisierten Formen, die der Dichter aus den deutschen Stämmen bildet, sind Nebenformen, die er aus technischen Gründen schafft und braucht. Näher ging der Vortragende auf die Wahl des Geschlechts der Wörter ein. Öfters steht das deutsche Geschlecht mit dem Geschlecht des latinisierten Wortes im Einklang, öfters aber nimmt der Dichter ein anderes Geschlecht, weil er ein bestimmtes lateinisches Wort im Sinne hat und an dasselbe erinnern will. Hierin liegt ein gut Teil der humoristischen, der parodistischen Wirkung. Bechstein bekannte, durch *sternae*, *sternas* auf diese Beobachtung gekommen zu sein. Es heisst nicht *sterni*, *sternos:* offenbar wegen des im Hintergrunde stehenden *stella*. Ein Reihe Beispiele von solcher Veränderung des Genus wurden beigebracht. Auch ein Beispiel von nachgeahmter lateinischer Konstruktion bietet sich in *schonunt deiriculis* (Dat. statt des im Deutschen üblichen Acc. bei *schonen*) wegen *parcere*. So gesetzmässig verfahren freilich die jüngeren makkaronischen Dichter nicht mehr, wie auch die hochdeutsche Übertragung vom Ende des 17. Jahrhunderts zeigt. — Von einer Besprechung einzelner Stellen und einer Korrektur der Übersetzung von Dr. Sabellicus auf Grund des besseren Textes von 1593 und beziehungsweise des von 1627 sah der Vortragende ab und wandte sich der Erörterung der Frage zu: wer und was war der Dichter, wo haben wir ihn zu suchen? Verschiedene

Digitized by Google

Erwägungen führen auf einen Professor der Medizin in Rostock. Der Vokalismus des Gedichtes stimmt mit der meklenburgischen Mundart. Aber unter den eingeborenen Professoren jener Zeit findet sich keiner, dem man die Verfasserschaft der Floia zutrauen könnte. Jene Lautverhältnisse finden sich auch sonst noch: in Westfalen und im Herzogtum Berg. Kennen wir einen Gelehrten aus Westfalen oder aus dem Herzogtum Berg, der zu der Universität Rostock Beziehungen hatte? Wir kennen einen solchen: es ist der alte Lauremberg, Wilhelm Lauremberg, der Vater des berühmten Johann Lauremberg, des Verfassers der niederdeutschen Scherzgedichte. Der Vortragende suchte im einzelnen diese Vermutung näher zu begründen und will sich genauere Nachforschung vorbehalten. Er wünscht nicht, dass auf seine Vermutung hin Wilhelm Lauremberg allsogleich als Verfasser der Floia angesehen und proklamiert werde, wohl aber wünscht er, dass seine Mitteilungen etwas zur höhern Wertschätzung der Floia beitragen möchten.

Den dritten Vortrag hielt F. Armitage aus Heidelberg 'über die Deklination der parisyllabica masculina mit drei Endungen im Provenzalischen.' Das participium passivi zeigt im nomin. plural. des masculinums die Endung mit *t*, mit *h* und mit *ch*, wie derselbe Wechsel auch bei substant. sich findet. Der Vortragende suchte nachzuweisen, dass *t* in diesem Falle palatal ausgesprochen worden sei und versuchte zugleich eine Erklärung jenes *h* oder *ch* durch den Einfluss, welchen das folgende *i* auf das *t* ausgeübt habe. — Schluss der Sitzung 10 Uhr.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 29. September, Morgens 8 Uhr.

Archivrath Wülcker aus Weimar sprach 'über Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzlei.'[1])

Die Resultate seiner Untersuchung fasste der Vortragende am Schlusse folgendermassen zusammen. Es hat sich gezeigt, dass die königliche, resp. kaiserliche Kanzlei den Anstoss zur Entwicklung des modernen Schriftdeutsch gegeben hat. In direkter Vermittlung, nicht durch die Reichskanzlei gewann sie Einfluss zunächst auf die einzelnen fürstlichen und ständischen Kanzleien, dann auf die Geschäftssprache anderer Korporationen und wurde allmählich überhaupt Sprache der Gebildeten. Da nun aber die Kanzleien nicht eine fertige Sprache übernahmen, sondern nur die ihnen überkommene mundartliche Redeweise dem Hochdeutschen anzunähern strebten, so war, abgesehen von einigen oberdeutschen Eigentümlichkeiten, welche alle annahmen, doch jedem Schreiber ein grosser Spielraum belassen, wie weit er seine Mundart der königlichen Sprache anbequemen wollte. Es entstehen dadurch verschiedene Richtungen in ein und derselben Kanzlei. Schon vor Luther hatte diese Sprache ihren Eingang in die Literatur gefunden. Aber da die Gelehrten und ihre Verleger sich nach der jeweiligen Kanzlei ihrer Heimat richteten, musste immerhin noch eine grosse Vielgestaltigkeit der Drucke verschiedener Städte entstehen, lagen auch, bei den Schwankungen in den Kanzleien selbst, Unterschiede zwischen den Drucken derselben dort nahe. Dieser heillose Wirrwarr konnte nur dadurch gebessert werden, dass eine gewaltige Autorität Gesetz und Ausschlag gebend dazwischen trat. Und sie

1) Der Vortrag ist inzwischen vollständig gedruckt: Germania 28, 191—214.

Digitized by Google

fand sich in Luther, dessen Schriften durch Zahl und Geist die Literatur beherrschten, dessen Sprache von dem damals zeitweilig ganz Deutschland durchdringenden Protestantismus als eine von Gott eingegebene angesehen wurde. Luther aber hatte sich die dem Mitteldeutschen zunächst stehende Schreibweise der kursächsischen Kanzlei angeeignet, hatte sie aber, während vorläufig die Kanzlei bei der alten schwankenden Schreibweise verblieb, selbständig weiter entwickelt. Einem Luther beugte sich auch Niederdeutschland, das sein Plattdeutsch geradezu aufgab. Und so bleibt dem grossen Reformator der Ruhm und das Verdienst, in der von uns betrachteten Richtung seines umfangreichen Wirkens die Schwankungen der Schreibung beseitigt und eine feste Basis geschaffen zu haben, mit der ein wesentlicher Teil der einheitlichen, ganz Deutschland umfassenden Schriftsprache gegeben war.

Wegen vorgerückter Zeit musste der auf die Tagesordnung gesetzte zweite Vortrag (von M. Rieger) auf die nächste Sitzung verschoben werden. Schluss 9¾ Uhr.

Vierte Sitzung.

Samstag, den 30. September, Morgens 8 Uhr.

Dr. Rieger aus Darmstadt sprach über 'Klingers goldenen Hahn.'

Dies satirische Märchen, das 1785 erschien und ein oder zwei Jahre vorher verfasst wurde, gehört zu den seltensten und am wenigsten bekannten, aber pikantesten Schriften des Dichters. Klinger hat es nachmals zu einem philosophischen Romane 'Sahir' umgearbeitet, doch ist in dieser Umarbeitung die Hauptspitze der Satire, die gegen das Christentum gerichtet war, abgebrochen. Der Vortragende gab eine Analyse des Märchens und teilte einige Stellen daraus mit. Hier sei eine Beziehung zu Goethes Faust herausgehoben, die Rieger in einem Motive des Klingerschen Märchens zu erkennen glaubt.

Aus dem Zusammenbruche des glücklichen Naturzustandes, in welchem das Volk der Circassier bis zur Entzauberung des goldenen Hahns dahinlebte, rettet sich ein unschuldiges Liebespaar in eine Höhle, 'die dem Eingang zur ewigen, versiegelten, geheimnisvollen Urquelle der Natur glich. Ihre Bilder lebten im Innern in Wirksamkeit und Kraft. Die Quellen und Ströme rauschten in der dicken Finsternis, und die Winde sausten und bliesen, gleich rastlosen dienenden Geistern, zum inneren verborgenen Werk.' Aus dem Grunde dieser Höhle ertönt die Stimme eines Geistes, der von sich selbst sagt 'der ich schwebe und lebe, woher alle Dinge kommen und wo die Sehnen der Schöpfung in ewiger Eintracht klingen'. Er zeigt sich dem liebenden Paare nicht, obgleich es ihn zu sehen begehrt: 'ich bin in euch und kann euch nicht deutlicher werden, als ichs euch bin. Mein Anblick ist schrecklich und freundlich. Meine Rechte bringet hervor und meine Linke zernichtet. Leben und Verwelken, Gedeyen und Zerstöhrung hängen an einander, meine Freundschaft verbirgt euch die nahe Verkettung. Ich liebe meine Kinder. Mit unsichtbarem Fluge schwebt mein Diener Zeit vor euch her. Ich dehnte ihn ins Unendliche aus, denn wenn ich ihn euch zusammengezogen zeigte, er würde den Samen des Glücks aus euren Herzen fressen.' Sinneneindrücke ungeheuerer Naturerscheinungen schrecken die Eintretenden aus der Höhle, aber sie dienen nur ihre Liebe zu prüfen, sie lösen sich auf in liebliche Musik und in wunderbare Schauung des inneren Geheimnisses der Natur. 'Lebet in mir,' ist das letzte Wort des Geistes, 'mit mir, und seyd glücklich!

Digitized by Google

— — Mein Lohn ist euer Glük, die Quelle dazu hah' ich euch mit reichem Fluss ins Herz gegrabeu, suchet es da, fliehet den eitlen Wahn derjenigen, die es ausser mir suchen, und es nach derjenigen Dauer erwarten, die ich ihnen hestimmt habe. Ihr kehrt wiederum zu mir und wir sind eins!'

Dieser Geist unterscheidet sich von Goethes Erdgeist dadurch, dass er nicht nur als physikalisches, sondern sehr stark als ethisches Prinzip, in Rousseaus Sinne, hervortritt; aber da Klinger alles, was am Faust his zum Herbst 75 gedichtet war, notwendig gekannt hat, kann man schwerlich umhin, in einer Vereinigung formeller Anklänge bei ihm eine freie Reminiscenz des Erdgeistes zu erkennen. Der Geist der Höhle 'schwebt und lebt woher alle Dinge kommen'; der Erdgeist 'webt hin und her', 'ein wechselnd Wehen, ein glühend Leben'. Der letztere hat ein schreckliches Gesicht, das Faust nicht erträgt; der Geist der Höhle legt sich einen sowohl schrecklichen als freundlichen Anblick bei; die Ursache des Schrecklichen ist bei Goethe offenbar, wie bei Klinger, die Identität des schaffenden und zerstörenden Prinzips: 'Geburt und Grab' sind hierfür die erschliessenden Worte. Beide Geister werden endlich in eine bedeutsame bildliche Beziehung zu der Zeit gebracht: der eine wirkt am sausenden Webstuhl der Zeit die äussere, in die Sinne fallende Erscheinung der Dinge (der Gottheit lebendiges Kleid), der andere hat seinen Diener, die Zeit, d. h. eigentlich die Flügel, damit derselbe vor uns hin schwebt, ausgedehnt zu einem freundlich täuschenden Bild der Dinge ('ausgedehnt gleichen seine Fittige dem Schmelz der Wiesen, dem freundlichen Frühlingstag').

Nun kommt hinzu, dass der Geist bei Klinger sich in einer Höhle offenbart und der Erdgeist in der Scene 'Wald und Höhle', wenigstens für den anthropologischen Teil seiner Offenbarung, das gleiche Lokal wählt. Vor den Eintritt in die Höhle fallen bei beiden Dichtern furchtbare Naturerscheinungen. Bei Klinger heisst es: 'wild prasselte es in der Grotte, die eingekerkerte Winde heulten, der Strom rauschte, und kreischendes Gezisch tönte an den cristallenen Wänden — — Über ihrem Haupt knakten die Wipfel der Bäume, die Felsen bebten, das Gras zitterte unter ihrem Fuss, das Licht verschwand ihrem Aug'; sobald aber Rosa sich in die Höhle zu stürzen wagt, ist alles still. Bei Goethe:

> Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
> Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
> Und Nachbarstämme quetschend niederstreift
> Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
> Dann führst du mich zur sichern Höhle.

Der Monolog, zu dem diese Verse gehören, ist, wie man übereinstimmend mit Recht annimmt, 1787 in Italien gedichtet, war also dem Verfasser des goldenen Hahns nicht bekannt. Das Übereinstimmende in der Erfindung scheint daher auf eine der ursprünglichen Dichtung angehörige Prosascene zurück zu gehen, die der gereifte Dichter in Blankversen umarbeitete. Der gereifte, der ernüchterte Dichter spricht aus diesen Versen durchaus: forschend, erkennend geniesst er Natur und Altertum; von dem ursprünglich Faustischen, dem ungestümen Drange, die Schranken der Persönlichkeit zu sprengen und das Naturleben auf eine unsagbare Weise nicht sowohl zu schauen als in es einzugehn, verspürt man nichts mehr. Wenn unter diesen Umständen die Maske des Erdgeistes und das Lokal der Höhle noch immer festgehalten wurde, darf man darauf gefasst sein, dass es nicht mit der alten Kraft und Bedeutung geschah. Es wird also wahrscheinlich, dass

Digitized by Google

die Schrecknisse der Natur beim Eintritt in die Höhle einst, wie bei Klinger, Probe der Entschlossenheit waren, während sie jetzt nur die Bedeutung von zufälligem schlechten Wetter haben, wofür die Höhle dem Naturforscher als Zufluchtsort dient. Es wird wahrscheinlich, dass die Höhle selbst, deren Leistung jetzt darin besteht, als abgeschlossener stiller Aufenthalt die Betrachtung auf ihr Subjekt zurück zu lenken, einst wie bei Klinger die wunderbare Offenbarungsstätte des Naturgeheimnisses nach allen seinen Richtungen war.

Die Offenbarung selbst zu schildern war eine Aufgabe, die am Ende jedes dichterische Vermögen überstieg; es liess sich davon nur in Versicherungen oder in zerfliessenden, nichts aufklärenden Bildern reden. Klinger versucht es an zwei Stellen, da zuerst Rose, dann Fanno jenes Glückes teilhaft werden. 'Sie hörte die Töne, die du den Nerven der unendlichen Geschöpfe mittheilst, und von deren groben oder feinern Stimmung ihre unbegreifliche Verschiedenheit abhängt. Vor ihren Augen loderte der feine Geist, den du in uns giessest, der uns die Leidenschaften giebt — — Sie sah den Zauberstab, womit du unser inneres Gewebe berührst, und wodurch wir die Fülle des Lebens empfinden. Vor ihren Augen lösten sich die Räthsel auf, wie das Blut bald leise, bald stark unserm Herzen zuströmt, dem Unschuldigen, dem Freudigen auf die Wangen stürzt, und wie unsere Nerven mit demselben in der einfachsten Eintracht spielen.' 'Die Natur schloss sich Fanno gleichfalls auf, ihre Geheimnisse stellten sich ihm in anschaulichen Bildern dar, und beide fühlten den grossen Genius der Welt. Dort lag der Urstoff der Elementen, zerfloss, zertheilte und vereinigte sich, die unendliche mannigfaltige Auswürfe zu bewürken. Wasser, Luft, Feuer und Erde lebten, webten, kochten, froren und trieben untereinander, bewegt von dem mächtigen Hauch, der aus ihnen fliesst, und durch den sie bestehen.' Natürlich will der Verfasser nicht zu verstehen geben, dass beide Liebende sich in die physiologische und die physikalische Seite der Offenbarung wirklich teilen; sondern er hat diese Einrichtung seines Vortrages gewählt, um vollständig zu sein, ohne sich zu wiederholen.

Man mag sich eine Adlerhöhe vorstellen, um welche Goethe Klingern in einem Versuche dieser Art habe übertreffen müssen; in einem einigermassen ähnlichen Stile wird immerhin in der ursprünglichen Höhlenscene die Sache behandelt worden sein. Es fällt auf, dass Klinger sich überhaupt auf dieses schwierige Feld begeben hat, da es bei der Anlage seiner Dichtung ganz unnötig war. Fanno und Rose sind Naturkinder, für sie versteht sich die Natur, wie sie den Sinnen erscheint, von selbst, und hat kein Geheimnis. Sie suchen bei dem Geist der Höhle Schutz, sie bedürfen wohl seiner Lehre und Leitung, damit sie ihm treu bleiben; was soll ihnen aber die Offenbarung eines Verborgnen, von dem sie nichts ahnen? So will es scheinen, als habe Klinger diese nur beibehalten, weil sie ihm, in der Erinnerung an Goethes Faust, vom Erdgeist und dessen Höhle unzertrennlich vorkam; was denn voraussetzt, dass sie mit beiden bei Goethe wirklich verbunden war.

Es folgte der Vortrag von Prof. H. Fischer aus Stuttgart 'über den Vokalismus des schwäbischen Dialekts'.

Unter „schwäbisch“ verstehen wir hier den Dialekt, der zwischen Schwarzwald, Bodensee und Lech gesprochen wird, welcher mit den bairischen und fränkischen Dialekten die neuhochdeutsche Diphthongierung von î und û, bezw. iu, zu ei und au, bezw. eu, gemein hat, während die übrigen Mundarten des grossen alemannischen Dialekts, welche î und û behalten haben, hier nach herrschendem Gebrauch als „alemannisch“ bezeichnet werden mögen. Von dem Schwäbischen müssen aber für unsere Darstellung jene

Digitized by Google

Grenzgebiete abgerechnet werden, wo der Dialekt, wie im Nordwesten (unterer Neckar, Enzgebiet, Schwarzwald) in das Rheinfränkische, so im Südwesten (Schwarzwald, Baar) und Südosten (Allgäu) in das Alemannische und dem Lech entlang in das Bairische übergeht, während im Nordosten die der alten Augsburg-Würzburger Diözesangrenze gleichlaufende Grenze zwischen Schwäbisch und Ostfränkisch haarscharf ist. Von der gewöhnlich üblichen Unterscheidung zwischen Oberschwaben südlich und Niederschwaben nördlich der Alb müssen wir weiterhin absehen, da dieselbe nicht allein fliessend und eine bestimmte Begrenzung unmöglich ist, sondern überdies jener Unterschied mehr im ganzen Habitus der Sprache, als in der Gestaltung der einzelnen Vokale zum Vorschein kommt. Diese sind im Norden und Süden wesentlich dieselben, dagegen, wie wir sehen werden, im Westen und Osten in einzelnen Punkten verschieden.

Bei der Darstellung des schwäbischen Vokalsystems muss man auf das Mittelhochdeutsche zurückgehen, da das Schwäbische, obwohl mit demselben nicht mehr identisch (wie es das Alemannische in allem Wesentlichen ist), noch eine Reihe von Lauten unterscheidet, die im Neuhochdeutschen zusammengefallen sind.

Der grosse Reichtum an Lauten, ein Hauptvorzug des Schwäbischen, wird noch gesteigert, dies aber nicht zum Vorteil der Schönheit, durch die Neigung zum Nasalieren, welche zwar nur in einigen wenigen Fällen sich auch ohne ein sprachgeschichtlich richtiges n geltend gemacht hat (nãs = Nase etc.), dafür aber vor n und m regelmässig eintritt und ersteres in geschlossener Silbe, auch bei nachfolgendem zweitem Konsonanten, wie im Französischen in dem nasalierten Vokal aufgehen lässt (mã = Mann, hõd = Hund). Dabei werden i und u, aber auch nur vor Nasal, zu e und o verdumpft (hõd, kẽd = Kind). Durch letzteres fallen einzelne ursprünglich verschiedene Laute zusammen (trẽkə = trinken und tränken); ebenso ferner dadurch, dass ö und ü sowohl als Einzellaute wie in Diphthongen zu e und i verdünnt werden.

Die alten **Kürzen** ă, ĭ, ŭ, welche im Alemannischen erhalten sind, sind es im Schwäbischen der Qualität der Laute nach durchaus, während die Quantität, nicht immer konform dem Schriftdeutschen, schwankt (văter, băl = Ball etc.). — ĕ als Umlaut von ă ist geblieben, in kurzer Silbe immer = é, in langer wohl auch æ gesprochen (glêsər, dagegen seltsamerweise im Deminutiv glæsle). — ë, die Brechung von iu, ist zu äa geworden, auch vor Doppelkonsonanz (lääbə, hääll); einfaches ä kommt daneben vor Doppelkonsonanz vor, ist aber vielleicht aus Einmischung des Schriftdeutschen zu erklären. — ŏ ist geschlossen; zu å wird es nur vor r, wo dann meist ein ă nachschlägt (våar = vor, kåarə = Korn). — ö ist, wie erwähnt, zu é, ü zu i verdünnt.

Die alten **Längen** sind von den alten Kürzen streng geschieden.

â ist zu å geworden (vor m zu ò): frågə = frâgen, dagegen sågə = sägen. In manchen Gegenden, in der Baar und zum Teil im bairischen Schwaben, hört man statt dessen ao (fraogə), und da vor n dieser Laut überall herrscht (gãõ = gân etc.), da ferner in alten Schriftstücken die Schreibung raut, straufe etc. häufig ist (Weinhold, alem. Gramm. S. 85), so mag jenes å aus diesem ao erst sekundär entstanden sein. — æ ist geblieben, ohne das bei ë nachschlagende ă (lær); wo ao statt å herrscht, wird æ zu aë.

î und û sind wie im Neuhochdeutschen diphthongiert worden, aber von altem ei und ou genau unterschieden. î lautet əi; ei dagegen in **gebildet** schwäbischer Aussprache aë (ləib corpus, laëb Brot; rəif pruina, maturus, raëf anulus). Dieses aë ist im

Digitized by Google

Volksdialekt ersetzt durch ein oë oder åe (loëb, låeb etc.); da es aber in allen den Fällen, wo nicht Lautsteigerung, sondern Ersatzdehnung etc. vorliegt (wie mittelhochdeutsch seit = saget), aë geblieben ist (saët, traët etc.), so ist wohl jenes oë aus aë erst sekundär entstanden. Das oë (åe) herrscht unbeschränkt östlich einer Linie, welche (über das hohenzollerische Gebiet fehlen mir leider alle Notizen) zwischen Tübingen, Esslingen, Schorndorf westlicher- und Reutlingen, Kirchheim u. T., Gmünd östlicherseits verläuft (das württembergische Land westlich von Hohenzollern gehört ganz zum Westen); westlich dieser Linie dagegen herrscht statt oë der andere Diphthong oa oder åa, welcher, ganz analog dem französischen oa (oa) in roi u. ä., die äusserste Stufe der Lautverschiebung ist: ei — ai — aë — oë — oa.

Mittelhochdeutsch û wird, dem əi analog, zu əu; ebenso ou, parallel aë, zu ao. In diesem Punkt harmonieren alle Teile Schwabens; nur im Süden, wo der Übergang ins Alemannische stattfindet, hört man statt ao vielmehr ən, d. h. altes ou.

Mit alt ei und ou sind ja die einfachen Längen ê und ô ursprünglich identisch. So ist es auch im Schwäbischen, wenn wir statt oë und oa ein älteres aë statuieren; denn ê und, nach dem obigen Lautgesetz, auch œ, lautet aë (saë = sê, haërə = hœren); ô lautet ao (aor = ôr). Es ist aber sehr zweifelhaft, ob das Schwäbische hierin alten Lautbestand konserviert hat: 1) gilt im Alemannischen, das doch sonst das Alte noch besser erhalten hat, ê, ô und œ; 2) kommt im Schwäbischen wenigstens eine Ausnahme vor: schêə = schœne, wogegen das Adverb schône, in der Bedeutung jam, bald schô bald schəô lautet; 3) aber, und das ist die Hauptsache, finden wir im Osten des schwäbischen Gebiets, in der alten Diözese Augsburg (bairisch Schwaben, Ulm, Heidenheim, Ellwangen), jene Laute gerade umgekehrt: ê und œ sind zu ea (äa), ô zu oa (åa) geworden (sea, oar, hearə). Da diese Diphthonge erst aus ê, ô, œ entstanden sein können, so fasse ich lieber auch die westschwäbischen aë und ao als spätere Diphthongierung der alten einfachen Längen auf.

Die Umlaute der genannten Diphthongen sind konsequent entwickelt: iu wird zu əi, weil es kein û giebt, ebenso öu zu aë (von œ war soeben die Rede).

Historisch dürften sich diese Laute etwa so entwickelt haben. Altes ei und ou sind im Alemannischen əi, bezw. äi und əu, bezw. ou; so werden sie auch mittelhochdeutsch gelautet haben. Als dann aus dem Bairischen die Diphthongierung von î und û in das Schwäbische eindrang, erhielten die neuen Diphthongen die eben angegebenen Laute, die alten wurden zu ai, au, weiterhin aë, ao verbreitert. Damit stimmt es überein, dass die Urkunden neben altem zit, brûch meist „ouch" etc. haben, neben neuem Zeit, Brauch aber „auch" immer häufiger wird. Dieselbe instinktive Ökonomie der Sprache, welche die Verwendung desselben Lautes für zwei verschiedene meidet, hätte dann auch das ao = â (s. o.) aus seiner Stelle verdrängt und å dafür gesetzt: in der That finden wir neben zit etc. noch raut etc., neben Zeit etc. wird Rat etc. sehr schnell alleinherrschend. Vermöge derselben Ökonomie finden wir im lebenden Dialekt ao = â da nicht, wo ao = ô vorkommt; denn in der Baar ist ô geblieben, im bairischen Schwaben (s. o.) zu oa geworden.

Neben iu, dem Umlaut von û, giebt es mittelhochdeutsch ein originäres, aus ŭ gesteigertes iu. Dieses iu ist schwäbisch vom Umlaut in streng geschieden; es lautet ui (also həus — həiser, aber dui = diu etc.). Die Brechung dieses iu, mittelhochdeutsch ie, ist als iə erhalten und von einfachem i streng gesondert. Ebenso sind auch iu und

Digitized by Google

ie noch getrennt, z. B. in der u-Konjugation: Sing. Praes. i luig, du luigst, ear luigt, dagegen Plur. liəgət, Inf. liəgə; ebenso dui und sui als Nom. Sing., opp. diə und siə als Plur. etc. — Gleich ie ist auch uo, als uə, erhalten und von u durchaus geschieden; sein Umlaut, mittelhochdeutsch üe, fällt mit iə zusammen.

So stellt sich uns der schwäbische Dialekt im ganzen als eine Einheit dar, und seine Unterdialekte sind von einander weit weniger verschieden als z. B. die innerhalb des Alemannischen. Das muss gegen Birlingers Behauptung, dass nur die Schwaben östlich einer Linie von Marbach über Kirchheim u. T., Ehingen, Leutkirch etc. an die Allgäuer Alpen echte Schwaben, d. h. Juthungen, seien, die westlich davon aber alte Alemannen, sehr misstrauisch machen; denn Birlingers Grenze fällt mit keiner der beiden oben gezogenen irgendwie zusammen. Seine Beweisführung ist aber auch sonst zweifelhafter Natur. Vor allem fusst sie wesentlich nur auf den an das heutige Alemannisch grenzenden südschwäbischen Gebieten, während er gerade die Gegenden unmittelbar rechts und links seiner Grenze so gut wie nicht berücksichtigt hat. Ohnedies ist ja die ganze Unterscheidung zwischen Schwaben und Alemannen seit Baumanns vortrefflichem Aufsatz (Forschungen zur deutschen Geschichte 16, 217—277) mindestens zweifelhaft geworden. Jetzt nennt man alemannisch die Dialekte, welche î, û, û konserviert haben. Aber diese Längen haben ja ursprünglich alle schwäbischen Idiome gehabt. Von Baiern her dringen im Lauf des (14.) 15. und 16. Jahrhunderts (ich werde das anderswo noch genauer ausführen, als Baumann gethan hat) die neuen Diphthonge stetig nach Nordwesten, Westen und Südwesten vor, und die von Birlinger gezogene Grenze bildet auch in Beziehung auf diese Entwicklung keinerlei Scheidewand oder Hindernis. Wir werden also das Recht haben, die jetzt „schwäbisch" redenden Gebiete als eine (gegenwärtige) Einheit innerhalb der grossen alemannisch-schwäbischen Dialektgruppe anzusehen, wie das Elsässisch-Badische und das Südalemannische je eine solche bilden.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine kurze Diskussion zwischen Prof. Bechstein und dem Vortragenden über den Umlaut im Schwäbischen an.

Den Schluss bildete der Vortrag von Dr. Kluge aus Strassburg „über deutsche Etymologie".

Deutsche Etymologie hat sich noch nicht die Achtung und die Liebe erworben, wie romanische Etymologie, welche — auf der bequemer zugänglichen lateinischen oder germanischen Grundlage leichter kontrollierbar — die weitesten Kreise sich gewonnen hat. Dass dem Deutschen eine solche Grundlage, d. h. eine historisch erreichbare Ursprache fehlt und dass die komplizierten Gesetze der Linguistik die Benutzung von Lateinisch und Griechisch zur Illustrierung unserer Wortgeschichte nicht leicht machen, ist an der Abneigung gegen deutsche Etymologie ebensogut schuld wie die Unsicherheit der Methode der älteren Grammatik. Nach dem vollständigen Umschwunge der grammatischen Studien darf auch auf germanischem Sprachgebiet jene von Diez geübte kritische Etymologie arbeiten, deren Grundlage die Lautlehre ist; Aufgabe dieser Etymologie ist: nicht die Frage nach dem Ursprung, sondern nach der Entwicklung eines Wortes; das einzelne soll den gebührenden Platz in der Sprachgeschichte bekommen.

Diese Aufgabe scheint am bequemsten erreichbar bei Lehnwörtern. Aber die deutsche Sprachgeschichte hat der Lehnwörterfrage die verdiente Aufmerksamkeit noch nicht zugezogen. Wenn man z. B. das englische *we are* in angelsächsischer Zeit aus dem

Digitized by Google

Nordischen entlehnt sein liess oder wenn umgekehrt J. Grimm für hochdeutsch *Käse* Entlehnung aus dem lateinischen *caseus* abwies und Bopp *Kirche* mit Sanskrit *grha* 'Haus' kombinierte, so liegt jetzt der Fehler klar zu Tage, nachdem die Methode der Wortgeschichte durch die gewinnreichen Studien Rud. Hildebrands im Deutschen Wörterbuch an Beispielen zum ersten Male klar dargelegt wurde: in der Lehnfrage giebt nicht der Laut, sondern der Begriff den Ausschlag; der Sprachhistoriker hat über dem einzelnen Lehnworte eine Kulturströmung zu suchen, welche es mit andern verwandten Begriffen importierte; eine solche Kulturströmung muss für uns zunächst aus der Sprache gewonnen werden, indem wir die gleichalterigen Entlehnungen zu Gruppen sondern; erst in zweiter Linie muss der Sprachhistoriker die geschichtlichen Dokumente verwerten (zunächst bilden wir die Gruppe *Flaumfeder, Kissen, Pfühl* und dann vergleichen wir Plinius Hist. Nat. X, 53). Da solche äusseren Dokumente sehr oft fehlen, zumal für die vorhistorische Zeit, müssen oft die sprachlichen Thatsachen genügen, die Kulturbeziehungen der Germanen zu andern Völkern wahrscheinlich zu machen. So sprechen die unindogermanisch aussehenden Worte *Hanf* und *Silber* für Berührung der Germanen mit Nicht-Ariern auf der Wanderung von Asien her; anderseits deuten die von Fick gesammelten Thatsachen („Europäische Spracheinheit“) auf mehrfache vorhistorische Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen indogermanischen Stämmen. Diese sprachlichen Thatsachen lehren uns, dass wir nicht jedes spezifisch germanische Wort als echt germanisch ansehen, wenn der Begriff Entlehnung nicht ausschliesst (*Schiff, Schuh, Blei, Pfad* u. a. möglicherweise vorhistorische urgermanische Entlehnungen). — In der historisch beglaubigten Zeit sind wir über die Kulturströmungen schon besser orientiert, aber die genauere sprachliche Chronologie macht Schwierigkeiten, solange wir nicht wissen, wo der lateinische Einfluss aufhört und der romanische beginnt und wo die Grenzen zwischen gelehrter und volkstümlicher Entlehnung sind, wie der arianisch-griechische Einfluss (vgl. die Gruppe althochdeutsch *chirihha, pfaffo, pfinztac*) der römischen Kirche wich. Das Prinzip der Gruppe, das manche Frage noch lösen wird, ist zugleich auch ein wichtiges Kriterium in der Prüfung von Worten auf Entlehnung: die zuweilen der Entlehnung verdächtigten *falsch, Graf, Kopf, Kampf* gehören keiner Lehngruppe an, zudem bieten sich sprachliche Momente, welche echt germanischen Ursprug wahrscheinlich machen.

Dasselbe Prinzip der Gruppe muss auch bei echt germanischen Worten in Anwendung kommen, wenn die Etymologie nicht den Zusammenhang mit der Sprachgeschichte verlieren will; nach lautlichen und begrifflichen Kriterien muss das Alter der Worte linguistisch ermittelt werden. Man hat gemeinindogermanische Gruppen (Zahlen, Verwandtschaftsgrade, Körperteile, physische Funktionen) als den ältesten germanischen Wortbestand für sich zu betrachten. Die Genesis des spezifisch germanischen Sprachmaterials muss gruppenweise erklärt werden: Bedeutungsdifferenzierung (vgl. *sehen, bitten, beissen, Mord*), Formbildung mit Spezialisierung der Bedeutung (*Gott* = 'angerufenes Wesen', *Hahn* = 'Singer'), Untergang alter Wurzeln (*dô* 'geben', *i* 'gehen') sind die wesentlichen Momente, welche dem Germanischen zu seinem Charakter im Wortmaterial verhelfen. Derselbe Prozess wiederholt sich in allen jüngern Perioden: so kommt das deutsche (neuhochdeutsche) Wortmaterial zu seiner jetzigen Gestaltung. Auch hier hat das kulturgeschichtliche Moment eine Rolle zu spielen (z. B. wenn nach den Stürmen der Völkerwanderung die alten Worte für 'Kampf' *hadu, badu, hilti* aussterben, wenn mit dem

Digitized by Google

Christentum die alten Götternamen schwinden). Neben der Lautlehre muss die Etymologie auch die Flexions- und die Suffixlehre behufs genauer Fixierung der Wortgenesis berücksichtigen: neuhochdeutsch Buch ist nicht gotisch *bôk* 'Buchstabe', sondern dessen Plural *bôka*, da für ein einzelnes Buch im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen *buoch* als Plural gebraucht werden kann. *Schwein* (gotisch *swein*, zu *sû* 'Sau' gehörig) ist mit dem Suffix *in* des gotischen *gaitein* 'junge Ziege' gebildet und bedeutet eigentlich nur das 'junge Schwein'.

Das Prinzip der Neuschöpfung, von Diez für das Romanische längst anerkannt, von Paul für das Germanische vertreten, muss der Etymologe unter dem gleichen Gesichtspunkt der Gruppe betrachten, wie die Lehn- und Erbworte: es sind wesentlich Bezeichnungen für Schallarten und Arten der Bewegung, welche die Sprache neuschafft (*bollern, poltern, girren, zirpsen, rutschen, scharren*); auch für urgermanische Bezeichnungen derselben Art ist der Verdacht der Neuschöpfung oft nicht abzuweisen (*klang, clangor,* κλαγγή sind unabhängige Neuschöpfungen der einzelnen Sprachen). So führt auch dieser Punkt — wie die Lehnwörterfrage — zur Vorsicht in der Annahme von indogermanischen Stämmen für spezifisch germanische Worte.

Ein eigenartiges etymologisches Prinzip ist das der Neubelebung untergegangener Worte unter dem Einfluss einer archaisierenden event. auch puristischen Literaturbewegung, wozu die Auffrischung deutscher Elemente durch das Englische als nahe verwandte Erscheinung tritt. *Halle* (s. Heyne Deutsches Wörterbuch) ist das englische *hall*; Lessing schuf *Gemeinplatz* für *commonplace*, er sagte für '*vorletzter*' *letzter ohne einen* gleich englisch *last but one.* Gerade in solchen Erscheinungen zeigt sich die Berechtigung jenes an alle kritische Etymologie gestellten Postulats, dass das einzelne nicht für sich, sondern stets im ganzen Zusammenhange der Sprachgeschichte zu betrachten sei.

Auf manche der erwähnten Punkte und andere für die kritische Etymologie wesentliche Momente (Volksetymologie, Dialektmischung) konnte der Vortragende nicht näher eingehen, da sich die Sektionssitzung bereits über die ihr zugemessene Zeit ausgedehnt hatte; weshalb auch von einer Diskussion Abstand genommen werden musste.

Den Statuten der Sektion entsprechend wurde die Wahl des Präsidiums für die nächste Versammlung (in Dessau) vorgenommen; auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden Prof. Zacher und Prof. Elze in Halle zu Vorsitzenden erwählt.

Ferner machte der Vorsitzende Mitteilung von einem eingegangenen Telegramm des Kreisdirektors von Stichaner in Weissenburg, betreffend den Plan, in Weissenburg Otfrid ein Denkmal zu errichten, welches in einem nahe am Münster befindlichen romanischen Brunnen bestehen soll.

Am Schluss dankte der Vorsitzende den Mitgliedern der Sektion für ihr zahlreiches Erscheinen; er erblicke darin die erfreuliche Thatsache, dass das Bedürfnis eines freundlichen und friedlichen persönlichen Verkehrs, den wir wohl brauchen können, von vielen unter uns empfunden werde. Damit erklärte er die Sektionssitzungen der 36. Philologenversammlung für geschlossen.

Hofrat E. Förstemann spricht seine Befriedigung über den angenehmen, durch keinen Missklang gestörten Verlauf der Verhandlungen und im Namen der Sektion den Dank an die beiden Vorsitzenden aus. Prof. R. Bechstein fügt diesem den Dank an die Schriftführer bei.

Digitized by Google

IV. Archäologische Sektion.

Zahl der Mitglieder: 60. (Liste wurde nicht eingereicht.)

Mittwoch, den 23. September, 12 Uhr:

Konstituierung der Sektion.

Die Einzeichnung ergab 60 Mitgieder. Nach kurzer Begrüssung durch den geschäftsführenden Vorsitzenden wurde die Wahl des Präsidiums vorgenommen. Zum Vorsitzenden wurde Professor von Duhn aus Heidelberg, zum Schriftführer Herr stud. Winnefeld erwählt.

Donnerstag, den 24. September, 8 Uhr:

Vortrag des Herrn Hofrath Professor Dr. von Urlichs aus Würzburg über „Phidias in Rom".

Der Vortragende stellte die Ansicht auf, die eherne Statue der Athena von Phidias, welche Aemilius Paullus auf dem Palatin aufgestellt habe, sei wenigstens bis zur Zeit Diocletians an Ort und Stelle geblieben. Redner ging von der Erklärung der Militärdiplome aus, die bis zu dieser Zeit von etwa 90 nach Chr. an 'in muro post templum d. Augusti ad Minervam' befestigt wurden und bewies zunächst, dass die Worte ad Minervam nach dem Sprachgebrauche der Diplome nur *ad simulacrum Minervae* bedeuten könnten; eine 'aedes Minervae' habe es ausserdem in jener Gegend gar nicht gegeben, Minerva habe dagegen Anteil an dem 'templum Castorum' gehabt. Dieses aber und folglich auch das *simulacrum Minervae* stand *post templum Augusti*. Dass dieser Tempel des Augustus nicht in der Ebene lag, sondern auf der nordwestlichen dem Capitol zugewandten Seite des Palatin*), geht 1) hervor „aus der konstanten Bezeichnung in den Arvalakten 'in Palatio'; wohin er durch die Angabe der Zusammenkünfte 'in Palatio in, ad, ante templum d. Augusti' oder 'templum novum' vom Jahre 38 n. Chr. gewiesen wird (einmal sogar schlechtweg 'in Palatio'); 2) aus Josephus' ausführlicher Erzählung von dem Tode Caligulas, die gar nicht verstanden werden kann, wenn man den Tempel in die Niederung verlegt. Die Stelle Suetons, wonach Caligula eine Brücke *super templum Augusti* zum Kapitol schlug (sie ging wohl nicht über die Gebäude am Forum) muss verdorben sein, etwa aus *subter templum Augusti*". „Durch die Anlage der Kaiserpaläste wurde der Standort des Bildes nicht verändert, denn der *vicus huiusce diei*, worin der Tempel der Fortuna *huiusce diei* und somit die Statue zu suchen ist, wird noch in der capitolinischen Basis der vicomagistri erwähnt. Vor dem Tempel stand das Bild, nach dem Zusammenhang bei Plinius ein Kolossalbild im Freien; denn *in quodam simulacro Minervae Palatinae* brachte man unter Claudius ein Pasquill an". Ist somit die lange Existenz der Statue sicher, so bleibt dagegen deren Gestalt durchaus unsicher, da der Vorrat an Marmorwerken und die Münzen von Domitian und Claudius eine Reihe Möglichkeiten an die Hand geben, die gleich wahrscheinlich oder unwahrscheinlich sind.

*) Indessen lässt sich nicht verkennen, dass für die Frage nach dem Templum Augusti, durch die mögliche Verwechslung mit der Ara Augusti verwickelt, eine sichere Entscheidung vorderhand nicht gegeben ist.

Digitized by Google

Vortrag des Herrn Professor Dr. Blümner aus Zürich:

Der angebliche „nudus talo incessens" des Polyklet.

Der bei Plin. XXXIV, 55 erwähnte '*nudus talo incessens*' des Polyklet wird heutzutag allgemein als ein Pankratiast aufgefasst, welcher seinen Gegner mit der Ferse angreift, als ein ἀποπτερνίζων, wie der athletische Terminus technicus lautet. Aber so übereinstimmend diese Deutung angenommen ist, so wenig findet man irgendwo eine Andeutung, in welcher Weise man sich diese Figur ausgeführt denken solle. Murray (History of Greek sculpture p. 283) fügt seiner Anführung der Statue nur die vorsichtige Bemerkung bei: '*whatever that may here mean*'. Wenn Brunn (Künstlergesch. I, 216) sagt: „die Figur stellte einen Ringer dar, welcher seine Kunst besonders in der Anwendung der Ferse zu zeigen suchte", so bleibt die von selbst sich ergebende Frage: wie kann ein Ringer für sich allein, ohne den mit ihm ringenden Genossen, dargestellt werden? — unbeantwortet. Zwar werden uns Figuren einzelner Ringer in den Schriftquellen genannt. Der uns sonst unbekannte Erzgiesser Naucerus fertigte nach Plin. XXXIV, 80 einen '*luctator anhelans*'; Antidotos malte nach Plin. XXXV, 130 einen '*clipeo dimicans*', einen '*luctator*', einen '*tubicen*'; und unter den Gemälden in der Pinakothek der Propylaeen nennt Paus. I, 22, 7 einen παλαιστής von Timaenetos. Aber der '*luctator anhelans*' des Naucerus war sicherlich ein nach errungenem Siege von der Anstrengung aufatmender; und die beiden andern müssen wir uns als Einzelfiguren in jener Stellung denken, in der die Ringer zum Kampfe anzutreten pflegten: denn nur eine Angriffsstellung, nicht aber ein Schema des eigentlichen Ringkampfes selbst, konnte in einer Einzelfigur zur Darstellung gebracht werden. Wir kennen diese Angriffsstellung sehr gut, sowohl aus Bildwerken als aus den Schriftstellern, wie z. B. Heliod. Aethiop. X, 31: καὶ ἅμα κόνιν ἀνελόμενος καὶ ὤμοις τε καὶ πήχεσιν ἔτι πρὸς τῆς βοηλασίας ἱδρῶτι νενοτισμένοις ἐπιχεάμενος, τὴν μὲν μὴ προσιζήσασαν ἀποσεισάμενος, προβάλλει τε ἐκτάδην τὼ χεῖρε,·καὶ τοῖν ποδοῖν τὴν βάσιν εἰς τὸ ἑδραῖον διερεισάμενος, τήν τε ἰγνύαν σιμώσας, καὶ ὤμους καὶ μετάφρενα γυρώσας, καὶ τὸν αὐχένα μικρὸν ἐπικλίνας, τό τε ὅλον σῶμα σφηκώσας, εἱστήκει τὰς λαβὰς τῶν παλαισμάτων ὠδίνων. So also tritt der Ringer an: die Arme auslegend, die Füsse etwas gespreizt und in den Kniekehlen leicht gebogen, auf den Boden gestemmt, Schultern und Rücken gewölbt, den Hals in die Schultern gezogen, sodass der ganze Körper sich gleichsam in sich zusammenzog: und nur so kann eine Einzelfigur eines Ringers von der Kunst wiedergegeben werden. Aber die Ferse, das ἀποπτερνίζειν hat hiermit nichts zu thun; von der Ferse kann der Ringer vor dem Beginn des Kampfes unmöglich Gebrauch machen. Es ist daher durchaus berechtigt, wenn Overbeck (Plastik I³, 391) sagt: „eine klare Vorstellung von der Komposition dieser Statue, welche kaum ohne Gruppierung mit dem angegriffenen Gegner denkbar ist, werden wir uns nur schwer [richtiger: gar nicht] zu bilden vermögen." So zweifellos es also ist, dass Plinius hier nur von einer einzigen Statue spricht, so wenig kann man sich denken, dass es möglich oder künstlerisch ausführbar wäre, das Motiv des ἀποπτερνίζειν an einer Einzelfigur zur Anschauung zu bringen.

Freilich wissen wir trotz der Erklärung des Philostr. Heroic. p. 678 nicht recht, wie wir uns das betreffende ἀποπτερνίζειν überhaupt vorstellen sollen. Es ist an dieser Stelle von einem jungen Athleten die Rede, welcher das Orakel des Protesilaos besucht, um den Heros zu befragen, wie er es anstellen müsse, um über seine Gegner den Sieg

Digitized by Google

davonzutragen. Die Antwort besteht in dem einzigen Worte: πατούμενοϲ. Nun heisst es weiter: ἀθυμία οὖν αὐτίκα τὸν ἀθλητὴν ἔϲχεν ὡϲ καταβεβλημένον ὑπὸ τοῦ χρηϲμοῦ· τὸ δὲ ἀποπτερνίζειν ἐν ἀγωνίᾳ πρῶτοϲ εὑρὼν ξυνῆκεν ὕϲτερον, ὅτι κελεύει αὐτὸν μὴ μεθίεϲθαι τοῦ ποδόϲ· τὸν γὰρ προϲπαλαίοντα τῇ πτέρνῃ πατεῖϲθαί τε ξυνεχῶϲ χρὴ καὶ ὑποκεῖϲθαι τῷ ἀντιπάλῳ. Wir erfahren also, dass der, welcher das Schema des ἀποπτερνίζειν anwandte, es sich gefallen lassen musste, zeitweise unter seinen Gegner zu kommen und sich von ihm treten zu lassen. Es war alsu wohl eine Finte, durch welche man den Gegner irre leitete nnd ihn zu unvorsichtigen Bewegungen veranlasste, indem derselhe sich schun Sieger glaubte nnd den Feind heftig bearheitete, während dieser doch durch dies scheinbare Nachgehen einen namhaften Vorteil gewann; und damit stimmt es, wenn die alten Lexikographen πτερνίζειν, was wohl ganz identisch mit ἀποπτερνίζειν ist, durch ἀπατᾶν erklären. (Suid. v. πτέρνα· ὁ δόλοϲ; id. v. πτερνίζει· ἀπατᾷ ἢ λακτίζει; Hesych. s. h. v.; vgl. auch die Worte der Septuaginta, Genes. 27, 36: ἐπτέρνικε γάρ με ἤδη τρίτον). Nimmt man dazu die Erklärung des Suidas v. πτέρνα: πτερνίζω τὸ καταβάλλω ἐκ μεταφορᾶϲ· τῶν περὶ τάχουϲ ἀγωνιζομένων, καὶ τῇ πτέρνῃ τοὺϲ ϲυνθέονταϲ προϲπταίειν ὁμοῦ καὶ πίπτειν μηχανωμένουϲ (bei welcher Erklärung nur die Beziehung auf den Wettlauf anstatt auf den Ringkampf ein Irrtum des Suidas zu sein scheint), so erhält man im ganzen daraus das Bild, dass beim ἀποπτερνίζειν der eine Ringer seinen Gegner vermittelst der Ferse so zum Falle brachte, dass er selhst auch mit niederfiel, ja sogar augenhlicklich unter seinen Gegner zu liegen kam, dass aher schliesslich das genannte Manöver — in welcher Weise, das vermag ich freilich nicht zu bestimmen — duch znm Siege des scheinhar im Nachteil befindlichen Kämpfers führte. Es kann daher auch nicht richtig sein, wenn Grasberger (Erziehung und Unterricht I, 359 fg.) das πτερνίζειν (den Ausdruck ἀποπτερνίζειν finde ich bei ihm nicht erwähnt) als identisch mit ὑποϲκελίζειν, *supplantare* hezeichnet, wohei, wie Hom. Il. XXIII, 721 beim Ringen des Aias nnd Odysseus, derjenige, der das Manöver des Beinunterschlagens macht, oben zu liegen kommt, was der Beschreihung des Philostrat durchaus widerspricht.

Mag man sich nun aher die Sache vorstellen, wie man will, eins steht ohne allen Zweifel fest: ein ἀποπτερνίζων als Einzelfigur ist völlig undenkbar. Man kann auch eben so wenig annehmen, dass Polyklet etwa ursprünglich eine Gruppe dieses Schemas geschaffen hätte, von der später der eine Kämpfer verloren gegangen wäre, sodass nur der Angreifer allein übrig blieb: denn eine in diesem Augenhlick des Kampfes begriffene Ringergruppe musste eben so eng verschlungen und unteilbar sein, wie die berühmte Gruppe in den Uffizien. — Die so allgemein angenommene Deutung der Plinianischen Worte muss also falsch sein; nnd demnach geht es auch nicht an, dass man diesen angeblichen ἀποπτερνίζων als Beispiel der auf einem Beine ruhenden Figuren Polyklets anführt, wie es Urlichs getban hat und andere, darunter ich selhst, nach ihm.

Es muss also eine andere Deutung oder eine Emendation gesucht werden. Selbstverständlich wird niemand mehr daran denken, zu der alten Deutung, derzufolge der Apoxyomenos des Vatikans heute noch mit seinem Teneranischen Würfel in der rechten Hand einherschreitet, zurückzugreifen. Aber giebt es noch eine andere?

Die Lösung kommt diesmal, meine ich, von einer Seite, von welcher wir sonst nicht gewohnt sind, derartige Aufschlüsse zu erhalten, von der Vasenmalerei; und zwar von jenem schönen apulischen Vasenbilde der Sammlung Jatta, jetzt im Museo nazionale

Digitized by Google

zu Neapel, welches den Tod des Talos vorstellt (Bull. archeol. Napol. III tav. 2 fg.; IV tav. 6, darnach verkleinert in den Wiener archäol. Vorlegeblättern Serie IV, Taf. 5 fg., noch kleiner Archäol. Zeitung f. 1846, Taf. 44 fg.). Der Maler hat in der Hauptscene auf die Darstellung des infolge von Medeas Zaubermitteln sterbend umsinkenden ehernen Wächters von Kreta besondere Sorgfalt verwandt. Während auf der bekannten Berliner Schale, welche uns das Innere einer Erzgiesserei vorführt, die bronzenen Statuen, die dort in Arbeit sind, nur durch ihre Dimensionen, aber durchaus nicht hinsichtlich der Zeichnung und Detailbehandlung von den in der Werkstatt beschäftigten Arbeitern sich unterscheiden, ist hier der, wie man gestehen muss, sehr gelungene Versuch gemacht, mit den bescheidenen Mitteln der Vasenmalerei das Äussere einer dunkeln Erzfigur gegenüber dem lebendigen, blühenden Fleisch der übrigen Anwesenden dem Beschauer deutlich vor Augen zu führen. Er hat das aber nicht bloss durch Anwendung der sonst in der Vasenmalerei nicht üblichen und auch hier bei den anderen Personen fehlenden Schattierung erreicht, sondern auch dadurch, dass er die schärfere Behandlung der Umrisse, das viel energischere Hervortreten der Muskulatur und des Knochenbaues, wodurch sich ja Erzarbeiten so wesentlich von Marmorwerken unterscheiden, in treffender Weise wiedergab. Für diese Figur konnten daher auch dem Maler die mehr oder weniger stereotypen Figuren seiner Musterbücher nicht ausreichen; hier war er auf Nachahmung eines plastischen Vorbildes angewiesen, und ein solches zu finden, war in den an Kunstschätzen reichen Städten Unteritaliens für ihn gewiss nicht schwer. Ich glaube denn auch nicht auf Widerspruch zu stossen, wenn ich zunächst behaupte: die Figur des Talos in dem fraglichen Vasenbilde ist, wenn auch nicht die gänzlich getreue Kopie einer einst in Wirklichkeit vorhandenen Bronzestatue (an eine direkte Nachahmung in allen Einzelheiten zu denken verbietet die enge Beziehung, in welcher auf dem Vasengemälde Polydeukes zu dem hinsinkenden Talos steht), so doch mit bewusster Anlehnung und unter genauem Studium einer Bronzefigur gefertigt.

Aber ich gehe noch weiter und behaupte, diese dem Talos zu Grunde liegende Bronzestatue war, wenn nicht ein Werk des Polyklet selbst, so doch die Kopie eines solchen; und ich gründe meine Behauptung auf die Formengebung des Talos.

Ich brauche hier nicht auseinanderzusetzen, wie sehr bedenklich, ja gefährlich jede Zurückführung einer Figur aus einem Vasenbilde auf ein Werk der Plastik in der Regel ist; ich weiss auch recht gut, dass es trotz der unendlichen Fülle von Vasenbildern nur ganz, ganz wenig Figuren darunter giebt, bei denen man mit Bestimmtheit die Nachbildung irgendwelchen statuarischen Motives nachweisen kann, dass man aber in den übrigen Fällen sich sehr davor zu hüten hat, auf irgendwelche zufällige Ähnlichkeit in Stellung und Haltung die Hypothese beabsichtigter Nachahmung begründen zu wollen; es ist mir nicht minder gut bekannt, dass der Gedanke, stilistische Eigentümlichkeiten eines bestimmten Künstlers an einem Vasenbilde nachweisen zu wollen, an und für sich als ein durchaus thörichter zu bezeichnen wäre; und ich verhehle mir endlich keinen Augenblick, dass wenn schon die Nachweisung eines uns noch erhaltenen Skulpturwerkes auf einem Vasengemälde eine so heikle Sache ist, der Versuch, ein uns nicht mehr in Nachbildungen erhaltenes, ja nicht einmal mit Bestimmtheit litterarisch bezeugtes Kunstwerk auf einem Vasenbilde nachweisen zu wollen, das allerlebhafteste Kopfschütteln erregen muss. Aber alles das hindert mich doch nicht daran, die oben angeführte Behauptung aufzustellen und ihre Begründung im folgenden zu versuchen, weil eben hier die Dinge

Digitized by Google

total anders liegen, als bei jedem einzelnen unter all den tausenden uns bekannten Vasenbildern. Denn hier, und eben nur hier allein, kann man mit Gewissheit behaupten, dass der Maler eine wirklich ihm vor Augen stehende Bronzefigur nachgeahmt hat; mochte er auch für die gewöhnlichen menschlichen Figuren die hinlängliche Übung besitzen, ohne weitere Studien nach der Natur oder nach anderen Kunstwerken seine Bilder zu entwerfen, bei dieser Aufgabe besass er diese Übung auf keinen Fall.

Gehen wir nun, nach Erledigung dieser Vorfrage, zur Betrachtung der in Rede stehenden Figur über und vergleichen wir sie mit nackten Jünglingsgestalten der Lysippischen Richtung, welche der Zeit nach dem Maler des Vasenbildes viel näher steht, als Polyklet, also beispielshalber mit dem Apoxyomenos oder dem Meleager, so wird einem jeden klar sein, dass ein ganz bedeutender Unterschied zwischen beiden Typen obwaltet. Die gedrungenen Körperformen, die mächtigen Oberschenkel, die breitgewölbte Brust, all das entspricht durchaus nicht den schlanken Proportionen, welche wir an jenen Figuren finden; ebenso wenig können wir am Talos den kleinen Kopf beobachten, welcher für jene und andere Werke der Lysippischen Richtung eigentümlich ist, vielmehr ist der Kopf des Talos im Verhältnis zur Gesamtlänge des Körpers grösser, als bei den übrigen auf der Vase dargestellten Figuren. Und wenn wir uns auch den Apoxyomenos oder den Meleager in Erz übertragen denken, so würden dieselben doch auch dann nicht entfernt jene harte, scharfkantige Behandlung der Muskulatur aufweisen, welche das Original des Talos jedenfalls gehabt haben muss. — Nun vergleiche man aber mit dem Talos den Neapolitaner Doryphoros und den Diadumenos von Vaison, und man wird zugestehen müssen, dass die Ähnlichkeit ganz frappant ist, dass gerade die Eigentümlichkeiten der Behandlungsweise, welche durch ihre seltene Übereinstimmung jene beiden Statuen als Werke eines und desselben Meisters erkennen liessen, sich durchweg am Talos wiederfinden. Nehmen wir diese Einzelheiten, wie sie Michaelis (Ann. d. Inst. 1878, p. 16f.) zusammengestellt hat, durch, so können wir fast Zug um Zug dieselben auch hier nachweisen. Die Form des Kniees, besonders am rechten Bein, die sehr scharf markierte Kniescheibe, oberhalb welcher das Fleisch wie ein Polster heraustritt; der hohe und lange Fuss, dessen Form man gerade dadurch, dass er am rechten Bein in Vorderansicht, am linken in Seitenansicht erscheint, recht deutlich beobachten kann; die mit starker Hervorhebung des Zwillingsmuskels heraustretende Wade; die Form des Bauches; die übermässige Entwickelung der äusseren schiefen Bauchmuskeln; die besonders starke Hervorhebung des Punktes, in welchem der schiefe und der gerade Bauchmuskel von der Hüftlinie geschnitten werden; die Art, auf welche die einzelnen Partieen der Seite mit den grossen Sägemuskeln bezeichnet sind und genau sich abheben; die bestimmte Angabe der Stellen, an denen die verschiedenen Bänder der grossen Brustmuskeln sich an das Brustbein anschliessen; der scharfe Umriss des Deltamuskels; das mächtige hervortretende Schlüsselbein — alle diese Eigentümlichkeiten der Polykletischen Figuren finden wir am Talos des Vasenbildes, nicht bloss oberflächlich angedeutet, sondern vollkommen klar und bestimmt wiedergegeben. Wie im einzelnen, so sind auch die Proportionen des Körpers denen der Polykletischen Figuren entsprechend (Verhältnis des Kopfes zur Gesamtlänge etwa 1 : 7, des Gesichtes 1 : 10, des Fusses 1 : 6), soweit man das aus der Zeichnung zu entnehmen imstande ist. Ja man kann noch etwas weiter gehen. Der Talos zeigt uns zwar einen im Lauf begriffenen Mann, wie das der Sage entsprechend ist; aber wenn man davon absieht, dass infolge

Digitized by Google

dessen der linke Fuss etwas weiter hinter dem rechten zurücksteht, als beim Doryphoros oder Diadumenos, welche im langsamen Vorwärtsschreiten gefasst sind, so haben wir auch hier das Polykletische Schema des *'uno crure insistere'* (dessen früher von mir gegebene Deutung ich angesichts des Diadumenos von Vaison und der nunmehr so deutlich vorliegenden Polykletischen Fussstellung nicht mehr aufrecht halte) genau in derselben Weise wiedergegeben, wie an jenen beiden anderen Figuren: der rechte Fuss ruht voll und ganz mit der Sohle auf dem Boden, während der linke dahintergesetzte umgebogen denselben nur mit den Zehen berührt, mit diesen aber ganz. — Am wenigsten scheint dem Vasenmaler treue Wiedergabe seines Vorbildes beim Gesicht gelungen zu sein; doch darf man auch da aufmerksam machen auf das ziemlich breite Untergesicht, welches sich ähnlich am Neapler Doryphoros findet. Das Haar scheint kurz und kraus zu sein.

Wenn ich mich nun nach dem Gesagten für berechtigt halte, in dem Talos des Vasenbildes die Nachbildung einer Polykletischen oder einer mittelbar auf Polyklet zurückgehenden Erzfigur zu sehen, so gehe ich nun noch einen Schritt weiter und behaupte: der Beleg dafür, dass Polyklet wirklich die Figur des Talos geschaffen, liegt in den eingangs besprochenen Worten des Plinius, welche man zu lesen hat: *'nudum Talon incessentem'*. (Der Accusativ von Τάλως kommt im Griechischen in den beiden Formen Τάλω und Τάλων vor; für Plinius lag es wohl näher, die letztere zu wählen; immerhin wäre denkbar, dass er in seiner Quelle die erstere fand und direkt als „*Talo*" mit herübernahm, wie er das mit manchen griechischen Worten gethan hat, in diesem Falle wäre dann gar keine Änderung im Texte notwendig.) Das Bild des ehernen, die Insel umschreitenden Wächters von Kreta war eine Aufgabe, welche für Polyklet durchaus nichts Befremdendes hat. Auf eine Nachbildung dieses Polykletischen Talos geht also meiner Ansicht nach das Vasenbild zurück; wenn ein solches Erzbild existierte und dem Vasenmaler, sei es im Original, sei es in irgendwelcher Erzkopie, zugänglich war, so war es doch sicherlich für ihn das nächste, dasselbe für seine Komposition zu benutzen. Dass er es einigermassen in der Arm- und Kopfhaltung modifiziert haben wird, habe ich schon oben angedeutet; schwerlich konnte die Figur des Talos allein in der Stellung wiedergegeben werden, welche der sterbende Erzmann auf dem Vasenbilde hat. Behalten wir das *'incessentem'* des Plinianischen Textes bei, so müssen wir uns den Wächter in der Weise denken, wie er in der Sage und auch auf den (sonst freilich abweichenden) Münztypen erscheint, nämlich mit einem Stein in der Hand die fremden Ankömmlinge angreifend oder bedrohend; zieht man es vor, als vornehmlich dargestellte Aktion das Umschreiten der Insel zu betrachten, so würde es sich allerdings empfehlen, die Lesart einiger geringerer Handschriften *'incedentem'* anzunehmen. Ich wage nach dieser Hinsicht keine Entscheidung; jenes empfiehlt sich wegen der besseren Beglaubigung durch die Handschriften, dieses, weil es deutlicher das Polykletische Schema bezeichnet, auch weil *'incessere'* ohne Objekt etwas hart ist. Die Reihenfolge der Polykletischen Werke aber, wonach der mit bestimmten Namen bezeichnete Talos zwischen den generellen Benennungen des *destringens se* und der *duo pueri item nudi talis ludentes* erscheint, hat durchaus nichts Auffälliges, da Plinius die Werke der einzelnen Künstler nicht ihrem Inhalte nach anordnet; so nennt er XXXIV, 56 unter den anderen Werken des Polyklet: Mercur, Hercules *'hageter arma sumens'*, Artemon; § 57 unter den Werken des Myron nach dem Hunde und dem Diskobol den Perseus, dann die *'pristae'*, die Marsyasgruppe, Pentathlen, Pankratiasten, Hercules;

Digitized by Google

und § 59 von Pythagoras nach dem Läufer Astylos den libyschen Knaben, den *'mala ferens nudus'*, den *claudicans*, und zum Schluss die zwei Apollostatuen.

Entschliessen wir uns, den Talos in die Werke des Polyklet einzureihen, so haben wir damit einerseits eine durchaus unerklärliche Figur glücklich beseitigt und andrerseits aufs neue einen Beleg dafür, dass die alten Kritiker dem Künstler nicht ohne Grund den Vorwurf machten, seine Figuren wären *'paene ad unum exemplum'*.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren von Duhn, von Urlichs, Weizsäcker, und sprachen sich mehr oder minder abweisend gegenüber den positiven Aufstellungen des Herrn Redners aus.

Herr Professor Blümner legte der Sektion noch einige im Anz. für schweiz. Altertumskunde von ihm publizierte unerklärte Altertümer vor, mit der Bitte, ihm bei der Interpretation derselben an die Hand zu gehen.

Freitag, den 25. August, 8 Uhr:
Kombinierte Sitzung mit der kritisch-exegetischen Sektion.
Vortrag des Herrn Professor Dr. Holm aus Palermo:

Zur Topographie des Rückzuges der Athener von Syrakus 413 v. Chr.

nach an Ort und Stelle im März 1881 gemachten Forschungen.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Erzählung der einzelnen Umstände des Rückzuges der Athener von Syrakus 413 v. Chr. zu geben; ich will nur die Resultate von Forschungen mitteilen, die ich an Ort und Stelle machte, und die aus diesem Grunde vielleicht einiges Interesse beanspruchen können. Es musste von Nutzen sein, einmal die Linie jenes Rückzuges, mit dem Thukydides in der Hand, zu bereisen, und zu sehen, in wie weit die Wirklichkeit den Ideen der Gelehrten entspricht. Ob das von andern geschehen ist, weiss ich nicht; wenigstens sind eingehendere Berichte über eine derartige Wanderung nicht an die Öffentlichkeit gelangt. Den äusseren Anstoss zu meinem Ausflug nach den Stätten des Rückzuges der Athener gab die von der königlich italienischen Regierung angeordnete Aufnahme eines grossen Planes des alten Syrakus. Die Stadt, welche eine Zeit lang vielleicht die grösste und schönste Stadt der hellenischen Welt war, die auf die Geschicke der Mittelmeerstaaten einen ausserordentlichen Einfluss ausgeübt hat, die endlich jetzt noch so manche wichtige Überreste des Altertums birgt, diese Stadt verdient in allen topographischen Details genau gekannt zu sein. Es gebührt deshalb volle Anerkennung dem Beschlusse des italienischen Unterrichtsministeriums, das eine genaue Aufnahme von Syrakus anordnete und mit der Leitung derselben Saverio Cavallari betraute, der seit einem halben Jahrhundert die Altertümer Siciliens kennt, wie kein anderer. Ich wurde aufgefordert, ihm dabei zur Seite zu stehen. Der Plan ist unter thätiger Mitwirkung des Sohnes von Saverio Cavallari, des Ingenieurs Cristoforo Cavallari, vollendet worden, und wird gegenwärtig lithographisch reproduziert; am Texte wird gedruckt. Dieses Planes wegen hielt ich mich im März 1881 in Syrakus auf, und ich zähle diese Tage, in denen das prächtigste Frühlingswetter herrschte, zu den schönsten von mir im Süden verlebten. Es sei mir gestattet, die Eigentümlichkeit der syrakusanischen Landschaft, die wir bei unsern Arbeiten den ganzen Tag vor Augen hatten, kurz zu skizzieren. Sicilien enthält, bei allem einheitlichen Charakter, doch eine grosse Mannig-

Digitized by Google

faltigkeit von eigenartigen Landschaftsbildern, und dies gilt gerade von den wichtigsten Stätten antiker und moderner Kultur. Messina, Taormina, Catania, Girgenti, Selinus, Segesta, tragen alle ein ganz verschiedenes Gepräge. Den grössten Gegensatz erblicke ich in dieser Hinsicht aber zwischen Palermo und Syrakus. Die Landschaft von Palermo möchte ich als die romantische, die von Syrakus als die klassische bezeichnen. Das offenbart sich zunächst in dem eigentlichen Körper der Landschaft, d. h. in den Gebirgslinien. Um Palermo zackige Berglinien, die an gotische Dome erinnern, vor allen vertreten durch den schönen Monte Pellegrino, der selbst allerdings diese Form, in einem andern Sinne des Wortes, zur Klassizität erhebt. Um Syrakus dagegen haben die Berge vorwiegend gerade lange Linien, die Horizontale herrscht vor. Blicken wir sodann auf die Bekleidung des Bodens, so fällt sogleich auf, dass in der palermitanischen Landschaft an Stelle der im Altertum vorhandenen Vegetation eine ganz andere getreten ist, in der die seltsam aussehende Cactus Opuntia sich geltend macht, ganz besonders aber die Agrumi vorherrschen: Citronen und Orangen, die mit ihrem glänzenden dunkeln Laube die ganze conca d'oro füllen. Um Syrakus ist dagegen noch dieselbe Vegetation, wie sie im Altertum vorhanden war; — Korn, Wein und besonders Oliven bedecken die Ebene und die Abhänge der Berge. Während man bei Palermo an Sarazenen und Hohenstaufen, an Ritter und Turniere, an die Lustgärten der Emire und die Klosterhöfe der Normannen erinnert wird, schweifen die Gedanken bei Syrakus in das griechische Altertum zurück. Während die mannigfaltigen Lichteffekte auf den kahlen Abhängen der palermitanischen Berge die Sinne in einer gewissen Erregung erhalten, verbreitet der Anblick der syrakusanischen Landschaft eine grosse Ruhe über den Geist, und auch der majestätische Ätna stört nicht diesen Eindruck; „die himmlische Säule“ wie Pindar ihn nennt, erscheint in dieser Entfernung nicht in ihrer Furchtbarkeit, noch in ihrer Seltsamkeit mit den unzähligen kleinen Kratern, die den grossen Berg bedecken; der Ätna bildet, von Syrakus aus gesehen, nur eine ruhige, erhabene Linie mehr in der ruhigen Landschaft. Aber freilich erweckt die Landschaft von Syrakus auch nur schwach die Erinnerung an die einstige Grösse und den Glanz der alten griechischen Stadt. Wohl sind einzelne höchst interessante antike Überreste vorhanden; aber sie dienen mehr dazu zu zeigen, wie unendlich verschieden die Gegenwart von der Vergangenheit ist. Syrakus ruft wohl eine eigentümliche Stimmung hervor; aber es ist eine melancholische Stimmung, die uns beschleicht, wenn wir stundenweit auf dem Boden der alten Stadt nur vereinzelte Trümmer aus dem Altertum sehen; und es ist die der friedlichen Freude an dem ländlichen Leben, eine idyllische Stimmung, die sich unser bemächtigt, wenn wir die reich bebaute Umgebung durchwandern. Es überwiegen bei Syrakus die rein ländlichen Eindrücke. Sehr günstig war in dieser Beziehung die Jahreszeit meines Aufenthaltes. Im Monat März ist die ganze Ebene und ein Teil des Plateaus grün in verschiedenen Schattierungen: hellgrün das junge Korn, dunkler das Laub mancher Bäume, graugrün die vielen Oliven. Und es ist auffallend, wie eine vorzugsweise mit Ölbäumen bedeckte Gegend einen mehr ursprünglichen, natürlichen Eindruck macht, als eine mit Orangen bepflanzte. Abgesehen davon, dass im Gegensatz zu den mehr zierlichen Orangenbäumen die Ölbäume meist unregelmässig gestaltete Kronen und alte verbogene knorrige Stämme haben, an denen oft nur noch Rinde übrig zu sein scheint, ist der Boden eines Orangengartens wohlgepflegt und gesäubert, und jeder Baum steht in einer besonderen Grube, in der sich die Feuchtigkeit

Digitized by Google

sammeln soll, während auf die Olive weniger Arbeit verwendet zu werden braucht, und sie auf steinigerem Boden leicht gedeiht, und aussieht, als ob sie wild gewachsen wäre. Man denkt bei Syrakus so leicht an die bukolische Poesie, die in dieser Gegend sich ausbildete.

Bei meinem Aufenthalt in Syrakus bestand für mich eine der Hauptaufgaben darin, zu sehen, in wie weit die Lokalforschung für die Feststellung der Rückzugslinie der Athener nutzbar gemacht werden könne, und ob die von mir in dieser Hinsicht in meiner Geschichte Siciliens aufgestellten Ansichten festzuhalten seien oder nicht. Ich machte deshalb gleich in den ersten Tagen meiner dortigen Anwesenheit, am 4. und 5. März, in Gesellschaft der beiden Herren Cavallari, zwei Ausflüge: den ersten nach dem Punkte, den ich als das Akraion Lepas nachgewiesen hatte, an welchem die Athener am vierten Tage ihres Marsches zur Umkehr gezwungen wurden, und den zweiten nach dem Flusse Assinaros, wo sich Nikias mit dem Reste des athenischen Heeres ergeben musste. Ich kann sogleich hinzufügen, dass meine Ansichten in bezug auf alles Wesentliche, d. h. auf den Weg, den die Athener einschlugen, vollkommen bestätigt wurden; nur die Bestimmung ihrer Haltepunkte hat, infolge veränderter Distanzberechnung, modifiziert werden müssen.

Ich möchte zunächst in kurzen Zügen den Verlauf des Rückzuges in seiner Verteilung über die einzelnen Tage skizzieren, wobei ich gegen Grote und Unger daran festhalte, dass es wirklich acht Tage waren.

1. Tag. Die Athener verlassen ihr Lager vor Syrakus, überschreiten den Fluss Anapos und lagern, nachdem sie 40 Stadien zurückgelegt haben, auf einem Hügel.

2. Tag. Sie marschieren weiter, stets von den Feinden bedrängt, und legen nur 20 Stadien zurück, worauf sie ihr Lager an einem ebenen Orte aufschlagen, an welchem noch Wasser zu finden war.

3. Tag. Sie ziehen weiter in der Richtung auf das Akraion Lepas, müssen aber umkehren, ehe sie es erreicht haben, und lagern ungefähr an demselben Punkte, wie am Ende des zweiten Tages.

4. Tag. Wieder vordringend, erreichen sie das Akraion Lepas, werden aber zurückgeworfen und müssen auf dem Rückmarsch eine von den Syrakusanern, welche sie einschliessen wollen, aufgeworfene Verschanzung stürmen; sie schlagen sich durch und lagern schliesslich wieder in der Ebene.

5. Tag. Sie versuchen wieder vorzudringen, können aber nur 5—6 Stadien machen. In der nun folgenden Nacht ändern sie die Richtung ihres Marsches und ziehen nach dem Meere hin ab.

6. Tag. Nachdem sie das Meer erreicht, ziehen sie auf dem helorinischen Wege nach Süden weiter und überschreiten den Fluss Kakyparis. Nikias ist voran; Demosthenes wird von den Syrakusanern eingeholt und gefangen genommen.

7. Tag. Nikias, der sich zwischen dem Erineos und dem Assinaros befindet, ebenfalls von den Syrakusanern erreicht, verhandelt und kämpft mit ihnen.

8. Tag. Nikias gelangt an den Assinaros. Vernichtung und Gefangennahme des letzten Restes des athenischen Heeres.

Dies ist, ganz kurz zusammengefasst, der Verlauf des Rückzugs, dessen erste 5 Tage mein erster Ausflug betraf, während der zweite sich auf die 3 letzten bezog.

Digitized by Google

Bei diesen Ausflügen war nicht alles neu zu bestimmen und in Frage zu stellen. Es gab gewisse Punkte, über die ich keinen Zweifel hegte, Punkte von grosser Wichtigkeit für die Bestimmung der Rückzugslinie, welche auch durch meine Lokalforschungen nicht erschüttert worden sind. Es sind besonders zwei:

1. Wo war das letzte Lager der Athener, von dem sie auszogen? Nicht, wie früher manche gemeint, südlich, sondern nördlich vom Anapos. Sie kommen also, indem sie am ersten Tage den Fluss überschreiten, auf das rechte, südliche Ufer desselben und müssen, nach Westen marschierend, in die Gegend der heutigen Stadt Floridia gelangen.

2. Wohin wollten die Athener? Nicht nach Catania, wie Diodor sagt, sondern nach Südwesten. Die Einzelheiten der Thukydideischen Erzählung des Rückzuges lassen darüber für mich keinen Zweifel.

Ein dritter Punkt aber ist von mir erst während und nach meinen Ausflügen neu erwogen und in anderm Sinne als zuvor entschieden worden. Wenn die Direktion des Marsches im allgemeinen feststand, frägt sich noch, wie weit die Marschierenden an jedem Tage kamen. Thukydides giebt bisweilen die von ihnen zurückgelegten Stadien an. Es fragt sich also: wie lang haben wir das von ihm für den Rückzug der Athener angewandte Stadium zu setzen. Ich hatte es vorher zu ca. 187 Metern geschätzt: 40 Stadien = 1 geographische Meile. Aber bei einer andern Angabe, welche Syrakus betrifft und kontrolliert werden kann, bei der Angabe der Weite der Mündung des syrakusanischen Hafens (VII, 59) stimmt die Zahl des Thukydides mit der Wirklichkeit nur unter der Voraussetzung eines kleineren Stadiums, eines Itinerarstadiums von gegen 150 Metern. Deshalb erschien es angemessen, dieses Mass auch beim Rückzuge der Athener, wie ihn Thukydides schildert, zu Grunde zu legen; und wir werden sehen, dass bei der Anwendung desselben manche Angabe dieses Historikers sich noch besser erklärt, als unter der Voraussetzung eines Stadiums von 187 Metern.

Ich gehe jetzt zur topographischen Darstellung des Rückzuges über, wobei ich alles bei Seite lasse, was nicht in enger Beziehung zu meinen eigenen Forschungen steht.

Die Athener kamen am ersten Tage bis über den Anapos, stets von den Syrakusanern umschwärmt und belästigt; am zweiten nicht ganz bis zur heutigen Stadt Floridia. In meiner Geschichte Siciliens hatte ich sie, unter Zugrundelegung des längeren Stadiums, schon am zweiten Tage über diesen Ort hinaus in die unmittelbare Nähe des Gebirges geführt. Wir werden alsbald aus dem Charakter der Gegend, welche dem Akraion Lepas vorhergeht, erkennen, dass die veränderte Distanzberechnung zu topographischen Annahmen führt, welche der Wirklichkeit besser entsprechen. Ich lasse deshalb diesen Punkt einstweilen unbesprochen und wende mich unserer Reise zu. Von Syrakus bis Floridia verfolgten wir einen von vielen gemachten Weg, auf einer bequemen Chaussee, die zwischen Olivengärten sich hinziehend, nach rechts hübsche Blicke auf die Abhänge von Epipolae gestattet. Bei Floridia, wo wir die Chaussee verliessen, begannen meine Lokalstudien.

Floridia ist eine regelmässig gebaute kleine Stadt, modernen Ursprungs, wie dergleichen Städte besonders im 17. Jahrhundert viele in Sicilien von den Grossen angelegt wurden (da nur wenn ihr Territorium eine Stadt enthielt, die von ihnen so sehr gewünschte und von der Regierung verschwendete Titelerhöhung (es giebt in Sicilien ca. 120 Fürstentitel) von der spanischen Regierung bewilligt zu werden pflegte). Im Innern und von der Chaussee gesehen recht langweilig, macht Floridia einen malerischen Eindruck von dem Reitwege

Digitized by Google

aus betrachtet, den wir nunmehr einschlugen. Unser Ziel war die Schlucht Spampinato oder Culatrello, unsere Strasse die, welche die Athener am dritten und vierten Tage eingeschlagen hatten. Sie wollten die Höhe gewinnen, um dem Machtbereiche der Syrakusaner zu entgehen. Auf die Höhe konnten sie aber nicht überall kommen, sondern nur auf den gangbaren Wegen, deren Charakter zu verstehen man sich den des dortigen Gebirges klar machen muss.

Die südöstliche Ecke Siciliens ist von einem besondern Gebirgssystem eingenommen, dessen Centrum der Monte Lauro mit seinen Abhängen bildet, welche ein ausgedehntes, plateauartiges Hochland darstellen. Vom Monte Lauro gehen zahlreiche Wasseradern aus, die in die ziemlich steilen Ränder des Plateaus tiefe Risse gegraben haben, welche man Cave nennt, und in denen, wenn nicht allzugrosse Wassermenge sie ungangbar macht, die alten Wege aus der Strandebene in die Höhe steigen, z. B. der von Syrakus nach seiner Kolonie Akrai, jetzt Palazzólo. Nur in einer solchen Cava konnte ein Heer von über 30 000 Mann hinaufsteigen, und die Cava Spampinato oder Culatrello, die nach allen Anzeichen von den Athenern durchzogen worden war, bildete den Gegenstand unserer nächsten Forschung. Um zu ihr, durch die noch vor zwei Dezennien der Weg nach Akrai in der Sommerzeit führte, zu gelangen, verliessen wir Floridia nach Süden, überschritten den Bach, der aus der genannten Cava herkommt, und wandten uns auf der Südseite desselben nach Westen, dem Gebirge zu. Unser Weg war, wie alle alten sicilischen Wege, die sogenannten trazzére, es in der Ebene und überhaupt auf flachem Boden sind, sehr breit, in der Regel ca. 30 Meter, sodass man auf solchem Terrain nach Bedürfnis und Gelegenheit seinen Pfad wählt. Der Weg führt zwischen Gärten mit uralten, phantastisch geformten Ölbäumen hindurch. Diese Grundstücke sind hier, wie so vielfach in Sicilien, von nicht sehr hohen Mauern eingefasst, die aus losen Steinbrocken aufgehäuft sind. Wenn man sie übersteigen will, reisst man, falls das Hinüberklettern irgendwie Schwierigkeiten macht, einfach ein Stück der Mauer ein, dem Eigentümer die leichte Mühe überlassend, sie wieder aufzubauen. Die Cava, auf die wir zuschritten, und die von mir in meiner Geschichte Siciliens, Band II, nach verschiedenen Indizien als diejenige bezeichnet worden war, durch die die Athener nach dem Akraion Lepas gezogen sein müssten, führt auf der Karte des Königlich Italienischen Generalstabs den Namen Cava di Culatrello. Nun hatte der ortskundige Dr. Italia-Nicastro statt der Cava Culatrello die Cava Spampinato als die von den Athenern durchzogene bezeichnet, und ich hatte aus der Art, wie er sie beschrieb, geschlossen, dass er unter diesem Namen, Cava Spampinato, keine andere verstehen könne, als eben die Cava Culatrello. Es war also von Wichtigkeit zu sehen, ob diese meine Vermutung begründet gewesen war, und wirklich war mir schon in Syrakus die Identität der beiden versichert worden. Da aber solche Aussagen über etwas abgelegene und selten besuchte Gegenden nicht immer zuverlässig sind, war eine Bestätigung an Ort und Stelle erwünscht, und sie ward uns durch Bauern, die auf ihren Eseln reitend, uns begegneten. Es stand also fest, dass dies der Weg der Athener war; es galt nun, eine Anschauung von der Schlucht und von dem Akraion Lepas zu gewinnen, und wir durchwanderten deshalb die Cava. Von Floridia bis zum Eingang derselben hatten wir etwa 2300 Meter zurückgelegt; die Länge der gewundenen Cava selbst beträgt bis zum Akraion Lepas ca. 3000 Meter. Diese Schlucht ist einer der malerischsten Flecke Siciliens, aber von wenigen besucht; für die Fremden, die

Digitized by Google

nach Syrakus kommen, existiert sie nicht, und die Einheimischen schenken ihr natürlich keine besondere Beachtung. Und doch ist sie von Syrakus unschwer zu erreichen. Es ist eine Schlucht, eingefasst von Felswänden, die sich zu 20 bis 60 Meter Höhe erheben und im oberen Teile vertikal abfallen, im unteren mit Felsgeröll und fruchtbarer Erde bedeckt sind. Diese Abhänge tragen Kornfelder und Ölbäume, und zwischen dem Steingeröll weideten schöne rote Rinder. Hin und wieder sieht man eine Pinie und einzelne jener Caruben (Johannisbrotbäume), deren dichtes, dunkelgrünes Laub einen willkommenen Schatten spendet; an einigen nach Norden gelegenen besonders kühlen Punkten bedeckt kräftiger Epheu die Felswand dicht am Wege. Die Schlucht ist unten durchschnittlich 20 Meter breit; die oberen Ränder sind wenigstens 30—100 Meter von einander entfernt, an einzelnen Stellen mehr. Der Weg überschreitet oft den Bach, der die Cava durchströmt, und in welchem Oleandergebüsche wachsen. Einmal sahen wir oben an der Felswand eine Wohnung, offenbar eines Hirten, für die eine alte Grabgrotte benutzt worden war, wie man deren viele in dieser Cava, wie in andern benachbarten findet. Nach Houel, einem französischen Reisenden der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurden vor seiner Zeit auf dem Grunde der Cava Spampinato viele Bronzewaffen gefunden. Wohin sie gekommen sind, weiss niemand. Ehe man in die Cava eintrat, sah man hinter dem Spalt, der die Schlucht bezeichnet, einen bläulich schimmernden Berg hervorragen; das ist das Akraion Lepas, das die Athener überschreiten mussten, um auf das Plateau zu gelangen. Thukydides beschreibt diese Anhöhe als auf beiden Seiten von Abgründen eingefasst, welche die von den Syrakusanern auf derselben eingenommene feste Stellung in den Flanken schützten, indem sie nur einen Frontangriff gestatteten. Ich habe die Schlucht bis zu dem Abhange verfolgt, den ich für das Akraion Lepas hielt und gesehen, dass er vollkommen dem Bilde entspricht, das man sich nach Thukydides vom Akraion Lepas zu machen hat. Es ist ein Abhang, der sich in einem Winkel von etwa 30° erhebt. Über ihn führte damals der Weg und führt noch jetzt der alte Weg nach Akrai-Palazzólo. Ich habe mich durch den Augenschein überzeugt, dass man, aus der Cava kommend, diesen Abhang nicht umgehen kann, wenn man vorwärts will; die beiden seitlichen Schluchten sind ungangbar, zumal für ein Heer. Die Athener mussten das Akraion Lepas erstürmen, oder umkehren, und zum letzteren nötigte sie die syrakusanische Streitmacht. Das geschah am vierten Tage des Marsches; am dritten hatten sie überhaupt nicht bis zum Akraion Lepas zu kommen vermocht, ja nicht einmal, wie ich jetzt annehme, bis in die Cava Spampinato. Es ist dies der Punkt, dessen Besprechung ich mir vorhin vorbehalten habe, und bei dem ich jetzt einige Augenblicke verweile. Ich hatte in meiner Geschichte Siciliens, infolge der Voraussetzung, dass das Stadium zu ca. 187 Meter anzunehmen sei, das Nachtlager der Athener am Schlusse des zweiten Tages so nahe an den Eingang der Schlucht gesetzt, dass ich notwendiger Weise glauben musste, die Athener seien am dritten Tage bereits in die Schlucht selbst gekommen. Nun wurden sie an diesem dritten Tage nach Thukydides von Reitern und Speerwerfern belästigt, und ich hatte gemeint, die Cava möge wohl derartige Operationen gestatten. Nachdem ich aber die Cava gesehen, musste ich mir sagen, dass ein aus Tausenden bestehendes Heer, das hindurchmarschiert, keinen Platz mehr darin für Feinde, am wenigsten für Reiter lässt, es anzugreifen. Die Athener können also am dritten Tage noch nicht in die Cava gekommen sein, und doch ist es schwer, das zuzugeben, wenn

Digitized by Google

man annimmt, dass sie am Abend des zweiten schon weniger als ein Kilometer vom Eingang derselben entfernt waren, wie ich früher glaubte. Es kommt uns also die veränderte Berechnung des Stadiums (ca. 150 statt ca. 187 Meter) sehr zu statten, und sie selbst gewinnt durch diesen Umstand höhere Wahrscheinlichkeit. Wir haben somit anzunehmen, dass die Athener sich am dritten Tage bemühten, über die Ebene zwischen Floridia und dem Eingange der Cava zu gelangen; und hieran eben hinderten sie die Reiter nnd Schützen der Feinde. Am vierten Tage erneuerten sie den Versuch; es gelang ihnen, die Cava zu erreichen und auch das Akraion Lepas. Offenbar geschah dies, zum Teil wenigstens, infolge einer Änderung der Taktik von seiten der Syrakusaner, die von Thukydides nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, aber, wenn man die Gegend sieht, sehr natürlich erscheint. Die Syrakusaner strengten sich nicht übermässig an, ihre Feinde zu verhindern, durch die Schlucht bis zum Akraion Lepas zu gelangen, denn ihre Absicht war, sie so in eine Falle zu locken. Am Ende der Schlucht erwartete sie die in Musse vorbereitete Verschanzung auf dem Akraion Lepas, und sobald die Athener vor dieser standen, errichteten die Syrakusaner hinter ihnen, in der Schlucht selbst, einen Verhau. Die Athener sollten mit einem Schlage vernichtet werden. Aber an dieser Stelle gelang das noch nicht. Vorwärts zu dringen vermochten die Athener allerdings nicht, aber zurück konnten sie noch; das zu hindern, war der improvisierte Verhau in der Schlucht nicht stark genug. Dies Manöver der Syrakusaner zeigt übrigens deutlich, dass vor dem Akraion Lepas eine Schlucht liegen musste, was Thukydides nicht ausdrücklich gesagt hat. Denn in der offenen Ebene hätte es kaum einen Sinn gehabt, eine Verschanzung zu errichten, um den Athenern den Weg zu versperren, oder, wenn man es that, so war es keine besonders erwähnenswerte Massregel. Die Athener erreichten also, vom Akraion Lepas zurückgewiesen, nach Forcierung der Verschanzung, die ihnen jeden Ausweg aus der Schlucht unmöglich machen sollte, noch am vierten Tage ihres Marsches die Ebene wieder und schlugen dort ihr Nachtlager auf. Am fünften Tage versuchten sie von neuem vorzudringen, in derselben Richtung wie bisher, also wieder direkt aufs Gebirge zu, natürlich nicht durch dieselbe Schlucht, sondern durch eine andere, an denen dort kein Mangel ist. Es gelang ihnen nicht, und sie machten an diesem Tage nicht mehr als 5—6 Stadien, die sie offenbar etwas mehr nach Süden führten. In der nun folgenden Nacht fassten sie einen wichtigen Entschluss, der, konsequent durchgeführt, sie vielleicht gerettet hätte. Aufs Plateau wollten und mussten sie noch immer; aber wenn sie hier, in der Nähe des Akraion Lepas nicht hinauf konnten, weil die Feinde hier auf ihrer Hut waren, konnten sie es vielleicht weiter im Süden. Es handelte sich also darum, den Feind zu täuschen und unbemerkt eine Strecke weit nach Süden zu gelangen. Dort konnte man dann hoffen, beim Marsch auf die Höhe weniger Widerstand zu finden. Die Ausführung des Planes ward begonnen. Man zog in der Nacht ab, ohne dass die Syrakusaner es merkten, und wandte sich nach Südosten, um auf der nach Süden zwischen Gebirge und Meer sich hinziehenden helorinischen Strasse vorwärts zu kommen. Die Athener marschierten in zwei gesonderten Abteilungen, Nikias voran, Demosthenes hinterher. Sie überschritten den Fluss Kakyparis, der aus einer grossen Gebirgsschlucht dem Meere zuströmt, und hatten gedacht, in dieser Schlucht aufs Plateau zu gelangen. Es wäre wohl verständig gewesen, hier den Aufstieg zu versuchen, denn von allen Cave ist die vom Kakyparis, jetzt Cassibili, durchströmte, wie schon ihr jetziger Name — Cava

Digitized by Google

grande — bezeugt, die bedeutendste und wegsamste. Doch thaten sie es nicht, auf den Rat der Führer, landeskundiger Leute, die es für passender hielten, in der Schlucht des nächsten grösseren Baches, des Erineos, in die Höhe zu ziehen. Nikias gelangte am sechsten Tage wirklich an den Fluss; Demosthenes aber ward von den Feinden eingeholt, im Gehöft des Polyzelos eingeschlossen und zur Ergebung gezwungen. Wo ist dieser Punkt zu suchen? Nördlich vom Kakyparis, wie ich in meiner Geschichte Siciliens gemeint habe? Ich kann diese Ansicht jetzt nicht mehr unbedingt aufrecht halten. Es sind zwei Gründe, die mich veranlassen, meine Meinung zu ändern: die veränderte Abschätzung der Länge des Stadiums und die an Ort und Stelle gemachte Bemerkung, dass ich den Erineos zu weit nördlich gesetzt hatte. Meine Argumentation war folgende gewesen. Als die Syrakusaner Demosthenes erreichten, war Nikias ihm 50 Stadien voraus und noch nicht am Erineos angelangt. Nun ist der Erineos 7500 Meter vom Kakyparis entfernt und 50 Stadien sind ca. 9350 Meter. Also kann Demosthenes, als er eingeholt wurde, noch nicht am Cassibili angekommen sein. In Wirklichkeit ist aber der Erineos ca. 10000 Meter vom Cassibili entfernt, und es hat sich herausgestellt, dass das Stadium in der Thukydideischen Geschichte der Belagerung von Syrakus besser auf ca. 150 Meter zu schätzen ist. 50 Stadien sind dann 7500 Meter, und wenn Demosthenes, als er eingeholt wurde, 50 Stadien hinter Nikias zurück war, der den Erineos noch nicht erreicht hatte, so konnte er den Kakyparis schon überschritten haben, dessen Entfernung vom Erineos etwa 66 Stadien beträgt. Da nun Thukydides nicht sagt, dass Nikias allein den Kakyparis überschritten habe, so ist die Wahrscheinlichkeit grösser, dass auch Demosthenes ihn überschritt und südlich von ihm gefangen genommen wurde, obschon zuzugeben ist, dass diese Betrachtungen die Frage nicht erschöpfen. Es war also Nikias mit seiner Abteilung allein übrig geblieben. Ihrem Marsche zum Assinaros und ihrer dortigen Vernichtung galt mein zweiter Ausflug, der bis zum Erineos zu Wagen gemacht wurde, von da an zu Fusse. Der Weg, welcher bis zum Erineos die Chaussee nach Noto ist, durchschneidet zwischen Syrakus und dem Bezirke des Olympieions den Sumpf; in der Gegend dieses Heiligtums, von welchem bekanntlich nur zwei Säulen übrig sind, führt er durch eine fruchtbare, mit Korn und Ölbäumen und hin und wieder mit Wein bebaute Ebene. Daran schliesst sich alsdann eine weite steinige Heide, die mit der Syrakus gegenüberliegenden Halbinsel Plemmyrion zusammenhängt. Rechts bleiben immer die allmählich näherrückenden Abhänge des Plateaus, auf das die Athener mussten, dessen horizontaler oberer Rand nur von den Cave unterbrochen wird, vor allen von der am deutlichsten hervortretenden Cava grande. Ehe man den Kakyparis erreicht, durchschneidet man ein aus wenig Häusern bestehendes Gehöft, Caseggiato di Cassibili genannt, das im Mittelalter ein Kastell enthielt. Eine Stunde später kamen wir in der kleinen Stadt Avola an, die in sehr fruchtbarer und gut angebauter Gegend liegt. Es folgen zwei kleine Bäche, überbrückt, aber doch zu unbedeutend, als dass einer von ihnen der Erineos sein könnte, der tiefer in den Abhang des Gebirges einschneiden musste als diese Bäche thun, da an ihm die Athener aufwärts ziehen wollten. Für den Erineos ist vielmehr der nun folgende Cavallata zu halten, der dem Assinaros, dem jetzigen Fiume di Noto sehr nahe fliesst. Nikias gelangte, wie wir sahen, am sechsten Tage bis über den Erineos; er zog aber nicht an ihm hinauf, wie er hatte thun sollen; wir wissen nicht, warum er es unterliess. Der siebente Tag verging mit Unterhand-

Digitized by Google

lungen und Kämpfen an Ort und Stelle. Am achten Tage zog endlich Nikias weiter. Er musste wohl vorwärts gehen, denn wo die Athener standen, wären sie sonst vor Hunger und Durst umgekommen. Sie erreichten den ganz nahen Assinaros, in den sie sich in wilder Unordnung stürzten, um möglicherweise der sie bedrängenden syrakusanischen Kavallerie zu entgehen und ihren brennenden Durst zu löschen. Aber ans jenseitige hohe Ufer gelangten sie nicht. Die Syrakusaner, welche es besetzt hatten, wehrten sie ab und stiegen endlich selbst in den Fluss hinunter, um dort die Erschöpften niederzumachen. Endlich ergab sich Nikias dem Gylippos. Wo fand diese Katastrophe statt?

Der Assinaros, dessen Name durch das entsetzliche Schicksal der Athener in der Geschichte fortlebt, ist der jetzige Falconara, oder Fiume di Noto, so genannt nach der nicht unbedeutenden Stadt Noto, die weiter oberhalb an ihm liegt. Der Fluss hat einen dreifachen Charakter in drei verschiedenen Abschnitten seines Laufes: im Gebirge, in der Nähe des Gebirges und nahe der Mündung. Die Katastrophe kann weder in den ersten, noch in den dritten Abschnitt verlegt werden. Denn ins Gebirge kamen die Athener nicht, und in der Nähe des Meeres hat der Fluss nicht mehr die hohen Ränder, welche die Erzählung des Thukydides voraussetzt. Diese hat er dagegen da, wo wir ihn sahen, da, wo die gerade Fortsetzung der Strasse nach Noto, welche selbst rechts abbiegt, ihn berührt. Hier fliesst der Assinaros in tief eingeschnittenem Bette, aber mit sehr wechselndem Laufe, bald sich dem rechten, bald dem linken Ufer mehr nähernd, und den Raum zwischen den beiden hohen Rändern selten ausfüllend. Diese, aus fruchtbarer Erde bestehenden Ränder erheben sich zu ca. 5 Metern; sie sind durchschnittlich 30 Meter von einander entfernt. Als wir den Fluss am 5. März sahen, liess er an beiden Seiten einen Streifen ebenen Boden übrig; er war nicht so tief, dass er, wie Thukydides erzählt, hätte Menschen fortreissen können, und man hätte auf den Gedanken kommen können, Leake habe recht gehabt, anzunehmen, man müsse den wasserreicheren Fluss von Heloros für den Assinaros erklären. Aber Thukydides sagt auch, dass Gewitterregen vorhergegangen waren; und ich erfuhr von Bewohnern der Gegend, dass er infolge von Regengüssen sich 5, ja 10 Meter über den gewöhnlichen Stand, in welchem wir ihn sahen, erheben kann. Das kommt, wie uns versichert wurde, unter andern nach den ersten Herbstregen vor, welche ja gerade während des Rückzuges der Athener begonnen hatten. Es steht also fest, dass man keinen grösseren Fluss zu suchen braucht; der Fiume di Noto genügt vollkommen für die von Thukydides bei der Niederlage der Athener berichteten Thatsachen. Wir gingen am Ufer des Assinaros entlang und wählten zur Rückkehr nach dem Erineos, wo unser Wagen wartete, einen anderen Weg, als auf dem wir gekommen waren, über eine Anhöhe, von der man einen prächtigen Blick weithin über das Land hat. Vielleicht war hier das letzte Lager des Nikias; jedenfalls war in dieser Gegend die letzte Niederlage der Athener, deren genauer Ort sich indes unmöglich noch bestimmen lässt. Gewöhnlich setzt man sie weiter abwärts nach der Mündung des Flusses zu. Aber dort passt der Charakter des Thales nicht so gut. Und weshalb hätten sich die Athener auch so sehr dem Meere nähern sollen? Ihre Rettung konnten sie ja nur im Gebirge finden. Vielleicht setzt man aber besonders deshalb die Niederlage weiter abwärts, weil man ein dort, südlich vom Fiume di Noto nur noch teilweise erhaltenes antikes Monument, das eine kolossale Säule gewesen zu sein scheint, für ein von den Syrakusanern errichtetes Denkmal ihres Sieges über die Athener hält.

Digitized by Google

Aber diese Säule steht zu weit vom Assinaros entfernt, als dass eine solche Bestimmung Wahrscheinlichkeit hätte.

Ich glaube die Topographie des Rückzuges der Athener, den ich hier weder in seiner historischen Bedeutung, noch in seiner Furchtbarkeit zu würdigen hatte, festgestellt zu haben, so weit sie überhaupt festzustellen ist; insbesondere glaube ich, dass über die Lage des Akraion Lepas und über die Richtigkeit der Annahme, dass der Assinaros der Fiume di Noto sei, nach meinen Lokalforschungen kein Zweifel mehr herrschen kann. Meine Untersuchungen haben auch bewiesen, dass Thukydides, wenn man ihn so genau wie möglich nimmt, sich in der Erzählung dieses Rückzuges als durchaus glaubwürdig und zuverlässig bewährt, und dass man seine Darstellung noch besser versteht und noch richtiger würdigt, wenn man die Lokalitäten kennt. Ich hoffe, dass nach meinem Berichte der bisher von fast niemand gemachte Ausflug in die Cava Culatrello oder Spampinato von vielen auch unserer Berufsgenossen gemacht werden wird; keiner wird es bereuen, sich der Mühe unterzogen zu haben.

Die gefangenen Athener wurden bekanntlich in die Latomien von Syrakus gesperrt. Ich brauche hier keine Schilderung dieser Steinbrüche zu geben; sie sind aus unzähligen Reisebeschreibungen bekannt. Freilich hatten sie, als die Unglücklichen dort eingeschlossen wurden, um der Hitze und Kälte zu erliegen, ein anderes Aussehen als jetzt. Es waren nicht jene reizenden Gärten, in welche Mönche und reiche Privatleute sie verwandelt haben; es waren ungeheure kahle Felsgrüfte, vielleicht mehr noch als heutzutage unterirdisch; denn vielfach hat man anfangs das Gestein oben stehen lassen, sodass es Decken bildete, die erst später eingestürzt sind. Und denselben Kontrast zwischen Gegenwart und Vergangenheit musste ich auch in betreff der Natur der Gegend empfinden, durch welche ich wanderte, und wo die Athener, beständig von Feinden angegriffen, marschiert waren. Im September brannte die Sonne anders, als da ich im März den Weg zurücklegte. Man müsste ihn ebenfalls im September machen, in welchem in der Regel die drückendste Hitze in Sicilien herrscht, um einen schwachen Eindruck von den Beschwerden zu bekommen, die im Verein mit den Feinden den Athenern den Untergang bereiteten. So kommen wir zum Schluss auf die Bemerkung zurück, mit der wir begannen. Die Natur der Umgegend von Syrakus ist wohl dieselbe geblieben; aber Glanz und Unglück, welche inmitten derselben Natur, die wir noch heute sehen, ihre Stätte fanden, sind gleichmässig in den Nebel der Vergangenheit gerückt, und Grossthaten und Leiden der vergangenen Geschlechter sind jetzt dort nur eine Folie, welche die idyllische Gegenwart noch mehr hervorhebt. Es herrscht in und um Syrakus dieselbe Stimmung, die seit Frau von Staël so oft Rom nachgesagt worden ist, das melancholische und doch tröstliche Gefühl der Vergänglichkeit irdischer Grösse und irdischen Leides.

Sonnabend, den 26. August, 8 Uhr:

Kombinierte Sitzung mit der kritisch-exegetischen Sektion.

Vortrag des Herrn Geheimerath Professor Dr. Curtius aus Berlin über die „Rekonstruktion der Giebelfelder des olympischen Zeustempels“.

Herr Curtius, an seinen in der allgemeinen Sitzung gehaltenen Vortrag anknüpfend, lenkte die Aufmerksamkeit auf die noch kontroversen Punkte in der Denkmälerkunde von Olympia, namentlich auf die Rekonstruktion der Giebelfelder des Zeus-

tempels. Die Modellfiguren des ganzen Ostgiebels lagen vor mit der hölzernen Giebeleinfassung. Es wurde an den Figuren gezeigt, wie eine doppelte Aufstellung möglich sei. Es wurde ferner an einem Situationsplan der Trümmerstätte vor der Nordostecke des Tempels (gezeichnet im Massstab von 1 : 100 durch Herrn Gräber), dass die drei Eckfiguren unter den Tempelstufen niedergefallen seien in derselben Reihenfolge wie sie oben gesessen hätten. Dies werde von der ersten und dritten Figur ohne Widerrede angenommen, von der mittleren aber bestritten, obwohl sie sich zwanglos einfüge. Hier müssten also die beiden einzigen Figuren, welche in diese Stelle passen, ausgetauscht worden sein; ein Vorgang, den man sich nicht gut erklären könne. Zweitens werde die vorliegende Aufstellung gefordert durch das Gesetz der Responsion, das in merkwürdiger Konsequenz beide Statuengruppen zeigen. Es müssten notwendig beide Wagenlenker vor den Pferden sein, wie dies bei ungeschirrten Wagenrossen das allein vernünftige sei; beide seien in momentaner Stellung gedacht, bereit jeden Augenblick aufzuspringen. Das seien die Hauptgesichtspunkte bei Anordnung der Figuren gewesen. Der Vortragende entwickelte dann an den einzelnen Modellen das Mass und die Sicherheit der Ergänzung, zeigte den Gegensatz beider Giebel an einigen Figuren des Westgiebels, welche fertig vorhanden waren und erklärte sich dann bereit, über die vielen Probleme, welche diese grossartigen Schöpfungen des fünften Jahrhunderts darboten, in jede Debatte einzutreten.

Auf die Frage des Herrn Prof. Bruno Meyer, wie die Figuren des Westgiebels sich in den gegebenen Raum fügen würden, da sie viel mehr Platz einnähmen als die des Ostgiebels, antwortete Herr C., dass vom Westgiebel noch kein Überblick gestattet sei. Es sei aber schon jetzt klar, dass hier ein viel grösseres Gedränge sei und dass die Figuren z. T. sich decken und in schräger Linie vom Hintergrunde vorsprängen.

Auf die Bemerkung des Herrn Prof. Blümner, dass im Ostgiebel zwischen den beiden sitzenden Alten auch so keine vollständige Responsion herrsche, erwidert Herr C., dass man kein Recht habe, eine durch alle Glieder durchgeführte Entsprechung zu verlangen. Eine gewisse Mannigfaltigkeit sei in beiden Giebeln gesucht worden; diese erkenne man auch an Theseus und Peirithoos. Der eine habe beide Arme, der andere nur einen. In Hauptpunkten dürfe aber die rhythmische Responsion nicht verletzt werden, wie es der Fall sein würde, wenn ein Wagenlenker vor und der zweite hinter den Pferden seinen Platz hätte.

Weitere Punkte wurden von den Zuhörern nicht in Anregung gebracht.

Nach Beendigung der Diskussion dankt der Vorsitzende denjenigen Herren, welche durch ihre aktive Beteiligung an der wissenschaftlichen Arbeit teils in der Sektion, teils in den allgemeinen Sitzungen es der Archäologie ermöglicht hatten, in so hervorragender Weise auf diesmaliger Philologenversammlung sich Geltung zu verschaffen, und schloss die Sitzungen.

Digitized by Google

V. Philologische (kritisch-exegetische) Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Aschersen, Ferd., Dr. Berlin.
2. Bechstein, Dr., Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
3. Behaghel, W., Dr., Prof. Heidelberg.
4. Blase, Gymn.-Lehrer. Darmstadt.
5. Böckel, Dr., Prof. Karlsruhe.
6. Brandt, Dr. Heidelberg.
7. Büchle, Dr. Karlsruhe.
8. Bünger, G., Dr. Freiburg.
9. Clemm, W., Dr., Prof. Giessen.
10. Döring, Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
11. Dern, W., stud. phil. Heidelberg.
12. Ebeling, H., Dr. Berlin.
13. Eiselein, Fr. Konstanz.
14. Entheven, Dr., Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
15. Faltin, Dr., Prof. Barmen.
16. Flach, Dr., Prof. Tübingen.
17. Forschner, stud. phil. Heidelberg.
18. Friedrich, C., Gymn.-Lehrer. Nordhausen.
19. Galland, C., Dr. Strassburg i. E.
20. Genthe, H., Dr., Prof. Hamburg.
21. Hanssen, F., Dr. Strassburg i. E.
22. Hart, Dr. Zabern i. E.
23. Hartel, W., Dr., Prof. Wien.
24. Herrmann, Gymn.-Lehrer. Metz.
25. Hettemann, Dr., Oberl. Strassburg i. E.
26. Hilgard, Dr. Heidelberg.
27. Höcker, Lehramtsprakt. Freiburg.
28. Hug, Arnold, Dr., Prof. Zürich.
29. Hug, Th., Prof. Zürich.
30. Jülg, Dr., Prof. Innsbruck.
31. Keller, E., Prof. Freiburg.
32. Krüger, Dr., Schulrat. Dessau.
33. Lentz, Prof. Karlsruhe.
34. Luckenbach, Dr. Karlsruhe.
35. Ludwig, E. Bremen.
36. Maisch, R. Tübingen.
37. May, Prof. Offenburg.
38. Müller, K. K., Dr. Würzburg.
39. Müller-Strübing, H., London.
40. Nick, Dr. Darmstadt.
41. Prien, Prof. Lübeck.
42. Reinhardt, Dr. Frankfurt a. M.
43. Riese, A., Dr. Frankfurt a. M.
44. Sadée, L., Dr. Freiburg.
45. Schady, W., Dr. Heidelberg.
46. Schmals, J. H., Gymn.-Dir. Tauberbischofsheim.
47. Schmitt, Prof. Freiburg.
48. Schöll, F., Prof. Heidelberg.
49. Schöll, R., Prof. Strassburg i. E.
50. Sickinger, stud. phil. Heidelberg.
51. Sitzler, Dr., Prof. Tauberbischofsheim.
52. Stadtmüller, Prof. Heidelberg.
53. Studemund, W., Prof. Strassburg i. E.
54. Stutzer, Gymn.-L. Barmen.
55. Surber, Alfr., Dr. Zürich.
56. Tröbst, Dr. Hameln.
57. Uhlig, Gymn.-Dir. Heidelberg.
58. Verländer, Dr. Saarburg i. Lothr.
59. Wachsmuth, C., Prof. Heidelberg.
60. Wegehaupt, Gymn.-Dir. Neuwied.
61. Westerburg. Barmen.
62. Windhaus, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
63. Wolf, stud. phil. Heidelberg.
64. Zangemeister, K., Dr., Prof., Oberbibl. Heidelberg.
65. Ziemer, H., Dr. Colberg.

Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch, den 27. September, 12¼ Uhr.

Nachdem die Mitglieder sich eingezeichnet und die 'Festschrift der philologischen Collegen an der Heidelberger Universität', sowie von Herrn Dr. S. Brandt 'Eumenius von Augustodunum' (25 Exemplare) in Empfang genommen hatten, nimmt das Wort

Digitized by Google

Prof. Schöll (Heidelberg), um zunächst den Erschienenen und vor allem den Spendern von Beiträgen für die Sektion zu danken. Derselbe setzte sodann auseinander, dass es trotz eifriger Bemühung diesmal nicht gelungen wäre, den auf der letzten Philologenversammlung zu Stettin von Herrn Provinzialschulrat Schrader begründeten und so beifällig aufgenommenen Vorschlag zu realisieren: durch philologische Vorträge von allgemeinerem Interesse auch für die Pädagogen eine öftere Vereinigung der getrennten Sektionen herbeizuführen. Noch in der letzten Stunde seien dafür bestimmte Vorträge abgesagt worden. Dagegen sei eine Vereinigung mit der archäologischen Sektion für einige Vorträge in Aussicht genommen. Leider sei durch Familienverhältnisse auch Herr Prof. Christ plötzlich zurückgehalten und verhindert den versprochenen Vortrag 'über die Ἀττικιανὰ ἀντίγραφα des Demosthenes' zu halten: derselbe sende der Versammlung seine herzlichsten Grüsse und Wünsche.

Nach diesen geschäftlichen Mitteilungen bittet Prof. Schöll die Versammlung sich, und zwar durch Akklamation, einen anderen Vorsitzenden zu wählen, und schlägt dazu Herrn Prof. W. Hartel (Wien) vor. Der Vorschlag wird angenommen und ingleichen Herr Bibliothekskustos Dr. K. K. Müller (Würzburg) zum Schriftführer berufen. Nach Festsetzung der nächsten Tagesordnung wird die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 28. September, 8—9¾ Uhr.

Zum ersten Vortrag erhält das Wort Prof. A. Hug (Zürich) über

Handschriften und Texteskritik in Xenophons Kyropaedie.

Meine Herrn!

Die Handschriften der Kyropädie zerfallen, soweit sie durch systematische Kollation bekannt sind, in zwei Familien, wie schon Poppo und Bornemann eingesehen haben.

Als Hauptrepräsentant der ersten Familie gilt Par. 1635 (*A*), nach G. Sauppe aus dem Jahre 1447, ausserdem ist von besonderer Wichtigkeit Guelferbytanus 71, 19 (*G*), nach Schiers aus dem 13. Jahrhundert. Dieser ist freilich ziemlich konsequent nach einer Handschrift der zweiten Familie durchkorrigiert; aber seine erste Hand zeigt, abgesehen vom Anfang[1]), durchweg eine so enge Verwandtschaft mit *A*, dass die beiden als Zwillinge aufzufassen sind. Wir nennen ihren direkten Stammvater *α*. Die zweite Familie ist bis jetzt einzig vertreten durch den Erlangensis n. 88 (*D*), früher Altorfinus aus mir unbekannter Zeit. Er ist von Dindorf mit Recht mit dem früher vielgenannten Budensis identifiziert; *D* wurde, als er noch vollständig war, von Camerarius zu seiner lateinischen Übersetzung der Kyropädie Paris 1572 benutzt.

Eine genaue Kollation dieser drei Haupthandschriften ist von Dindorf in der editio Oxon. 1857 mitgeteilt.

1) Man hat nämlich bisher übersehen, dass *G* von I 1, 1—I 3, 4 der zweiten Familie angehört. In den ersten Partieen ist vielmehr *R* (Bremensis), ein sehr junger Codex, der nur das erste Buch enthält, neben *A* als zweiter Vertreter der ersten Familie bekannt.

Digitized by Google

Die Abweichungen der beiden Familien sind sehr zahlreich, und, was noch mehr bedeutet, sie sind sehr stark, in vielen Fällen der Art, dass sie auf bewusste Änderung hindeuten: häufig genug stehen sie sich wie verschiedene Redaktionen gegenüber. Poppo gab in seiner Ausgabe (Leipzig 1821) praefatio p. XXVI eine Reihe von Beispielen dieser Varianten; sie verhalten sich oft wie Synonyma, wie folgende Fälle, die wir tails aus Poppo, teils aus unserer eigenen Sammlung herausheben, beweisen mögen:

	1. Familie.	2. Familie.
(I 6, 16)	ἡπητὴς	ἀςκητὴς
	βέλτιςτοι	κράτιςτοι
	θεωρῶν	ὁρῶν
	δωρεῖςθαι	διδόναι
	κατακαίνειν	ἀποκτείνειν
	πρόςθεν	πρότερον
(I 1, 5)	ἐπιθυμίαν	ἔρωτα
(I 1, 3)	ἐνθυμεῖςθαι	ἐννοεῖςθαι
(I 2, 9)	προειρήκαμεν	προείρηται
	ὁ Κῦρος εἶπε	ἔφη ὁ Κῦρος
	πειρᾶςθαι	βούλεςθαι
	ἐθέλοιμι	βουλοίμην
	τούτων γενομένων	ἐπεὶ τοῦτο ἐγένετο
	ἐπιδείξαςθαι	ἑαυτοὺς ἐπιδεῖξαι
	τῶν ἄλλων μᾶλλον	μάλιςτα ἀνθρώπων
(I 3, 18)	ἐμὲ πλεονεκτεῖν μαθόντα	ἐμὲ διδάξας πλεονεκτεῖν
(I 4, 5)	ἐμοὶ ταῦτα τρέφεςθαι	cέ μοι ταῦτα τρέφειν
wozu noch solche singuläre Fälle kommen wie		
(I 4, 12)	μὰ τὸν Δία	μὰ τὴν Ἥραν
wenn der König zur Jagd geht:		
(I 2, 9)	ἐξάγει τὴν ἡμίςειαν τῆς φυλακῆς	τὰς ἡμιςείας φυλακὰς καταλείπει.

Fischer hatte unter solchen Umständen sogar an eine doppelte Redaktion des Xenophon selbst gedacht, wurde aber von Bornemann gründlieh widerlegt.

Wohl giebt es nun Stellen, in denen die Erklärung, Randglosse sich leicht vom ursprünglichen, zu erklärenden Worte unterscheiden lässt, aber in vielen Fällen steht der Herausgeber ratlos da; dies findet vor allem in den äusserst zahlreichen Fällen, wo die Wortstellung, man kann sagen, fast systematisch geändert worden ist, statt. Wie soll z. B. der Editor sich I 3, 2 entscheiden, wenn ihm in der 1. Familie die Stellung πότερος καλλίων αὐτῷ δοκεῖ εἶναι begegnet, im Hauptrepräsentanten der 2. Familie: πότερος καλλίων δοκεῖ αὐτῷ εἶναι, und zu guterletzt im Nebenrepräsentanten der 2. Familie in diesen Partieen[1]): πότερος δοκεῖ καλλίων αὐτῷ εἶναι? Dem Leser kann freilich dergleichen ziemlich gleichgültig sein; er weiss nicht, in welcher Situation der Herausgeber, an welchem sich das Beispiel von Buridans Esel wiederholt, sich befindet, ein Seelenkampf, der um so peinlicher ist, als häufig der Wert des Objektes desselben

1) Codex *G* siehe die Note Seite 274. Mit *G* auch Juntina und Aldina.

Digitized by Google

in keinem Verhältnis dazu steht. Der Editor sucht daher nach einem leitenden Faden, er spürt nach, welche Familie grösseres Vertrauen verdiene.

Poppo, Dindorf, Breitenbach, Hertlein, G. Sauppe schenken der ersten Familie, insbesondere dem Codex A, den sie oft einfach als den „besten“ bezeichnen, den Vorzug: der Codex D hat durch eine Reihe von Willkürlichkeiten, die er oder sein Stammvater (δ) begangen hat, im ganzen das Vertrauen dieser Kritiker verwirkt. In I 3, 3 hat z. B. dieser doctus grammaticus die Worte der ersten Familie, ἀντασπαζόμενος ὁ πάππος αὐτὸν in ἀντασπαζόμενος αὐτὸν ὁ Ἀστυάγης wohl bloss deswegen verwandelt, weil ihm die Wiederholung des unmittelbar vorher schon stehenden Wortes ὁ πάππος anstössig war. IV 1, 18 wird ein einfaches οἱ μὲν κατὰ πρόσωπον οἱ δ' ἐκ πλαγίου οἱ δὲ καὶ ὄπισθεν durch den thörichten Einschub von καὶ ἄλλοι ἐκ τοῦ ἑτέρου πλαγίου von jemand entstellt, der sich erinnert, dass es zwei Seiten, eine rechte und eine linke giebt. Anderwärts wurde etwa ein kausal gebrauchtes Adjektiv durch den Zusatz von ἅτε ὢν als solches gekennzeichnet z. B. I 4, 16 πολλὰ θηρία εἶναι ἀθήρευτα διὰ τὸν πόλεμον heisst bei D: π. θ. εἶν. ἅτε ἀθήρευτα ὄντα διὰ τ. π. Schon feiner ist es, wenn VI 1, 33 versucht wird eine sprachliche Dunkelheit zu beseitigen. Die Worte δοκῶν ὑπηρετήσειν τῷ τυχεῖν „im Glauben, er werde dadurch der Erreichung seines Zieles Vorschub leisten“ waren dem doctus oder semidoctus librarius nicht klar, er schrieb dafür δοκῶν ὑπηρετεῖν ἀπετύγχανεν „als aber Araspes, glaubend, sie (die Pantheia) willfahre ihm, doch sein Ziel nicht erreichte, da drohte er dem Weibe.“ Während nun nach dem Texte der ersten Familie ἠπείλησε das Verbum zu ἐπεὶ δὲ ist, und mit ἐκ τούτου der Nachsatz beginnt, wird in der 2. Familie ἀπετύγχανε zum Verbum von ἐπεὶ δὲ und ἠπείλησε zum Nachsatz. Der Interpolator übersah, dass bei seiner Lesart wenigstens αὐτὴν ὑπηρετεῖν oder ὑπηρετήσειν stehen müsste; ferner dass sein neuer Hauptsatz nicht asyndetisch mit ἐκ τούτου beginnen könnte, um von andern Inkonvenienzen seiner Lesart zu schweigen.

VIII 1, 10 wird unter den Regierungsgrundsätzen des Kyros erwähnt: οὓς δὲ συμφύλακας τῆς εὐδαιμονίας οἱ ᾤετο χρῆναι ἔχειν, τούτους ὅπως ὡς βέλτιστοι ἔσοιντο, οὐκέτι τούτου τὴν ἐπιμέλειαν ἄλλοις προσέταττεν, ἀλλ' αὐτοῦ ἐνόμιζε τοῦτο ἔργον εἶναι. Hier liegt in τούτους schon eine unbestreitbare Anakolutbie vor, bei deren Erklärung wir uns an Breitenbach anschliessen: „dem Xenophon hat etwa als Verbum vorgeschwebt ἄλλοις ἐπέτρεπεν, wofür dann mit epanaleptischem τούτου eine andere Wendung eintritt.“ Unser Interpolator in D hat die Anakolutbie durch Einschiebung von αὐτὸς ἐσκόπει καὶ zwischen ἔσοιντο und οὐκέτι beseitigt, dadurch aber eine unerträglich Tautologie zu dem folgenden ἀλλ' αὐτοῦ ἐνόμιζε τοῦτο ἔργον εἶναι zu Tage gefördert.

II 1, 30 Κῦρος δὲ αὐτῷ σκηνὴν μὲν κατεσκευάσατο ὥστε ἱκανὴν ἔχειν οὓς καλοίη ἐπὶ δεῖπνον „er liess sich ein Zelt erbauen, um ein hinreichend geräumiges zur Disposition zu haben für diejenigen, die er zum Mahle einlud.“ Die Konstruktion missfiel dem grammaticus wie manchen Neuern; er schrieb daher frischweg ὥστε ἱκανὴ εἴη. Wer aber ändern will, wird richtiger verfahren, wenn er von der Überlieferung der ersten Familie ausgeht, wie z. B. Hertlein ὥστε ἱκανῶς ἔχειν oder ὥστε ἱκανὴν εἶναι vorschlug; nötig ist aber nach meiner Ansicht bloss, οὓς in οἷς zu verwandeln.

VII 4, 4 hat der Dindorf'sche Text die Lesart der 1. Familie unverändert beibehalten: καὶ ἐν ταύτῃ (sc. τῇ νυκτί) εἰσήλατο εἰς τὰ τείχη καὶ παρέλαβε τὰ ἐρύματα ἀμφοτέρων. Man vergleicht den Ausdruck mit εἰσπηδᾶν und erklärt *necopinato irrumpere*;

Digitized by Google

Cobet bemerkt mit Recht, dass εἰςάλλεσθαι niemals so vorkomme. Der genannte Kritiker wendet sich daher der Lesart von *D:* εἰςῆλθε zu. Erinnert man sich jedoch der Glosse des Hesychius εἰςήλασε εἰςῆλθε, so wird man in der Lesart von *D* eben diese Erklärung zu ursprünglichem εἰςήλασε suchen (woran schon Leunclavius dachte); liest man mit uns εἰςήλασέ τε, so wird das εἰςήλατο der ersten Familie als Korruptel dieser echten Lesart sich darstellen. Vgl. Anab. I 2, 26 Κῦρος ἐπεὶ εἰςήλασεν εἰς τὴν πόλιν.

Dindorf hat demnach den Grundsatz aufgestellt, so viel als möglich der ersten Familie, besonders dem „optimus" *A*[1]) zu folgen, und nur in Notfällen die zweite zu Hülfe zu nehmen. Aber er hat sich der zwar nicht theoretisch ausgesprochenen, aber praktisch bethätigten Erkenntnis nicht verschliessen können, dass es Stellen genug giebt, in denen aus der Not eine Tugend gemacht werden muss; insbesondere haben *AG* oder codex α eine grosse Menge von Lücken (häufig in Folge von Homoioteleuta), die in der Vulgata und auch bei Dindorf selbst in der Weise ausgefüllt werden, wie es bei *D* steht. Die Notfälle sind also selbst bei Dindorf ziemlich zahlreich: ist ja doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass der doctus librarius eine reinere Quelle der Überlieferung vor sich hatte, als der indoctus oder minus doctus.

Solche Fälle haben Cobet in seinem Aufsatz Mnemos. n. ser. III 380 dazu gebracht, dem Cod. *D* vielfach dasselbe Lob zu spenden, womit Dindorf den *A* beehrt, ihn bonus, optimus zu nennen und ihn als denjenigen zu bezeichnen, der oft „solus verum servavit." In ähnlichem Sinne spricht Schenkl in Bursians Jahresber. XVII (1879) p. 2 von „Überschätzung des Codex Par. *A*" durch Dindorf, worin wir ihm beipflichten müssen. Aber Schenkl geht noch weiter und behauptet, dass die 2. Familie, als deren Hauptrepräsentant *D* bisher galt „bei der Kritik zuerst in Betracht komme." So wären wir denn wieder einmal zur Abwechslung zur Negation alles dessen gelangt, was Jahrzehnte lang als ausgemachtes wissenschaftliches Resultat galt.

Sehen wir zu, ob die Sache so schlimm steht. Einstweilen müssen wir die summe Liste derjenigen Fälle, in denen bei Dindorf dem alleinigen Zeugnis des Codex *D* Recht gegeben wird und das mit lautem Lob von Cobet gegebene Verzeichnis solcher Fälle noch um eine Reihe anderer Beispiele vermehren. Wir heben heraus:

I, 4, 4 ὡς δὲ προῆγεν αὐτὸν ὁ χρόνος cὺν τῷ μεγέθει εἰς ὥραν τοῦ πρόςηβον γενέσθαι, ἐν τούτῳ δὴ τοῖς μὲν λόγοις βραχυτέροις ἐχρῆτο καὶ τῇ φωνῇ ἡσυχαιτέρᾳ, αἰδοῦς δ' ἐνεπίμπλατο.

Hier hat *D* statt βραχυτέροις allein μανοτέροις: rarioribus, cf. VII 5, 6 ὅσῳ δὲ προσωτέρω ἐγίγνοντο, τόσῳ δὲ μανότερον μετεβάλλοντο: eo rarius. In der That, als der junge Kyros schüchterner wurde, da ergriff er s e l t e n e r das Wort als früher; denn nicht μακρολογία sowohl als πολυλογία war es gewesen, wodurch der Knabe sich hervorthat, cf. § 3 ἐκ τῆς πολυλογίας οὐ θράσος διεφαίνετο: er machte zu allem seine naiven und vorwitzigen Bemerkungen. Diesen πολλοὶ λόγοι des Knaben stehen die μανοὶ λόγοι des Jünglings gegenüber: er wagt jetzt fast nicht mehr zu sprechen I 4, 12. Die Lesart von *D* ist unbedingt die feinere, das βραχυτέροις der ersten Familie die flachere.

VI 3, 27: der Befehlshaber der Nachhut soll den ihm untergebenen Offizieren die Ordre geben: τοῖς μὲν τὸ δέον ποιοῦσιν ἐπικελεύειν τοῖς δὲ κακυνομένοις ἀπειλεῖν ἰσχυρῶς.

1) Noch konsequenter als Dindorf suchte G. Sauppe dem Codex *A* zu folgen, sogar in Fällen, wo sein Zeugnis auch nicht einmal durch *G* unterstützt wurde.

Digitized by Google

κακύνεcθαι in dem Sinne „sich feige zeigen“ kommt bei Xenophon und den Frühern überhaupt nicht vor, sondern erst bei Dio Cassius; μαλακυνομένοιc in *D* empfiehlt sich 1) als Xenophontisch vgl. III 2, 5; 2) passt es hesser in die Steigerung: die wirklichen κακυνόμενοι sollten nicht bloss bedroht, sondern stark hestraft werden. Nehen μαλακύνεcθαι findet sich bei Xenophon in gleichem Sinne auch μαλακίζεcθαι. Hier haben wir zum Vorgänger Zenne, der bereits μαλακυνομένοιc empfahl.

VII 5, 61 in dem locus classicus über die Eunuchen und ihre besondere Treue gegen den König wird hervorgehoben, dass sie durch Anlehnen an einen Mächtigern allein zu einer hervorragenden Stellung gelangen können, denn niemals würden die ἄλλοι ἄνθρωποι ihnen eine solche einräumen. Der Text hei Dind. lautet nach der ersten Familie: οὐδεὶc γὰρ ἂν ἦν ὅcτιc οὐκ ἂν ἀξιώcειεν εὐνούχου πλέον ἔχειν ἐν παντί, εἰ μή τι ἄλλο κρεῖττον ἀπείργοι. Hier werden wir in der Lesart von *D*: εἰ μή τιc ἄλλοc κρείττων statt εἰ μή τι ἄλλο κρεῖττον den erklärenden doctus grammaticus nicht verkennen, aber im vorhergehenden: οὐδεὶc γὰρ ἀνήρ für οὐδεὶc γὰρ ἂν ἦν dürfte er trotzdem das Richtige hieten. ἂν ἦν ist im Tempus anstössig, daher Schneider lieher wollte: ἂν εἴη; Weiske und Hertlein streichen ἂν ἦν. Warum sollten wir nicht mit *D* ἀνὴρ lesen, das in prägnantem Sinne dem εὐνοῦχοc entgegengesetzt ist, vgl. Herod. VIII 106: die Anrede des Hermotimos an den Panionios τί cε ἐγὼ κακὸν ἢ αὐτὸc ἢ τῶν ἐμῶν τιc προγόνων ἐργάcατο, ἢ cὲ ἢ τῶν cῶν τινα, ὅτε με ἀντ' ἀνδρὸc ἐποίηcαc τὸ μηδὲν εἶναι? (Nachträglich sehe ich, dass auch schon Nitsche ἀνὴρ vorschlug).

Gestatten Sie zum Schlusse dieser Reihe noch ein Beispiel, in welchem *D* der richtigen Lesart näher ist als die andern. II 1, 6 λέγειc cύ, ἔφη ὁ Κῦροc, ἱππέαc μὲν ἡμῖν εἶναι μεῖον ἢ τρίτον μέροc τοῦ τῶν πολεμίων ἱππικοῦ, πεζοὺc δὲ ἀμφὶ τοὺc ἡμίcειc. Hier müssen wir ein wenig Arithmetik treiben. In § 6 Anfang wird durch genaue Addition die Zahl der feindlichen Reiter auf 60000 festgesetzt. Von eigenen Reitern werden angegehen: 10000 Meder, 4000 Armenier, macht 14000. Nun sind aher 14000 nicht bloss weniger als der dritte Teil von 60000, d. h. als 20000, sondern auch noch weniger als der vierte Teil d. h. 15000. Wir sind also mathematisch genötigt zu lesen μεῖον ἢ τέταρτον μέροc, und gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, *D* mit seinem τὸ τρίτον zeige hiervon noch eine Spur.

Alle diese Fälle aber heben diese Thatsache nicht auf, dass *D* oft willkürlich geändert hat. Wir können ihm also wirklich, wenn er allein steht, nur in schlagenden Ausnahmefällen folgen. Weit eher dürfen wir uns ihm anschliessen, wenn seine Lesart durch andere Quellen, die von ihm unabhängig sind, hestätigt wird.

In der demnächst dem Druck zu übergehenden Ausgabe der hibliotheca Teubneriana bin ich *D* gelegentlich gefolgt, wenn seine Lesart durch Juntina und Aldina unterstützt war. Denn wie gemischt auch der Ursprung dieser editiones principes gewesen ist, so viel darf ich sicher behaupten: keine von heiden hat direkt aus cod. *D* geschöpft. Sie sind an solchen Stellen höchstens Zeugen für die Lesart der zweiten Familie überhaupt: in andern Fällen freilich für die der ersten Familie; denn sie haben aus beiden geschöpft.

Noch erwünschter wird es aber sein, wenn die Kontrolle der bisher bekannten Handschriften, insbesondere auch des Wilderers *D* in einer Handschrift besteht, die in keiner Weise von ihnen abhängig sein kann.

Digitized by Google

Hierin besteht der Hauptwert des Cod. Par. 1640, der von mir zum ersten Male für die Kritik der Kyropädie ausgebeutet wurde.

Es ist dies derselbe Codex, auf dessen Vergleichnng ich im wesentlichen meine neue Rezension der Anabasis gründen konnte: für die Anabasis ein unicum, ist er für die Kyropädie nicht von gleichem Werte; aber er leistet auch hier treffliche Dienste. Dindorf scheint nicht gewusst zu haben, dass derselbe Codex, den er für die Anabasis von Dübner hatte vergleichen lassen und den wir auch hier wie dort mit *C* benennen wollen, auch die Kyropädie enthält. In meiner 'Commentatio de Xenophontis Anabaseos codice *C*' brachte ich diesen Umstand wieder in Erinnerung; seitdem hat ihn auch Schenkl für seine künftige Ausgabe der Kyropädie verglichen, ohne sich aber bis jetzt über ihn weiter zu verbreiten, als in einer allgemeinen Äusserung in dem genannten Jahresberichte, über die wir später sprechen werden.

Die Stellung des cod. *C* in der Kritik der Kyropädie ist folgende: Was *C* hier allein hat, ist mit grosser Vorsicht aufzunehmen: er ist nicht frei von Verschreibungen, Auslassnngen, Willkürlichkeiten. III 1, 24 hat nnser Schreiber in der Ausführung des Gedankens, dass die Furcht vor Verbannung und Niederlage oder Sklaverei die Fähigkeit zu schlafen und zn essen raube, während das faktische Eintreten dieser Unglücksfälle viel ruhiger aufgenommen werde und jene Funktionen wieder in Kraft treten lasse, von sich aus zu dem ἐcθίειν nnd κnθεύδειν ein κnὶ πίνειν eingeschoben, weil ihm erst dadurch die wahre Trias der Lebensgenüsse hergestellt erschien. An einer andern Stelle III 3, 21 hat er die auf Δὶὶ .. κnὶ τοῖc ἄλλοιc θεοῖc gemünzte christliche Verwünschnng ἀκαθάρτοιc δαίμοcιν, die im Archetypus wie jetzt noch in *D* am Rande stand, gedankenlos an ganz unpassender und unsinniger Stelle in den Text verwoben nnd dergleichen. Die Bestätigung, die der Vaticanus 987 (bei Dindorf hier *E*), der von Amatius für Bornemann verglichen wnrde, öfters den eigenen Lesarten unsers *C* erteilt, ist wertlos; denn Vat. 987 ist derselbe Codex, den Dindorf in der Anabasis *A* nennt und dessen direkte Abhängigkeit von *C* ich in der Commentatio p. 5 erwiesen habe. Er ist auch in der Kyropädie offenbar aus dem unsrigen abgeschrieben.

Trotzdem fehlt es nicht ganz an Stellen, in denen *C* allein das Wahre erhalten hat, vielleicht aus alten Varianten, an denen der gemeinsame Archetypus ziemlich reich gewesen ist. Das sehen wir aus einer ziemlichen Menge von Stellen, in denen *C* Doppelvarianten bietet.

II 1, 22 bietet *C* allein, was für den allgemeinen Relativsatz passt: ὧν ἂν ἄρχωcιν, alle andern ὧν ἄρχουcι oder ὧν ἄρχωcι (*G*). Die Aldina hat ebenfalls ὧν ἂν ἄρχωcιν, es ist möglich, dass derselben unser Codex, oder ein nahe verwandter, vorgelegen hat.

IV 5, 16: κελεύει ὡc τάχιcτα ἐπιπέμπειν cτράτευμn bietet *C* für πέμπειν der übrigen, aber schon Philelphus hatte so: rursus mittere, nachschicken, ebenso marg. Steph. Zeune hat es mit Recht aufgenommen.

VIII 3, 19 haben alle sonstigen Handschriften ὑπάρχων; das von Fischer durch Konjektur hergestellte ἱππάρχων findet sich jetzt durch *C* bestätigt.

IV 4, 10 werden assyrische Kriegsgefangene vorgeführt; Kyros beruhigt sie über ihr Schicksal; οὐδ' ὁτιοῦν κακὸν ἔcτnι ὑμῖν ἀλλ' ἢ οὐχ ὁ αὐτὸc ἄρξει ὑμῶν ὅcπερ κnὶ πρότερον. Hier erwähnt Dindorfs krit. Apparat keine Variante, freilich fehlt hier gerade *D*, aber *AG* Iunt. Ald. haben κnκόν und doch ist es auffallend, dass Kyros selbst es

Digitized by Google

als ein κακόν bezeichnen sollte, wenn er zu ihrem Herrscher wird. Der ganze Zusammenhang (vergleiche die folgenden Worte ὁ αὐτὸς ἄρχων, τὰς αὐτὰς οἰκίας u. s. w.) weist mit Fingern auf οὐδὲν καινόν, nihil novi: und dies bietet *C* allein.

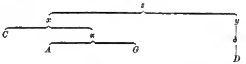
Ganz vereinzelt war die Lesart nicht, denn Zonaras umschreibt, wie schon Zeune meldet: ἕν γάρ τι καινὸν ἔσται ὑμῖν, und eine handschriftliche Marginalnote in der Aldina der Züricher Kantonalbibliothek hat Γρ. καινόν. — Dass der Vat. 987 nach Bornemann es ebenfalls bietet, kann uns nicht mehr verwundern, aber dasselbe wird aus einem Chisianus gemeldet.

Den Wert aber einer Kontrolle, den wir für *C* in erster Linie beanspruchen, können wir erst dann richtig beurteilen, wenn wir sein Verhältnis zu den beiden Familien prüfen.

Hierüber liegt nun von Schenkl eine Äusserung über die genannte Stelle vor, wonach *C* kurzweg der zweiten Familie angehören soll; zu ihr rechnet er ausser *D* ferner noch einen Vat. 1335 und den Escurialensis. Indem wir die beiden letzteren, als uns unbekannte Grössen, übergehen, können wir hinsichtlich *C* dem verdienten Xenophonkritiker nur zum kleinern Teile zustimmen.

I.

C ist, wie sich mir aus der nähern Prüfung, sowohl Zählung als Abwägung der Abweichungen und Übereinstimmungen ergeben hat, in Buch I und II, sodann von IV 5, 14 an bis Schluss des Buches VIII, also weitaus zum grössten Teile Repräsentant der ersten Familie. Die Übereinstimmung mit *AG* ergiebt sich auch in den oben zufällig angeführten Beispielen. Es ergiebt sich das Resultat mit mathematischer Gewissheit insbesondere aus einer ziemlichen Anzahl von Lücken, die er mit *AG* gemein hat, den Beweis werde ich in der praefatio critica der Ausgabe in weiterer Ausführung geben. Aber *C* ist Repräsentant der ersten Familie aus einer Zeit, wo dieselbe sich noch nicht in so ausgeprägter Weise von der andern geschieden hatte. *C* ist nicht der Bruder, sondern der Oheim von *AG*. Ein Teil der Lücken und sonstigen Differenzierungen kam in die Familie erst durch α, den direkten Stammvater von *AG*: mit diesem hing er durch den Archetypus *x* zusammen, mit *D* durch den Urcodex *z*:



VIII 2, 10 τί ἂν ἀγγείλαντες ὠφελήσειαν βασιλέα *C* Iunt. Ald.: dies das einzig Richtige. Dafür steht in *D* τί ἀπαγγείλαντες, durch Korruptel entstanden aus dem Anfang des Satzes: τοὺς γὰρ ἀπαγγείλαντας; *AG* lassen ἂν aus Versehen weg. ἂν ἀγγείλαντες stand demnach in *z* und in *x*, erst α liess ἂν aus; der Fehler von *D* kann diesem allein, kann aber auch schon *y* oder wenigstens δ angehören.

C leistet zunächst in unzähligen Fällen den Dienst, für Lesarten, welche die Vulgata, meistens auch Dindorf aus der Iuntina und Aldina un-

verändert und gegen offenbare Korruptelen von *AG* d. h. α aufgenommen haben, weil sie sich aus innern Gründen als notwendig erwiesen, die handschriftliche Gewähr zu bieten.

Sodann ist in den genannten Büchern der Kyropädie der Consensus *CD* gegenüber dem Consensus *AG*, d. h. die Lesart von α, massgebend; was in *C* und *D* steht, musste auch in *x* und *y* stehen, also in *z*. Es sind nur sehr wenige Fälle, wo uns dieser Satz im Stiche lässt, wenn ein Versehen oder eine Emendation von der Art ist, dass zwei Schreiber eo ipso auf dasselbe verfallen konnten, oder im Falle von Varianten in *z*.

Nicht wenige Lesarten und Auslassungen in *AG*, die von Dindorf und andern als neue Funde betrachtet und bereitwillig aufgenommen wurden, erweisen sich durch diesen Satz als Fehler von α. In diesen Beispielen nähert sich meine Ausgabe wieder mehr dem alten Vulgattexte; diese retrograde oder reaktionäre Kritik war eine wissenschaftliche Notwendigkeit. Ich übergehe die Fälle, in denen für den Sinn dabei nichts gewonnen wird, und hebe ein paar andere heraus, in denen der Text durch die Lesart von *AG* verloren hatte.

Die Kyropädie beginnt bekanntlich mit der naiven Klage Xenophons, dass die Menschen viel weniger lenksam und gehorsam seien als die Tiere. Da kommt I 1, 3 der Satz vor ὅτε μὲν δὴ ταῦτα ἐνεθυμούμεθα, οὕτως ἐγιγνώσκομεν περὶ αὐτῶν, ὡς ἀνθρώπῳ πεφυκότι πάντων τῶν ἄλλων ῥᾷον ἢ ἀνθρώπων ἄρχειν. So Dindorf in der Ausgabe bei Teubner nach *A* allein. Man frägt sich: hat man hier πάντες οἱ ἄλλοι oder πάντα τὰ ἄλλα zu denken? und würde im letztern Falle nicht damit die ganze Natur umfasst, die doch Xenophon hier nicht beizieht? Aber auch zugegeben, diese Worte seien erträglich, so ist doch nach dem Zeugnis der Handschriften nach ἄλλων mit *CD* Junt. Ald. ζῴων εἴη einzuschieben. Der Consensus *CD* giebt urkundliche Gewähr dafür, dass diese Worte schon in *z* standen, und so haben auch schon Breitenbach und Hertlein stillschweigend aus innern Gründen diese Lesart der Vulgata wieder zu Ehren gezogen.

I 5, 12 in seiner ersten Feldherrnrede redet Kyros seine Perser unter anderm also an: κάλλιστον δὲ πάντων καὶ πολεμικώτατον κτῆμα εἰς τὰς ψυχὰς συγκεκόμισθε· ἐπαινούμενοι γὰρ μᾶλλον ἢ τοῖς ἄλλοις ἅπασι χαίρετε· τοὺς δ' ἐπαίνων ἐραστὰς ἀνάγκη κτᾶσθαι τὰ αἴτια. διὰ τοῦτο πάντα μὲν πόνον, πάντα δὲ κίνδυνον ἡδέως ὑποδύεσθε. So zuerst Zenne nach *AG*, sodann alle andern Herausgeber. Was heisst: κτᾶσθαι τὰ αἴτια, die Ursachen erwerben? Man antwortet mit der Übersetzung von Philelphus: ea comparare quorum causa laudantur, Hertlein erklärt: αἴτια τῶν ἐπαίνων „die Ursachen des Lobes erwerben“, ein ebenso gewundener Gedanke als Ausdruck. Der Consensus aber von *CD* Junt. Ald., welche κτᾶσθαι τὰ αἴτια weglassen und im folgenden schreiben: ὑποδύεσθαι stellt als Lesart des Archetypus den ebenso einfachen als Xenophontischen Gedanken her: τοὺς δ' ἐπαίνου ἐραστὰς ἀνάγκη διὰ τοῦτο (sc. διὰ τὸ ἐραστὰς εἶναι ἐπαίνου) πάντα μὲν πόνον, πάντα δὲ κίνδυνον ἡδέως ὑποδύεσθαι: die Liebe zum Lobe bringt es mit Naturnotwendigkeit zustande, dass man gerne jegliche Anstrengungen erträgt. Derselbe Gedanke als moralische Notwendigkeit findet sich in III 3, 51: ὡς χρὴ ἐπαίνου μὲν ἕνεκα πάντα μὲν πόνον, πάντα δὲ κίνδυνον ὑποδύεσθαι. — Nebensächlich ist dabei, dass der Consensus *CD* den Singular ἐπαίνου aufweist, und dass statt des einfachern διὰ τοῦτο unser doctus grammaticus in *D* ἐπὶ τούτῳ setzt. Aber der doctior grammaticus war diesmal α, der,

nachdem ὑποδύεσθαι in ὑποδύεσθε verschrieben war, der Konstruktion durch Einschiebung des κτᾶσθαι τὰ αἴτια aufhelfen wollte, das er offenbar aus dem vorhergehenden κτῆμα entnommen hatte.

I 6, 27: πλεῖον δ' ἔχειν, ὦ πάτερ, πολεμίων πῶς ἂν τις δύναιτο μάλιστα; Οὐ μὰ Δί', ἔφη, οὐκέτι τοῦτο φαῦλον, ὦ παῖ, οὐδαμῶς ἔργον ἐρωτᾷς. So Dind. wieder nach *AG* pr. Es ist aber mit *CDG* corr. Stob. Junt. Ald. das viel bessere οὐδ' ἁπλοῦν für οὐδαμῶς herzustellen, welches einen neuen und sehr passenden Gedanken dem allgemeinen οὐ φαῦλον hinzufügt. Die Sache ist deswegen nicht einfach, weil sie in das Gebiet der Pflichtenkollisionen führt, das Kriegsrecht die gewöhnlichen Moralgesetze aufhebt.

V 2, 31 setzt Kyros dem Gobryas auseinander, es sei das sicherste geraden Weges gegen die Hauptmacht des Feindes in Babylon zu ziehen, um dieselbe in Schrecken zu setzen: πολλοὶ μὲν γάρ εἰσιν, ὡς σὺ φῄς· εἰ δὲ θαρροῦσιν καὶ δῆλοι ἡμῖν, ὡς ἐγώ φημι, ἔσονται. So nach *AG* Bornemann, Schneider, Dindorf. Es soll dies bedeuten: qui si fortes sunt, nobis quoque ut equidem arbitror, in conspectum venient, ein ganz verdrehter und unklarer Gedanke. *CD* Junt. Ald. aber bieten εἰ δὲ θαρρήσουσιν, καὶ δεινοὶ ἡμῖν ἔσονται: sollten sie aber umgekehrt noch Mut gewinnen, so werden sie nicht bloss πολλοί, sondern auch uns furchtbar sein: darum ist ihr θαρρεῖν um jeden Preis durch unser Erscheinen zu verhindern. Es muss übrigens bemerkt werden, dass unter den Neuern Breitenbach (der sonst *AG* sehr hochstellt und namentlich *G* in ganz unberechtigter Weise hervorzugt) und Hertlein der Lesart δεινοί den Vorzug gaben, obschon sie ihnen bloss aus *D* bekannt war.

Zum Schlusse dieser Reihe noch ein Beispiel, in welchem der Consensus *CD* nach meiner Meinung den Ausgangspunkt für die richtige Lesung bietet.

V 5, 24 τὸ δὲ πάντων μέγιστον καὶ κάλλιστον, τὴν μὲν σὴν χώραν αὐξανομένην ὁρᾷς, τὴν δὲ τῶν πολεμίων μειουμένην· καὶ τὰ μὲν τῶν πολεμίων φρούρια ἐχόμενα, τὰ δὲ σὰ τὰ πρότερον εἰς τὴν Σύρων ἐπικράτειαν συγκατασπασθέντα νῦν τἀναντία σοι προσκεχωρηκότα. So belehrt Kyros den neidischen und zürnenden Kyaxares über die Vorteile, die ihm durch den von jenem auf eigene Faust unternommenen Feldzug zufallen. „Die Kastelle der Feinde siehst du eingenommen, die deinigen, die früher in den Bereich der Assyrier mit hineingezogen waren, wiederum dir zugefallen". Auffallend ist 1) dass dem neutralen Begriff προσκεχωρηκότα ein wirklich passiver συγκατασπασθέντα und nicht ein solcher, der einen Zustand bedeutet, entgegengesetzt ist, 2) würde man bei diesem rein passiven Verbum auch eher die passive Konstruktion erwarten, etwa so: τὰ πρ. ὑπὸ τῶν Σύρων εἰς τὴν ἑαυτῶν ἐπικράτειαν συγκατασπασθέντα.

Da fällt unser Blick auf die Verschiedenheit der Lesarten: συγκατασπασθέντα steht in *AG* Junt. Aldina; dem steht gegenüber der Consensus *CD* συγκυροῦντα. Dieses συγκυροῦντα wurde früher vergeblich von Fischer verteidigt, da es doch niemals incidere bedeuten kann, was hier der Zusammenhang verlangt. Aber συγκυροῦντα ist durch Korruptel nach meiner Ansicht entstanden aus der echten Lesart συγκαταρρυέντα. καταρρεῖν heisst auf den Boden fallen; die zerstreuten medischen Kastelle waren wie reife Früchte auf die sie berührende und umgebende ἐπικράτεια Σύρων gefallen. So von Früchten I 5, 11 ἔφη καρπὸν ἀσυγκόμιστον εἰς τὴν γῆν πάλιν καταρρεῖν. Vgl. Theocrit I, 5 αἴκα δ' αἶγα λάβῃ τῆνος γέρας, ἐς τὲ καταρρεῖ | ἁ χίμαρος, Fritzsche erklärt: καταρρεῖν εἴς τινα pervenire in alicuis potestatem „zufliessen".

Digitized by Google

II.

Von III 1, 1 an — IV 5, 14 gehört cod. *C* der 2. Familie an; auf diesen verhältnismässig kleinen Teil der Schrift ist sonach die Behauptung Schenkls zu beschränken. Die Übereinstimmnngen mit *D* sind hier zahlreich und charakteristisch, Lücken hat *C* in diesem Abschnitt mit *AG* keine gemeinsam.

(Stammbaum für III 1, 1—IV 5, 14.)

Hier spielt a) der Consensus *CAG* dieselhe wichtige Rolle wie in den ührigen Teilen der Schrift der Consensus *CD*. Er ist beinahe in allen Fällen, wo nicht alte Varianten oder errores proclives eine Rolle spielen, entscheidend; denn er stellt die Lesart des Archetypus *z* dar. *D* werden wir hier nirgends Recht gehen, wo ihm der Cons. *CAG* gegenühersteht. Leider freilich können wir diese Kontrolle an *D* nur bis IV 2, 21 ühen, da jetzt der Ahschnitt IV 2, 21—V 2, 27 im Codex *D* verloren ist. In meinen Collectanea umfasst das Verzeichnis der Übereinstimmungen *CAG* in diesem Ahschnitte 5 Seiten, es sind also die Abweichungen von *D* immer noch zahlreich, aber allerdings hieten diese Fälle inshesondere dem Dindorfschen Texte gegenüher nur wenig Neues, da dieser Kritiker ohnehin *AG* folgte, so weit es irgendwie anging; der Wert der Handschrift für diese Fälle hestelit mehr darin, dass die Lesart von *AG* in demselhen als Lesart heider Familien, also als Lesart von *z* erwiesen wird.

h) der viel häufigere Consensus *CD* (das Verzeichnis dieser Übereinstimmungen umfasst in meinen Collectanea 26 Seiten) ist wenigstens Gewähr dafür, dass die hetreffenden Lesarten nicht bloss von *D* (b), vom doctus grammaticus herrühren, sondern Eigentom der ganzen 2. Familie sind. Ein gewisses, freilich nicht entscheidendes Gewicht erhalten sie auch durch die Unterstützung der Juntina und Aldina. Immerhin aher stehen sich *AG*, d. h. *x* uud *CD*, d. h. *y* äusserlich gleich herechtigt gegenüher, die Entscheidnng müssen innere Gründe gehen.

Diese innere Gründe nötigen uns aoch hier nicht selten, alte, von Dindorf, weil sie ihm äusserlich nicht heglauhigt genug vorkamen, heseitigte Lesarten zn reaktivieren.

III 1, 3 ὁ δὲ Κῦρος ὡς ἑώρα διαθεόντων καὶ ἐλαυνόντων τὸ πεδίον μεστόν, ὑποπέμπων ἔλεγεν ὅτι οὐδενὶ πόλεμος εἴη τῶν μενόντων. Hier hatte Schneider znerst den Einfall, aus *AG* πόλεμος zu entnehmen, πολέμιος hot *D* Junt. Ald., *G* corr. Aber auch *C* hat πολέμιος. Schon Cobet p. 382 restituiert πολέμιος mit der richtigen Bemerkung: neque enim singulis hominihos bellum aut pax esse solet, nisi forte in comoedia.

III 3, 3 gieht Kyros der Frau des armenischen Königs die als Geschenk dargehotenen Schätze zurück mit den Worten: ἀπὸ δὲ τῶν λοιπῶν κτῶ καὶ σαυτῇ καὶ τῷ ἀνδρὶ καὶ ταῖς θυγατράσι καὶ τοῖς υἱοῖς ὅ τι κεκτημένοι καὶ κεκοσμημένοι κάλλιον καὶ ἥδιον τὸν αἰῶνα διάξετε „in dessen Besitz und womit geschmückt ihr schöner und angenehmer das Leben znhringen werdet“. Hertlein erklärt in der That so: καὶ κεκοσμημένοι αὐτῷ, und es ist das allerdings grammatisch durchans gestattet. So hahen *AG*, auch Jnnt. Ald. und

Digitized by Google

so viel mir bekannt, auch alle Ausgaben bis auf den heutigen Tag. Aber das Bessere ist der Feind des Guten. Und hier stellen wir der Lesart *AG* Junt. Ald. die bisher nur aus *D* gemeldete, nun aber auch durch *C* unterstützte Variante entgegen καὶ κοςμήςεςθε. So fut. κοςμήςομαι VIII 3, 4. Nehmen wir diese Lesart an, so haben wir die schönste Doppelgliederung: in dessen Besitz a) καὶ κοςμήςεςθε κάλλιον ihr euch sowohl schöner schmücken b) καὶ ἥδιον τὸν αἰῶνα διάξετε als auch angenehmer das Leben zubringen könnet; dann gehört κάλλιον nicht mehr zu διάγειν sondern passender zu κοςμεῖςθαι.

III 3, 58 benutzen wir die verdorbene Lesart der 2. Familie als Ausgangspunkt für die Erneuerung des Richtigen.

ἐπεὶ δὲ πάλιν ἧκε τὸ cύνθημα ἀνταποδιδόμενον, ἐξῆρχεν αὖ ὁ Κῦρος παιᾶνα τὸν νομιζόμενον. So nach *AG* die neuern Herausgeber. Das αὖ ist aber ganz unbegründet. Zu denken giebt ferner die Lesart der 2. Familie, die auch Junt. Aldina haben: αὖ Διοςκόροις *C*, αὖ Διοςκούροις *D* Junt. Ald. Das αὖ ist freilich auch hier auffallend, und Διοςκόροις unsinnig, da niemals ein Paean auf die Dioskuren vorkommt. Aber ich vermute, es steckt in dieser Korruptel das Richtige: αὐτὸς ὁ Κῦρος, denn dass der König selber den Paean anstimmt, das ist wohl bedeutsam.

(Anm. Der II. Teil wurde in der mündlichen Ausführung wegen Mangel an Zeit weggelassen.)

Professor Flach (Tübingen) widerspricht der Behandlung von VIII 2, 10 (ἀν ἀγγ. *C*: ἀπαγγ. *D*), sowie II 1, 30 wo er ὥςτε ἱκανὴ εἴη (*D*) für das Richtige halten müsse.

Professor Hug erwidert, dass im ersten Fall ein Missverständnis seiner Worte vorliege, im zweiten das Urteil bei einer Beachtung der gesamten derartigen Abweichungen auch kaum zweifelhaft sein könne.

Der Vorsitzende bemerkt, dass über einzelne Stellen abweichende Ansichten wohl möglich, aber jetzt nicht zu erledigen sein würden, während in allem Wesentlichen die Ausführungen des Vortragenden gewiss durchaus überzeugend gewesen seien. Er dankt demselben und erteilt Herrn Dr. Hanssen (Strassburg) das Wort zum Vortrage über

Die Gliederung der im Codex Palatinus erhaltenen Sammlung der Anakreontea.

Die Sonderung und Sichtung der im Codex Palatinus der sogenannten griechischen Anthologie erhaltenen Anakreontea ist eine der interessantesten Aufgaben der höheren Kritik. Da diese Aufgabe sich nicht mit wenig Worten erledigen lässt, so muss ich mich damit begnügen, zwei Mittel anzudeuten, durch welche sie wesentlich gefördert werden kann.

I. Das eine ist die Beachtung der überlieferten Reihenfolge der Gedichte: Die Blütenlese der Anakreontea zeigt bekanntlich keine bestimmte Ordnung. Die Aufeinanderfolge der Gedichte ist weder durch ihr Alter noch durch das Metrum noch durch den Inhalt bestimmt; nur gelegentlich scheint der Sammler Gedichte, die ähnliche Gegenstände behandeln, zusammengeordnet zu haben. Da also der Sammler bei der Zusammenstellung keine bestimmten Grundsätze befolgte, so dürfen wir annehmen, dass die Gedichte, die er an einem und demselben Orte beisammen fand, sei es bei einem Dichter, sei es in einer älteren Sammlung, sich auch in seiner Anthologie beisammen finden. Der vorgebrachte Gedanke ist nicht neu. Aus der Reihenfolge der Gedichte hat schon Düntzer

Digitized by Google

in der Zeitschrift für Altertumswissenschaft vom Jahre 1836[1]) über die Entstehung der Sammlung Schlüsse zu ziehen gesucht, doch ging er dabei von irrigen Voraussetzungen aus; so zog er z. B. die vom Codex Palatinus abweichende Ordnung der Gedichte in der editio princeps bei Stephanus[2]) zum Vergleich heran, es ist aber seither durch Valentin Rose festgestellt, dass Stephanus keine anderen Codices neben dem Palatinus zu Gebote standen[3]). Die Forschung ist also ausschliesslich auf die Betrachtung des durch den Palatinus Gebotenen angewiesen.

Nun ergiebt sich auf den ersten Blick, dass im allgemeinen die besseren und älteren Gedichte sich gegen Anfang finden, während die Kennzeichen sinkender Kunst um so häufiger werden, je näher der Leser dem Ende kommt. So finden sich gleich im Beginn der Sammlung 12 in Hemiiamben abgefasste Gedichte, die durch Geist und Anmut eine hervorragende Stellung einnehmen. Es sind dies nach Rosescher Zählung Nr. 1, Nr. 4 und Nr. 6 bis 15. Zu ihnen gehört z. B. das die Sammlung einleitende:

Ἀνακρέων ἰδών με
ὁ Τήϊος μελῳδός,

zu ihnen gehört das Gedicht vom Eros, den der Dichter unter den Rosen findet[4]):

Στέφος πλέκων ποθ' εὗρον
ἐν τοῖς ῥόδοις Ἔρωτα,

bei den Flügeln ergreift und in den Wein taucht, dann trinkt er den Wein:

καὶ νῦν ἔσω μελῶν μου
πτεροῖσι γαργαλίζει,

zu ihnen gehört das Trinklied[5]):

Ἄφες με, τοὺς θεούς σοι,
πιεῖν πιεῖν ἀμυστί,

zu ihnen gehört das hübsche Gedicht über Anakreons Taube[6]):

Ἐρασμίη πέλεια,
πόθεν, πόθεν πέτασσαι;

Allerdings ist der Zusammenhang dieser 12 Gedichte im Codex durch einige Machwerke unterbrochen, die den Stempel byzantinischen Ursprungs deutlich an der Stirn

1) Spalte 754 ff.

2) Anacreontis Teii odae. Ab Henrico Stephano luce et latinitate nunc primum donatae. Lotetiae M. D. LIIII.

3) Ebensowenig hilft uns das Inhaltsverzeichnis Anakreontischer Gedichte im Codex Barberinus. Zwar hat Stark in seinen Quaestiones anacreonticae p. 43 sq. richtig erkannt, dass dieser Codex einst mehrere der im Palatinus bewahrten Anakreontea enthalten hat, und es lassen sich fast alle erhaltenen Überschriften mit Leichtigkeit identifizieren, aber zugleich erkennt man (ich bin darauf durch mündliche Mitteilung Studemunds aufmerksam gemacht worden), dass die Reihenfolge der Gedichte in beiden Codices eine übereinstimmende war, obgleich sich die betreffenden Gedichte im Palatinus nicht an einem Orte vereinigt finden und keinesfalls als Bestandteile einer älteren der palatinischen Sammlung einverleibten Anthologie betrachtet werden dürfen. Es ergiebt sich demnach mit Notwendigkeit, dass die Anakreontea des Barberinus aus der uns vorliegenden Blütenlese excerpiert waren.

4) Nr. 6.

5) Nr. 9.

6) Nr. 15.

Digitized by Google

tragen. Diese sind: Nr. 2 Δότε μοι λύρην Ὁμήρου, ein Dichtwerk, welches offenbar vom Sammler dem die Anthologie einleitenden Gedicht gewissermassen als zweites Prooemium zur Seite gestellt worden ist; ferner Nr. 3, es besteht aus sinnlos an einander gereihten Gedichtfragmenten und wurde wohl schon vom Sammler als zu Nr. 2 gehörig betrachtet, von welchem es im Codex nicht geschieden ist; schliesslich Nr. 5 Καλλιτέχνα τόρευσον, wie Nr. 2 als byzantinisches Gegenstück zu Nr. 1, so ist dies vom Sammler als Gegenstück zu Nr. 4

Τὸν ἄργυρον τορεύων
Ἥφαιστέ μοι ποίησον

eingeschoben worden. Scheiden wir diese 3 Gedichte aus, so haben wir also im Beginn der Sammlung 12 Gedichte aus guter Zeit, von gleicher Form und ähnlichem Charakter an einem Orte vereinigt.

Es folgen sodann 4 in Anakreontischen Anaklomenoi abgefasste Gedichte Nr. 16, Nr. 17, Nr. 18ª und 18ᵇ[1]). Nr. 16 ist die Anweisung an den Maler, wie er des Dichters Liebste malen soll:

Ἄγε, ζωγράφων ἄριστε,
γράφε, ζωγράφων ἄριστε,
Ῥοδίης κοίρανε τέχνης,
ἀπεοῦσαν, ὡς ἂν εἴπω,

Nr. 17, die Anweisung den Bathyllos zu malen

Γράφε μοι Βάθυλλον οὕτω
τὸν ἑταῖρον, ὡς διδάσκω

ist eine unverkennbare, jedoch nicht ungeschickte Nachahmung des vorhergehenden Gedichtes. Nr. 18ª und 18ᵇ sind unter sich nahe verwandt, Nr. 18ᵇ aber erinnert durch bestimmte Merkmale[2]) an Nr. 17. Diese 4 Gedichte (Nr. 16, 17, 18ª und 18ᵇ) gehören also wieder zusammen; von den vorher besprochenen 12 hemiiambischen unterscheiden sie sich in Ton und Inhalt sehr wesentlich, doch will ich das jetzt nicht ausführen. Es schliessen sich daran 2 ziemlich alberne Gedichte, die hinsichtlich des Metrums von allen übrigen abweichen, Nr. 19

Αἱ Μοῦσαι τὸν Ἔρωτα
δήσασαι στεφάνοισιν[3])

und Nr. 20

Ἡδυμελὴς Ἀνακρέων
ἡδυμελὴς δὲ Σαπφώ[4]).

Die Gedichte Nr. 1 bis 20 können nach Ausscheidung der 3 vom Sammler eingestreuten byzantinischen (Nr. 2, 3 und 5) als eine kleine ursprünglich selbständige nach dem Metrum geordnete Anthologie betrachtet werden, welche enthielt:

---

1) d. h. 18, 1—9 und 18, 10—17.

2) Diese Merkmale sind: a) Beide Gedichte preisen den Bathyllos. b) Die metrische Form des Verses 18ᵇ, 6 πηγὴ ῥέουσα πειθοῦς hat ihre Entsprechung in 17, 45 ἢν δ' ἐς Σάμον ποτ' ἔλθῃς und 17, 35 μηρῶν τὸ πῦρ ἐχόντων, falls letzterer Vers nicht zu korrigieren ist. c) Das Wort πειθοῦς im erwähnten Vers 18ᵇ, 6 erinnert an 17, 24 (χεῖλος) ἁπαλὸν γέμον τε πειθοῦς. (Dieser Vers ist Nachahmung von 16, 24 γράφε χεῖλος, οἷα Πειθοῦς)

3) Das Schema ist | – – – | ∪ ∪ – ⏓ |, das Gedicht besteht aus ionischen Dimetern a minori, der erste Ionicus ist stets zum Trimacer zusammengezogen.

4) Das Gedicht besteht aus Logaöden.

Digitized by Google

12 Gedichte in Hemiiamben (Nr. 1, 4 und 6 bis 15),
4 Gedichte in Anaklomenoi (Nr. 16, 17, 18ᵃ, 18ᵇ),
2 Gedichte in seltneren eigenartigen Metren (Nr. 19, 20).

Diese Aufstellung gewinnt an Sicherheit, wenn die begonnene Untersuchung fortgesetzt wird. Es schliesst sich nämlich an diese erste ältere Anthologie eine Reihe von 14 Gedichten, die eine in sich fest geschlossene Gruppe bilden. Dieselbe besteht aus 7 Gedichten in Hemiiamben und bezeichnender Weise wiederum 7 Gedichten in Anaklomenoi. Es scheint sogar, dass diese 14 Gedichte von einem und demselben Dichter verfasst sind. Sprache und Metrum sind nämlich durchaus einheitlich; hervorzuheben ist, dass die Gedichte 28 bis 34 in reinen Anaklomenoi (d. h. ohne prosodische Fehler und ohne Einstreuung von ionischen Dimetern ohne Anaklasis und von anderen unregelmässigen Versen) gebaut sind; denn dadurch unterscheidet sich der Verfasser dieser Gedichte von allen übrigen uns bekannten Dichtern, die vor dem fünften christlichen Jahrhundert anakreontische Anaklomenoi gebaut haben, denn alle anderen Dichter von Anakreon bis zu Synesius und Gregor von Nazianz pflegen unter die Anaklomenoi ionische Dimeter ohne Anaklasis einzustreuen[1]). In Ton und Inhalt sind diese 14 Gedichte den vorher erwähnten 12 hemiiambischen ähnlich. Im ganzen genommen bleiben sie zwar an dichterischer Kraft hinter jenen zurück, doch finden sich auch unter ihnen manche, die den besten der ganzen Sammlung zuzuzählen sind. So hebe ich hervor: Nr. 25, wo der Dichter das Nest schildert, das der Eros in seinem Herzen gebaut hat, Nr. 32, in welchem der Dichter den Eros als Mundschenk bestellt, „Reiche mir den Wein", sagt er zum Eros, „denn wie ein Rad dahinrollend enteilt das Leben, und dann liegen wir als ein Häufchen Staub:

τί cε δεῖ λίθον μυρίζειν,
τί δὲ γῇ χέειν μάταια;
ἐμὲ μᾶλλον, ὡς ἔτι ζῶ,
μύριcον, ῥόδοις δὲ κρᾶτα
πύκαcον, κάλει δ' ἑταίρην",

Nr. 33, welches das Märchen vom bösen kleinen Eros enthält, dem der Dichter bei nächtlichem Unwetter Zuflucht gewährt, Nr. 34, das die Cikade preist:

Μακαρίζομέν cε τέττιξ,
ὅτε δενδρέων ἐπ' ἄκρων
ὀλίγην δρόcον πεπωκώς
βαcιλεὺς ὅπως ἀείδεις.

Vergleichen wir jedoch diese 14 Gedichte genauer mit jenen 12, so treten bemerkenswerte Unterschiede zu Tage; ich hebe nur folgendes hervor: Jene 12 Gedichte beschäftigen sich mit Vorliebe mit der Person des Anakreon; Nr. 1 schildert, wie Anakreon dem Dichter im Traume erscheint, Nr. 15 enthält ein Zwiegespräch mit der Taube des Anakreon, Nr. 7

Λέγουcιν αἱ γυναῖκες·
'Ανακρέων, γέρων εἶ

ist dem Anakreon in den Mund gelegt; auch Nr. 4 und Nr. 10 sind im Sinne des Anakreon gedichtet, denn sie preisen den Bathyllos, in Nr. 4 soll der Künstler ihn neben dem Eros auf dem Becher darstellen, in Nr. 10 schilt der aus dem Schlaf erweckte Dichter die Schwalbe:

1) Das nur 9 Verse umfassende Gedicht 18ᵃ besteht aus reinen Anaklomenoi, das wird aber Zufall sein; das Gedicht ist wahrscheinlich von demselben Dichter, der 18ᵇ, vielleicht auch 17, geschrieben hat.

Digitized by Google

τί μευ καλῶν ὀνείρων
ὑπορθρίαισι φωναῖς
ἀφήρπασας Βάθυλλον;

Bathyllos wird auch in Gedicht 15 erwähnt:

Ἀνακρέων μ' ἔπεμψε
πρὸς παῖδα, πρὸς Βάθυλλον.

Es muss dem gegenüber auffallend erscheinen, dass sich in den Gedichten 21 bis 34 von der Persönlichkeit des Anakreon keine Spur zeigt. Es finden sich auch sonst keine auf Anlehnung an Anakreon hinweisende Merkmale. So wird z. B. nicht das Thema vom lebensfrischen Greise berührt, obgleich es doch sonst so beliebt ist; ich erinnere an Gedicht 7

ἐγὼ δὲ τὰς κόμας μὲν
εἴτ' εἰσὶν εἴτ' ἀπῆλθον
οὐκ οἶδα, τοῦτο δ' οἶδα
ὡς τῷ γέροντι μᾶλλον
πρέπει τὸ τερπνὰ παίζειν,
ὅσῳ πέλας τὰ μοίρης.

Auch Bathyllos ist in den Gedichten 21 bis 34 nicht erwähnt; wo der Dichter auf Liebe anspielt, denkt er überhaupt nie an Knabenliebe, in den 12 hemiiambischen Gedichten dagegen ist auf Knabenliebe häufiger als auf Frauenliebe angespielt. — Während also jene 12 hemiiambischen Gedichte sich sichtlich und ausdrücklich an Anakreon anlehnen, hat der Verfasser der 14 Gedichte (Nr. 21 bis 34) jeglichen Hinweis auf Anakreon und die Poesie des Anakreon vermieden.

Ich erwähne ferner, dass in den 12 hemiiambischen Gedichten stets nur ein Eros erscheint, während der Dichter von Nr. 21 bis 34 ausser dem Eros noch eine Mehrzahl von Eroten kennt. Er sagt in Gedicht 28 von Hephaestos:

τὰ βέλη τὰ τῶν Ἐρώτων
ἐπόει λαβὼν σίδηρον,

und in Gedicht 25 schildert er die kleinen Ἐρωτιδεῖς, die scharenweise in seinem Herzen nisten:

Ἐρωτιδεῖς δὲ μικροὺς
οἱ μείζονες τρέφουσιν,
οἱ δὲ τραφέντες εὐθὺς
πάλιν κύουσιν ἄλλους.

Ein besonderes Charakteristicum des Dichters der 14 Gedichte sehe ich in seiner Vorliebe für naturwissenschaftliche Anspielungen. Ich hebe als besonders bemerkenswert hervor: Nr. 21

Ἡ γῆ μέλαινα πίνει,
πίνει δὲ δένδρε' αὖ γῆν·
πίνει θάλασσ' ἀναύρους,
ὁ δ' ἥλιος θάλασσαν,
τὸν δ' ἥλιον σελήνη·
τί μοι μάχεσθ', ἑταῖροι,
καὐτῷ θέλοντι πίνειν;

Digitized by Google

Nr. 24 mit der Aufzählung der Waffen, die die Natur verschiedenen Tieren gegehen hat, es beginnt:

Φύϲιϲ κέρατα ταύροιϲ,
ὁπλὰϲ δ' ἔδωκεν ἵπποιϲ

und geht so fort, Nr. 25 mit der Erwähnung der Wanderung der Schwalben zum Nil und nach Memphis[1]) und mit der niedlichen Beschreibung des Nestes des Eros, Nr. 33 mit der astronomischen Einleitung:

Μεϲονυκτίοιϲ ποθ' ὥραιϲ,
ϲτρεφέτην ὅτ' ἄρκτοϲ ἤδη
κατὰ χεῖρα τὴν βοώτου,

und Nr. 34, welches die Cikade preist, die auf den Bänmen wie ein König thront und singt, gelieht von den Musen, geliebt von Phoebus, ohne Fleisch und Blut beinahe den Göttern vergleichbar.

Wir hahen also his jetzt zwei Gruppen von Gedichten herausgeschält, nämlich:

1) Eine kleine ältere nach den Metren geordnete Anthologie, umfassend Nr. 1 bis 20 mit Ausscheidung der drei dazwischen gesetzten byzantinischen Gedichte.

2) Nr. 21 bis 34, eine Auswahl aus den Gedichten eines wahrscheinlich im Ausgang der alexandrinischen Epoche lehenden Dichters, enthaltend sieben Gedichte in Hemiiamben und sieben Gedichte in Anaklomenoi.

II. Ich will hente die Analyse der palatinischen Sammlung auf diesem Wege nicht weiter verfolgen, sondern wende mich zum zweiten Mittel, durch welches die höhere Kritik der Anakreontea gefördert werden kann. Es sind dies gewisse in byzantinischer Zeit zur Geltung gekommene Regeln über die Verteilung der grammatischen Accente im Verse.

Beachtet man die Rolle, welche der grammatische Accent im griechischen Vershau spielt, so ergiebt sich unter anderem folgendes[2]): Bei aufsteigendem Rhythmus (oder wenn ahsteigende Rhythmen katalektisch, d. h. männlich, ausgehn oder durch männliche Cäsuren zerschnitten werden) herrscht in der griechischen Poesie von ältester Zeit an das Strehen, Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus zu erzielen. Dies Streben tritt am deutlichsten zutage hei männlichen Versausgängen und männlichen Cäsnren. Ich wähle als Beispiel für einen männlichen Versausgang den Schluss des Pentameters: Die Pentameter, die in Justianischer Zeit gehant sind, endigen fast nie auf Oxytona oder Perispomena, d. h. es wird vermieden, die Endsilhe zu betonen. Diese Erscheinung beruht nicht anf einer Laune hyzantinischer Schulweisheit, sondern ist das

1)
Cὺ μέν, φίλη χελιδών,
ἐτηϲίη μολοῦϲα
θέρει πλέκειϲ καλιήν,
χειμῶνι δ' εἶϲ ἄφαντοϲ
ἢ Νεῖλον ἢ 'πὶ Μέμφιν.

Man darf aus diesen Versen schliessen, dass der Dichter nicht etwa in Alexandria gelebt hat.

2) Dies Gesetz habe ich in einem Aufsatz dargelegt, der im zweiten Hefte des 38. Jahrganges des Rheinischen Museums S. 222 ff. erschienen ist.

Digitized by Google

Ergebnis einer seit ältester Zeit fortschreitenden Entwickelung, wie sich durch statistische Zahlen darthun lässt. Unter den Pentametern der klassischen Periode (also bei Tyrtaeus, Solon, Theognis u. s. w.) sind auf der Endsilbe betont unter hundert Versen 18. Schon hier zeigt sich deutlich eine Abneigung gegen die Accentuierung der Endsilbe, denn die Schlusssilbe des ersten Kolons, für welches das Gesetz nicht gilt, pflegt in hundert Versen nicht 18 mal, sondern 34 mal betont zu sein. Während wir nun in klassischer Zeit 18% haben, finden sich bei den Alexandrinern bereits noch weniger, nämlich 12 bis 13%. In der folgenden, der römischen Periode muss man die Dichter in zwei Gruppen sondern; die einen, die archaisierenden (zu ihnen gehören z. B. Lucian und die meisten griechisch dichtenden Römer) zeigen unter hundert Pentametern noch 9 bis 10 auf der Ultima betonte, die übrigen dagegen (z. B. Antipater von Sidon, Philippus von Thessalonice) haben nur noch etwa 2. Bei Gregor von Nazianz schliesslich und den Dichtern des sechsten, siebenten, achten Jahrhunderts findet man unter hundert Versen kaum noch einen auf der Ultima betonten, während die späteren Byzantiner in dieser Hinsicht wieder nachlässiger werden. Ähnliche Beobachtungen lassen sich beim iambischen Trimeter machen; hier zeigen sich ausserdem Unterschiede in den Gattungen der Poesie, z. B. unterscheiden sich die Trimeter der Tragiker (Äschylos, Sophokles, Euripides) in gewisser Hinsicht recht auffallend von denen der Komiker (Aristophanes, Menander, Philemon). Das Streben nach Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus bei aufsteigendem Rhythmus ist in den anakreontischen Anaklomenoi (nicht in den Hemiiamben) in der Versmitte zur Geltung gekommen. Es zeigt sich nämlich in byzantinischer Zeit eine Zunahme der Accente auf der zweiten Senkung (d. i. auf der vierten Silbe) und eine Abnahme der Accente auf der zweiten Hebung (d. i. auf der fünften Silbe). Beispielsweise sind in den älteren in Anaklomenoi abgefassten Gedichten der palatinischen Sammlung (ich rechne hierher Nr. 16 bis 18 und 28 bis 34) auf der vierten Silbe betont unter hundert Versen 49, auf der fünften Silbe unter hundert $21\frac{1}{2}$; demnach verhält sich die Häufigkeit der Betonung der zweiten Senkung zu der Häufigkeit der Betonung der zweiten Hebung wie 100 : 44. Bei Synesius ist das Verhältnis 100 : 67[1]), dagegen bei dem wohl in das sechste Jahrhundert zu setzenden Johannes von Gaza und bei Leo Magister im neunten Jahrhundert $100 : 14\frac{1}{2}$, in den unprosodischen Anaklomenoi des Kaisers Leo sapiens $100 : 2\frac{1}{2}$. Zwar zeigen sich hierin starke individuelle Schwankungen, so dass eine ganz gleichmässig fortschreitende Entwickelung nicht nachweisbar ist, jedoch kann man ein augenscheinliches Streben nach Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus, wie es z. B. bei Johannes von Gaza und Leo Magister sich zeigt, als sicheres Kennzeichen byzantinischer Verskunst betrachten. Um ein Beispiel aus der palatinischen Sammlung zu geben, führe ich Gedicht Nr. 59 an, in welchem die vierte Silbe 21 mal, die fünfte nur zwei mal betont ist, so dass das Verhältnis 100 : 9,5 ist:

Τὸν μελανόχρωτα βότρυν
ταλάροις φέροντες ἄνδρες
μετὰ παρθένων ἐπ' ὤμων,

---

1) Hier zeigt sich also kein Fortschritt in der angegebenen Richtung, sondern ein Rückschritt; dies kann auf individueller Neigung des Synesius oder bei der geringen Anzahl der Gedichte in anakreontischen Anaklomenoi, die uns erhalten sind, auf Zufall beruhen.

Digitized by Google

κατὰ ληνὸν δὲ βαλόντεϲ[1])
μόνον ἄρϲενεϲ πατοῦϲι[2])
ϲταφυλῆϲ λύοντεϲ οἶνον
μέγα τὸν θεὸν κροτοῦντεϲ[3])
ἐπιληνίοιϲιν ὕμνοιϲ
ἐρατὸν πίθοιϲ ὁρῶντεϲ
νέον ἐϲ Ζέοντα Βάκχον.
ὃν ὅταν πίνῃ γεραιὸϲ
τρομεροῖϲ ποϲὶν χορεύει[4])
πολιὰϲ τρίχαϲ τινάϲϲων.
ὁ δὲ παρθένον λοχήϲαϲ
ἐρατὸϲ νέοϲ ἐλυϲθεὶϲ
ἁπαλὸν δέμαϲ χυθεῖϲαν
ϲκιερῶν ὕπερθε φύλλων
βεβαρημένην ἐϲ ὕπνον
ἐϲ ἔρωτ' ἄωρα θέλγει
προδότιν γάμων γενέϲθαι.
ὁ δὲ μὴ λόγοιϲι πείθων
τότε μὴ θέλουϲαν ἄγχει.
μετὰ γὰρ νέων ὁ Βάκχοϲ
μεθύων ἄτακτα παίζει.

Der Grund des Strebens nach Widerstreit zwischen grammatischem Accent und metrischem Ictus bei aufsteigendem Rhythmus ist jedenfalls ausschliesslich in der musikalischen Natur des Accentes zu suchen. Dem griechischen Ohr erschien es angemessen, mit dem Übergang vom leichten Taktteil zum schweren einen Übergang vom höheren Ton zum tieferen zu verbinden. Nun änderte sich aber im Laufe der Zeit die Natur des griechischen Accentes: während die mit dem grammatischen Accent versehene Silbe in älterer Zeit nur die höchst betonte Silbe des Wortes war, war sie in byzantinischer Zeit nicht nur die höchst betonte, sondern auch die stärkst betonte Silbe des Wortes. Sobald diese Umwandlung eintrat, sobald der griechische Accent zugleich Ictuskraft gewann, ähnlich dem jetzt gebräuchlichen deutschen, musste sich ein neuer, dem von Alters her wirkenden gerade entgegengesetzter Trieb geltend machen, nämlich der Trieb, den grammatischen Accent mit dem metrischen Ictus zu vereinigen. Es herrschten also jetzt im griechischen Versbau zwei ganz entgegengesetzte Neigungen, und zwar teilten sie sich das Gebiet folgendermassen: Bei aufsteigendem Rhythmus, vor allen Dingen bei männlichen

1) Der Gravis in mehrsilbigen Worten gilt hinsichtlich der behandelten Gesetze durchweg als Hochton, der Accent wenig bedeutungsvoller einsilbiger Worte (μέν, δέ, der Artikel etc.) sowie der Accent der Präpositionen wird als nicht vorhanden betrachtet. Man könnte nach byzantinischen Accentgesetzen auch ληνόν δε schreiben; auf jeden Fall ist der Vers regelmässig.

2) Weder die vierte noch die fünfte Silbe ist betont; solche Verse sind als regelmässige, der Regel nicht widersprechende zu betrachten.

3) Unregelmässig.

4) Unregelmässig. Unter den 24 Versen, die das Gedicht zählt, sind 22 regelmässige und nur zwei abweichende.

Versausgängen, behielt das in der musikalischen Natur des griechischen Accentes begründete Streben nach Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus die Oberhand, bei fallendem Rhythmus dagegen, vor allen Dingen bei weiblichen Versausgängen, wurde das in der neugewonnenen Ictuskraft begründete Streben nach Vereinigung mit dem metrischen Ictus herrschend.

So hielten sich die beiden feindlichen Kräfte eine Zeit lang im Gleichgewicht, bis schliesslich im zehnten Jahrhundert im politischen Vers das Streben nach Vereinigung von grammatischem Accent und metrischem Ictus den Sieg davon trug. Ich sage absichtlich „den Sieg davon trug", denn die ältesten politischen Verse, die wir kennen — sie finden sich in Nr. 5 unserer Anakreonteasammlung — sind ein Denkmal des Kampfes, sie zeigen die Vereinigung von grammatischem Accent und metrischem Ictus nur im weiblichen Ausgang der zweiten Hälfte herrschend:

μᾶλλον ποίει Διὸς γόνον — Βάκχον Εὔιον ἥμιν.[1])
μύστις νάματος ἡ Κύπρις — ὑμεναίους κροτοῦσα·
χάρασσ' Ἔρωτας ἀνόπλους — καὶ Χάριτας γελῶσας.[2])

Wo zeigt sich nun zuerst das Streben nach Vereinigung von grammatischem Accent und metrischem Ictus bei weiblichem Versausgang? Es zeigt sich nicht etwa bei Babrius und nicht bei Nonnus (die Eigentümlichkeiten, die dort zutage treten, sind vielmehr ganz anders aufzufassen), sondern es lässt sich zuerst in den anakreontischen Anaklomenoi und Hemiiamben erweisen. Ich will hierüber keine genaueren Nachweise geben; es genügt, wenn ich kurz bemerke: Im vierten Jahrhundert (bei Synesius und Gregor von Nazianz) tritt noch keine Vorliebe für Betonung der vorletzten Silbe hervor. Im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert dagegen (z. B. bei Johannes von Gaza und dem Bischof Sophronius von Jerusalem) ist die Betonung der vorletzten Silbe bereits eine Regel, der sich nur wenig Verse entziehen; in späterer Zeit wird die Betonung der vorletzten Silbe zum ausnahmslosen Gesetz.

Wendet man diese Beobachtungen über den Accent auf unsere Sammlung der Anakreontea an, so kann man aus ihnen einen doppelten Vorteil ziehen. Erstens lässt sich mit ihrer Hülfe eine Reihe von Gedichten[3]) mit Sicherheit in byzantinische Zeit setzen; zweitens aber kann für andere Gedichte die Entstehung in vorjustinianischer Zeit wahrscheinlich gemacht werden. Ich will ein Beispiel geben: Die Gedichte 55, 56 und 57 sind ohne Zweifel einem Dichter zuzuschreiben. Die Übereinstimmungen in Form und Charakter würden uns zunächst nur berechtigen, sie einem Zeitalter zuzuweisen, aber ihr Verfasser hat als besonderes Kennzeichen eine eigentümliche Vorliebe für allerhand Gleichklänge, so findet sich öfters Anaphora, z. B.

---

1) Jedenfalls ἡμιν zu schreiben statt ἡμῖν.

2) Die beiden folgenden Verse

ὑπ' ἄμπελον εὐπέταλον — εὐβότρυον κομῶσαν
σύναπτε κούρους εὐπρεπεῖς — ἂν μὴ Φοῖβος ἀθύρειν

sind politische Verse von gewönlicher Form (nur die zweite Hälfte des letzten Verses ist nicht ganz regelmässig); es wäre möglich, dass diese beiden Verse nicht von demselben Verfasser herrührten.

3) Es ist dies nur eine kleine Anzahl: Nr. 2, 40, 41, 50, 52 v. 1—8, 59 und vielleicht 37.

Digitized by Google

ἄνοσοι μένωσι πάντες,
ἄνοσοι δέμας θεητόν,
ἄνοσοι γλυκύν τε θυμόν,[1])

es finden sich Reime:

τόδε γὰρ θεῶν ἄημα,
τόδε καὶ βροτῶν χάρημα,[2])

Allitterationen:

χόρος ἰχθύων τε κυρτὸς
ἐπὶ κυμάτων κυβιστᾷ
Παφίης τε σῶμα παίζει,[3])

Wortspiele:

Ὁ τὸν ἐν πόνοις ἀτειρῆ
νέον, ἐν πότοις ἀταρβῆ,
(καλὸν ἐν πότοις χορευτὴν
τελέων θεός κατῆλθεν).[4])

Die Verse sind so geschmacklos — ich erinnere z. B. an die Beschreibung des Bildes der Aphrodite:

ὁ δέ νιν δέδειχε γυμνάν,
ὅσα μὴ θέμις δ᾽ ὁρᾶσθαι
μόνα κύμασιν καλύπτει,[5]) —

dass wir sie gewiss später Zeit zuzuschreiben haben. Nun zeigt sich aber in ihnen keine Spur des byzantinischen Accentgesetzes, sie scheinen also aus vorjustinianischer Zeit herzurühren und zwar von einem Dichter, der mit grosser Wahrscheinlichkeit in das vierte, spätestens fünfte Jahrhundert gesetzt werden kann.

Ich hoffe, die gegebenen Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, dass es nicht unmöglich ist, einzelnen Gedichten (bezw. Gedichtmassen) der Anakreonteasammlung sicherer und bestimmter als bisher ihren Platz in der griechischen Litteraturgeschichte zuzuweisen.

Professor Hartel spricht dem Redner lebhaften Dank für seine interessanten, auf eingehendster Beobachtung beruhenden Mitteilungen aus und schliesst die Sitzung.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 29. September, 8—9¾ Uhr.

Nachdem die Sektion, mit der archäologischen vereinigt, den Vortrag des Professor Holm (Palermo) angehört hatte (s. archäologische Sektion), erteilt der Vorsitzende das Wort zum Vortrag Herrn Professor May (Offenburg) über

1) 56, 11—13.
2) 55, 4. 5.
3) 57, 27—29.
4) 56, 1—4.
5) 57, 9—11.

Digitized by Google

Benutzung altklassischer Autoren durch einige Chronisten des Mittelalters.[1]

Der Vortragende begann mit allgemeineren Bemerkungen über das Latein der Chronisten und die daraus ersichtliche Methode des Lateinlernens und exemplifizierte das zunächst an Wipo, bei welchem ausser Sallust und der Vulgata — nicht Ciceros Tusculanen — verwendet seien die Dichter Ovid (Fasten), Statius (Thebais und Silvae), Lucan, Virgil, Horaz, Persius und Juvenal; seine Proverbia seien offenbare Nachahmung der Proverbia Salomonis. Ferner trete Sallust, besonders Catilina, namentlich bei Bruno hervor, der auch seine (bedenkliche) Wahrheitsliebe mit sallustianischen Phrasen (Cat. IV) versichert. Im allgemeinen führten die meisten Reminiscenzen auf die poetischen Klassiker zurück: das hänge wohl zusammen mit dem Unterricht, dem — jetzt mit Unrecht verbannten — Versemachen und dem Beginn der Lektüre mit den Dichtern (ut imbuerentur iuvenes hilari ingenio): und so erkläre sich auch die Vorliebe für poetische Einkleidung, welche bei Wipo in seinen Gesta Chuonradi besonders hervortritt.

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seine, einen Einblick in die klassischen Studien des Mittelalters eröffnenden Ausführungen und giebt das Wort zum Vortrag Herrn Dr. Galland (Strassburg) über

Die Quantitätslehre Herodians.

Es ist das Verdienst von Lentz, das grossartige Hauptwerk Herodians, die Καθολικὴ Προσῳδία, auf Grund der dürftigen Epitome des sogenannten Arcadius und der in Scholien, Lexika und grammatikalischen Schriften zerstreuten Fragmente wiederhergestellt zu haben. Allein wie die Herodianische Καθολικὴ Προσῳδία heute in der Lentzschen Bearbeitung vorliegt, macht sie den Eindruck eines lexikonmässig angelegten Handbuches über Accente, Quantität und Spiritus. Wir wissen aber, dass das Original dies keineswegs sein wollte. Der Zweck, den Herodian bei der Abfassung dieses genialen Werkes im Auge hatte, war das Prinzip der Analogie zur Anerkennung zu bringen, und das ist ihm, wie bekannt, gelungen. Um seinen Zweck zu erreichen, musste natürlich Herodian möglichst umfassende Regeln aufstellen, unter denen sich die Erscheinungen auf dem Gebiete der Prosodie zusammenfassen liessen; und es liegt auf der Hand, dass infolgedessen seine Regeln in den meisten Fällen verwickelt und nur für Kundige übersichtlich waren.

Wollten nun spätere Grammatiker irgend einen Teil des umfangreichen Werkes für die Schule verwerten, so waren sie genötigt, die schwerfälligen Herodianischen Regeln umzugestalten oder in mehrere zu zerlegen. So begreifen wir, warum der Verfasser der gewöhnlich dem Arcadius beigelegten Epitome aus der Καθολική sich in seiner Einleitung über das πολύυλον τῶν ὁρισμῶν ἐν πολλοῖς κανόσιν ἀθρόως κείμενον beklagt und sich dadurch behilft, dass er die Herodianischen Regeln auf die in meiner Schrift De Arcadii qui fertur libro de accentibus (Dissert. Argent. Vol. VII) p. 31 ff. zerlegt, ἵν' εὔληπτα γένηται διαιρεθέντα τὰ ὑφ' ἓν κείμενα τῷ 'Ηρωδιανῷ. So begreifen wir ferner, warum auch Theodoret, welcher das Kapitel περὶ πνευμάτων exzerpierte, sich beklagen kann, dass

1) Herr Professor May hat einen Abdruck seines Vortrags nicht gewünscht, da das zu Grunde liegende Material von ihm teils in Wattenbachs Archiv schon veröffentlicht sei, teils in einer demnächst in den 'Forschungen' erscheinenden Arbeit verwendet werde.

Digitized by Google

Herodian die Benutznng seiner Spirituslehre so erschwert habe (ἀλλ' οὐ ῥηιδίην τοῖς πνεύμασι θήκατο τάξιν). So erklärt es sich endlich, dass Grammatiker und Lexikographen, welche die Καθολική benutzten, in ihren Citaten aus einer und derselben Herodianischen Regel bisweilen so sehr von einander abweichen, dass man jene Citate für Teile von verschiedenen Regeln zu halten geneigt ist, und auch schon dafür gehalten hat.

Diesem Umstande sowie der Verkennung des Zweckes Herodians ist es zuzuschreiben, dass besonders über die ursprüngliche Fassung der Quantitätslehre, welcher Herodian das erste Kapitel des zwanzigsten Buches der Καθολική gewidmet hat, irrtümliche Ansichten herrschen. Wie Herodian diesen von alten Grammatikern viel benutzten und noch heute lehrreichen Abschnitt behandelt hat, will ich in möglichster Kürze andeuten.

Aus dem Kapitel περὶ χρόνων liegen uns heute ausser zahlreichen bis jetzt noch nicht in genügender Weise gesammelten Fragmenten zwei Exzerpten-Familien vor. Das vorzüglichste und umfangreichste dieser Exzerpte ist das sogenannte Buch περὶ διχρόνων, welches von Lehrs und Lentz für eine verkürzte Rezension einer speziellen Herodianischen Schrift über die δίχρονα angesehen und infolgedessen auch separat gedruckt worden ist. Jenes Buch περὶ διχρόνων ist aber, wie Hiller schon behauptet, und wie ich im letzten Kapitel meiner genannten Schrift, gestützt auf neue Argumente, erwiesen zu haben glaube, nichts anderes als ein Exzerpt aus dem zwanzigsten Buche der Καθολική, und zwar ist es ein von seinem Verfasser so angelegtes Exzerpt, dass nur die sich speziell auf die δίχρονα beziehenden Regeln ausgeschrieben wurden.

Zu der zweiten Klasse gehört der Abschnitt περὶ χρόνων in der Epitome des sogenannten Arcadius (vgl. De Arcadii qui fertur etc., S. 17 ff). Derselbe ist von so geringem Umfange, und die erhaltenen Regeln sind so planlos gewählt, dass man nicht umhin kann zu vermuten, der Verfasser habe nicht unmittelbar aus der Καθολική geschöpft. Wie dem aber auch sei, soviel steht fest; dieser kurze Auszug des Arcadius ist nicht aus dem Buche περὶ διχρόνων und auch nicht aus einer etwa früher vorhandenen umfangreicheren Fassung desselben exzerpiert.

Auf Grund der angeführten Hilfsmittel hat Lentz den Abschnitt περὶ χρόνων so rekonstruiert, dass er den kürzeren Auszug zur Grundlage machte und dessen Regeln aus dem Buche περὶ διχρόνων ergänzte, zugleich aber die einzelnen Regeln nach den Wortklassen ordnete, da nach seiner Ansicht die Regeln des Arcadius bezüglich der Reihenfolge in eine heillose Verwirrung geraten seien[1]).

Was zunächst die Frage nach dem Prinzip der Anordnung betrifft, so stossen wir allerdings bei der Lösung derselben auf grosse Schwierigkeiten. Es tritt uns nämlich in beiden Exzerpten eine untereinander übereinstimmende, aber so buntscheckige Aufeinanderfolge von Regeln entgegen, dass wir in der That versucht sind, das Vorhandensein eines Anordnungsprinzips zu leugnen und mit Lehrs anzunehmen, dass Herodian zwar hier und da mehrere Regeln mit einander verknüpft, sonst aber keine feste Disposition eingehalten habe. Allein, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme, muss

1) Bei seiner Annahme von dem Ursprunge der beiden Exzerpte aus zwei verschiedenen Schriften Herodians durfte Lentz auf keinen Fall die überlieferte Anordnung verlassen; denn, da sie in beiden Auszügen im wesentlichen dieselbe ist, so würde dadurch erst recht bewiesen werden, dass sie die wahrhaft Herodianische ist.

Digitized by Google

gleichwohl ein für allemal daran festgehalten werden, dass wir im allgemeinen von der überlieferten Anordnung nicht abweichen dürfen. Denn, mag das Buch περὶ διχρόνων aus einer speziellen Herodianischen Schrift über die δίχρονα herstammen, oder nicht, der Umstand, dass beide Auszüge dieselbe Reihenfolge aufweisen, beweist, dass jene Reihenfolge die ursprüngliche gewesen sein muss. Dass wir aber nur in den wenigsten Fällen den Zusammenhang zwischen den einzelnen Regeln deutlich erkennen, liegt vor allem daran, dass wir es mit Exzerpten zu thun haben, und zwar, wie nicht genug betont werden kann, mit solchen Exzerpten, deren Verfasser nur eine ganz bestimmte Kategorie von Regeln auszogen. Für das Buch περὶ διχρόνων ist es schon durch die Überschrift klar, dass der Verfasser nur die für die praktischen Zwecke der Schule brauchbaren Regeln über die δίχρονα exzerpiert hat. Dasselbe gilt im allgemeinen von dem Auszuge des Arcadius, obwohl der Verfasser diese Absicht nicht ausgesprochen und glücklicherweise auch nicht durchgeführt hat; allein, es lag in der Natur der Sache, dass, wer die Herodianische Quantitätslehre für die Schule exzerpierte, vorzugsweise die Regeln über die δίχρονα auszog.

Auf einen zweiten Punkt, welcher die Einsicht in den Zusammenhang erschwert, werde ich später hinweisen.

Wir werden uns also zunächst fragen müssen, was für Regeln die Verfasser der beiden genannten Auszüge ausgelassen haben. Ich bemerkte gleich im Anfang, dass der Zweck Herodians die Durchführung des Prinzips der Analogie gewesen sei. Ebensowenig wie er im Kapitel περὶ πνευμάτων ein alphabetisch geordnetes Nachschlagebuch schaffen wollte, ebensowenig beabsichtigte er auf dem Gebiete der Quantität, in einer übersichtlichen Darstellung die Schüler zu lehren, in welchen Fällen die zweizeitigen Vokale lang und in welchen sie kurz gemessen werden müssten. Dafür sorgten die Epitomatoren. Wie sollen wir aber heute die von ihnen unberücksichtigten allgemeinen Regeln wieder gewinnen? Mit Hilfe des Buches περὶ διχρόνων allein würde man freilich nicht weit kommen; aber eine genaue Vergleichung desselben mit dem Auszuge des Arcadius wird die nötigen Anhaltspunkte geben. Ich werde mich hier darauf beschränken, nur das Notwendigste anzuführen.

Die zweite Regel des Arcadius lautet: Πᾶν ἀρϲενικὸν καὶ θηλυκὸν εἰϲ ἀμετάβολον λῆγον μακροκαταληκτεῖ· Ἀλκμάν, πηιάν, δελφίν, ἀκτίν, ῥίν, Ϲαλαμίν, Κάρ, ψάρ, μάρτυρ, Φόρκυν. ϲεϲημείωται τὸ μάκαρ, δάμαρ.

Im Buche περὶ διχρόνων lautet die entsprechende Regel folgendermassen: Πᾶν εἰϲ ᾱν λῆγον ἀρϲενικὸν ἐπ᾽ εὐθείαϲ ἐκτείνεϲθαι θέλει· πηιάν, Τιτάν, Ἀλκμάν, καὶ ὅϲα τοιαῦτα.

Während also Arcadius eine allgemeine Regel über die Quantität der Endsilbe der auf eine liquida ausgehenden Nomina bietet, haben wir im Buche περὶ διχρόνων eine spezielle Regel über die Substantiva auf ᾱν. Diese Thatsache mag genügen, um daraus den Schluss ziehen zu können, dass der Verfasser jenes Auszuges, wie fast alle Epitomatoren, welche aus der Καθολική geschöpft haben, aus einer allgemeinen Herodianischen Regel mehrere spezielle gebildet hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass jener Epitomator in gleicher Weise Regeln über die Substantiva auf ῑν, ῑρ, ῡν und ῡρ aufgestellt hat, die in der uns erhaltenen Rezension ausgefallen sind. Ich würde dies sogar als sicher hinstellen, wenn ich nicht vermutete, dass die Regel über die Wörter auf ᾱρ, welche im Buche περὶ διχρόνων die 31. Stelle einnimmt, wo sie offenbar den Zusammenhang stört, ein Zusatz von späterer Hand sei.

Eine analoge Erscheinung bietet die Regel über die Verbalendung c̅ι̅, welche hei Arcadius folgende Faasung hat:

Τὰ εἰς c̆ι λήγοντα ῥήματα μακρᾷ παραλήγει· ἱcτᾶcι, κιχρᾶcι, ζευγνῦcι, ποιοῦcι· ποιηταὶ δὲ ἐνίοτε cυcτέλλουcιν.

Im Buche περὶ διχρόνων dagegen: Τὰ εἰς α̅c̅ι̅ λήγοντα ῥήματα τὴν πρὸ τέλους ἔχει φύcει μακράν· ἑcτήκαcι, βεβαcιλεύκαcι, τετύφαcι, γεγράφαcι, νενοήκαcι. οἱ μέντοι ποιηταὶ πολλάκις ἐπὶ τούτοις cυcτολὰς ποιοῦνται, ὡς κτλ.

Diese Regel gieht also wieder ein charakteristisches Beispiel für die Art und Weise, wie der Verfasser des Buches περὶ διχρόνων die Καθολική henutzte. Herodian hatte nämlich gelehrt, dass die auf c̅ι̅ ausgehenden Verbalformen, wozu natürlich auch ebensogut wie ποιοῦcι Formen wie τίθηcι, δίδωcι und ähnliche gehören, eine lange Pänultima hätten. Für den Epitomator aher hatte es keinen Zweck, Formen anzuführen, welche in der vorletzten Silbe einen durch die Orthographie (η̅, ω̅) als lang erkennbaren Vokal oder Diphthong hahen. Deshalb änderte er die Fassung der Regel.

Hierhei ist er sich jedoch nicht immer konseqnent gehlieben, sei es, dass sich bisweilen die Herodianischen Regeln schwer umgestalten liessen, sei es, dass er seine Absicht vergass nnd aus der Rolle fiel. Ein interessantes Beispiel von seiner Inkonsequenz hietet die folgende Regel, welche man recht wohl als Argument gegen die Annahme des Ursprunges des Buchea περὶ διχρόνων ans einer speziellen Herodianischen Schrift über die δίχρονα anführen kann:

Αἱ εἰς c̅ λήγουcαι μετοχαὶ ἀρcενικαὶ ἤτοι βραχυκατάληκτοί εἰcιν, ὡς αἱ εἰς ο̅c̅ λήγουcαι· τυπτόμενος, λεγόμενος, ἢ μακροκατάληκτοι, ὡς αἱ μὴ οὕτως ἔχουcαι· πεποιθώς, διδούς, βιούς. εἰ δὲ εἰς δίχρονον λήγουcιν, ἐκτεταμένον αὐτὸ ἔχουcιν· ἱcτάς, βιβάς, ζευγνύς, δύς, φύς. Hier hat der Epitomator die ursprüngliche Fassung der Regel heibehalten, während er nach Analogie der ehen angeführten Regel üher die Verbalendung c̅ι̅ hätte ungefähr so schreihen müssen: Αἱ εἰς c̅ λήγουcαι μετοχαὶ ἀρcενικαί, εἰ ἔχουcι δίχρονον, ἐκτεταμένον αὐτὸ ἔχουcιν· ἱcτάς, βιβάς κτλ.

Diese Beispiele werden genügen, um eine Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt und Anlage des Herodianischen Kapitels περὶ χρόνων zu geben und das Verhältnis anzudeuten, in welchem das sogenannte Buch περὶ διχρόνων zu demselhen steht. Es waren also die Herodianischen Regeln nicht so gefasst, dass Herodian lehrte, die zweizeitigen Vokale sind in diesen oder jenen Wörtern hezw. Wortklassen lang oder kurz, sondern so, dass er sagte, die letzte oder die vorletzte oder die erste Silbe dieser oder jener Wortklasse hat einen von Natur langen oder kurzen oder einen zweizeitigen Vokal, und in letzterem Falle gieht er die Quantität desselben an. Dass er sämtliche Wortklassen und sämtliche Deklinations- und Konjugationsformen berücksichtigt hatte, liegt in der Natur der Sache selbst, und geht auch aus dem Buche περὶ διχρόνων und den schon von Lentz gesammelten Fragmenten hervor.

Kehren wir nunmehr zu der Frage zurück: Welches war das Prinzip der Anordnung? Hier konnte Herodian zwei Wege einschlagen. Er konnte entweder nach Analogie des Kapitels περὶ πνευμάτων, welches, wie ich anderswo zeigen werde, in drei Hauptteile zerfällt, von denen der erste allgemeine Regeln, der zweite die Regeln über die Psilosis, der dritte die Regeln über die Aspiration umfasst, er konnte, sage ich, auch hier nach Vorausschickung allgemeiner Regeln etwa so ordnen, dass er zuerst die Fälle

Digitized by Google

hehandelte, in denen ein langer, dann die, in denen ein kurzer, endlich die, in denen ein zweizeitiger Vokal steht. Oder, und diesen Weg hat er eingeschlagen, er konnte die Regeln üher die Quantität nach der Silbenfolge ordnen. Der Ahschnitt περὶ χρόνων zerfiel nämlich in vier Hauptteile:

Der erste Teil enthielt allgemeine Regeln über Krasis, Synaloephe, Pleonasmus, Metaplasmus, Diphthonge u. s. w.

Der zweite Teil behandelte die Quantität der letzten Silbe nnd umfasste also die Monosyllaha, ferner die Wörter auf ν̄, ρ, ϲ̄, ξ̄, ψ̄ mit vorhergehendem Vokal, endlich die Feminina, Neutra und Adverhia auf ᾱ, ῑ, ῡ.

Im dritten Teil waren die Regeln üher die Quantität der vorletzten Silbe gegeben. Es kamen demnach in Betracht die Wörter auf ω̄ν̄ mit vorhergehendem Vokal, die Comparativa auf ᾱϲ̄ϲ̄ω̄ν̄, die Deminutiva auf ῑο̄ν̄, die Nomina auf ο̄ϲ̄, η̄ϲ̄, ο̄ν̄, die Verba auf ω und μ̄ῑ nebst den verschiedenen Tempora uud Modi u. s. w.

Der vierte Teil endlich umfasste die Regeln üher die Quantität der ersten Silbe, wie z. B. üher die Quantität des ᾱ privativum, des anlautenden ῑ vor den verschiedenen Konsonanten u. s. w.

Nimmt man an, dass dieses das Anordnungsprinzip des Herodian gewesen ist, und dasselbe ist doch wohl nicht durch einen Epitomator hineingehracht, so ist im allgemeinen die im Buche περὶ διχρόνων üherlieferte Reihenfolge bewahrt. Ich sage, im allgemeinen; denn es gieht in demselben manche Regeln, welche dieses Prinzip stören, ein Umstand, der mit dazu heigetragen hat, dass dasselhe nicht erkannt wurde. Für viele von diesen Regeln lässt sich jedoch auf das bestimmteste nachweisen, dass sie durch Zufall an eine falsche Stelle geraten sind. Andere mögen wohl Zusätze sein, welche von späterer Hand am Rande oder am Schluss der Seiten im Archetypus nachgetragen und später in den Text aufgenommen worden sind. Dass diese Erklärung nicht ein blosser Notbehelf ist, sondern sich auf Thatsachen stützt, kann ich leider bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit nicht ausführlich darlegen; ich werde aber bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückkommen. Einstweilen wird es genügen, auf folgenden Umstand hinzuweisen.

Im XXXIX. Band des Philol., S. 360 ff. hat Egenolff aus dem Cod. Havn. 1965 zwei alte Traktate üher die Quantität herausgegehen, von denen der erste nichts anderes ist als eine abgekürzte Rezension des Buches περὶ διχρόνων, der zweite dagegen eine etwas vollständigere Rezension des in der Epitome des Arcadius hefindlichen Auszugs περὶ χρόνων enthält. In beiden Traktaten finden sich an mehreren Stellen und hesouders am Schluss längere Interpolationen, aher auch Regeln und Beispiele, welche in der uns erhaltenen Fassung des Buches περὶ διχρόνων und des Exzerptes περὶ χρόνων hei Arcadius fehlen, welche sich aher durch die Vergleichung mit andern Fragmenten als echt Herodianisch erweisen. Die Überlieferung des sogenannten Buches περὶ διχρόνων ist also eine sehr schwankende gewesen; hald wurden Regeln ausgelassen, hald hinzugefügt. Mehr derartiges Beweismaterial wird sich ohne Zweifel durch gründliche Benutzung der hisher ungenügend oder gar nicht herangezogenen Handschriften der Madrider und Pariser Bibliothek ergehen, welche ich in der allernächsten Zeit an Ort und Stelle zu kollationnieren heabsichtige.

Professor Uhlig (Heidelberg): Die vorgerückte Zeit, meine Herren, verhietet eine eingehende Diskussion üher das ehen Gehörte. Ich möchte mir aher erlauhen, indem

Digitized by Google

ich Herrn Galland danke, darauf hinzuweisen, dass er der erste als Franzose geborene Lothringer ist, welcher in Strassburg mit einer philologischen Dissertation den Doktorgrad erworben hat, und meine Freude darüber aussprechen, dass dieser Erstling ein so gutes Beispiel giebt, auch darüber, dass er sich auf ein ebenso wichtiges als dornenvolles Gebiet der Forschung begeben, auf dem man per aspera byzantia ad astra alexandrina hindurchdringen muss. Ferner möchte ich ein Missverständnis abwenden, das entstehen kann, wenn man einen von denen, die sich jetzt mit den griechischen Nationalgrammatikern beschäftigen, über Lentz' Herodian reden hört. Das Buch ist in der That nicht als ein abschliessendes anzusehen, sondern gar manches wird hier vermisst. Einmal sind die für Herodian wichtigen Handschriften noch keineswegs, wie es notwendig, ausgebeutet: die von Egenolff vorgenommene Wiedervergleichung des Havniensis, der die Schriften περὶ μονήρους λέξεως, περὶ διχρόνων und den Arcadius enthält, hat z. B. sehr erhebliche Resultate gehabt. Sodann ist die Frage, was in den byzantinischen Schriften über Laut- und Formenlehre wirklich dem Herodian gehört, noch nicht genügend beantwortet. Endlich ist die mosaikartige Zusammensetzung der in verschiedenen Quellen erhaltenen Herodianischen Bruchstücke und -stückchen oft eine zu konjekturale, und man hat in zahlreichen Fällen, um zu wissen, was sicher Herodianische Lehre ist, die Lentzsche Komposition wieder in ihre Teile aufzulösen. Doch bei alledem haben wir die grösste Achtung vor dieser Riesenarbeit und gestehen gern ein, dass wir die Schritte nicht würden machen können, welche wir jetzt machen, wenn nicht von Lentz das Fundament gelegt wäre. Was Herrn Gallands Aufstellungen betrifft, so kannte ich sie bereits brieflich und kann meine Übereinstimmung mit Ausnahme weniger Punkte erklären. Ein Punkt, in dem ich differiere, ist z. B. die Ansicht von dem Ursprung des Abschnittes περὶ χρόνων im Arcadius. Doch lassen wir das und rufen wir Herrn Galland nur noch ein Glückauf zu seiner Fahrt nach den Madrider Schätzen zu: möge er mit einer dicken Mappe voll resultatreicher Kollationen heimkehren.

Professor Hartel erklärt die Sitzungen der philologischen Sektion für geschlossen, da dieselbe am Sonnabend sich nur an den Verhandlungen der archäologischen Sektion beteiligen werde.

Professor Schöll (Heidelberg) spricht Herrn Professor Hartel, für die Liebenswürdigkeit, mit welcher er das Präsidium übernommen und geführt, den Dank der Sektion aus.

Digitized by Google

VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Adam, Prof. Karlsruhe.
2. Bauer, K. L., Dr., Prof. Karlsruhe.
3. Behrle, Prof. Offenburg.
4. Bender, W., prov. Lehrer. Karlsruhe.
5. Bernhard, Prof. Hall (Württemberg).
6. Bolza. Freiburg.
7. Durler, Lehramtspraktikant. Freiburg.
8. Finzer, Prof. Tauberbischofsheim.
9. Fleischer, Gymn.-Oberl. Mülhausen i/E.
10. Freyhold, E. v., Dr., Prof. Pforzheim.
11. Grube, Prof. Pforzheim.
12. Hardeck, Dr., Geh. Legationsrath. Karlsruhe.
13. Helmes, J., Prof. Freiburg.
14. Klein, Dr., Lehramtspraktikant. Karlsruhe.
15. Koch, Prof. Freiburg.
16. Kossmann, H., Dr., Hofrath. Karlsruhe.
17. Maier, A., Prof. Karlsruhe.
18. Milinowski, Oberlehrer. Weissenburg i/E.
19. Mohr, Prof. Lahr.
20. Mühlhäuser, Lehramtsprakt. Mannheim.
21. Müller, Dr., Prof. Metz.
22. Öhler, ord. Lehrer. Strassburg.
23. Platz, P., Dr., Prof. Karlsruhe.
24. Rehmann, Prof. Karlsruhe.
25. Rossbirt. Kolmar.
26. Sachse, A., Dr., Lyceallehrer. Strassburg.
27. Schäfer, Oberlehrer. Kolmar.
28. Schönflies, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
29. Simon, Dr., Oberlehrer. Strassburg.
30. Slawyk, Dr., Oberlehrer. Strassburg.
31. Strack, O., Prof. Karlsruhe.
32. Suhle, Dr., Direktor. Dessau.
33. Treiber, Prof. Heidelberg.
34. Treutlein, Prof. Karlsruhe.
35. Vogelgesang, Direktor. Mannheim.
36. Wacker, Prof. Durlach.
37. Wiener, Dr., Lehramtsprakt. Karlsruhe.
38. Zepf, Lehramtsprakt. Pforzheim.

Mittwoch, den 27. September 1882.

Konstituierung der Sektion.

Herr Professor Treutlein begrüsst die Anwesenden. Auf seinen Antrag wird Herr Professor J. Helmes (Freiburg) zum Vorsitzenden und Herr Dr. H. Wiener (Karlsruhe) zum Schriftführer der Sektion gewählt.

Es wird die Tagesordnung für den nächsten Tag festgestellt:

1. Vortrag von Herrn Professor Helmes: „Die Behandlung der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten der Schüler; die Unerlässlichkeit solcher Arbeiten und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur. Eine Mitteilung aus alter Erfahrung."

2. Vortrag von Professor Dr. Bauer (Karlsruhe): „Vorführung einiger physikalischer Apparate".

Auf Antrag von Professor Bauer (Karlsruhe) wird als Lokal der nächsten Sitzung der physikalische Hörsaal im Realgymnasium festgesetzt.

Digitized by Google

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 28. September 1882.

1. Vortrag des Herrn Professor Helmes (Freiburg):

Die Behandlung der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten der Schüler; die Unerlässlichkeit solcher Arbeiten und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur.

Eine Mitteilung aus alter Erfahrung.

Meine Herren! Es könnte fast vermessen erscheinen, wenn sich ein alter Invalide noch unter die jungen Streiter mischt. Treibt's ihn aber nur, neuen Bekannten alte Erfahrungen mitzuteilen, seine eigenen Erlebnisse zu erzählen, wer wollte das nicht verzeihlich, ja natürlich finden und unter Umständen auch nützlich. In solcher Lage erkenne ich mich in dieser Versammlung im schönen Badener Lande, das nun schon ins vierte Jahr als neue Heimat mein Glück ausmacht. So oft darum von ihm aus ein Ruf ergeht zu Versammlungen, welche Angelegenheiten meines dereinstigen Amtes und Berufs berühren, werde ich, wie auch vor drei Jahren beim Rufe zur Naturforscherversammlung in Baden-Baden, nicht leicht fern bleiben können, schon um den neuen Nachbaren mich als dankbarst zugehörig zu erweisen. Mein Thema ist ja aber auch ganz anspruchsloser Art. Es verspricht die Mitteilung eines Stücks Erfahrung, und an dieser werden wir ja selbst reicher und reifer, je älter wir werden. Ich werde darum auch kürzer über die beiden ersten Thesen meines Thema, über die Unerlässlichkeit der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten einerseits und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur anderseits hinweggehen, um Sie eingehender über den Ausgleich dieser beiden Gegensätze zu unterhalten, wie ihn eine langjährige Praxis in der Behandlung solcher Arbeiten bei mir herausgebildet hat. Und nun zur Sache!

Erstens: Die schriftlichen mathematischen Hausarbeiten sind unerlässlich.

Ich will mich bei der Begründung dieser Thesis nicht auf das Verfahren derjenigen meiner Kollegen berufen, deren ganzer Unterricht vorwiegend aus schriftlichen Arbeiten besteht. Ich meine diejenigen Kollegen, deren Unterricht sich wesentlich auf die Durcharbeitung von Aufgabensammlungen, wie die von Bardey, Heis, Meier-Hirsch u. a. einrichtet. Denn sie gefährden, meine ich, einen spezifischen Vorzug des mathematischen Unterrichts, vor jungen Schülern und unter ihrer vollen Mitwirkung den Aufbau einer Wissenschaft zu vollziehen; ein Vorzug, den mit dem mathematischen Unterrichte nur noch eine Disziplin, der grammatische Sprachunterricht, teilt; dieser aber in viel beschränkterem Sinne. Ich sage, in viel beschränkterem Sinne. Denn einmal übertreffen die mathematischen Fundamente des Zählens und Messens an Einfachheit und Zugänglichkeit für den jugendlichen Geist bei weitem die Fundamente des grammatischen Unterrichts, die Formenlehre und die Syntax. Zweitens aber vollzieht sich der Aufbau in den vier oder sieben Species, in der Lehre vom Dreieck und Kreis ohne Vergleich einfacher und bestimmter als auf den mancherlei Ausweitungen und Verzweigungen des Denkens und seiner Ausdrucksformen. Endlich ist der Bau selbst vollendeter. Im Aufbau einer Wissenschaft vor den Augen des Schülers und unter seiner vollen Mitwirkung steht die Mathematik einzig da; und dieser ihr Vorzug ist in der geistigen Erziehung und Bildung

Digitized by Google

des Schülers vor allem zu benutzen; zu benutzen durch strenge gemeinsame Arbeit des Lehrers und Schülers in den Unterrichtsstunden, was immer der Kern und die Hauptsache des mathematischen Unterrichts sein und bleiben muss. Genannte und andere Aufgabensammlungen lassen nun in den loser verbundenen Paragraphen von Aufgaben den Bau einer Wissenschaft nur mangelhaft erkennen und sind in dieser Beziehung immer durch leidige Diktate des Lehrers zu ergänzen. Aber, wie gesagt, eine derartige Einrichtung des mathematischen Unterrichts, der gewissermaßen nur oder doch vorwiegend aus schriftlichen Arbeiten des Lehrers und des Schülers bestände, will ich zu meiner Beweisführung nicht benutzen. Ich will einen Unterricht voraussetzen, der an der Hand eines schon wissenschaftlich geordneten Lehrbuchs diesen Bau zu erkennen und selbständig nachzubilden anleitet. Aber auch dann müssen schriftliche Hausarbeiten des Schülers den vorwiegend theoretischen Unterricht des Lehrers ergänzen. Diese Arbeiten müssen dem mathematischen Unterrichte sein, was die sogenannten Exerzitien dem grammatischen Unterrichte sind; und glaube ich durch diese Parallelisierung allein ihre Unerlässlichkeit, die ja beim sprachlichen Unterricht gar nicht bestritten ist, hinlänglich angedeutet zu haben. Sie sollen den Lehrer vom Verständnis seines Unterrichts überzeugen; den Schüler in der Selbstthätigkeit üben; ihm zeigen, dass er mit seiner Wissenschaft auch was machen kann; sollen das Wissen durchs Können unterstützen, Kopf und Hand sich gegenseitig helfen lassen. Ich darf mich hier nicht weiter über Art und Umfang der betreffenden Aufgaben einlassen, nur das eine möchte ich darüber im Vorbeigehen noch bemerken, dass sie ja nicht zu schwer sein sollen, dass sie vielmehr Lust durch Leichtigkeit wecken; durch Form und Inhalt das Interesse des Schülers erregen; über den mündlichen Unterricht nicht sowohl hinausgehen als ihn vielmehr nur innerlich befestigen; und dass ihnen, um sie desto bestimmter als integrierenden Teil des Unterrichts erscheinen zu lassen, in der Periode der Woche je eine Stunde zugewiesen werde, wie ich das im letzten Teile meines Vortrags weiter auszuführen mir vorbehalten will. (Ich sehe dabei von grösseren sogenannten Vierteljahrsarbeiten der Schüler, wie sie auch von namhaften Pädagogen empfohlen werden und namentlich von Erler-Züllichau in vorzüglichen Musterbeispielen vorliegen, und die ich den lateinischen Aufsätzen vergleichen möchte, hier ganz ab; ich habe niemals recht Zeit gefunden, sie anzuwenden.)

Was ist nun zweitens, mit diesen wöchentlichen Hausarbeiten der Schüler zu machen?

Sie müssen vor allem, gleich den sprachlichen Exerzitien, vom Lehrer korrigiert werden; einmal, damit der Schüler in dieser Kontrolle des Lehrers den weiteren äusseren Antrieb erhält, die Sache so gut wie möglich, mit Fleiss und Gewissenhaftigkeit auszuführen; dann aber auch, damit er sich nicht in Fehler hineinarbeite, die um so fester bei ihm einwurzeln würden, je mehr sie nun Werk seiner eigenen Thätigkeit und Überlegung geworden sind.

Das ist nun schon bei sprachlichen Exerzitien eine aufreibende, schwere Aufgabe des Lehrers; ohne Vergleich schwerer bei den mathematischen. Ich habe in den ersten Jahren meines Amtes lateinische und französische Exerzitien zu korrigieren gehabt. Man kennt da leicht die Casus, die Konjunktionen und Konstruktionen, auf die man zu fahnden hat, um den Rotstift hier unter einem Akkusativ, dort unter einem Dativ, hier unter ut und quod, dort unter einem Akkusativ cum Infinitiv sein einförmiges Spiel treiben zu

Digitized by Google

lassen. Schwerer wird's schon bei den Aufsätzen, worüber mir eine kurz vorübergehende Erfahrung in der Untersekunda als deren Ordinarius nicht erspart geblieben ist. Und ähnlich schwer oder schwerer ist's mit den mathematischen Korrekturen, namentlich der höheren Kurse, weil bei dem netzartigen Zusammenliegen der mathematischen Wahrheiten die Wahl des Weges zum Übergange von der einen zu der andern und die wirkliche Ausführung des gewählten Weges so viel Freiheit lässt. Und nun so stundenlang auf Fehler zu fahnden und sie in gleicher oder ähnlicher Weise 30—40 mal hintereinander wieder notieren zu müssen, wo eine einzige mündliche Belehrung und Berichtigung die 30—40 anderen augenblicklich zur Selbst-Korrektur vermocht hätte: es erfüllt mit einem Unmut, mit einer Langweiligkeit, worin alle Frische des Geistes untergeht; man wird am Ende selber dumm in solcher Gesellschaft von Dummheiten und Dummen. Doch was vergeude ich die Zeit mit der Schilderung von Leiden, die wirklich die allergrössten des sonst so glücklichen Lehramts sind, die wahre Crux desselben, die ja aber jeder aus eigenster Erfahrung leider nur zu gut kennen zu lernen hat.

Ist da gar nicht zu helfen? Und mit dieser Frage trete ich an die Hauptaufgabe meines Vortrags.

Ich habe da vorab den jungen Anfänger des Fachs und den erfahrenern Lehrer zu unterscheiden. Junge angehende Lehrer sollen gern und willig das Kreuz der Korrektur auf sich nehmen und es einige Jahre hindurch geduldig tragen. Kaum ist's Geduld zu nennen, was sie dabei zu üben haben; so neu und lehrreich ist die Erfahrung, die sie dabei machen, so gross und unersetzlich der Gewinn, den sie selbst davon haben, und zwar in der doppelten Beziehung: Einmal werden sie dadurch von den Höhen ihrer jüngsten akademischen Studien, von den hohen Kronen der Bäume herabgerufen zu Stamm und Wurzel dieser Bäume, die sie da in den Niederungen des ungeschulten jugendlichen Geistes zu hegen und zu pflegen haben. Sie werden wohlthätig erschreckt werden von den ersten Früchten ihres gelehrten Unterrichts; von den entsetzlichen Dummheiten der ersten Leistungen ihrer jungen Schüler und dann umkehren und herabsteigen bis und wo sie von den tief untenstehenden Schülern er- und gefasst werden können. Darin werden sie zweitens dann zugleich die rechte Erkenntnis der vielartigen Individualität der Schülernaturen gewinnen, eine Erkenntnis, welche die unerlässlichste Vorbedingung jeder gesegneten Wirksamkeit des Lehrers ist. Und dann erst, wenn er diesen hohen pädagogischen Wert dahin hat; wenn er zum Standpunkte des Schülers hinabgeführt ist, und die geistigen Individualitäten auch sonst schon sicher zu unterscheiden gelernt hat: dann erst wird er den Druck der ihm nun nicht weiter förderlichen Korrektur fühlen und sich nach Hülfe sehnen.

Wo ist diese Hülfe zu finden?

Ich habe keine andere Antwort als: „Aide-toi et dieu t'aidera".

Aber ehe ich nun ausführe, wie ich mir geholfen habe, kann ich es doch nicht unterlassen, hier einzufügen, wie hie und da auch Institutionen Hülfe zu geben imstande sind. Mit Dankbarkeit gedenke ich der alten jesuitischen Einrichtung der Silentia und Praeceptores am bischöflichen Gymnasium Josephinum zu Hildesheim in Beziehung auf Korrektur der lateinischen Exerzitien, einer Einrichtung, deren Wohlthaten ich volle sechs Jahre meines Lehramts genossen habe. Es wurden diese Exerzitien, wöchentlich zwei, samt anderen Arbeiten, in den täglichen sogenannten Silentiis unter Aufsicht der „Präzep-

Digitized by Google

toren", Kandidaten der Theologie der an das Gymnasium sich anschliessenden theologischen Fakultät, angefertigt und dann zur Korrektur an den Präzeptor abgeliefert. Nur jedesmal sechs bis acht „propria arte" oder „propria Minerva" geschriebene Exerzitien wurden unmittelbar an den Professor eingeliefert, alle anderen in der vorab vom Präzeptor vollzogenen Korrektur. Der Professor nahm dann die Kritik sämtlicher Arbeiten vor, diktierte schliesslich die korrekte Ausführung der Aufgabe, und letztere war dann selbst zu memorieren und zu rezitieren. Der Professor brauchte aber auch wirklich nur die sechs bis acht Arbeiten propriae Minervae gelesen zu haben, um darin alle die Fehlerquellen zu entdecken oder wiederzufinden, die auch über die 30 — 40 übrigen Arbeiten laut Meldung des Herrn Präzeptors ihre unheilvollen Fluten ergossen hatten. So dankbar ich dieser Einrichtung auch gedenke, die ihren Zweck in Beziehung auf die lateinischen Exerzitien so vollkommen erfüllte: von den mathematischen Korrekturen und denen des Aufsatzes konnte sie mich schon nicht befreien. Sie kann es nicht, ihrer Natur nach, und da sie ohnehin nicht leicht eine allgemeine Einführung wird finden können, so komme ich zurück auf mein: „Aide-toi ...." und will nun ausführen, wie ich selbst mir half.

Bestimmt durch den doppelten Zweck: dem Schüler einmal den nötigen äusseren Antrieb zur Selbstthätigkeit zu geben; dann, ihn davor zu bewahren, sich in Fehler hineinzuarbeiten, war mein Verfahren etwa folgendes:

1. Der überwiegend theoretische, auf den Aufbau der Wissenschaft der Mathematik gerichtete Unterricht wird allwöchentlich durch „die Stunde der wöchentlichen Hausarbeiten", kurz, „die Arbeitsstunde" unterbrochen.

2. Für diese Arbeitsstunde hat der Schüler zwei Hefte anzulegen; a) das sogenannte „Übungsheft", eine Art Kladdenheft, welches er auch in allen anderen mathematischen Lehrstunden zu benutzen hat, jedoch so gehalten, dass es nur mathematische Arbeiten, keine anderen enthält, also dadurch von dem sogenannten Diarium unterschieden; b) das sogenannte „Reinheft", dessen Bestimmung sich gleich ergeben wird.

3. In das Übungsheft werden die Aufgaben der folgenden Woche, an Zahl 2—3, notiert, durch Angabe der Nummern oder Paragraphen des Lehrbuchs, oder der Aufgabensammlung, wo diese Aufgaben stehen; sonst durch Diktat der Aufgaben selbst.

Und in diesem Übungshefte sind dann im Laufe der Woche auch die Ausarbeitungen der Auflösungen in Tinte auszuführen.

4. In der Arbeitsstunde selbst habe ich es nun immer also gehalten:

a) Jeder Schüler hat sein Übungsheft mit der Ausführung der wöchentlichen Hausarbeiten offen vor sich aufgelegt zu halten.

b) Ich eröffne jede Stunde vom Katheder aus mit der bankweise gestellten stereotypen Frage: ist jemand, der eine oder die andere Aufgabe nicht hat lösen können, und welche nicht? in der ersten Bank: Keine Meldung, alle haben alle Aufgaben gelöst; in der zweiten Bank: ebenso; in der dritten Bank. Die Meldung wird von mir notiert. Und so durch alle Bänke hindurch. Ungeachtet das Resultat nun schon bekannt ist schliesse ich doch immer mit der Frage: wem ist nun gar keine Auflösung gelungen? Eine Meldung auf diese Frage war nicht leicht, aber auch nicht häufig.

c) Nun geht's an die Auflösung der einzelnen Aufgaben an der Tafel, während ich das Katheder verlassend die offen liegenden Übungshefte so viel rätlich und thunlich durchmustere. Wehe, wer die Auflösung nicht hätte und doch sich nicht gemeldet hätte!

Digitized by Google

d) An die Tafel zur Ausführung der Auflösung wird nun nicht bloss derjenige gerufen, der durch weitest vorgestreckten Kopf oder höchstgehobene Hände ganz Vorzügliches geleistet zu haben meint, sondern nach pädagogischem Ermessen bald dieser, bald jener.

Der zur Tafel Aufgerufene hat vorab den Weg anzugeben, den er gegangen ist. Ist der ein guter oder selbst der beste, so wird gleich an seine Ausführung an der Tafel gegangen. Dann aber wird noch gefragt, ob andere andere Wege gegangen sind, und welche, und so nach Umständen noch ein zweiter und dritter Weg ausgeführt. Erkennt der Lehrer den zuerst angegebenen Weg als minder gut oder selbst verkehrt, so führt die Frage: wer bessere Wege gefunden habe, gleich einen anderen an die Tafel zur Ausführung seines Weges u. s. w. u. s. w.

Es wäre vergeblich und ist vor dieser Versammlung auch durchaus unnötig, das bunte Leben und Treiben einer solchen Arbeitsstunde zu beschreiben. Ich kann nur versichern, dass sie dem Lehrer und Schüler wohl die angenehmste der ganzen Unterrichtsstunden war, und ihre Arbeit dann manchmal auch erst in der folgenden Stunde zum Abschluss gebracht wurde. Jedesmal aber wurde von jeder Aufgabe eine korrekteste Auflösung an der Tafel gegeben; und

e) diese Auflösung war dann im Laufe der Woche, wo irgend möglich noch an demselben Tage, jedenfalls unter dem Datum dieses Tages in das Reinheft einzutragen, unverändert oder nach den Korrekturen der Arbeitsstunde aus dem Übungshefte.

Ausnahmsweise, und wenn ein Schüler sich ganz sicher wusste, konnte auch gleich in der Arbeitsstunde das Reinheft statt des Übungsheftes auf- und vorgelegt werden.

f) Für jede der verschiedenen mathematischen Disziplinen wurde ein besonderes Reinheft angelegt, so ein arithmetisches, ein planimetrisches, ein trigonometrisches und ein stereometrisches und in eins von Tertia bis Prima fortgeführt und vom Schüler aufbewahrt.

Zweck und Aufgabe dieses Reinheftes muss ich hoch anschlagen. Der Schüler wird veranlasst, da in korrektester Form zu arbeiten; und mit Wohlbehagen überschaut der Primaner in diesem Hefte noch den Weg, den er von der Tertia an durchwandelt und die Fortschritte, die er gemacht hat.

Aber wälzt sich so die Last der Korrekturen nicht auf die Revision dieser Reinhefte, die ja sonst doch noch die Lagerstätten von Fehlern, dazu auch die Brutstätten von Veruntreuungen durch Abschreiben von anderen werden könnten?

Ich habe Ihnen da zum Schluss nun noch eine letzte Einrichtung vorzuführen, die diese Revision auf ein kaum nennenswertes Minimum von Arbeit reduziert und sie durch eine einzige Korrektur ersetzt, die mir in diesem Falle aber nicht mehr eine Last, sondern eine wahrhaft mit Lust und Liebe und in höchster Spannung ausgeführte Arbeit war. Nämlich

g) am Ende jedes Quartals, nach Abschluss eines bestimmten Pensums des Unterrichts, wurde eine mehrstündige Klausurarbeit angefertigt, deren Aufgaben alle oder doch grössatenteils aus den wöchentlichen Hausarbeiten des abgelaufenen Quartals entnommen wurden. Vor Anfang dieser Arbeit waren sämtliche Reinhefte zur Revision abzugeben.

Diese Klausurarbeiten wurden aufs sorgfältigste korrigiert und darüber das strengste Gericht bei Durchnahme derselben gehalten. Ihr Ausfall bestätigte oder berichtigte einmal das Urteil, welches man über den einzelnen Schüler sich gebildet hatte, und das dann seinen schliesslichen Ausdruck in dem vierteljährlichen Zeugnis fand. Die Arbeiten dienten dann zweitens aber namentlich auch als Revision des Reinheftes. Wo sich bei einem Schüler Fehler in seiner Klausurarbeit fanden, wurde sein Reinheft aufgeschlagen und nachgesehen, ob sich dieselben auch in diesem Hefte fänden. Die pädagogische Verwertung des Befundes ist ja offenbar und bedarf keiner weiteren Ausführung. Sonst wurden alle Reinhefte fast nur durchblättert; auf Vollständigkeit der Wochen- und Datumszahl, auf Ordnung und Sauberkeit u. s. w. angesehen und dann ohne alle und jede Korrektur im Hefte selbst wieder zurückgegeben. Höchstens bezeichnete mal ein NB. die Spur des revidierenden Lehrers. Wohl aber wurden bei dieser Zurückgabe noch einmal solche Kardinalfehler aufgenannt, gegen welche der Lehrer am häufigsten Kampf zu führen hat und für welche es ihm dann eine Kleinigkeit ist, ausser den schon bei Korrektur der Klausurarbeiten nachgeschlagenen Heften dies oder jenes andere Heft als Warnungstafel zu benutzen.

Gewann es dadurch bei dem Schüler leicht den Anschein, dass man alle Hefte aufs genaueste durchgesehen hätte, so habe ich diesen Schein gerade nicht ängstlich bekämpft, am wenigsten beim Tertianer; doch aber immer wiederholt, dass der Lehrer bei solchen Massen nicht alles einzelne ansehen und nicht für jeden Buchstaben des Reinhefts verantwortlich sein könne und wolle. Es wäre ja Schuld des einzelnen, wenn die Auflösung nicht so korrekt im Reinhefte sich fände wie sie einstens an der Tafel gegeben war. Hätte man aber bei Anfertigung seines Reinheftes sogar das eines anderen benutzt statt seines Übungsheftes samt Korrektur, so betröge man sich, nicht den Lehrer und am Ende würde es doch offenbar werden. Dem Primaner habe ich's denn auch wohl ausgesprochen: Eine Tugend, die immer bewacht sein wolle, sei der Wache nicht wert.

Ich glaube nicht, dass sich je einer meiner Schüler mit einer Veruntreuung gerühmt hätte, sondern vielmehr, dass er jede wirklich begangene mit innerer Beschämung gebüsst und gesühnt hat; und hatte mich oft zu freuen, wie noch der Primaner an seinen Arbeiten der Tertia gebessert hatte, um sein Reinheft so korrekt als möglich zu halten. Der Lehrer darf sich ja überhaupt nicht auf den Kriegsfuss „List um List" gegen den Schüler stellen, sondern sich mit ihm in gleicher Kampflinie zur Erringung gemeinsamer Ziele fühlen. Ich gedenke dabei des trefflichen Ausspruchs unseres unvergesslichen Kohlrausch's unter seinem Bilde: Des Lehrers wahrhaft bildende und belebende Kraft, dem Schüler gegenüber, beruht in seinem Charakter.

So habe ich es länger als ein Menschenalter hindurch gehalten zu meiner vollen Befriedigung und zum Besten, glaube ich, auch meiner nahezu zweitausend Schüler; auch die Konnivenz der oberen Schulbehörden, deren Bestimmungen „keine schriftliche Hausarbeiten erlaubten, die nicht vom Lehrer korrigiert wurden", gefunden, insofern der Vakat-Strich hinter meinem Namen in der Rubrik der wöchentlichen Korrekturen niemals ein Monitum erfahren hat. Hielt ich diesen Vakat-Strich auch nicht für recht und hätte es meine Arbeit richtiger bezeichnet, wenn statt des Strichs ein 4 — 5, die Zahl der wöchentlichen Hausarbeiten, die ich in ebensoviel Klassen leitete, gestanden hätte: so

Digitized by Google

habe ich doch nie anders als im Scherz gegen diesen Strich remonstriert, um den mich meine Kollegen ja ohnehin nur beneideten.

Masse ich mir nun auch durchaus nicht an, in meiner Behandlung der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten eine allgemeine Norm für alle geben zu wollen (hängt sie doch aufs innigste mit der Einrichtung des mündlichen Unterrichts zusammen, mit dem sie ein Ganzes ausmachen soll); und bin ich mir auch voll und ganz der alten Wahrheit bewusst: „eines schickt sich nicht für alle“: so glaube ich doch in der treuen Mitteilung einer glücklichen Erfahrung ein tröstendes und ermunterndes Beispiel für alle abgeben zu können, die gleich mir, das Bedürfnis fühlen, von einer unerträglichen Last sich zu befreien, indem ich an die Stelle der Korrektur des Lehrers die Selbstkorrektur des Schülers setzte. Ich schliesse mit der Bemerkung, dass der wahre Lehrer, gleich dem Künstler, ohne Bewusstsein der Regeln wirkt, die er anwendet, und die er vielmehr erst nachträglich aus seinem Werke erkennt.

Im Anschluss an den Vortrag ergreift Herr Professor Treutlein das Wort zum Vergleich mathematischer Schülerarbeiten mit sprachlichen.

Herr Bernhard stimmt mit der Tendenz des Vortrags überein, möchte aber auf den Schulen zeitweilige kleinere Aufsätze nicht missen.

Herr Öhler (Strassburg) macht die Bemerkung, dass ein ganz ähnliches Verfahren, wie das vorgeschlagene, in Strassburg schon seit längerer Zeit gehandhabt würde und sich bewährt habe.

2. Vortrag des Herrn Professor Dr. Bauer (Karlsruhe)

Vorführung einiger physikalischer Apparate.

Die Apparate, die vorgezeigt werden, sind folgende:

1) Die Poggendorffsche Fallmaschine.
2) Apparat zur Demonstration der Inklination der Magnetnadel.
3) Apparat, um die Ansammlung der Elektrizität auf der Oberfläche eines Körpers zu zeigen.
4) Neumannsches Modell einer Brückenwage.
5) Wiedemannscher Apparat, zur Demonstration des Vorgangs bei den intermittierenden Ausbrüchen des Geiser auf Island.
6) Volumenmesser, um direkt das spezifische Gewicht eines Körpers annähernd zu bestimmen.

Für die nächste Sitzung wurde folgende Tagesordnung festgesetzt:

1. Vortrag von Herrn Professor Rebmann (Karlsruhe): „Der naturgeschichtliche Unterricht in Gymnasien“.

2. Vortrag von Herrn Professor Strack: „Über mathematische Terminologie“.

3. Vortrag des Herrn Dr. Sachse aus Strassburg „Über einige Sätze vom vollständigen Viereck“.

4. (eventuell) Vortrag des Herrn Slawyk (Strassburg): „Zu den Polareigenschaften der ebenen Kurven dritter Ordnung“.

Herr Professor Treutlein ersucht, im Anschluss an 2. einige vom Redakteur Hofmann in der Zeitschrift angeregte Fragen zu entscheiden.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Freitag, den 29. September 1882.

1. Vortrag des Herrn Professor Rebmann (Karlsruhe):

Der naturgeschichtliche Unterricht im Gymnasium.

Es sind jetzt zweiundzwanzig Jahre, seitdem Rossmässler in seiner Schrift „der naturgeschichtliche Unterricht“ die Linien gezogen hat, innerhalb deren die Naturwissenschaften an der Schule zur Behandlung kommen sollen. Seine Worte, denen man in nahezu allen Punkten auch heute noch beistimmen muss, haben durch ihre erwärmende Begeisterung, durch die Klarheit der Auffassung, durch die Schärfe des Urteils nach allen Seiten anregend und befruchtend gewirkt; sie verdienen von jedem Lehrer gekannt und — befolgt zu werden. Aber noch lange sind die Ziele nicht erreicht, die dort gesteckt sind; gar vieles davon gehört noch in das Gebiet der frommen Wünsche. Was der einzelne Lehrer in der Praxis erstrebt und erreicht, entzieht sich naturgemäss bis auf seltene Fälle der allgemeinen Kenntnis. Manch fruchtbarer Gedanke, manche glückliche Anregung ist seitdem von einzelnen ausgegangen; aber auch eine Flut von Schriften aus berufenen und unberufenen Federn türmt sich dem entgegen, der in die Geheimnisse der Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichts einzudringen versucht. Jedenfalls aber bleiben die Erzeugnisse unsrer Presse in dem Teil, der die Schätze dieser Methodik in blankes Geld auszuprägen bestimmt ist, in den naturgeschichtlichen Lehrbüchern, die für die verschiedenen Schulen bestimmt sind, zumeist auch hinter bescheidenen Ansprüchen zurück. Die Bücher von Schilling, Leunis, Baenitz und wie sie alle heissen, beherrschen den Markt und finden ihre Käufer, alljährlich erblickt eine Menge ähnlicher Kompilationen das Licht der Welt: alle eingerichtet für Volksschulen, Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien, Mädchenschulen und zum Selbststudium, alle „nach methodischen Grundsätzen“, jede von einem halben Dutzend Schulbehörden unseres deutschen Reiches und einem ganzen Dutzend politischer und pädagogischer Tagesblätter mit warmen Empfehlungen auf den Lebenspfad ausgestattet. Vom pädagogischen und vielfach leider auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus muss man 90% derselben geradezu als Schund bezeichnen. Einen erfreulichen Anfang und eine wirkliche Wendung zum Bessern bilden einmal die „naturwissenschaftlichen Elementarbücher“ (Strassburg, Trübner) und dann der „Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie und Botanik“ von Vogel, Müllenhoff und Kieritz-Gerloff, welch letzterer zwar in bezug auf die Methode einen entschiedenen Fortschritt bezeichnet, indessen nach der wissenschaftlichen Seite nicht über jeden Tadel erhaben ist.

Wir wissen es alle und leiden auch alle darunter, dass die Naturgeschichte am Gymnasium vielfach nur in geringer Achtung steht, dass die Anerkennung ihres Wertes von seiten der übrigen Schulmänner weit hinter unsern Wünschen zurückbleibt. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, dass noch nicht alles geschehen ist, um die gewünschte Stellung auch beanspruchen zu dürfen, dass die Methodik unseres Unterrichts gegenüber der durch geradezu jahrhundertlange Arbeit erworbenen in Inhalt und Form so wunderbar ausgebauten Methodik der Sprachwissenschaften noch auf sehr jungen Füssen steht.

Damit hängt aufs engste zusammen der Mangel an geeigneten Lehrkräften, der ungünstig auf die Entwicklung des naturgeschichtlichen Unterrichts eingewirkt hat und

Digitized by Google

noch einwirkt. Seit verhältnismässig kurzer Zeit erst ist dieser Unterricht aus den Händen der Theologen in die der Mathematiker gefallen; die Zahl der ausschliesslich oder doch überwiegend naturwissenschaftlich gebildeten Lehrer ist noch äusserst gering. Eine Änderung dieser Verhältnisse liegt natürlich ausserhalb unserer Macht. Gründliche Besserung darin ist erst von der heranwachsenden Generation zu erwarten. Ich hoffe es noch zu erleben, dass von der Sturmflut Bildung suchender Menschen, die über unsere Gymnasien hereingebrochen ist, auch der stille Winkel des naturgeschichtlichen Unterrichts mehr als bisher belebt wird.

Die letzten hundert Jahre haben die Naturwissenschaften im Grunde erst geschaffen; die Entwicklung derselben in den letzten Menschenaltern hat in ihrer Rapidität kaum ihresgleichen in der Geschichte des menschlichen Geistes. Die unruhige Hast unsrer Tage hat sich in gewissem Sinn auch auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Arbeit fühlbar gemacht. Es ist daher bloss natürlich, dass der Lehrer, der sich in kurzen Fristen immer wieder mit veränderten Anschauungen, neuen Resultaten abzufinden hat, die Stetigkeit seines Standpunktes nur mit Mühe, in manchen Fällen auch gar nicht zu wahren vermag. Dies ist ein schwerer Missstand, der zudem in absehbarer Zeit sich nicht ändern wird. Verwandter Natur sind die Schwierigkeiten, welche die Auswahl aus der Überfülle des naturwissenschaftlichen Lehrstoffs verursacht. Sie sind schon seit Jahren Gegenstand ernster Überlegung für alle denkenden Schulmänner gewesen. Thatsächlich werden gerade hierin, in der Auswahl des Stoffs die schwersten pädagogischen Sünden begangen. Einerseits verleitet der Überreichtum den angehenden Lehrer zu unsicherm Tasten und planlosem Experimentieren, wozu der absolute Mangel an litterarischen Hülfsmitteln für die Einführung in die Praxis des Unterrichts das seine thut. Auf der andern Seite giebt es immer noch Lehrer, welche das ganze Füllhorn der eigenen Gelehrsamkeit über die armen Schüler ausschütten. Wenn solchen Verirrungen gegenüber Beschränkung und weises Masshalten allerseits gepredigt wird, so ist damit noch nicht viel geschehen. Nicht jeder denkt sich unter diesen Schlagwörtern etwas Genaues und in der Praxis üben viele die Beschränkung lediglich zu gunsten ihrer Spezialität. Vollständig wird sich das nie vermeiden lassen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der naturgeschichtliche Lehrstoff jemals in einer ähnlichen Weise festgelegt, gleichsam kodifiziert wird, wie das Material des sprachlichen Unterrichts. So lange aber wird den persönlichen Neigungen und Anschauungen des Lehrers ein breiter Spielraum bleiben; die richtige Persönlichkeit — und das ist ja die letzte und höchste Instanz für den Erfolg alles Unterrichts — wird aus einer solchen Freiheit für den Unterricht doppelten Nutzen zu ziehen wissen.

Behält man diese Thatsachen im Auge, so wird man zu dem Schluss gelangen, dass die erste Aufgabe, den naturgeschichtlichen Stoff für den Unterricht zu bestimmen, eine negative sein muss. Die erste Untersuchung hat zum Zweck, alle die Gebiete zu bestimmen, die als ungeeignet zum Unterricht von vornherein auszuschliessen sind, dann aber auch bei den übrigbleibenden die Grenzen festzusetzen, deren Überschreitung vom Übel ist. Ist das geschehen, so findet sich, dass unter dem überreichen Stoff, der immer noch übrig bleibt, sorgfältigste Sichtung und peinliche Prüfung auf den pädagogischen Wert des einzelnen notwendig ist.

Nun ist fernerhin vor kurzem von sehr bemerkenswerter Seite der Gedanke angeregt und begründet worden, dass der physikalische Unterricht nicht auf die obern

Digitized by Google

Klassen beschränkt bleiben dürfe, sondern schon in den untern Klassen eine Stelle finden müsse. Die Beobachtung ist ganz richtig, dass ein bloss beschreibender Unterricht bis Tertia incl. nicht imstande ist, die Schüler dauernd zu fesseln, dass bei diesen ein positives Bedürfnis nach Erklärung der Thatsachen und Erscheinungen sich laut und lauter geltend macht. Ferner, so wird behauptet, darf ein so wichtiger Unterrichtsgegenstand wie die Physik durch fünf ganze Jahre hindurch nicht einfach ignoriert werden. Diesem Gedanken kann nach meiner Ansicht vollständig Genüge geleistet werden, am besten wohl auf einem etwas andern Gebiet und in anderm Zusammenhang, als durch systematischen physikalischen Unterricht.

Um wenigstens ein äusserliches Bild von dem zu gewinnen, was in den fünf untern Klassen des Gymnasiums den Gegenstand des naturgeschichtlichen Unterrichts bildet, habe ich eine stattliche Zahl von Schulprogrammen daraufhin angesehen. Was sich mir darbot, war wie Klein Rolands Kleid

„. . . wie Regenbogen anzuschaun
Von Farben mancherlei.“

Die Aufzählung von Einzelheiten kann an dieser Stelle wohl unterbleiben; eine einfache Vergleichung von einem halben Dutzend Schulprogrammen wird die Richtigkeit dieses Wortes sofort augenfällig beweisen. Die Mehrzahl der Schulen hatte, soweit überhaupt ein Plan erkennbar war, oder soweit ein Kompromiss zwischen den verschiedenen wirkenden Kräften einen solchen zuliess, für Sexta und Quinta blosse Beschreibung von Pflanzen und Tieren angesetzt, in Quarta zumeist Vergleichungen, jedenfalls aber gipfelte der Unterricht in der Tertia für Botanik und Zoologie in der Systematik, für welche Beschreibungen und Vergleichungen in den niedern Klassen das Fundament zu legen haben. Das ist im grossen und ganzen die sogenannte Lübensche Methode. Am Ende des Unterrichts steht zumeist ein Kursus Anthropologie. Schulen, welche in Tertia noch einen Kursus Physik einschieben, sind bei der Widersinnigkeit eines solchen Plans ausser acht gelassen.

Die Nachteile dieses Plans hat wohl jeder schon empfunden, der mit ihm je gearbeitet hat; die Unmöglichkeit, von einem Tertianer eine auch nur halbwegs genügende Beschreibung einer Pflanze oder eines Tiers zu bekommen, weist deutlich genug auf die Stelle hin, an der die bessernde Hand anzulegen ist. Zudem weiss jeder, der schon Systematik unterrichtet hat, bei wie bescheidenen Ansprüchen der Lehrer Halt zu machen sich genötigt sieht. Folgt man nun gar den Bahnen, welche die wissenschaftliche Systematik in Botanik und Zoologie in den letzten Jahrzehnten eingeschlagen hat, mit einiger Aufmerksamkeit und fasst man die Ziele, denen sie zusteuert, scharf ins Auge, so muss man die pädagogische Verwendbarkeit der Systematik überhaupt in Frage stellen. Es ist nicht abzusehen, wie eine Systematik im alten Sinne des Worts überhaupt noch bestehen soll, deren Grundpfeiler so sehr ins Wanken geraten ist, wie heutzutag der Begriff der Art; und hundert fleissige Hände rühren sich von Tag zu Tag, um einen Stein um den andern davon wegzutragen.

Es wird also zunächst die Frage entstehen, welche von den verschiedenen Disziplinen, in welche sich die beschreibenden Naturwissenschaften gliedern, erweist sich als pädagogisch so verwendbar, um an Stelle der Systematik in den Vordergrund geschoben zu werden. Dass der allgemeine Zusammenhang nicht gelockert noch gar gelöst werden

Digitized by Google

soll, ist wohl selbstverständlich; ebenso dass die Systematik durchaus nicht vollständig aus der Schule ausgeschieden werden soll und kann.

Dass die Physik nicht den Mittelpunkt des ersten naturgeschichtlichen Unterrichts bilden kann, bedarf keiner besondern Begründung. In welchem Zusammenhang sie am besten und natürlichsten sich einfügt, soll an einer spätern Stelle zur Erörterung gelangen. Ferner ist vorausgesetzt, dass die auch bei uns bestehende Einrichtung, die Mineralogie in Verbindung mit der Chemie in Sekunda zu lehren sich der allgemeinen Billigung erfreut. Es bleiben also für die Unterklassen noch Zoologie und Botanik als Hauptgegenstände des naturwissenschaftlichen Unterrichts.

Vor allem nun sind Licht und Schatten zwischen beiden ungleich verteilt. Der lange Winter mit seiner köstlichen Arbeitszeit fällt nach dem wohl allgemein herrschenden Brauch der Zoologie zu; die Botanik muss sich in den heissen Tagen und den Hitzferien des kurzen Sommerhalbjahrs zurecht finden. Das ist schon an sich ein Übelstand, der sich dadurch nur noch schärfer fühlbar macht, dass diese Zeitverteilung zum pädagogischen Wert der beiden Gegenstände im umgekehrten Verhältnis steht. Der Gedanke, dass der Botanik ein weit höherer Wert für die Schule innewohnt als der Zoologie, dass sie deshalb auch bei dem Zeitausmass etwas besser als bisher bedacht werden muss, hat sich mir schon in der ersten Zeit meiner Lehrthätigkeit aufgedrängt. Seine ausführliche Begründung findet sich in der Vorrede zu R. v. Freyholds „Botanik“ und in desselben Verfassers „Kritischen Beiträgen zur Reform des naturgeschichtlichen Unterrichts“. Den dort niedergelegten Ausführungen kann ich mich in allen Hauptpunkten anschliessen.

Dass nun die Botanik nicht in allen ihren Teilen in gleichmässiger Ausdehnung zur Behandlung kommen kann, dass die einzelnen Zweige auch verschiedenen pädagogischen Wert haben, ist von vornherein klar. Dem schon erwähnten Buch, der „Botanik“ des Herrn v. Freyhold entnehme ich die folgende These, dass in der Botanik der systematische Unterricht in der Morphologie den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts zu bilden hat. Die vielfachen Verarbeitungen, welche die botanische Morphologie in den Schulbüchern bisher gefunden hat, liessen mich diesem Gedanken seinerzeit nur mit innerm Widerstreben nahe treten. Es ist ja nur der ödeste, dürrste Formalismus, der in den betreffenden Abschnitten sein Wesen treibt, der die scientia amabilis in einem ihrem innersten Wesen ganz fremden Licht erscheinen lässt und ihr schon mehr als einen Schüler entfremdet hat. Ich habe mich indessen durch das citierte Werk, zum Teil auch schon durch seine praktische Verwendung vollständig überzeugen lassen, dass in dieser Form die Morphologie einen exakten wissenschaftlichen Aufbau in der Schule gestattet und alle nötigen Eigenschaften besitzt, um mit voller Liebe gelehrt, mit Lust und Freude gelernt zu werden. Der Verfasser steht auf dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkt, war in besagtem Gebiet schon wissenschaftlich selbstthätig. Der Hauptwert des Buchs aber liegt in der Verarbeitung des an sich etwas spröden Materials, das Gelingen derselben ist um so anerkennenswerter, als es an Vorarbeiten darüber meines Wissens vollkommen fehlt. Der Verfasser erweist zudem der Schule eine eminente Wohlthat, indem er den Wust der althergebrachten Terminologie[1]) vollständig und endgültig über Bord wirft. Das

1) Wie weit die Terminologie als „Wissenschaft“ ausgebildet ist, erhellt abgesehen von den neuern Lehrbüchern von Seubert u. a. (auch das sonst so vortreffliche Buch von Behrens hat sich nicht

Digitized by Google

Buch ist trotz verschiedener Mängel ein tüchtiger Schritt vorwärts, es macht die Morphologie der Pflanzen erst schulfähig.

Nächst der Morphologie würden einzelne Kapitel aus der Pflanzenphysiologie in den botanischen Unterricht einzuschliessen sein. Dabei scheint mir vor allem wünschenswert, hier mehr als bisher auf Grundlage des Experiments aufzubauen. Ein einfaches Experiment — und andere als solche vorzuführen verbietet schon die geistige Reife der Schüler — an der Pflanze wird dem Tertianer mindestens ebenso verständlich sein, als dem Sekundaner elektrische und magnetische Versuche. Was über Wesen und Wert des physikalischen Experiments zu sagen ist, gilt mutatis mutandis im vollen Umfang auch für botanisch-physiologische Versuche. Dazu kommt, dass der Lehrer der Physik nur dankbar sein kann, wenn das Verständnis des physikalischen Experiments vorbereitet und erleichtert wird.

Im einzelnen ist der pädagogische Wert der verschiedenen Teile der Physiologie sehr verschieden. Für die Pflanzenchemie fehlen alle Vorbedingungen, sie kann kaum in den rohesten Umrissen Gegenstand des Gymnasialunterrichts sein. Dasselbe gilt für den histologischen Teil der Anatomie. Histologie an Abbildungen zu lehren ist ein Unding. Nie und nimmer wird dem Schüler die Reduktion der Verhältnisse auf die natürlichen Masse gelingen; und das Mikroskop gehört ein für allemal nicht in die Schule. Ich kann nicht verstehn, wie ein Mann, dessen Name sonst einen so guten Klang hat (Behrens, 'der naturhistorische und geographische Unterricht auf den höhern Lehranstalten') in seinem Lehrplan mikroskopische Demonstrationen aufnehmen kann. Wer an sich selbst schon erfahren hat, wie langsam und schwer sich mikroskopisches Sehen lernt, wer andrerseits Sinn hat für die wenige kostbare Zeit, die dem Lehrer zur Verfügung steht, wird meiner Behauptung beistimmen, dass mikroskopische Demonstrationen auch in Obersekunda oder Prima durchaus zu verwerfen sind. Ausgewählte Partieen aus den übrigen Kapiteln der Physiologie bieten nach meinen eigenen Erfahrungen sehr wertvollen Lehrstoff. Jedenfalls muss die Lehre von den allgemeinen Lebensbedingungen der Pflanzen zur Behandlung kommen. Das Ausmass des Stoffs darin sowie in der Pflanzengeographie muss dem Lehrer überlassen bleiben.

Von der Physiologie hat sich in der neuesten Zeit die Biologie abgelöst. Wenn irgend ein Zweig der Wissenschaft, so gehört dieser als im höchsten Grad anregend in die Schule. Die hierher gehörigen Untersuchungen und deren Ergebnisse sind neuen und neuesten Datums; so ist ihre Verarbeitung für die Schule denn auch in dem Lehrbuch von Behrens zum erstenmal versucht worden.

Was nun endlich die Systematik betrifft, so bildet sie bekanntlich wenn nicht den schwierigsten, so doch jedenfalls einen heftig umstrittenen Teil des ganzen Unterrichts. Behandelt man sie als Selbstzweck, wie es ja nach den meisten heutigen Lehrplänen der Fall ist, so ist selbstverständlich in der Botanik nur eines der „natürlichen" Systeme verwendbar. Wie misslich aber die Sache in der Praxis steht, erhellt schon daraus, dass der Lehrer, resp. Verfasser eines Lehrbuchs eine Wahl zwischen einem Dutzend mehr oder

ganz aus dem Bann der alten Terminologie lösen können) aus dem „Handbuch der Terminologie" von Bischof, das zur Erläuterung seines mehrbändigen Textes eines Atlanten mit mehr als 2000 Abbildungen bedarf.

Digitized by Google

weniger vortrefflicher Systeme zu treffen hat. Über „das“ System sind ja unsere Gelehrten nichts weniger als einig. Ein Blick auf eines dieser Systeme zeigt schon, dass mehr als die gröbsten Umrisse überhaupt nicht gelehrt werden können. In dem ausgezeichneten Buch von Behrens z. B. ist ein System zur Behandlung in der Schule empfohlen, das die einheimischen Phanerogamen (mit Ausschluss der Nadelhölzer) in 3 Typen, 16 Klassen und 64 Familien unterbringt. Soll diese Auswahl von Familien nochmals durch ein Sieb getrieben werden, so dürfte doch leicht der Zusammenhang vollständig verloren gehn, um so leichter, als, wie der Verfasser an einer andern Stelle selbst auch sagt, der deutschen Flora die für die Systematik wichtigsten und typischsten Familien vollständig fehlen. Eine Behandlung des Systems im ganzen dort angegebenen Umfang wäre aber geradezu eine pädagogische Monstrosität. Die geringe Plasticität eines jeden natürlichen Systems wird seiner Brauchbarkeit in der Schule stets hindernd im Weg stehn, will man nicht zu gezwungenen Teilungen und künstlichen Kategorieen greifen. Ein System, das nicht mit deutlich fassbaren Merkmalen eine übersichtliche Gruppierung ermöglicht, bei dem trennende und verbindende Eigenschaften so geringfügig sind, dass der Schüler sie entweder übersieht oder deren Wert als typische Merkmale er nicht klar versteht, ist in der Schule gar nicht oder nur im beschränktesten Mass brauchbar. Deswegen hat auch die zoologische Systematik einen viel höhern pädagogischen Wert; die Gliederung ist eine viel reichere und die typischen Merkmale sind vielfach der Art, dass sie auch dem Schüler in die Augen springen. Zudem bringt dieser die Grundlagen der zoologischen Systematik schon mit, versteht auch schon, die meisten Tiere in gewisse Gruppen unterzubringen, die sich im grossen und ganzen mit Gruppen der wissenschaftlichen Systematik decken, wenn er auch die Einteilung nicht nach den Definitionen der Begriffe, sondern bloss nach Beispielen ausführt. Das trifft nun für die Botanik gar nicht zu. Teilt der Schüler die Pflanzen überhaupt ein, so geschieht es in einer Weise, die vom Lehrer erst wieder „ausgejätet“ werden muss. Alle diese Gründe sprechen dafür, dass die Systematik in der Botanik auf das äusserste beschränkt werden muss. Ihre Grundlagen indessen müssen gelegt werden und zwar so früh als möglich. Schon der Sextaner versteht, warum Labiaten, Cruciferen unter einander verwandt sind, so gut als er einen Sperling als Vogel, einen Hecht als Fisch anerkennt. Der Verwandtschaftsnachweis muss an einem halben Dutzend Familien in den ersten drei Jahren immer und immer wieder geführt werden; darauf kann das übrige aufgebaut werden. Für die Behandlung der wahren wissenschaftlichen Systematik aber fehlt in der Schule alle und jede Voraussetzung jener Systematik, die allerdings Krone und Blüte der ganzen Wissenschaft ist, die in dem Bestreben, den genetischen Zusammenhang aller Organismen zu erschliessen, an den höchsten und letzten Aufgaben aller Wissenschaft arbeitet.

Noch ein Wort über das Bestimmen von Pflanzen! Dass in beschränktem Masse Übungen im Bestimmen von Pflanzen angestellt werden müssen, schon als Anregung für die private Thätigkeit des Schülers, halte ich trotz des absprechenden Urteils einer Reihe von Botanikern aufrecht. Von allen Seiten wird zugegeben, dass der Schüler die Kenntnis einer Anzahl von Pflanzen besitzen muss, so gut als sich Sprachunterricht ohne einen bestimmten Wörterschatz nicht denken lässt. Über die Art und Weise indessen, wie diese Kenntnis zu erwerben ist, gehn die Meinungen auseinander. Was nun von solchen, welche das Bestimmen der Pflanzen verwerfen, als Ersatz dafür vorgeschlagen

Digitized by Google

wird, hat mich durchaus nicht überzeugen können. Beim Bestimmen der Pflanzen ist der Schüler noch am ersten selbstthätig. Was er sich auf diesem Weg erarbeitet, prägt sich dem Gedächtnis viel treuer ein, als was er aus dem Mund des Lehrers, auch des besten, erfährt. — Ein Missstand wird freilich dabei kaum je zu vermeiden sein. So lange es nicht eine brauchbare, d. h. auch für den Schüler übersichtliche Bestimmungstabelle giebt, die im wesentlichen sich mit dem natürlichen System deckt, wird sich die Verwendung des Linnéschen Pflanzensystems nicht vermeiden lassen. Nicht dass ich zur Verteidigung desselben auch nur ein Wort verlieren möchte oder mir der Schattenseiten desselben nicht in vollem Mass bewusst wäre. Erfahrungsgemäss rückt aber jede Bestimmungstabelle in den Augen des Schülers zum Rang eines Systems vor. Wenn man sich nun schon mit einer mangelhaften Tabelle durchhelfen muss, so entspricht aus praktischen Gründen wie aus Rücksichten der Pietät das Linnésche System den Anforderungen noch am besten. Der Nachteil des Nebeneinanders zweier Systeme über denselben Gegenstand stellt sich übrigens nach allen meinen Erfahrungen als nicht so schlimm dar, wenn man in der schon angedeuteten Weise lange vorher die Grundlagen für das natürliche System gelegt hat und das Linnésche System als speziell nur zum Aufsuchen der Pflanzennamen bestimmt lernen und praktisch verwenden lässt.

Was nun die Zoologie betrifft, die nach dem vorhergegangenen erst an zweiter Stelle in Betracht kommt (trotzdem sie mir durch meine Spezialstudien besonders lieb geworden ist), so wünschte ich, dass ihr in der Schule eine ähnliche Behandlung zu teil würde, wie sie der Botanik zugedacht ist. Nur liegen hier die Verhältnisse im allgemeinen viel schlimmer, da trotz des Überreichtums an ideell verwendbarem Material in wohl den meisten Fällen durch die Beschaffenheit der betreffenden Schulsammlung[1]) die Marschroute des Lehrers gebunden sein wird; ein Umstand, an dem schliesslich auch die besten Absichten scheitern müssen. Diesem Übelstand entgeht man zu einem kleinen Teil, wenn man, was eigentlich eine selbstverständliche Sache ist, alles was an lebendem Unterrichtsmaterial überhaupt aufzutreiben ist, auch mit voller Energie in den Unterricht hineinzieht. Das empfiehlt sich um so mehr, als bekanntlich die Kenntnis unsrer einheimischen Tierwelt nicht immer der Glanzpunkt des zoologischen Unterrichts ist und die Liebe zu ihr nur auf diesem Weg richtig geweckt werden kann. Die exotische Fauna tritt dem

1) Die Schulsammlungen sind, das haben wohl die meisten von uns schon erfahren, ein dunkler Punkt am Himmel des naturgeschichtlichen Unterrichts. Wir empfinden es schmerzlich, dass die Mittel, die für Gründung und Erhaltung der naturhistorischen Schulsammlungen im allgemeinen vorhanden sind, unseren Wünschen nur in den seltensten Fällen entsprechen; und das wird sich auch in absehbarer Zeit nicht ändern. Sehr vieles liegt übrigens in der Hand des Lehrers, der mit einiger Liebe und Sachkenntnis sich seiner Sammlung annimmt. (Ich erinnere hier nur an Insektensammlungen.) Ferner steht der angehende Lehrer seiner Sammlung ganz fremd gegenüber, wenn nicht aussergewöhnliche Umstände ihn die nötige Erfahrung haben gewinnen lassen. Muss er sich diese erst sammeln, so geschieht es auf Kosten der Schule resp. des Staates, und ich dächte, Gründe giebt es genug, auch mit dessen Geld sparsam umzugehen. Meiner Ansicht nach sollten an den Universitäten praktische Kurse eingerichtet werden, in denen der künftige Lehrer in der Behandlung von naturhistorischen Sammlungsgegenständen unterwiesen wird, so gut wie in physikalischen Instituten Belehrung über den Gebrauch von physikalischen Apparaten erteilt wird. Für Neueinrichtung und Vermehrung der Sammlungen weise ich keinen besseren Rat, als den Hinweis auf die Vorschläge, die Rossmässler in der schon erwähnten Schrift über die Einrichtung von Sammlungen gemacht hat. Jene Vorschläge enthalten mit wenigen Abänderungen das, was auch heute noch mustergiltig ist.

Digitized by Google

kindlichen Gemüt durch allerlei Lektüre schon nahe genug; und es dürfte schwer halten, den Löwen von seinem Ehrenplatz in der Knabenphantasie zu verdrängen.

Auf der andern Seite hat die Zoologie den Vorteil, dass ihre Systematik in viel ausgedehnterem Mass pädagogisch verwendbare Elemente enthält und in der Schule deshalb auch einen viel weitern Spielraum erhalten kann als die botanische Systematik. Trotzdem aber sollten von allem Anfang an alle morphologischen resp. vergleichend anatomischen Momente, die sich überhaupt zur Behandlung in der Schule eignen, betont und nach und nach zum Angelpunkt des Unterrichts gemacht werden. Daraus ergiebt sich der zweite Punkt von selbst, dass die verbindenden Elemente mehr als die trennenden in den Vordergrund geschoben werden sollen, dass der Zusammenhang zwischen den einzelnen Tierkategorien schärfer als bisher hervorgehoben werden muss und zwar nicht bloss der Zusammenhang zwischen Tier und Tier, sondern auch zwischen Tier und Mensch.

Vergleichende Anatomie in der Sexta: das bedarf wohl noch der Erklärung. Man darf sich nur nicht durch den Namen schrecken lassen; die Sache ist harmloser, als sie aussieht. Förmliche Vergleichungen, welche ja das meiste Material nach dieser Richtung liefern, können erst auf einer spätern Stufe mit Nutzen angestellt werden. Aber Analogien und Homologien einfacher Art, Vergleichungen zwischen Hand und Fuss, zwischen Vorder- und Hintergliedmassen bei Mensch und Tier, der Hautgebilde, Betrachtung der Gestaltung und Bedeckung der letzten Finger- und Zehenglieder in den verschiedenen Tiergruppen u. s. w. lassen sich schon auf der untersten Stufe mit grossem Nutzen anstellen. Die Auswahl, Verteilung und Anordnung des anatomischen und morphologischen Materials so wie der sich daran anknüpfenden physiologischen und biologischen Momente gedenke ich an einer andern Stelle ausführlicher zu besprechen. Jedenfalls werden bei einer derartigen Behandlung, bei der ja natürlich auch die Beschreibung in den passenden Grenzen zur Geltung kommt, sofort die Schranken fallen, die ein auf die Systematik als Endziel hinführender Unterricht zwischen Art und Art, zwischen Klasse und Klasse aufrichtet. Für besonders wichtig halte ich es, dass von der ersten Stunde an der Mensch als in seinem Bau den Tieren völlig gleichstehend immer und immer wieder in die Besprechung hineingezogen wird. Die früheste Erziehung unserer Jugend ist ja ganz dazu angethan, beim jungen Menschenkind das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mit anders gearteten Geschöpfen ja nicht aufkommen zu lassen. Ich habe auch genugsam beobachtet, wie tief das erhabene Gefühl der Menschenwürde im Sextaner gekränkt wird, wenn an ihn zum erstenmal das Ansinnen herantritt, sich selbst mit dem Tier in eine Parallele zu stellen. Man darf den psychologischen Gewinn daraus nicht zu gering anschlagen. Einen weitern Vorteil bietet die konsequente Durchführung dieser Methode für den Unterricht in der Anthropologie. Eine ganze Reihe von Gegenständen (ich erinnere beispielshalber an die Osteologie), die unter andern Umständen nur mit Mühe zu überwältigen sind, bereiten als ganz leicht verständliche, in den Grundzügen schon vollständig gekannte Dinge keinerlei Schwierigkeiten mehr.

Der Lehrer der Naturgeschichte wird aber seine Arbeit nur mit halbem Erfolg thun, wenn er unbeirrt von dem, was rechts und links von ihm vorgeht, seinen Weg verfolgt. Zur vollen Nutzbarmachung der naturgeschichtlichen Stunden ist es unbedingt nötig, mit den übrigen Unterrichtszweigen stets Fühlung zu behalten. Zuvörderst muss in formaler Beziehung jedes Wort des Schülers und des Lehrers die Probe vor jedem

Digitized by Google

Sprachlehrer bestehen können; jede Naturgeschichtsstunde muss deutsche Stunde sein; jeder naturgeschichtliche Stoff kann und muss zu Sprechübungen verwandt werden. Diese bilden auf den untern Stufen ein um so wertvolleres Material, als dort im deutschen Unterricht die Sprechübungen wohl ausschliesslich in der Wiedergabe von Erzählungen bestehen, also Ereignissen, die in der Zeit aufeinander folgen; in der Naturgeschichte dagegen werden Dinge beschrieben, die im Raum nebeneinander liegen. — Nach der stofflichen Seite könnte und sollte die Naturgeschichte aus ihrer Isolierung befreit werden. Die Beziehungen zur Mathematik kommen erst in Physik, Chemie und Mineralogie, also in den obern Klassen zur Geltung, müssen desshalb hier ausser Betracht bleiben. Dagegen möchte ich an dieser Stelle eine Forderung aufstellen und begründen, die zwar heute nicht zum erstenmal gestellt wird, indessen nicht oft genug wiederholt werden kann: das Verlangen nach Vereinigung des geographischen und naturgeschichtlichen Unterrichts.

Die Naturgeschichte in der Schule soll in der That eine Geschichte der Natur sein, nicht einzelner Objekte, sondern der ganzen Natur, in dem Sinn, wie es Rossmässler in seiner schon erwähnten Schrift so warm ausgeführt hat. Die goldenen Worte, die er als Motto seiner Schrift vorangestellt hat, wiederhole ich auch hier: „Die Natur ist unser aller gemeinsame Heimat, in der ein Fremdling zu sein jedermann Schande und Schaden bringt.“ Dazu ist vor allem von nöten, dass wir unsere Mutter Erde mit den Augen betrachten lernen, mit denen sie der Naturforscher sieht, und dazu wieder, dass der Lehrer der Naturgeschichte auch Lehrer der Erdkunde ist und deren Unterricht vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus erteilt werde. Die Erde ist ein Naturkörper und wird von Naturkräften beherrscht, auf welche der Mensch keinerlei Einfluss hat. Zwar hat er einem grossen Teil der festen Erdrinde sein ursprüngliches Aussehen genommen: Strassen und Eisenbahnen durchziehen die Ebene, überschreiten Berge und Flüsse; Kanäle verändern den Lauf der Ströme; auf allen bebauten Strecken ist die Flora und damit zusammenhängend die Fauna von Grund aus durch des Menschen Hand verändert. Aber unendlich dünn ist diese Decke; in den jüngsten Tagen haben wir mit Schaudern gesehen, wie ein Aufbrausen der Naturkräfte jahrelange Arbeit von tausend fleissigen Händen einfach von der Erde wegwischt. Für uns kann nicht der Mensch und seine Werke bei der Erdkunde im Vordergrund stehen, sondern die Erde selbst in ihrer Stellung in der Welt, in ihrem Bau, mit ihrer Verteilung von Wasser und Land, Ebene und Gebirge, vor allem aber die Erde als ein der steten Veränderung unterworfener Naturkörper. Gerade das ist von hohem pädagogischem Wert, das Leben der Erde, die Summierung der Wirkungen von minimalen, aber stetig an ihr und auf ihr arbeitenden Kräfte zu demonstrieren. Unser Gedächtnis ist ein schlechter Hüter unseres Wissens; wer aber gelehrt worden ist, mit richtigem Sinn auf Wind und Wetter zu achten, wer ein einziges Mal aufmerksam und richtig beobachtet hat, wie ein Regentag auf die Erde wirkt, wie ein angeschwollener Fluss arbeitet, wie Eis und Frost an den Gebirgen nagen, wie der Regenwurm den Boden lockert, wer gelernt hat, die Sprache zu verstehen, die Steine und Felsen reden, der hat ein Stück Weltgeschichte im besten Sinn des Worts gelernt und er hat es unvergesslich gelernt. Denn dem einmal geöffneten Auge drängen sich diese Thatsachen und Erscheinungen immer wieder auf.

Eine solche Geographie ist allerdings verschieden von der, welche in der Schule gelehrt wird. Diese müht sich noch immer, sich aus den konventionellen Banden zu

Digitized by Google

befreien, mit denen sie bis heute mit der Geschichte zusammengeschmiedet ist. Von vielen Seiten sträubt man sich aber hartnäckig gegen eine solche Trennung und wie ich glaube, sehr mit Unrecht. Die Geographie ist allerdings mit einer Reihe historischer Elemente versetzt. Aber diese können und müssen erst in zweiter Linie in Betracht kommen, um so mehr als die Geschichte nicht bloss in der ihr direkt zugewiesenen Stunden, sondern auch in den wichtigsten sprachlichen Fächern, Latein und Griechisch, in reichem Mass zur Geltung gelangt.

Mit der Loslösung der Geographie von der Geschichte und Zuteilung derselben zur Naturgeschichte müsste eine Verschiebung des Stoffs in dem oben angedeuteten Sinn und eine wesentliche Änderung der Methode Hand in Hand gehen. Der Vorteil davon wäre, dass das geographische Verstehen und Können ganz erheblich gewinnen würde, dagegen müsste das, was man als geographisches Wissen bezeichnet, einige Einbusse erleiden. Denn dieses ist zum grössten Teil Gedächtniswerk und unterliegt in hohem Grad dem Vergessenwerden. Wie viel Arbeit aber gerade auf diese Dinge immer und immer wieder verwandt werden muss, weiss jeder Lehrer; und nicht bloss von diesem Standpunkt aus ist eine Reduktion dieses Teils des geographischen Lehrstoffs angezeigt. Die Philologen verwahren sich ja auch dagegen, im fremdsprachlichen Unterricht zur Sprachfertigkeit erziehen zu wollen. Warum hält man denn an einem ähnlichen Ziel in der Geographie so zäh fest? Die Atlanten werden durch den Unterricht doch nicht entbehrlich gemacht. Auch leben wir nicht mehr in der guten alten Zeit, in der der Besitz eines Atlanten eine Merkwürdigkeit und eine Reise auf zehn Meilen ein Unternehmen auf Leben und Tod war. In unsrer Zeit der billigen Atlanten und noch billigern Rundreisebillets lehre man unsre Jugend ihre Augen richtig gebrauchen, nicht bloss in der Karte, sondern auch draussen in Wald und Feld.

Dazu bedarf es aber einer veränderten Methode, die von allem Anfang an und mit voller Konsequenz auf der Induktion beruht und im wesentlichen die Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichts sein muss. Ein Punkt daraus scheint mir von besonderer Wichtigkeit zu sein, um so eher als er augenblicklich viel besprochen wird. Von den Geographiepädagogen wird das stete Zeichnen im Unterricht auf das lebhafteste befürwortet; es hat sich darin auch schon eine gewisse Methode ausgebildet, deren Blüte darin gipfelt, äusserst komplizierte Netze zu entwerfen zur „Erleichterung" der Auffassung und Wiedergabe topographischer Verhältnisse. Die „zeichnende Methode", wenn man dieses sprachliche Monstrum schon einmal adoptieren will, hat für die Naturgeschichte hohen Wert. Die Zeichnung hilft die Vorstellungen der Formen von Naturkörpern, welche der Schüler gesehen hat, im Gedächtnis fixieren und erleichtert deren Reproduktion, mag auch die Zeichnung mehr oder weniger schematisch sein. Mit dem geographischen Zeichnen verhält es sich aber anders. Die Karte ist ein symbolisches und verkleinertes Bild von Dingen, die der Schüler zum weitaus grössten Teil nie gesehn hat, von denen er eine Vorstellung nicht hat und nicht haben kann. Im Unterricht wird nun ein Kartenbild mechanisch in seine einzelnen Elemente zerlegt und ebenso mechanisch in fortschreitender Komplikation wieder zusammengefügt. Diese Arbeit ist ein vortreffliches mnemotechnisches Hilfsmittel, aber nichts mehr. Kein Schüler wird dadurch befähigt, aus dem Kartenbild nun die Vorstellung des wirklichen Landschaftsbilds zu gewinnen. Man macht oft genug die Beobachtung, wie wenige Menschen überhaupt dazu imstande sind, wie wenige es verstehn im Terrain

Digitized by Google

Karten zu lesen. Der Grund ist einfach der, dass sie nie gelehrt worden sind, selbst solche zu konstruieren. Das ist aber eine Aufgabe der Schule, und der Forderung, die Schüler in Terrainaufnahmen zu unterweisen, wenn auch nur der einfachsten Natur und ohne alle technischen Hilfsmittel, wird sich auf die Dauer keine Schule und kein Geographielehrer entziehen können. Dreizehn- und vierzehnjährige Kadetten werden im Croquieren unterrichtet und müssen, wenn sie als sechzehnjährige Fähnriche zu ihren Regimentern entlassen werden, schon eine ziemlich weitgehende Fertigkeit darin erlangt haben. Ob nun die Kadetten in ihrer Begabung und Schulung so weit über unsern Quartanern und Tertianern stehn, dass wir eine derartige Forderung an unsre Schüler nicht stellen können, wage ich nach meinen Erfahrungen nicht zu entscheiden.

Auf diesem Weg und unter diesen Umständen erst kann die Geographie vollständig nutzbringend verwandt, der natürliche Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen Geographie und Naturgeschichte hergestellt und gesichert werden. Dabei würde auch der zu Anfang erwähnten Forderung Genüge geleistet, dass der physikalische Unterricht schon in den untern Klassen eine Stelle finden soll. Bei der Erörterung der einfachern geologischen Verhältnisse, bei der Besprechung der physikalischen Geographie (welche auf alle Klassen verteilt und ausgedehnt werden muss, nicht bloss wie jetzt auf die unterste, oder aus allem Zusammenhang herausgerissen auf die oberste beschränkt werden darf) muss eine Menge physikalischer Fragen zur Behandlung kommen. Dass das möglich ist, und wie — dafür verweise ich auf „Huxley, allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften“ (Strassburger Elementarbücher), „Geikie, Lehrbuch der physikalischen Geographie“, in dem die induktive Methode ganz meisterhaft gehandhabt ist, desselben Verfassers „Geologie“ und „physikalische Geographie“ (Elementarbücher) und auf das sehr bemerkenswerte Schriftchen von Piltz, „Fragen und Aufgaben für die Naturbeobachtung des Schülers in der Heimat“, eine Arbeit, die auf dem Boden der Stoyschen Erziehungsmethode und unter der Anleitung dieses geschätzten Pädagogen entstanden ist.

Ich weiss wohl, dass die im vorstehenden aufgestellten Forderungen und Vorschläge auf rasche Verwirklichung nicht zu hoffen haben. Aber ich habe die feste Überzeugung, dass dies die einzige Art ist, den naturgeschichtlichen Unterricht an sich auf den richtigen Boden zu stellen und in den naturgemässen Zusammenhang mit den verwandten Disziplinen zu bringen; ebensogut wie es meine unerschütterliche Überzeugung ist, dass es nur eine Frage der Zeit ist, dass man die Naturgeschichte in ihrer Bedeutung, in ihrem pädagogischem Wert allgemein soweit anerkennt, um ihr in der einen oder andern Form ihren Platz im ganzen Gymnasium anzuweisen.

Im Anschluss an den Vortrag entspinnt sich eine lebhafte Debatte.

Herr Professor Platz (Karlsruhe) stimmt dem Redner bei, dass der geographische Unterricht in die Hände der Naturgeschichtslehrer zu legen sei. Er beklagt die Verlegung des naturgeschichtlichen Unterrichts aus den oberen in die unteren Gymnasialklassen.

Mit der Abtretung des Vorrechtes an die Botanik, der Zoologie gegenüber erklärt sich Herr Platz nicht einverstanden, da das Material zu jener schwer zu beschaffen sei, und die Schwierigkeit mancher Gebiete (Physiologie u. s. w.) Schranken setze.

Herr Professor Dr. von Freyhold (Pforzheim) legt in längerer Ausführung das Verhältnis des naturgeschichtlichen Unterrichts zu dem übrigen, so wie desjenigen der Zoologie zur Botanik dar. Die Unterrichtsgegenstände zerfallen in

Digitized by Google

a) dogmatische (Sprachen, Geschichte u. s. w.),
b) streng logische (Mathematik),
c) anschauungsgemässe (Naturwissenschaft).

Daher müsse letztere die Anschauung auch als Hauptzweck bethätigen; das geschehe aber weit mehr in der Botanik, wo man jedem Schüler ein Exemplar in die Hand geben könne und wo die Unterscheidung angemessene Schwierigkeit bereite (Blüte und Blätter u. s. w.), so dass sie das Unterscheidungsvermögen weit mehr als die Zoologie übe. Letztere habe ausserdem den Nachteil, für das Verständnis des Lebens ganz wesentliche Punkte (wie die Geschlechtsverhältnisse) übergehen zu müssen.

Herr Professor Dr. Treutlein (Karlsruhe) betont ebenfalls die Wichtigkeit der Ausbildung des Anschauungsvermögens im naturgeschichtlichen Unterricht, will aber, falls der Lehrplan bis jetzt eben nicht mehr Stunden gewähre, die oberen Klassen des Gymnasiums wesentlich dem Physikunterricht zugeteilt wissen.

Herr Oberlehrer Dr. Simon (Strassburg) verneint die Wichtigkeit der Frage, ob Zoologie oder Botanik den Vorzug verdiene, da es nur darauf ankomme, wie der Unterricht gegeben werde.

Herr Oberlehrer Dr. Slawyk (Strassburg) teilt die Erfahrungen mit, die im Elsass in betreff der Erteilung des Geographieunterrichts durch die Naturgeschichtslehrer gemacht worden seien. Obwohl dort dieser Unterricht durch eine Vorschrift der Schulbehörden den Naturgeschichtslehrern übertragen werden sollte, findet es nur in wenigen Fällen statt, da sich nur wenige geeignete oder geneigte Naturgeschichtslehrer finden.

Herr Professor Dr. Platz (Karlsruhe) hebt hervor, dass die geschichtliche Geographie von der andern zu trennen und in den Geschichtsunterricht zu verweisen sei.

Herr Professor Dr. von Freyhold tritt der von Herrn Simon ausgesprochenen Ansicht entgegen.

Herr Reallehrer Bopp (Karlsruhe) spricht sich gegen das Pflanzenholen der Schüler aus, da dadurch einigen Pflanzen Ausrottung drohe.

Herr Professor Gelzhorn erklärt sich mit den im Vortrag ausgesprochenen Ansichten vollständig einverstanden.

Herr Slawyk macht noch eine Bemerkung zu seinen früheren Aussagen.

2. Vortrag des Herrn Dr. Sachse (Strassburg):

Über einige Eigenschaften des ebenen Vierecks und damit verwandter ebener Figuren und von Ebenen begrenzter Körper.

(Auszug.)

I.

Den Ausgangspunkt der folgenden Untersuchungen bildet ein Satz über das ebene Viereck, der trotz der Reichhaltigkeit der Arbeiten über diesen Gegenstand, soweit mir bekannt, noch nicht ausgesprochen worden ist. Die Eckpunkte eines ebenen Vierecks (s. Fig. 1) heissen A, B, C, D, der Diagonalenschnittpunkt E und die Nebendiagonale e. Die Seiten AB, BC, CD, DA werden mit 1, 2, 3, 4 bezeichnet und darauf die Indices bezogen. 1 und 3 schneiden sich in G, 2 und 4 in F.

Der betreffende Satz lautet alsdann: „Schneidet eine Gerade g die Seiten eines Vierecks $ABCD$ in den Punkten $P_1 P_2 P_3 P_4$ und verbindet man diese Punkte mit dem

Diagonalenschnittpunkt E durch Gerade, so treffen dieselhen die Gegenseiten in den Punkten $\Pi_3, \Pi_4, \Pi_1, \Pi_2$, welche ebenfalls auf einer Geraden γ liegen, die sich mit g auf e schneidet"[1]). Der reciproke Satz heisst: „Gehen von einem Punkte P der Ebene Strahlen $p_1 p_2 p_3 p_4$ nach den Eckpunkten des Vierseits *abcd* und verhindet man die Schnittpunkte, welche diese Strahlen auf der Nehendiagonale e hestimmen, mit den Gegenecken durch Strahlen $\pi_3 \pi_4 \pi_1 \pi_2$, so gehen die letzteren Strahlen ebenfalls durch einen Punkt Π, welcher mit P und dem Diagonalenschnittpunkt E auf gerader Linie liegt".

Einen elementaren Beweis für den angeführten Satz habe ich im 6. Hefte der Zeitschrift für Mathematik und Physik, herausgegeben von Schlömilch und Cantor. 1882. mitgeteilt. Wir gewinnen aher allgemeinere Gesichtspunkte, wenn wir beachten, dass g und γ die Geraden e und SE harmonisch trennen und somit einer Geraden g ein und dieselbe Gerade γ entspricht in hezug auf alle Vierecke von demselben Diagonalenschnittpunkt E und derselben Nebendiagonale e.

Wir betrachten zwei perspektivische Strahlbüschel mit der Durchschnittsgeraden e, von denen das eine den Punkt Π_1, das andere den Punkt P_3 zum Mittelpunkte haben möge. Zieht man von irgend einem Punkte F von e aus zwei Geraden t_2 und t_4, so werden diese von den Strahlbüscheln in perspektivischen Punktreihen geschnitten. Die Verbindungslinien sämtlicher Paare entsprechender Punkte müssen also durch einen Punkt E auf dem Doppelstrahle $\Pi_1 P_3$ gehen. Ist jetzt g ein heliebiger Strahl des Büschels P_3, und schneidet g t_2 und t_4 resp. in den Punkten P_2 und P_4, so verbinde man Π_1 mit P_2 und P_4. Es möge e von $\Pi_1 P_4$ in S und von $\Pi_1 P_2$ in S' geschnitten werden. Zieht man dann $P_3 S$ und $P_3 S'$, die entsprechenden Geraden zu $\Pi_1 S$ und $\Pi_1 S'$ und nennt den Schnittpunkt von $P_3 S'$ mit t_4 Π_4 und den Schnittpunkt von $P_3 S$ mit t_2 Π_2, so müssen $P_4 \Pi_2 E$ und $P_2 \Pi_4 E$ auf gerader Linie liegen. Also ist die Gerade $\Pi_4 \Pi_2$, welche wir von jetzt ab mit γ hezeichnen wollen, der entsprechende Strahl zu $P_4 P_2$ oder g und muss somit durch Π_1 gehen. Und g und γ müssen sich auf e schneiden.

Betrachten wir nun irgend zwei entsprechende Strahlen t_1 und t_3, dann hilden die Strahlen $t_1 t_2 t_3 t_4$ ein Vierseit, dessen Diagonalen sich in E schneiden, und dessen Nebendiagonale e ist. Trifft g t_3 im Punkte Π_3, so wird leicht gezeigt, dass Π_3 auch auf EP_1 liegt. Statt des Strahlenpaares $t_2 t_4$ kann man nun aber ein beliebiges wählen, wenn nur seine auf g und γ zu wählenden Mittelpunkte mit E auf gerader Linie liegen. Ein solches Paar wird dann stets mit irgend welchen entsprechenden Strahlen der heiden perspektivischen Strahlbüschel P_3 und Π_1 Vierseite von demselben Diagonalenschnittpunkt E und derselben Nebendiagonale e bilden.

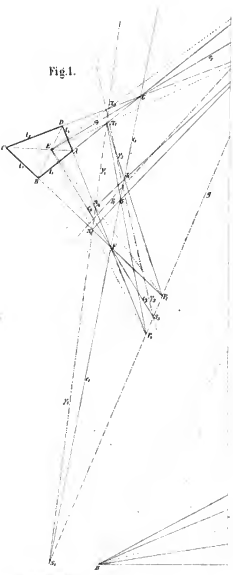
Wir haben demnach folgenden Satz: „Durch zwei Paare perspektivischer Strahlbüschel, welche so liegen, dass die Verbindungslinien der Mittelpunkte der Strahlbüschel verschiedener Paare sich auf dem perspektivischen Durchschnitt schneiden, wird eine doppelt unendliche Schar von Vierseiten bestimmt, deren gemeinsamer Diagonalenschnittpunkt der Schnittpunkt der Verbindungslinien derselben Paare ist, und deren Nebendiagonale der

---

1) Den speciellen Fall dieses Satzes, dass die Gerade g im Unendlichen liegt, hatte ich nebst Erörterungen analog den in Abschnitt I durchgeführten Herrn Schlömilch im April dieses Jahres mitgeteilt. Derselbe machte mich in dankenswerter Weise darauf aufmerksam, dass der Satz auch für jede beliebige Gerade g in der Ebene gelte, wodurch ich zu weiteren Untersuchungen veranlasst wurde.

Digitized by Google

Fig. 1.



Digitized by Google

Digitized by Google

perspektivische Durchschnitt ist. Die entsprechenden Strahlen irgend zweier perspektivischer Strahlbüschel werden von den Seiten der Vierseite in Punktreihen geschnitten, welche vom Diagonalenschnittpunkt aus perspektivisch liegen". Der reciproke Satz lautet:

„Durch zwei Paare perspektivischer Punktreihen, welche so liegen, dass die Schnittpunkte der Träger der Punktreihen verschiedener Paare mit dem perspektivischen Mittelpunkt auf gerader Linie liegen, wird eine doppelt unendliche Schar von Vierecken bestimmt, deren Nebendiagonale die Verbindungslinie der Schnittpunkte der Träger derselben Paare ist, und für welche der perspektivische Mittelpunkt der Diagonalenschnittpunkt ist. Werden die entsprechenden Punkte irgend zweier perspektivischer Punktreihen mit den Ecken der Vierecke verbunden, so entstehen perspektivische Strahlbüschel, deren Durchschnitt die Nebendiagonale ist".

Da man weiterhin die Strahlen t_2 und t_4 durch irgend ein Paar entsprechende Strahlen eines von F ausgehenden hyperbolischen Strahlsystems, dessen Doppelstrahlen die Geraden e und FE sind, ersetzen kann, so zeigt sich, dass es eine unendliche Mannigfaltigkeit von Scharen von Vierecken giebt, welche denselben Diagonalenschnittpunkt E und dieselbe Nebendiagonale e besitzen.

Die Untersuchung kann nun auch ausgedehnt werden auf die anderen beiden im Vierseit $t_1\, t_2\, t_3\, t_4$ enthaltenen Vierecke $ABDC$ und $ADBC$. Für $ABDC$ ist F, für $ADBC$ ist G Diagonalenschnittpunkt. Verbindet man nun F resp. G mit den Schnittpunkten der entsprechenden Vierecksseiten auf g, so liegen die Schnittpunkte dieser Geraden mit den Gegenseiten auf geraden Linien auf $\gamma\gamma_2 e$ resp. auf γ_3. γ soll von jetzt ab mit γ_1 bezeichnet werden. Die Geraden GF, FE und EG mögen resp. mit e_1, e_2, e_3, die Schnittpunkte von e_1 und γ_1 mit S_1, von e_2 und γ_2 mit S_2, von e_3 und γ_3 mit S_3 bezeichnet werden. Nach dem Obigen liegen die Punkte $S_1 S_2 S_3$ dann auf g und aus den Eigenschaften des vollständigen Vierecks ist ersichtlich, dass die Geraden g und γ_1 die Geraden e_1 und $S_1 E$ harmonisch trennen, desgleichen g und γ_2 die Geraden e_2 und $S_2 F$, g und γ_3 die Geraden e_3 und $S_3 G$. Es ist somit klar, dass die Geraden $\gamma_1 \gamma_2 \gamma_3$ sich auf den Seiten des Diagonaldreiecks EFG schneiden, und die Verbindungslinien dieser Schnittpunkte mit den Gegenecken des Dreiecks EFG sich in einem Punkte schneiden. Dieser Punkt ist der Pol der Geraden g in bezug auf das Diagonaldreieck EFG. Nach einem Satze von Hermes[1]) liegen nun die Pole einer beliebigen Transversale in bezug auf alle Dreiecke, welche eine gemeinsame Spitze haben und deren Grundlinien in dieselbe Gerade fallen, auf einer Geraden. Darnach liegt der Pol der Geraden g in bezug auf die Diagonaldreiecke aller Vierecke von demselben Diagonalenschnittpunkt und derselben Nebendiagonale stets auf einer und derselben Geraden.

Da nach dem auf voriger Seite genannten Satze die Schnittpunkte zweier Geraden g und g' und der ihnen in bezug auf ein Viereck $ABCD$ entsprechenden Geraden γ und γ' von E aus perspektivisch liegen, so entspricht jeder Figur eine bestimmte Figur in bezug auf alle Vierecke von demselben Diagonalenschnittpunkt E und derselben Nebendiagonale e. Zwei einander entsprechende Figuren sind collinear, der Collineationsmittelpunkt ist E, und die Collineationsaxe ist e. Die eine kann auch als Centralprojektion der andern betrachtet werden. Der Projektionsmittelpunkt E liegt auf einer Halbierungsebene der beiden

1) Crelles Journal für reine und angewandte Mathematik. Band 56, pag. 207.

sich in e schneidenden Projektionsebenen. Die Gegenaxen der beiden Projektionsebenen fallen in eine Gerade zusammen, nämlich in die Verbindungslinie der Mittelpunkte von EG und EF.

II.

Die vorgetragenen Sätze gestatten eine Erweiterung für den Raum. Als Ausgangspunkt dient folgender Satz: „Die vier Eckpunkte eines ebenen Vierecks werden mit einem fünften Punkte im Raum durch Strahlen verbunden, welche eine durch die Nebendiagonale des Vierecks gelegte Ebene in vier Punkten schneiden. Verbindet man diese letzteren Punkte mit den Gegenecken des Vierecks, so schneiden sich die neuen vier Strahlen in einem Punkte, der mit dem fünften Punkte und dem Diagonalenschnittpunkte auf gerader Linie liegt“.

Der reciproke Satz lautet: „Vier durch einen Punkt gehende Ebenen werden von einer fünften Ebene in vier Geraden geschnitten. Legt man durch diese vier Geraden und einen beliebigen Punkt der Diagonalgeraden der vierkantigen Ecke Ebenen, so schneiden diese die Gegenebenen der Ecke in vier Geraden, welche in einer Ebene liegen, die sich mit der fünften Ebene und der Diagonalebene der Ecke in einer Geraden schneidet“. Es ist klar, dass der reciproke Satz nichts Neues bietet, sondern nur die Eigenschaften einer und derselben Figur auf andere Weise ausspricht.

Der vorstehende Satz ist bereits von Poncelet[1]) entdeckt worden. Er spricht ihn allerdings ganz anders aus, nämlich folgendermassen: „Zwei Tetraeder, welche eine Collineationsebene besitzen, haben auch einen Collineationsmittelpunkt“. Neu bearbeitet wurde der Satz von Hermes (l. c.), dem ich auch die im folgenden gebrauchten Bezeichnungen grösstenteils entlehnt habe. Einen elementaren Beweis habe ich im 6. Hefte der Zeitschrift für Mathematik und Physik 1882 mitgeteilt.

(S. Fig. 2.) $A_1 D_2 B_1 C_2$ sei das Grundviereck. $A_1 D_2$ und $C_2 B_1$ schneiden sich in A, $A_1 C_2$ und $D_2 B_1$ in B. Durch die Nebendiagonale AB sei eine Ebene gelegt und auf dieser von Punkt C aus eine Centralprojektion des Grundvierecks $B_2 C_1 A_2 D_1$ verzeichnet. Die von D_1 nach $A_1 B_1 C_1$ hin verlaufenden Grenzebenen des Sechsflachs $A_1 D_2 B_1 C_2 D_1 A_2 C_1 B_2$ werden mit 1, 2, 3; die von D_2 nach $A_2 B_2 C_2$ hin verlaufenden Grenzebenen mit 4, 5, 6 bezeichnet und darauf im folgenden die Indices bezogen. Nach dem Poncelet'schen Satze schneiden sich die Diagonalen $A_1 A_2$, $B_1 B_2$, $C_1 C_2$, $D_1 D_2$ in einem Punkte D, welcher der Diagonalenschnittpunkt des Sechsflachs heissen möge. A, B, C werden als seine Nebenecken und die Ebene ABC als seine Nebendiagonalebene oder seine Nebenebene bezeichnet.

Der Hauptsatz, den ich nun aufstellen will, und welcher das genaue Analogon zu dem Hauptsatz über das ebene Viereck bildet, lautet folgendermassen: „Jede Transversalebene schneidet ein Sechsflach, dessen Gegenebenenpaare sich in geraden Linien derselben Ebenen schneiden, in einem Paskalschen Sechseck. Legt man durch die Seiten dieses Sechsecks und den Diagonalenschnittpunkt des Sechsflachs Ebenen, so liegen deren Schnittgeraden mit den Gegenebenen wieder in einer Ebene und bilden ein Paskalsches Sechseck, welches mit dem ersten collinear ist“.

Die Transversalebene heisse E. Sie schneide die Seiten BC, CA, AB des Dreiecks ABC in den Punkten S_{14}, S_{25}, S_{36} und die Ebenen des Sechsflachs in den Geraden

1) Traité des propriétés projectives des figures. Supplément. art. 582.

Digitized by Google

$p_1 p_2 p_3 p_4 p_5 p_6$. Die entsprechende Ebene heisse E und schneide die Ebenen des Sechsflachs in den Geraden $\pi_1 \pi_2 \pi_3 \pi_4 \pi_5 \pi_6$. Nun ist S_{14} der Schnittpunkt der Ebenen 1, 4 und E, somit schneiden sich in ihm p_1 und p_4; desgleichen müssen sich in S_{25} p_2 und p_5, in S_{36} p_3 und p_6 schneiden; also ist das durch die Geraden $p_1 p_2 p_3 p_4 p_5 p_6$ gebildete Sechseck ein Paskalsches. Weiter liegen vier der Geraden $\pi_1 \pi_2 \pi_3 \pi_4 \pi_5 \pi_6$, welche sich auf einer der drei vierkantigen Pyramiden mit den Spitzen A, B, C vorfinden, in einer Ebene. Da nun zwei sich schneidende Geraden schon eine Ebene bestimmen, von den bezüglichen vier Geraden einer der anderen beiden Pyramiden aber stets zwei mit zweien der vorigen identisch sind, so müssen alle sechs Geraden in einer Ebene liegen. Da p_1 und π_4 in derselben Ebene liegen, und diese die Schnittgerade der Ebenen 1 und 4 im Punkte S_{14} schneidet, so muss auch π_4 durch S_{14} gehen. Es müssen also π_1 und π_4 durch S_{14}, π_2 und π_5 durch S_{25}, π_3 und π_6 durch S_{36} gehen, und das neue Sechseck ist somit ebenfalls ein Paskalsches, welches mit dem ersten collinear ist. Die beiden Sechsecke können als Centralprojektionen eines und desselben einem Kegelschnitte einbeschriebenen Sechseckes vom Mittelpunkte D aus betrachtet werden.

Dass die beiden Ebenen E und E die Kanten AD, BD, CD des Diagonaltetraeders $ABCD$ in Punkten schneiden, welche die Eckpunkte harmonisch trennen, geht unmittelbar aus den Eigenschaften des vollständigen Vierecks hervor.

Ebenso wie beim ebenen Viereck können wir nun hier Untersuchungen anknüpfen, in welcher Weise das Sechsflach verändert werden kann, ohne das sich der Diagonalenschnittpunkt und die Nebenebene ändern. Das Resultat ist folgendes: „Legt man durch irgend eine Seite des Dreiecks ABC, z. B. durch BC, ein hyperbolisches Ebenensystem mit den Doppelebenen BCA und BCD, so bilden jedesmal zwei entsprechende Ebenen des Systems mit den vier von A ausgehenden Ebenen Sechsflache von demselben Diagonalenschnittpunkt und derselben Nebenebene“. Und weiter „durch vier Paare perspektivischer Ebenenbüschel, welche so liegen, dass die Verbindungsebenen der Axen von Ebenenbüscheln verschiedener Paare sich auf der perspektivischen Schnittebene schneiden, wird eine vierfach unendliche Schar von Sechsflachen bestimmt, deren gemeinsamer Diagonalenschnittpunkt der Schnittpunkt der Verbindungsebenen der Axen der Ebenenbüschel derselben Paare ist. Die entsprechenden Ebenen irgend eines Paares perspektivischer Ebenenbüschel werden von den Grenzebenen der Sechsflache in Geraden geschnitten, die vom Diagonalenschnittpunkt aus perspektivisch liegen“.

Dem vorstehenden Satze gemäss entspricht in bezug auf alle Sechsflache von demselben Diagonalenschnittpunkt D und derselben Nebenebene E jedem Körper ein und derselbe collineare Körper mit dem Collineationsmittelpunkte D und der Collineationsebene E. Die beiden Körper sind in bezug aufeinander Reliefperspektivbilder vom Mittelpunkt D aus.

Kehren wir zu einem einfachen Sechsflach zurück, so können wir in demselben ebenso gut A, B oder C als Diagonalenschnittpunkt und BCD, CDA, DAB als Nebenebenen betrachten. Es ist klar, dass es somit in bezug auf eine beliebige Transversalebene E vier verschieden entsprechende Ebenen E_A, E_B, E_C, E_D giebt. Da diese Ebenen die Kanten des Diagonaltetraeders $ABCD$ in Punkten schneiden, welche zusammen mit den Schnittpunkten von E auf diesen Kanten je zwei Eckpunkte des Diagonaltetraeders harmonisch trennen, so bilden die Ebenen E_A, E_B, E_C, E_D ein dem Diagonaltetraeder collineares Tetraeder mit der Collineationsebene E.

Digitized by Google

Die Verbindungslinien der Schnittpunkte dieser Ebene auf den Kanten mit den gegenüberliegenden Eckpunkten des Diagonaltetraeders schneiden sich in einem Punkte, dem Pole der Ebene E in bezug auf das durch die Ebenen E_A, E_B, E_C, E_D gebildete Tetraeder. Nach einem dem Hermesschen Satz für die Ebene analogen Satz bewegt sich dieser Pol für die Diagonaltetraeder der unendlichen Mannigfaltigkeit von Sechsflachen der beschriebenen Art auf ein und derselben Ebene.

Gehen wir nun dazu über zu dem von mir aufgestellten Hauptsatz für das Sechsflach den reciproken Satz aufzusuchen, so muss zunächst dem durch sechs Ebenen und acht Punkte bezeichneten Sechsflach ein durch sechs Punkte und acht Ebenen bestimmter Körper entsprechen, den wir ein räumliches Sechsack nennen wollen. Dieser Körper hat die Eigenschaft, dass die Verbindungslinien je zweier Gegenecken sich in demselben Punkte schneiden. Es folgt daraus, dass die Schnittlinien je zweier Gegenebenen sich in geraden Linien schneiden, die derselben Ebene angehören. Reciprok zu dem vorerwähnten Ponceletschen Satze lässt sich dieser Satz folgendermassen aussprechen: „Zwei räumliche Vierecke, welche einen Mittelpunkt der Collineation besitzen, haben auch eine Collineationsebene". Nunmehr lautet der reciproke Satz zu dem Hauptsatz über das Sechsflach so: „Wird ein Punkt im Raum mit den sechs Eckpunkten eines räumlichen Sechsecks, in welchem die Verbindungslinien der Gegenpunkte sich in einem Punkte schneiden, durch Gerade verbunden, so bestimmen diese Geraden eine sechsseitige Pyramide von der Beschaffenheit, dass jeder Schnitt einer Ebene durch dieselbe ein Brianchonsches Sechseck ausschneidet. Sucht man nun die Schnittpunkte der sechs Geraden mit der Collineationsebene und verbindet sie mit den Gegenecken, so schneiden sich die sechs Verbindungslinien in einem Punkte, welcher auf der Verbindungslinie des Diagonalenschnittpunktes mit dem erst gewählten Punkte liegt. Das neu entstandene Büschel von sechs Strahlen ist collinear mit dem ersten".

Es ist überflüssig, näher auf die Eigenschaften der reciproken Figur einzugehen, da sich dieselben durch polare Beziehungen aus der Hauptfigur mit Leichtigkeit ergeben. Auch die Eigenschaften der Hauptfigur haben wir keineswegs erschöpft. Denn wir haben stets nur eines der Paskalschen Sechsecke betrachtet, welche sich auf dem Schnitt einer Ebene durch ein Sechsflach vorfinden, während doch ein Paskalsches Sechseck im ganzen 60 solcher enthält, die in den merkwürdigsten Beziehungen zu einander stehen.

III.

Dass beim ebenen Viereck einer Geraden wieder eine Gerade entsprach, beruhte wesentlich auf der beim ebenen Viereck selbstverständlichen Eigenschaft desselben, dass die Verbindungslinien der Gegenpunkte sich in einem Punkte schneiden, und die Gegenseiten sich in Punkten einer Geraden treffen. Diese Eigenschaft kommt aber auch allen Vielecken von gerader Seitenzahl zu, welche einem Kegelschnitt sowohl ein- als umbeschrieben werden können[1]). Die Gerade, auf welcher sich die Gegenseiten treffen, soll wieder kurzweg als Nebendiagonale, und der Punkt, in dem sich die Verbindungslinien der Gegenpunkte schneiden, als der Diagonalenschnittpunkt bezeichnet werden. Darnach spreche ich folgenden Satz aus: „Eine Gerade begegne den Seiten eines ebenen Vielecks

1) Poncelet, l. c. Sect. IV. Chap. III. 570.

Digitized by Google

von gerader Seitenzahl, welches einem Kegelschnitt sowohl ein- als umbeschrieben werden kann. Verbindet man ihre Schnittpunkte mit den Seiten mit dem Diagonalenschnittpunkt durch Gerade, so liegen die Schnittpunkte dieser Geraden mit den Gegenseiten wieder auf einer Geraden, welche sich mit der ersteren auf der Nebendiagonale schneidet". Zum Beweise betrachte ich ein beliebiges Viereck, dessen Seiten Gegenseiten des Vielecks sind. Dieses hat nach Poncelet mit dem Vieleck den Diagonalenschnittpunkt und die Nebendiagonale gemeinsam. Nun entspricht in bezug auf das Viereck einer Geraden g wieder ein Gerade γ, und da man von diesem Vierecke auf ein analog gebildetes übergehen kann, welches zwei Seiten mit ihm gemein hat, so folgt daraus unmittelbar der vorstehende Satz. Ich übergehe hier alle Erörterungen, welche sich an die unendliche Mannigfaltigkeit der möglichen Vielecke von der beschriebenen Art anknüpfen könnten, sowie die Beziehungen, welche sich daraus ergeben, dass in einem Vieleck noch viele andere Vierecke von derselben Seitenanzahl enthalten sind. Sie lassen sich aus den Sätzen über das Vieleck leicht übertragen. Nur der reciproke Satz finde eine Stelle. Er lautet: „Ein Punkt der Ebene sei mit den Ecken eines ebenen Vielecks von gerader Seitenanzahl, welches einem Kegelschnitt sowohl ein- als umbeschrieben werden kann, durch Gerade verbunden. Verbindet man die Schnittpunkte dieser Geraden mit der Nebendiagonale mit den Gegenecken, so schneiden sich die Verbindungslinien in einem Punkte, der mit dem erst gewählten Punkte und dem Diagonalenschnittpunkte auf gerader Linie liegt". Es ist nun klar, dass der erst gewählte Punkt auch beliebig im Raume gewählt werden kann. Man kann dann in Analogie zu dem früheren sofort folgenden allgemeinen Satz aufstellen: „Wird eine $2n$-kantige Pyramide, welche einem Kegel zweiten Grades sowohl ein- als umbeschrieben werden kann, von einer Ebene geschnitten, und legt man durch die Nebendiagonale des ausgeschnittenen $2n$-Ecks eine beliebige andere Ebene, so schneidet diese die Pyramide in einem $2n$-Eck, welches mit dem ersteren auf doppelte Weise collinear ist". Der reciproke Satz bietet nichts Neues, da die Figur die nämliche bleibt und nur anders gedeutet wird.

Nachdem ich nun den Hauptsatz an verschiedenen ebenen und räumlichen Figuren verfolgt habe, möchte ich noch auf ein weitreichendes Princip, die vorstehenden Sätze zu beweisen, aufmerksam machen. Es ist das Princip der Centralperspektive. Die Grundlage der Anwendung bilden folgende beiden Ponceletschen Sätze: 1) „Eine beliebige ebene Figur, die eine Gerade enthält, kann als die Projektion einer anderen betrachtet werden, in welcher die der ersteren entsprechende Gerade die unendlich ferne Gerade ist, so dass alle Geraden, welche von einem Punkte der ersteren ausgehen, in der Projektion einander parallel sind" (l. c. Sect. I. Chap. III. 105) und 2) „Eine beliebige ebene Figur, welche eine Gerade und einen Kegelschnitt enthält, kann als die Projektion einer anderen betrachtet werden, in welcher der Kegelschnitt in einen Kreis und die gegebene Gerade in die unendlich ferne Gerade übergegangen ist" (l. c. Sect. I. Chap. III. 109).

Benutzt man diese Sätze, so können die angeführten Sätze für die Ebene aufs leichteste abgeleitet werden aus der Betrachtung eines Rechtecks und eines einem Kreise eingeschriebenen Vielecks von gerader Seitenzahl, dessen Gegenseiten einander parallel sind. Was aber die Sätze für den Raum betrifft, so lassen sich dieselben aus der Betrachtung eines rechtwinkeligen Parallelepipedes und reciprok aus der eines Oktaeders mit rechtwinkeligen Axen ableiten, da jedes Sechsflach oder räumliche Sechseck der beson-

Digitized by Google

deren, beschriebenen Art durch Reliefperspektive auf die genannten einfachen Körper zurückgeführt werden kann.

Dazu macht Herr Professor Trentlein eine Bemerkung in betreff der Verwertung der Ponceletschen Centralprojektion.

3. Vortrag des Herrn Professor Strack (Karlsruhe):

Über mathematische Terminologie.

Die Kürze der für unsere Verhandlungen zur Verfügung stehenden Zeit veranlasst mich, aus dem von mir angekündigten Vortrage über mathematische Terminologie nur den in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht zur Diskussion vorgeschlagenen Gegenstand, die Benennung der Winkelpaare, zur Sprache zu bringen.

Werden zwei gerade Linien von einer dritten durchschnitten, so entstehen acht hohle Winkel. Die Einteilung derselben in solche, die „zwischen" den Geschnittenen und solche, die „ausserhalb" derselben liegen, ist logisch unzulässig; ihre Benennung: „innere" und „äussere" Winkel entbehrt einer hinreichenden Begründung. Durch zwei Geraden (die Geschnittenen) wird die ganze Ebene im allgemeinen in vier Felder zerlegt. Jedes Feld hat zwei Halbstrahlen der einander schneidenden Geraden zu Grenzen, liegt also „zwischen" den geschnittenen Geraden. Die hinzukommende Transversale giebt keine Veranlassung das eine oder andere dieser Felder mit grösserem Rechte als „zwischen den Geschnittenen liegend" zu bezeichnen.

Dasjenige von den vier Feldern der Ebene, welches in herkömmlicher Weise als zwischen den Geschnittenen liegend bezeichnet wird, enthält das vollständig begrenzte Stück der Transversale. Von den vier Winkeln, von welchen man sagt: „sie liegen in diesem Felde" (zwischen den Geschnittenen) erstreckt sich aber jeder noch in ein weiteres der sogenannten vier Felder und deckt einen sogenannten äusseren Winkel zu einem grossen Teile.

Ein Recht, von den acht Winkeln vier die „inneren" zu nennen, müsste also daraus entnommen werden, dass diese Winkel mit einem Teile ihrer Flächen in dem durch die Geschnittenen begrenzten Ebenenstücke liegen, der das von der Transversalen durch die Geschnittenen abgegrenzte Stück enthält. Wird aber der Winkel nicht als extensives Gebilde, als Fläche, sondern als intensives, als Zweistrahl, aufgefasst, so sagt die herkömmliche Terminologie: „Dieses Gebilde aus zwei Geraden liegt innerhalb eines Flächenstücks, welches durch eben jene zwei Geraden begrenzt wird". Von solcher Logik wendet sich der Schüler mit Recht ab.

Man erklärt auch das „Innere" und „Äussere" als an der inneren bezw. äusseren Seite der Geschnittenen liegend. Diese Unterscheidung von innerer und äusserer Seite zweier Geraden hat ihre gute Begründung, wenn diese parallel sind, aber nicht wenn dieselben konvergieren. Die üblichen Benennungen sind wohl historisch auch zuerst für den Fall paralleler Geschnittenen gebraucht worden.

Ebensowenig ist es zulässig die Winkel zu bezeichnen: als „einerlei oder verschiedene Lage habend in bezug auf die Geschnittenen". Ganz und gar unstatthaft ist es, von zwei solcher Winkel zu sagen: „sie liegen oberhalb der Geschnittenen".

Digitized by Google

Logisch richtig sind zwei Klassifikationen der fraglichen Winkelpaare, welche beide einen Einteilungsgrund in der Richtung des mit der Transversale zusammenfallenden Schenkels (des Anfangsschenkels) finden, während der zweite Einteilungsgrund in dem ersten Falle: in der Lage des nicht mit der Transversale zusammenfallenden Schenkels dieser gegenüber, und in dem zweiten Falle: in der Richtung derjenigen Drehung, durch welche die Winkel erzeugt werden können, liegt.

Nach der ersten Klassifikation zerfallen die acht Paare der Winkel mit gleichgerichteten Anfangsschenkeln

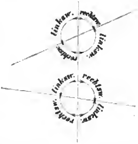
I_1 in solche, für welche die beweglichen Schenkel (Endschenkel) auf derselben Seite der Transversale liegen (Winkel der beiden Halbstrahlen auf einerlei Seite der Transversalen mit einerlei Richtung, korrespondierende Winkel) und

I_2 in solche, deren Endschenkel auf verschiedenen Seiten der Transversale liegen (konjugierte Winkel).

Es zerfallen nach dieser Klassifikation die acht Paare von Winkeln der zweiten Gruppe, mit entgegengerichteten Anfangsschenkeln

II_1 in solche, deren Endschenkel auf derselben Seite der Transversale liegen (Gegenwinkel) und

II_2 in solche, deren bewegliche Schenkel auf verschiedenen Seiten der Transversale liegen. (Wechselwinkel.)



Nach der zweiten Klassifikation zerfallen die Winkel in „rechtswendige" und „linkswendige". Um den Drehungssinn jedes einzelnen Winkels zu finden, denke man sich auf dem Scheitel stehend und in der Richtung des auf der Transversale liegenden Schenkels (Anfangsschenkel) blickend. Hat man sich nun, um den Blick in die Richtung des Endschenkels zu bringen (den Winkel durch Drehung zu erzeugen), nach rechts zu drehen, so ist der Winkel rechtswendig. Je zwei Winkel sind nun entweder gleichwendig oder gegenwendig.

Eine Vergleichung beider Klassifikationen in logischer Beziehung lehrt, dass die zweite (Drehung) sich auf eine bestimmte Auffassungsweise über die Entstehung der Winkel stützt, derzufolge alle Winkel durch Drehung von der Transversalen aus entstanden gedacht werden müssen; während eine solche Annahme für die erste Klassifikation (Lage der Schenkel) nicht erforderlich ist. Es dient hier nur zur Vereinfachung des Ausdrucks, wenn man die auf der Transversalen liegenden Schenkel als Anfangsschenkel bezeichnet.

Für die Verwendung der Winkelpaare in den Betrachtungen über ihre gegenseitige Abhängigkeit und den Parallelismus der Geschnittenen ist die Zusammenfassung der Wechselwinkel und korrespondierenden Winkel zu einer Gruppe (gleichwendige Winkel), und ebenso der Gegenwinkel und konjugierten Winkel (gegenwendige Winkel) von Vorteil, weil diese einander vielfach vertreten und die Lehrsätze einfacher formulieren lassen.

Vor der Entscheidung darüber, welcher von beiden Auffassungen der Vorzug zu geben sei, möchte ich davor warnen an Stelle des Fehlers, welcher bei Übertragung der ursprünglichen für den Fall paralleler Geraden gebrauchten Namen auf den beliebig liegender

Digitized by Google

Geraden gemacht wurde, einen anderen zu begehen. Sollen die Winkel durch die Richtung derjenigen Drehung, durch welche sie entstanden gedacht werden können, unterschieden werden, so muss ein fester Ausgangspunkt (Anfangsschenkel) vorhanden sein. Die Transversale bietet sich als solcher an. Ist es nun nicht ungereimt, dass von den drei Geraden die zuletzt entstehende Durchschneidende die Anfangsschenkel der Winkel liefern soll? Man lasse den Anfangsschenkel auch zuerst entstehen und zuletzt den Endschenkel, und benenne die Transversale derart, dass sie als die den Ausgang bildende Gerade erscheint. Ein passender Name dürfte das Wort „Basis“ sein.

Was nun die Auswahl der zu gebrauchenden Namen betrifft, für welche eine wahrhaft babylonische Verwirrung in den Lehrbüchern herrscht, so glaube ich darauf erst eingehen zu sollen, wenn über das Einteilungsprincip Entscheidung getroffen sein wird. Wenn die Versammlung sich für die Einteilung der Winkelpaare nach der Wendigkeit entscheiden sollte, so würde der Streit über die zu gebrauchenden Worte von selbst wegfallen. Ich bitte um Ihre Meinung und Entscheidung.

Herr Professor Helmes (Freiburg) glaubt, die Begriffe der Gegen-, Wechsel- und korrespondierenden Winkel beibehalten zu müssen.

Herr Professor Treutlein führt aus, dass man überall mit den Bezeichnungen „gleichwendige und gegenwendige Winkel“ auskommen könne.

Herr Professor Wacker (Durlach) will ebenfalls die Bezeichnung der Wechselwinkel beibehalten wissen.

Die Herren Professor Treutlein und Professor Strack begründen noch einmal die Möglichkeit der Beschränkung auf wenige Namen.

Herr Professor Behrle (Offenburg) will den Namen „Gegenwinkel“ erhalten wissen. Im übrigen stimmt er mit dem Vortragenden überein.

Herr Professor Dr. Maier (Karlsruhe) stimmt einer möglichst grossen Beschränkung bei; doch sollten die in den Lehrbüchern überall gebrauchten Namen wenigstens erwähnt werden.

Professor Treutlein stellt den Antrag, einzig den Begriff der „gleich- und gegenwendigen Winkel“ zu benützen — und von gegen 30 Anwesenden stimmen 27 dem vollständig zu.

Hierauf eröffnet der Vorsitzende die Debatte über einige in Hoffmanns Zeitschrift angeregte Fragen.

Die Bezeichnung eines Winkels mit $A\widehat{B}C$ statt $\angle$ oder $\sphericalangle$ oder $< ABC$ wird abgelehnt und $\sphericalangle ABC$ als die beste Schreibweise bezeichnet.

In der weiteren Frage, ob für $(\cos\alpha)^2$ entweder $\cos\alpha^2$ oder $\cos^2\alpha$ geschrieben werden solle, erklärt sich Professor Treutlein für das letztere, Professor Helmes und Bauer berufen sich auf den Vorgang der Franzosen und eines Gauss und wollen $\cos\alpha^2$ schreiben.

Bei der Abzählung erklären sich 5 Stimmen für $\cos\alpha^2$, 17 Stimmen für $\cos^2\alpha$.

Digitized by Google

VII. Neusprachliche Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder:

1. Lambeck, Dr. Köthen. Vorsitzender.
2. Benecke, Direktor. Berlin.
3. Brandl, Prof. Sinsheim.
4. Blaum, Dr., Oberlehrer. Strassburg.
5. Bergmann, Reallehrer. Karlsruhe.
6. Demull, Prof. Kenzingen.
7. Fink, Dr., Prof. Baden.
8. Garlipp, Dr., Prof. Freiburg i. B.
9. Gehrke, Gymn.-Lehrer. Gebweiler.
10. Gutersohn, Prof. Karlsruhe.
11. Haselbaum, Dr., Prof. Kassel.
12. Himmelreich, Oberlehrer. Weimar.
13. Himmelstern, Dr. Durlach.
14. Ihne, Dr., Prof. Heidelberg.
15. Krummacher, Dr., Dir. Kassel.
16. Möry, Prof. Karlsruhe.
17. Müller, Prof. Karlsruhe.
18. Plattner, Prof. Strassburg.
19. Sarrazin, Dr. Baden.
20. Schausenbach, Prof. Stuttgart.
21. Schmezer, Prof. Mannheim.
22. Stuck, Dr., Prof. Karlsruhe.
23. Stösser, Prof. Baden.
24. Stuy, Dr., Prof. Jena.
25. Tielmann, Prof. Pforzheim.
26. Tritscheler, Oberlehrer. Karlsruhe.
27. Wingerath, Dr., Direktor. Strassburg.
28. Zelle, Dr., Prof. Berlin.
29. Ziemer, Dr., Oberlehrer. Kolberg.

Der in Stettin zum ersten Vorsitzenden erwählte Oberlehrer Dr. Lamheck (Köthen) konstatierte mit freudigem Dank dafür, dass die Fachgenossen so zahlreich erschienen wären, die Existenz-Berechtigung der neusprachlichen Sektion auch für diese Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Wenn noch für die nächste Versammlung die Sektion wieder zustande komme, so müsse dieselbe den ständigen beigezählt werden. Damit würde dann ein Lieblingswunsch des der Wissenschaft zu früh entrissenen Professors Bernhard Schmitz erfüllt sein, der sich bereits auf ein Zusammensein mit Fachgenossen in Karlsruhe gefreut hatte (vgl. dessen Encyklopädie, Supplem. II, p. 124). In seinem Sinne glaubt der Vorsitzende zu handeln, wenn er hier folgende Erklärung abgiebt gegenüber denen, welche vielleicht unsere Zwecke verkennen und uns vorwerfen, dass wir nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgen:

Mit dem, was in der germanisch-romanischen Sektion verhandelt wird, mit der geschichtlichen Entwicklung nämlich der neuen Sprachen, damit haben wir uns auf der Universität beschäftigt, das ist der Gegenstand unserer Privatstudien; denn wir wissen wohl, dass ohne diese Kenntnisse ein gründlicher Unterricht in diesen Fächern nicht möglich ist. Jetzt aber liegt uns als Lehrern des Englischen und Französischen vor allem am Herzen, einen möglichst guten Unterricht zu erteilen. Wir benutzen also die Gelegenheit, mit Fachgenossen aus Nord und Süd, aus Ost und West zusammen zu sein, um ihre Methoden kennen zu lernen, die gemachten Erfahrungen auszutauschen, ihre Ansichten über Brauchbarkeit der Lehrbücher zu hören. Wir haben also ganz das Interesse der höhern Schulen im Auge, treu dem Grundsatze: Das Beste ist für die Jugend gerade gut genug.

Anmerkung. Als Geschenk wurde den Mitgliedern der neusprachlichen Sektion von J. Bielefelds Verlag in Karlsruhe eine Anzahl Exemplare der französischen Schulgrammatik von Ph. Plattner übermittelt. Der Verlagshandlung sei hierfür an dieser Stelle der gebührende Dank abgestattet!

Digitized by Google

Es liegt uns durchaus fern, gegen die germanisch-romanische Sektion Opposition zu machen; wir verlangen nur eine Arbeitsteilung, die um so nötiger sein wird, wenn die Versammlungen in Zukunft nur noch alle zwei Jahre abgehalten werden. Der letztern Sektion bleiben die Vorträge sprachgeschichtlicher oder philologisch-kritischer Art, und wollen wir deren Sitzungen gerne auch beiwohnen, wenn man sich über die Zeit vereinbaren kann. Für uns selbst möchten wir die Arbeiten vorbehalten, die auf die lebenden Sprachen und die eigentliche Schulpraxis Bezug haben; es soll uns also namentlich die Frage beschäftigen: Auf welche Weise fördern wir unsere Schüler am besten im Englischen und Französischen? —

Es folgte hierauf der Vortrag von Professor Gutersohn (Karlsruhe):

Über den gegenwärtigen Stand der englischen Schulgrammatik.

Der Vortrag geht von der Ansicht aus, dass beim fremdsprachlichen Unterricht ein Hülfsbuch in der Hand von Lehrer und Schüler von grösster Wichtigkeit sei, weil Übung und Verarbeitung des Stoffes, stete praktische Verwertung der theoretischen Kenntnisse ganz unerlässlich wären. Es werde zu oft im Schulunterrichte missachtet, dass der kindliche Geist, auch wenn er die Theorie als solche (z. B. eine grammatische Regel) ganz klar erfasst hat, doch ohne viele Übung und anhaltende Nachhülfe von seiten des Lehrers nicht imstande ist, jene jederzeit richtig anzuwenden. Wenn also die praktische Übung beim Sprachunterricht die Hauptsache sei, so hänge dessen Erfolg, abgesehen von der Befähigung des Lehrers, vor allem von dem Lehrmittel ab. Da aber in Gebrauch und in Beurteilung der Schulbücher im allgemeinen noch grosse Mannigfaltigkeit herrsche, so sei durchaus nötig, über gewisse Grundsätze, die Brauchbarkeit solcher Bücher betreffend, sich mehr zu verständigen und wo möglich zu einigen, damit es endlich möglich sei, so manches verfehlte Lehrmittel zum Heile für Schüler und Lehrer gänzlich aus der Schule zu verbannen.

Um sich auf realen Boden zu stellen, geht der Referent dann aus von den Forderungen, wie sie festgestellt wurden in den neuen preussischen Reglements, hinsichtlich „Ziel des neusprachlichen Unterrichts" an den höhern Schulen, speziell am Realgymnasium und an der höhern Bürgerschule. Eine genaue Analyse dieser Postulate führt zu folgenden Thesen:

1) Es muss in einer guten englischen Schulgrammatik durchaus ein vorbereitender methodischer Kursus für Erlernung der Orthographie und Aussprache, zugleich mit den Elementen der Formenlehre enthalten sein. Zudem sind durchgehends die unregelmässigen oder zweifelhaften Wörter noch mit besonderen Hülfszeichen (Accente, Länge- und Kürzezeichen) zu versehen.

2) In bezug auf die grammatischen Regeln sowohl, wie auch auf den Wortschatz, muss auf allen Unterrichtsstufen die sorgfältigste Auswahl getroffen werden, in der Weise, dass nur das Wichtigste und Wesentliche berücksichtigt ist, während alles Nebensächliche, weniger Bedeutende beiseite gelassen wird.

Der Vortragende sieht gerade in letzterem Punkte eine der Grundbedingungen eines erfolgreichen Unterrichts. Er stimmt den Schulmännern bei, welche dafürhalten, dass die grammatischen Einzelheiten und Subtilitäten nicht in das Schulbuch gehören. Wenn in bezug auf Regeln nicht eine gute Auswahl des Wichtigen und Not-

Digitized by Google

wendigen getroffen wird, so kommt der Schüler nie zu sicheren Kenntnissen. Hier ist vor allem Konzentration und Beschränkung des Unterrichtsstoffes geboten. Wenn einmal in dieser Richtung in allen Schulfächern gehörig gesichtet und vereinfacht werde, wenn der unendliche Ballast von Gedächtnisstoff, von geisttötenden Einzelheiten unerhittlich weggeworfen werde, so könne sich wahrscheinlich die vielbesprochene Überbürdungsfrage am leichtesten lösen. In gleicher Weise sei auch die Zahl der Vokabeln in den meisten Büchern noch sehr zu beschränken, und dafür die vorkommenden besser durch die Sätze einzuüben und zu wiederholen.

Im Anschluss ferner an die in neuern Fachwerken[1]) geltend gemachten Grundsätze, wie auch in Übereinstimmung mit den allgemeinen Erfahrungen im Schulunterricht werden noch weiter folgende Thesen aufgestellt:

3) Die Anordnung der Vokabeln ist, insofern nicht orthographische Rücksichten dies hindern, in der Weise einzurichten, dass so viel als möglich ein sachlich zusammengehöriger Kreis von Wörtern geboten wird. Die Übersetzungen werden dann naturgemäss auch mehr oder weniger zusammenhängende Stücke bilden, die leicht wieder Stoff zu mündlichen Übungen bieten können.

4) Wörter und Sätze sind nicht bloss vom angedeuteten Standpunkt einer Beschränkung und Konzentration des Lehrstoffes auszuwählen, sondern es ist auch darauf zu achten, dass der Schüler durch dieselben zuerst mit den Gegenständen seines Anschauungskreises, mit den Ausdrücken der gewöhnlichen, lebenden Umgangssprache bekannt werde. Erst später, bei der Einführung in die Litteratur, ist auch der höhere Stil, die eigentlich klassische Sprache zu berücksichtigen.

5) In der ganzen Anordnung des Lehrstoffes muss der methodische Gesichtspunkt den systematischen überwiegen, so zwar, dass dadurch für die grammatischen Regeln wie für die Übungen ein stufenmässiger Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern strenge inne gehalten wird.

6) Den eigentlichen Prüfstein eines wirklich guten fremdsprachlichen Schulbuches bilden die Übungssätze. Die streng korrekte Fassung wie die sorgfältigste methodische Auswahl und Anordnung derselben allein ermöglichen es dem Lehrer, einen erfolgreichen Unterricht zu geben. Die grammatischen Regeln sollen, so weit thunlich, in leicht fassliche, scharfbestimmte Spruchform gebracht und in kleinere Abschnitte geteilt werden.

In der Begründung zu These 4 wird darauf hingewiesen, dass in den gebräuchlichen Schulbüchern noch vielfach nicht gehörig unterschieden wird zwischen der Sprache des höhern Stiles und der natürlichen, lebenden Umgangssprache; nur letztere ist für einen Anfangskursus zu berücksichtigen und darnach Wörter und Sätze auszuwählen. Da in England berechnet worden, dass viele weniger gebildete Leute sich ihr ganzes Leben hindurch mit einem Vorrat von nur 500 Wörtern behelfen, so glaubt Referent, dass für einen zweijährigen Elementarkursus höchstens 1000 Wörter, so eingeübt, dass sie dem Schüler jederzeit verfügbar sind, vollkommen genügen.

Als eine weitere Grundbedingung eines guten Schulbuches erachtet der Vortragende dessen methodische Anlage: die einzelnen Redeteile sollen nicht in der aus

1) Besonders J. Storm, „Englische Philologie“ und A. Gericke, „Der französische Unterricht an der Mittelschule“ in Reins Pädagog. Studien, 21. Heft.

Digitized by Google

der alten lateinischen Schulgrammatik hergebrachten Reihenfolge zur Behandlung kommen, sondern so angeordnet sein, dass ein möglichst stufenmässiger Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern stattfinde. Es schade nichts, wenn dabei einzelne Kapitel der Grammatik etwas auseinander gerissen werden; bei den unregelmässigen Verben sei z. B. eine Verteilung dringend geboten und namentlich die alphabetische Anordnung derselben für Einübung (statt nach Ähnlichkeit der Bildung) ganz verwerflich. Ein erfolgreicher Klassenunterricht mit einem nicht methodisch geordneten Lehrbuche sei geradezu unmöglich. Wie weit die analytische und die historische Richtung auch in englischen Lehrbüchern zur Geltung kommen sollen, möge dahingestellt bleiben, bis man bezügliche Erfahrungen zunächst beim Französisch-Unterricht gesammelt habe.

Wenn der Vortragende endlich den Hauptwert eines guten Schulbuches namentlich auf die Übungssätze verlegt, so geschehe dies, weil er glaubt, dass im allgemeinen in der Kritik der fremdsprachlichen Lehrmittel noch zu viel Gewicht gelegt werde nur auf die Abfassung der grammatischen Regeln, auf grössere oder kleinere Verwertung der neuesten sprachwissenschaftlichen Resultate. Der Vortragende bedauert, dass fast in allen Unterrichtsfächern gegenwärtig so manches durch die Erfahrung bewährte Schulbuch nur zu leicht neuen Theorien gegenüber geopfert und verworfen werde. Aller bloss theoretische Unterricht in den neuen Sprachen sei unfruchtbar und eine vom Schüler selbst aus den Beispielen aufgefundene Regel habe unendlich mehr Wert, als grammatische Paragraphen. Die sorgfältigste Auswahl und Anordnung der Übungssätze sei deshalb dringend nötig. Schritt für Schritt müssen dieselben den Schüler vom Bekannten zum Unbekannten, von der Regel zur Ausnahme führen. In möglichst vielseitiger Weise muss dann das aus der Anschauung (d. h. den fremdsprachlichen Beispielsätzen) Gelernte in den deutschen Übungen wieder zur Anwendung kommen. Ein Wissen ohne Können, d. h. die blosse Kenntnis der grammatischen Regeln, oder das Handhaben der Sprache nur im schriftlichen Gebrauche ist für die neuern Sprachen durchaus nicht genügend. Die Lesestücke müssen deshalb auch so eingerichtet sein, dass sich daran Sprechübungen anschliessen können. Das allein wird das Interesse der Schüler wach halten und stetig mehren, wenn sie fühlen, dass sie allmählich auch zum freien mündlichen Gebrauch der Sprache gelangen. Die grammatischen Regeln mögen noch so genau abgefasst sein: um jenes Hauptziel — Sicherheit und Fertigkeit auch im mündlichen Ausdruck — zu erreichen, sind die Übungssätze unbestreitbar noch viel wichtiger.

In einem zweiten Teil des Vortrages werden alsdann einige der gebräuchlichsten englischen Schulbücher mit bezug auf obige Thesen näher besprochen. Als Muster einer vorzüglichen methodischen Verarbeitung des Stoffes nennt Referent das „Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. J. W. Zimmermann“ (33. Aufl. 1882), welches im allgemeinen klare richtige Fassung der Regeln mit trefflicher, weislich beschränkender Auswahl der Übungsbeispiele und Vokabeln vereine. Dasselbe entspreche fast in jeder Beziehung den aufgestellten Forderungen und sei besonders auch darum zu empfehlen, weil es in einem einleitenden Kursus die Elemente der Formenlehre auf Grundlage der Aussprache beibringe und zudem letzterer auch im übrigen Teile die nötige Berücksichtigung schenke. Referent findet also das so günstige Urteil der westfälischen Direktorenkonferenz über dieses Buch durchaus gerechtfertigt, indem seine eigenen Erfahrungen ihm bestätigen, dass ein Unterricht an der Hand desselben zu befriedigenden Resultaten führt.

Digitized by Google

Ein neueres Schulbuch ist der „Theoretisch praktische Lehrgang der englischen Sprache von C. Deutschbein“ (6. Auflage, Köthen 1881), welcher von der fachmännischen Kritik bereits sehr günstig aufgenommen wurde. Der Vortragende nimmt keinen Anstand, der anderseits gezollten Anerkennung beizustimmen, obgleich er noch nicht die Gelegenheit gehabt, dasselbe praktisch im Unterricht zu prüfen und blosse theoretische Urteile über Schulbücher nicht unbedingt anerkennen will. Die dem Buche beigegebene zweite Reihe von Übungsstücken ermögliche die so nötige Repetition des ganzen grammatischen Stoffes, so dass dieses Buch für einen drei bis vierjährigen englischen Unterricht vollkommen ausreichen dürfte.

Als vielverbreitetes Schulbuch wird genannt Plate, Lehrgang der englischen Sprache. Es wird anerkannt, dass dieses Lehrmittel seiner Zeit einen Fortschritt in der Schulbücher-Litteratur bezeichnete. Doch glaubt der Vortragende nicht, dass es jetzt noch auf der Höhe der Zeit stehe, was auch begreiflich sei, indem schon seit Jahren keine wesentlichen Änderungen mehr damit vorgenommen worden; jedenfalls entsprecbe es den aufgestellten Thesen nur in den wenigsten Punkten. Tadelnswert sei für die Elementarstufe namentlich die ungenügende Berücksichtigung der Aussprache; die grosse Menge der Vokabeln, sowie der Mangel an methodischer Anordnung in bezug auf Regeln und ganz besonders auf Auswahl der Übungssätze. In gleicher Weise sei die Mittelstufe mit grammatischen Regeln überhäuft und entbehre zusammenhängender Lesestücke, die zu Sprechübungen verwertet werden könnten. Der Unterricht sei bei der jetzigen Einrichtung des Buches ausserordentlich mühsam und wenig erfolgreich. Immerhin wird zugegeben, dass beide Stufen eine schöne Anzahl passender Übungssätze enthalten und so könne das Buch, wenn einmal in bezug auf Beschränkung der Vokabeln und methodische Anordnung von Grund aus umgearbeitet, wieder brauchbar werden.

Degenbardts Lehrgang, 1. Stufe, zeige jedenfalls in der neuen, völlig umgearbeiteten Ausgabe in methodischer Beziehung unverkennbare Fortschritte und scheine also das Prädikat eines empfehlenswerten Lehrmittels jetzt eher zu verdienen, als früher. — Als treffliches Werklein für die Oberstufe des englischen Unterrichts wird bezeichnet Dr. O. Petry, „Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax“. An Regeln ist nur das wirklich Bedeutende und praktisch Wichtige gegeben; die Übungssätze sind im allgemeinen sehr gehaltvoll und gut gewählt, dürften nur vielleicht hie und da selbst für vorgeschrittene Schüler als etwas schwierig erfunden werden.

Das „Elementarbuch der englischen Sprache“ von Dr. J. Schmidt zählt der Vortragende zu den bessern Lehrmitteln, hat jedoch Bedenken, dass es für mittelmässige Schüler, die ja immer die Mehrzahl bilden, zu hoch gehalten sei. Namentlich scheine der Gebrauch dadurch erschwert, dass wiederholt ganze Massen von Regeln (bis auf 14 Seiten) zusammengestellt seien, worauf dann buntgemischte Übungssätze über alle diese Regeln folgen; ebenso seien die Sätze sehr oft nach Form und Inhalt für jüngere Schüler schwer verständlich. Das Buch scheine sich also für den Unterricht mit grossen Klassen nicht recht zu eignen, obschon es in fachwissenschaftlicher Beziehung empfehlenswert sei. — Zum Schluss wird noch eine Anzahl anderer englischer Schulbücher angeführt, jedoch nicht näher besprochen.

In der darauf folgenden Debatte, welcher eine etwas abgekürzte Fassung der Thesen zu Grunde gelegt wurde, machte sich eine prinzipielle Opposition gegen dieselben nicht geltend.

Digitized by Google

Direktor Krummacher (Kassel): Einige Bücher verschmelzen den Aussprachekursus mit dem eigentlichen Lehrteil und es sei diese Anordnung sehr praktisch. Ein besonderer Kursus für Orthographie nnd Aussprache sei also nicht unter allen Umständen absolut notwendig.

Direktor Benecke (Berlin) hält für besonders wichtig, dass die Aussprachebezeichnung in der Grammatik und dem vom Schüler gebrauchten Wörterbuche übereinstimme, gleichviel ob die Bezeichnung durch Ziffern oder durch Accente stattfinde. Er empfiehlt dringend, überhaupt im Unterrichte auf die Aussprache grosse Sorgfalt zu verwenden; für die untersten Stufen sei dieselbe allerdings schwer, während sie später den Schülern dann nicht mehr viele Schwierigkeiten bereite.

Dr. Lambeck zeigt sein Verfahren, welches darin besteht, dass die Aussprache nach Zeichen auf den einzelnen Vokalen durchgenommen wird, dann die Formenlehre, die sich ja in kurzer Zeit bewältigen lässt. Frühzeitig wird dann mit kleinen Lesestücken begonnen, wie sie sich in verschiedenen Grammatiken finden, z. B. im Elementarbuch von Gesenius. Dieselben werden vorgelesen, von Schülern wiederholt nachgesprochen, wörtlich übersetzt und in der folgenden Stunde wieder rückübersetzt; dabei empfehle sich sehr der fleissige Gebrauch der Wandtafel; anschliessend können dann auch Sprechübungen gemacht werden. Die Aussprachebezeichnung betreffend zieht er die Accente den Ziffern vor; geradezu verwerflich sei es, neben das englische Wort ein Zerrbild seiner Aussprache in deutschen Buchstaben zu setzen.

Wolpert (zur Zeit in Karlsruhe) betont die Wichtigkeit der Lautphysiologie für genaues Erlernen der Aussprache.

Professor Ihne (Heidelberg) hält mit dem Vortragenden die vielen seltenen Wörter, wie sie noch häufig in den Schulbüchern vorkommen, für einen pädagogischen Fehler; er glaubt nicht, dass eine Zusammenstellung der Wörter nach einheitlichen Gedankenkreisen von besonderem Vorteil sei. Redner macht noch auf eine Anzahl Druckfehler und unrichtige Angaben bei Zimmermann im Anhange zum 1. Teil (Ausspracheregeln) aufmerksam.

Gutersohn erwidert, dass seine Forderung, die Anordnung der Wörter nach Gedankenkreisen betreffend, nur eine etwas gemilderte Fassung sei der an einer früheren Philologenversammlung angenommenen These über zusammenhängende Übungsstücke. Die über Zimmermann gemachten Ausstellungen betreffend, giebt er zu, dass gerade in der 32. Auflage p. 53 verschiedene störende Druckfehler seien; sachliche Unrichtigkeiten aber seien wohl kaum zu verzeichnen, wenigstens seien alle angezweifelten Angaben in Übereinstimmung mit Webster und andern englischen Lexikologen. Das Buch sei seiner ganzen Anlage nach viel zu sorgfältig gearbeitet, als dass starke Verstösse darin vorkommen könnten.

Der Vorsitzende dankt dem Herrn Gutersohn im Namen der Sektionsmitglieder für seinen auf gründlicher Arbeit beruhenden Vortrag. Nachdem für die nächste Philologen-Versammlung Oberlehrer Dr. Lambeck zum 1. Vorsitzenden, Direktor Benecke (Berlin) zum 2. Vorsitzenden, Dr. Ziemer (Kolberg) und Professor Gutersohn (Karlsruhe) zu Schriftführern gewählt worden, wird die Sitzung für geschlossen erklärt.

Digitized by Google

OCT 26 1901

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 631 260

Digitized by Google